This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

TAYLOR
INSTITUTION
LIBRARY

ST. GILES · OXFORD

Fiddle Addo. III B. 201

Neuer

Deutscher Hausschatz

für

Freunde der Künste und Wissenschaften

Mit vielen historischen Anmerkungen und Erläuterungen

von

Herrmann Joseph Landau.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

III. & IV. Theil, Bildende Kunst und Theater.

Prag 1866.
Druck von Senders & Brandeis Rittergasse Nr. 408—I.
Selbstverlag des Verfassers.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
3 MAR 1988
OF OXFORD
LIBRARY

Bildende Kunst.

„Dieser strebt in wildem Trotze,
Die Natur zu unterjochen;
Jener bildet, sinnig forschend,
Was sie leis' ihm ausgesprochen."
A. W. v. Schlegel.

Apelles. Als Apelles einſt in Alexandria war, wollte ein böswilliger Menſch ihn in große Verlegenheit ſetzen, er ſchickte ihm alſo eine Einladung zu einem Hoffeſte beim Könige Ptolomäus, obgleich dieſer vielleicht niemals von dem Maler ſprechen gehört hatte. Apelles fand ſich am Hofe ein. Der König, überraſcht durch das unerwartete Eintreten eines Fremden, fragte ihn ziemlich barſch, wer ihn eingeladen habe. Apelles war in einer ſichtbaren Beſtürzung; aber er erholte ſich bald, nahm eine Kohle aus dem nahe ſtehenden Kohlenbecken und zeichnete an die Wand die Züge jenes Mannes mit ſo ſprechender Aehnlichkeit, daß der König ihn ſogleich erkannte. So war es, daß Apelles die Gunſt und die Freundſchaft des Ptolomäus gewann.

— Apelles hatte einſt den König auf dem Bucephalus reitend dargeſtellt; aber als Alexander das Gemälde ſah, tadelte er mancherlei daran und vorzüglich an dem Pferde. Apelles, der dadurch gekränkt war, widerlegte des Königs Anſicht nicht, aber er ließ den Bucephalus herbeiführen, um ihn mit dem gemalten Pferde auf dem Gemälde zu vergleichen. Aber ſobald jener ſein Bildniß gewahrte, wieherte er laut, als ob er einen Freund begrüße, und der Künſtler wendete ſich zu Alexander, indem er ſagte: „Siehſt Du wohl, Dein Pferd verſteht ſich beſſer auf die Kunſt der Malerei als Du!“

—. Apelles. Protogenes, ein berühmter Maler auf Rhodus, erhielt einſt, als er nicht zu Hauſe war, einen Beſuch von Apelles; aber dieſer wollte ſeinen Namen nicht ſagen, er zeichnete nur auf die Wand einige Umriſſe von außerordentlicher Zartheit. Protogenes kam nach Hauſe zurück, ſah die Zeichnung und erkannte Apelles an ſeinen Pinſelſtrichen. Er machte mit einer andern Farbe um die Zeichnung einen Rand von noch ſchöneren und zarteren Strichen, und als Apelles wiederkam, ließ er ſagen, daß er nicht zu Hauſe wäre. Da ergriff jener

noch einmal den Pinsel und zeichnete zwischen den entworfenen Figuren Striche von einer solchen Schönheit, daß Protogenes, als er sie sah, ausrief: „Ich bin besiegt, ich muß meinen Ueberwinder aufsuchen und ihn umarmen."

— Apelles hatte die Gewohnheit, seine Gemälde vor der Thüre seiner Werkstatt öffentlich auszustellen, um das Urtheil der Vorübergehenden hinter einem Vorhange wahrzunehmen, und alle allenfallsigen Mängel, die ihm einleuchtend und richtig schienen, zu verbessern. Eines Tages fand ein Schuster etwas an dem Schuhe einer Figur für nicht regelmäßig, Apelles erkannte dies auch und verbesserte den Schuh. Der Schuster, in seinem Eigendünkel sich dadurch geschmeichelt, wurde aber dreister und fing nachher, als er dieses Bild wieder sah, Dinge dabei zu tadeln an, die gar keinen Grund hatten; in Folge dessen rief ihm Apelles zu: Ne sutor ultra crepidam! Schuster, bleib' bei Deinem Leisten!

Antonello de Messina. In Messina befindet sich eine Jungfrau mit dem Kinde, das erste Gemälde, welches ein italienischer Künstler, Antonello, 1449 in Oel ausführte. Es blühte damals in mehreren Städten Italiens die Malerei, und Alfons I. zeigte einmal ein Gemälde von außerordentlicher Schönheit. Alle Künstler starrten geblendet das Kunstwerk an, das, wie man sagte, aus Brügge gekommen war. Antonello de Messina warf sogleich seine Pinsel weg, verkaufte seine ganze Habe, kaufte dafür Gemälde, antike Bronzen, Vasen, kostbare Handschriften und begab sich damit nach Brügge, Johann von Eyk, der ein ihm allein bekanntes Verfahren besaß, den Gemälden Glanz zu geben, besuchte den angeblichen Curiositätenhändler in Brügge ebenfalls, und da ihm der Fremde gefiel, kam er mehrmals wieder, kaufte auch italienische Gemälde, und gab dafür einige von den seinigen. Sein Arbeitszimmer aber blieb dem Italiener immer verschlossen. Nach langer Zeit erst willigte er ein, des Fremden Porträt zu malen. So kam Antonello in das Haus des van Eyk, sah dessen Farben und Verfahrungsweise, und kam bald hinter das Geheimniß des großen niederländischen Meisters. Dieser erfuhr später den Betrug, verzieh ihn indeß, da Antonello bei ihm zu bleiben versprach. Nach dem Tode des Meisters kehrte Antonello nach Italien zurück und setzte dort alle Kunstfreunde durch seine Gemälde in Erstaunen. In Florenz theilte er sein Geheimniß dem Domenico, der es dem Andrea del Castagno anvertraute. Dieser Letztere ermordete seinen Freund Domenico, um allein im Besitze des wichtigen Geheimnisses zu sein, entging indessen der Strafe nicht. Antonello begab sich darauf nach Venedig, um dort seine Kunst zu üben

und ſein Geheimniß den Künſtlern jener Stadt mitzutheilen. Ganz Venedig kam darüber in freudige Aufregung. Eine Deputation dankte Antonello öffentlich; man bekleidete ihn mit einem Gewande von Goldſtoff und ſein Name wurde in das Adelsbuch eingetragen. Der Senat geleitete ihn ſodann mit einem ſtattlichen Gefolge, unter dem Geläute aller Glocken, bis an die Schwelle eines Palaſtes, den ihm die Republik ſchenkte.

Angelo, Michel, zeigte ſchon in ſeiner zarten Jugend eine entſchiedene Neigung für die Malerei; er machte darin ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er ſchon im vierzehnten Jahre die Gemälde ſeines Meiſters Dominico Ghirlandajo verbeſſerte. — Schon hochbejahrt, bekam er einſt ein ſolches, von ihm retouchirtes Gemälde zu ſehen; er betrachtete es aufmerkſam und ſagte dann beſcheiden: „Ja, in meiner Jugend war ich ein beſſerer Künſtler, als ich jetzt bin.“

— Michel Angelo hatte für einen reichen, aber geizigen Kunſtliebhaber, für Andreas Doni, ein Gemälde gefertigt, und ſandte es ihm mit einem Billet, in welchem er 70 Ducaten dafür verlangte. Doni fand dieſe Forderung übertrieben und ſandte ihm nur 40 Ducaten. Michel Angelo ſchickte ſie ihm zurück und forderte nun 100 Ducaten oder ſein Bild. Doni, der ſich nun nicht mehr von ihm trennen konnte, entſchloß ſich endlich, ihm 70 Ducaten zu geben. Auf's Neue erhielt er aber ſein Geld zurück, mit dem Beiſatz, daß nach den Anerbietungen eines vornehmen Mannes er ſein Gemälde um nicht weniger als 140 Ducaten geben könne. Doni war in Verzweiflung; aber ſeine Kunſtliebe war eben ſo groß, als ſein Geiz; er gab ihm 140 Ducaten, indem er es beſeufzte, ihm nicht gleich das zuerſt Geforderte gegeben zu haben.

— Michel Angelo. Mitten unter den ſtattlichen und prachtvollen Paläſten Venedigs auf dem Marcusplatze, ſtand im ſechszehnten Jahrhundert ein Haus von ſehr beſcheidenem Ausſehen, das aber von den Gondolieren und den minder wohlhabenden Reiſenden häufig beſucht wurde. An einem Tage befand ſich ein einziger Fremder in dieſem Wirthshauſe, der an einem Tiſchchen ſaß, auf welchem die Ueberreſte einer frugalen Mahlzeit ſtanden. Er ſchien in tiefe Gedanken verſunken zu ſein, wurde aber durch das Geſpräch des Wirthes mit einem jungen Manne, in dem gewöhnlichen Anzuge der Gondoliere, aufmerkſam gemacht. Der Gondolier hielt um die Tochter des Wirthes an, die dieſer ihm verweigerte, weil der junge Mann die dreitauſend Gulden nicht beſaß, welche der Vater verlangte. „Geld habe ich nicht,“ ſagte der Gondolier, „aber ſtarke Arme und das Herz auf dem rechten Flecke. Ich kann wohl einſt General der Republik werden.“ Der Wirth lachte dar-

über und wiederholte seine Versicherung, daß er seine Tochter Keinem geben werde, der nicht dreitausend Gulden besitze. Der Fremde, der bis dahin still an seinem Tischchen gesessen hatte, stand jetzt auf und fragte den Wirth, ob er dem Gondolier, Gianetto, wie er ihn genannt habe, seine Tochter geben würde, wenn derselbe die verlangten dreitausend Gulden besitze. Der Wirth bejahte dies. „So soll das Mädchen Dein sein," sprach der Fremde zu dem Gondolier, „zwar habe ich kein Geld, aber vertraue auf mich." Nach diesen Worten nahm der Fremde ein Stück Pergament aus einer Mappe, und zeichnete auf dasselbe so rasch und lebenswahr eine Hand, daß die beiden Zuschauer verwundert und bewegungslos dastanden. „Trage dies zu dem Cardinal Bembo, und sage ihm, der Künstler bedürfe sofort dreitausend Gulden. Gianetto nahm die Zeichnung, eilte damit zum Cardinal und kam bald mit der verlangten Summe und dem Auftrage zurück, der Künstler möge den Cardinal am nächsten Tage besuchen. In dem Hause des Wirths war große Freude. Der Künstler wohnte später der Hochzeit bei, und nannte da endlich, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, seinen Namen — Michel Angelo. — Jahre vergingen und Gianetto, der wirklich Feldherr der Republik geworden war, vergaß seinen Wohlthäter nie. Er stand an dem Sterbebette des großen Künstlers und auf dem Grabmale desselben kann man heute noch den Ausdruck des Dankes des ehemaligen Gondoliers lesen. Die „Hand" Michel Angelo's befindet sich jetzt in dem Louvre zu Paris und wird noch heute von allen Verehrern des großen Meisters bewundert.

— Michel Angelo. Die Familie Farnese hatte an dem Ufer der Tiber ein Lusthaus gebaut und der Cardinal Farnese, der diese Villa zu dem köstlichsten Aufenthalte in der Welt machen wollte, wünschte sehr, Raphael selbst möge die Deckengemälde in den Salons malen. Der große Künstler wollte sich lange dazu nicht bewegen lassen, als aber Se. Eminenz die Farnarina gewann, machte Raphael keine Schwierigkeiten mehr und versprach, sein ganzes Talent aufzuwenden, um die Villa unvergleichlich zu machen, unter der Bedingung indeß, daß man Niemandem erlaube, seine Arbeit vor ihrer Beendigung zu sehen.

Die Rivalität zwischen Raphael und Michel Angelo Buonarotti war allgemein bekannt und sie erzeugte in den beiden berühmten Zeitgenossen eine große Eifersucht. Es gab in Rom wenige Kenner, welche die Anmuth und Schönheit in den Gemälden Raphaels nicht den Erzeugnissen des gewaltigen und riesenhaften Genies seines Nebenbuhlers vorgezogen hatten. Michel Angelo wußte dies recht wohl und dies eben reizte seinen von Natur heftigen und stolzen Sinn; er schwor, jede

Gelegenheit zu benutzen, um Raphael zu stören und ihm zu schaden. Bald sprach man von nichts als von den herrlichen Malereien, mit denen Raphael die Villa Farnese schmücke. Einige rühmten begeistert ein Gastmahl der Götter und die Hochzeit der Psyche, während andere eine Galathee priesen, alle aber schlossen mit dem Ausspruche: „wir wollen doch sehen, was Michel Angelo sagen wird, wenn er dies sieht.“ Diese unbestimmten Gerüchte, diese Lobeserhebungen der nur dem Namen nach bekannten Werke kamen Michel Angelo zu Ohren, der bei Dantes Hölle schwur, ein Mittel ausfindig zu machen, um in die Villa Farnese zu gelangen, die Gemälde seines Nebenbuhlers zu sehen und ihn an der Vollendung zu hindern.

Raphael war in seine schöne Fornarina so verliebt, daß oft mehrere Tage vergingen, ehe er sich dem Reize ihrer Gegenwart entziehen und eine Pinsel wieder nehmen konnte; vor Mittage kam er selten in die Villa Farnese. Eines Morgens nun stand Michel Angelo frühzeitig auf, verkleidete sich als aquavitario (Branntweinhändler), nahm einen Korb voll Biscuit und beliebte Liqueure und ging nach der Villa Farnese zu, wo die Maurer noch arbeiteten. Dort rief er laut: „Liqueur! Liqueur!“ Sobald ihn die Maurer hörten, stiegen sie von den Leitern herunter, öffneten die Thüre und forderten den aquavitario auf, hinein zu kommen. Kaum hatte Michel Angelo die Schwelle betreten, als er seinen Korb mitten unter die Arbeiter setzte und nach den Sälen eilte, um die Malereien seines Nebenbuhlers zu sehen. Er überblickte schnell das erste und zweite Zimmer und blieb einen Augenblick vor der reizenden Galathee stehen. Als er auf diesem Gemälde einen leeren Raum sah und bemerkte, daß Alles für den erwarteten Künstler vorbereitet sei, stieg er auf das Gerüste und zeichnete rasch mit Kohle einen gigantischen Jupiterkopf in die Mitte des Gemäldes, worauf er wieder herunterstieg und eilig die Villa verließ, ohne seine Waare weiter in Anspruch zu nehmen.

Mittags kam Raphael und sobald er den prächtigen Kopf, der mitten auf seinem Gemälde erschienen war, erblickte, rief er: „Michel Angelo!“ Seit diesem Tage arbeitete er nicht mehr für die Villa Farnese und sein Werk blieb unvollendet. Der Kopf, den Michel Angelo auf die Wand zeichnete, ist noch vorhanden; man hat ein Glas darüber gezogen und er erregt noch immer die Bewunderung der Künstler und Kunstkenner.

— Michel Angelo. Es ist ein merkwürdiger, nicht allgemein bekannter Umstand in der Geschichte seines berühmten Gemäldes: „Das jüngste Gericht“, daß es noch bei Lebzeiten des großen Künstlers beinahe

zerstört worden wäre. Paul IV. nahm nämlich Aergerniß an der Nacktheit der Figuren und wollte das Ganze wieder entfernen lassen. Als Michel Angelo diesen Einwurf des Papstes hörte, machte er bittere Bemerkungen darüber, die zwar die Zerstörung des Bildes abwendeten, aber eine Umänderung der Figuren nicht zu beseitigen vermochten. Der Papst gab dem Maler Daniel da Volterra den Auftrag, die hervorragendsten Figuren mit einer Gewandung zu versehen; von dieser Arbeit erhielt der Maler den Namen Brachettone (Beinkleidermacher). Michel Angelo fügte sich in den Willen des Papstes, rächte sich aber an Biagio, dem Ceremonienmeister, der zuerst auf die unanständige Nacktheit der Figuren aufmerksam gemacht hatte. Er brachte denselben in der rechten Ecke des Gemäldes in der Hölle als Midas mit langen Ohren an. Biagio beschwerte sich darüber bei dem Papste, welcher auch hier eine Aenderung verlangte. Michel Angelo erklärte aber, das sei unmöglich, denn obgleich Se. Heiligkeit die Macht hätte, aus dem Fegfeuer zu erlösen, so könne er doch Niemanden aus der Hölle befreien. In dem letzten Jahrhundert meinte Clemens XII., Daniel da Volterra sei in der Bekleidung der Figuren noch nicht weit genug gegangen, und er beeinträchtigte das berühmte Gemälde sehr bedeutend, indem er die Figuren durch Stephano Pozzi noch mehr verhüllen ließ. Wir sehen also das Meisterwerk Michel Angelo's jetzt nicht mehr, wie es der große Künstler geschaffen; überdies ist es durch die Feuchtigkeit während fast dreier Jahrhunderte und durch den Kerzen- und Weihrauchdampf in der Kirche sehr dunkel gefärbt worden.

— Michel Angelo. Einst traf ihn, als er die Decke der sixtinischen Capelle gemalt hatte, ein seltsamer Zufall; er konnte nämlich fast gar nichts erkennen, wenn er nach unten sah; wollte er einen Brief lesen, so mußte er ihn hoch emporhalten. Dieser Uebelstand soll mehrere Monate bei ihm gedauert haben. — Als er „das jüngste Gericht" malte, fiel er vom Gerüst herab und verletzte sich am Fuße. Er schloß sich ein und wollte Niemand zu sich lassen. Da führte der Zufall ihm Bacio Routini, einen berühmten Arzt, der fast eben so launenhaft war, als er selbst, zu. Routini fand alle Thüren verschlossen; Niemand antwortete seinem Rufe; er stieg also mit vieler Mühe in den Keller des Hauses, wo Michel Angelo wohnte, hinab, von da mit nicht weniger Arbeit in das Haus hinauf und gelangte endlich zu Angelo, den er entschlossen fand, einsam in seinem Zimmer sterben zu wollen. Der Arzt verließ ihn nicht, sondern zwang den großen Maler mit Gewalt einige Heilmittel auf, durch welche der beschädigte Fuß wieder hergestellt wurde.

— Michel Angelo besaß einen guten Theil Witz, machte Verse und seine Antworten zeichneten sich gewöhnlich durch Geist und Kühnheit aus. Der Kaiser Carl V. fragte ihn eines Tages um seine Meinung über Albrecht Dürer, und Angelo gab die kühne Antwort: „Ich schätze ihn so, daß, wenn ich nicht Michel Angelo wäre, ich lieber Albrecht Dürer, als Carl V. sein möchte.“

— Michel Angelo war nicht blos ein großer Maler, sondern auch ein guter Bildhauer und Dichter. Unter andern hatte er eine Bildsäule verfertigt, die Nacht vorstellend. Sie scheint zu schlafen und wurde so vortrefflich befunden, daß man folgenden Vers darauf machte:

La Notte che tu vedi in si dolci atti
Dormire, fu da un Angelo scolpita,
In questo sasso; e perche dorme, ha vita,
Destala se nol eredi, e parleratti.

(Die Nacht, welche Du hier so behaglich schlummern siehst, wurde von einem Engel aus Marmor gehauen; sie lebt, denn sie schläft. Wecke sie, wenn Du mir nicht glaubst, und sie wird sprechen.)

Schnell dichtete der Künstler eine Antwort im Namen der Nacht:

Grato mi é il sonno, e piu l'esser di sasso,
Mentrechel danno e la vergogna dura.
Non veder, non sentir m'e gran ventura:
Pero non mi destor deh parla basso!

(Süß ist mir der Schlaf und froh bin ich, Marmor zu sein, in einer so schlimmen, schamlosen Zeit. Nicht sehen, nicht fühlen, ist mir eine Wohlthat. Darum wecke mich nicht! rede leise!)

— Michel Angelo. Eine der schönsten Würdigungen, welche je einem Künstler zu Theil wurde, ist wohl jene, welche Michel Angelo von dem florentinischen Großherzog Cosmus II. zu Theil wurde. Der genannte Fürst schrieb nachstehenden Brief an den großen Meister, welcher sich damals zu Rom aufhielt, um sich in der Peterskirche neue Denkmale der Unsterblichkeit zu errichten. Dieser merkwürdige Brief lautet:

„Da Uns die schöne Jahrszeit und die Berichte von Euern Freunden einige Hoffnung gewähren, daß ihr nicht ganz abgeneigt seiet, endlich einmal auch wieder nach Florenz zu kommen, und nach so vielen Jahren Euer Vaterland und Heimwesen zu sehen, was Uns um so inniger freuen würde, da Wir das schon oft gewünscht haben: so müssen Wir Euch mit diesen Unsern Zeilen ermahnen und bitten, es zu thun, wie Wir Euch auch ermahnen und bitten, von Herzen überzeugt zu sein, daß Ihr von uns mit großem Vergnügen gesehen sein werdet. Fürchtet nicht etwa, Wir werden Euch irgend mit etwas Unangenehmen beschwerlich fallen. Wir

wiſſen, welche Hochachtung wir Eurem Alter und Eurem ausgezeichneten Verdienſt (alla singolarita della vostra virtú) zu zollen ſchuldig ſind. Aber kommt doch ganz ungezwungen, und glaubet, Ihr werdet bei Uns ganz nach Eurem Wohlgefallen einige Zeit leben. Uns iſt es ſchon Freude genug, Euch nur hier zu ſehen ꝛc.“

Ja, nur unter ſolchen Verhältniſſen, unter ſolcher Aufmunterung und Würdigung konnten die Angelos gedeihen. Wenn wir einen Blick auf den Gang unſrer deutſchen Kunſt werfen, wahrlich, dann müſſen wir uns wehmüthig an Schillers bezeichnende Worte erinnern:

Kein Auguſteiſch Alter blühte,
Keines Mediciers Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürſtengunſt.

Indeß wollen wir zugeſtehen, daß auch noch eher die Kunſt als die Literatur ihre Mecäne findet; vielleicht weil jene mehr als dieſe der Sinnlichkeit ſchmeichelt.

Michel Angelo war, als er den obenſtehenden Brief erhielt, ſchon zu alt und zu ſchwach, als daß er jene freundſchaftliche Einladung hätte annehmen können; er lehnte ſie mit ſeiner gewohnten edlen Beſcheidenheit ab. — Wenigſtens aber nach ſeinem Tode kam der große Künſtler nach Florenz, trotz der Widerſetzlichkeit der Römer, welche ſeine irdiſchen Ueberbleibſel dem Großherzog, da er ſie verlangte, nicht auslieferten. Doch Cosmus ruhete nicht, um ſich in den Beſitz der theuern Reſte des Vielgeehrten und Geliebten zu ſetzen. Er bediente ſich der Liſt, Angelo's Aſche in einem Ballen Kaufmannswaaren heimlich entwenden und nach Florenz bringen zu laſſen.

Klage und Troſt an Michel Angelo's Grabe.

Er war ein hoher Genius,
Geſchmückt mit aller Muſen Gaben,
Die wir in ihm verloren haben.
Nur Eins hemmt unſerer Thränen Fluß
Um dieſen hohen Genius:
Ein Angelo liegt hier begraben —
An Micheln iſt noch Ueberfluß!

Hamburg 1827. (Freiſchütz Nr. 38.) Hohlfeldt.

— Michel Angelo. Winckelmann ſagt in ſeiner Geſchichte der Kunſt B. 4 K. 2: „In andern Künſtlern hat der Himmel das ſanfte Gefühl der reinen Schönheit nicht zur Reife kommen laſſen; und es iſt ihnen durch die Bemühung, ihr Wiſſen allenthalben anzuwenden, in Bildung jugendlicher Schönheiten erhärtet worden, wie dem Michael Angelo — —. Er hat ſich mit Betrachtung der hohen Schönheit beſchäftigt, wie man aus ſeinen theils gedruckten, theils ungedruckten Gedichten ſieht, wo er in würdigen und erhabenen Ausdrücken über dieſelbe denket, und er iſt wunderbar in ſtarken Leibern; aber aus angeführten Grunde hat derſelbe aus ſeinen weiblichen und jugendlichen Figuren Geſchöpfe einer andern Welt, im Gebäude, in der Handlung und in den Gebärden gemacht: Michael Angelo iſt gegen den Raphael, was Thucydides gegen den Xenophon iſt.“

Die neuen Herausgeber von Winckelmanns Werken fügen der Angabe des Buchs, worin Michel Angelo's Gedichte erſchienen ſind *), ein anderes Sonett zur Probe bei, und äußern ſich über die Sammlung alſo: „In dieſen ſeltenen, und daher im Auslande wenig bekannten Gedichten offenbart ſich der große Michel Angelo auf eine Weiſe, welche Allen, die ihn nur aus ſeinen Gemälden und Statuen kennen, auffallend und wunderbar erſcheinen muß. Innige Bewunderung wahrer Schönheiten, tiefe von ihrem Gegenſtand nicht erhörte Liebe, ſanfte rührende Wehmuth über die ganze Erſcheinung des einer unendlichen Liebe nicht genügenden Lebens und eine hieraus ſich erzeugende ſchwermüthige Sehnſucht nach Auflöſung und Befreiung von den irdiſchen Feſſeln, ſind der Grundton dieſer glühendwarmen Gedichte, in welchen Michel Angelo das Weibliche ſeiner großen gewaltigen Natur um ſo lieblicher ausſpricht, je mehr in ſeinen übrigen Kunſtwerken das männliche Princip überwiegend und hervortretend iſt.“

Es dürfte daher eines ſeiner ſchönſten Sonette in der Urſprache nebſt treuer Ueberſetzung von Adrian unſern Leſern nicht unwillkommen ſein:

Sonetto

di Michel Angelo Buonarroti.

La forza d'un bel volto al ciel mi sprona
Ch'altro in terra non è che mi diletti,
E vivo ascendo fra gli spirti eletti;
Grazia, ch'ad uom mortal raro si dona.

*) Rime di Michel Agnolo Buonarroti il Vechio, con una lezione di Benedetto Varchi e due di Mario Guiducci sopra di esse (di Gennare Gianelli in Firenze 1726. Das Obige iſt aus dem Parnasso italiano Tom. XXXIV. genommen.

Si ben col suo fattor l'opra consona,
Ch'a lui mi levo per divin concetti,
E quivi informo i pensier tutti e i detti
Ardendo amando per gentil persona.

Onde, se mai da due belli occhj il guardo
Torcer non so, connosco in cuor la luce,
Che mi mostra la via ch'a Dio mi guide.

E se al lume loro accesso io ardo,
Nel nobil foco mio dolce riluce
La gioja che nel cielo eterna ride.

Sonett.

(Nach Mich. Ang. Buonarotti, von Adrian.)

Ein ſchönes Antlitz trägt mich himmelan,
Daß ich vor jeder Erdenluſt es preiſe,
Und lebend wandle in der Sel'gen Kreiſe —
Ein ſeltnes Glück auf öder Erdenbahn! —

Ein Wunder hat der Schöpfer da gethan,
Und ſeine Macht auf gnadenvolle Weiſe
In ihr gezeigt; ſo darf zu ſeinem Preiſe
Ich andachtsvoll dem holden Weſen nah'n.

Wenn liebentbrannt an ihren ſchönen Blicken
Mein Auge hängt, erglüht in tiefer Bruſt
Die reine Flamme, die zu Gott mich leitet;

Und wenn mich jene Strahlen hehr beglücken
Entzündet ſich die Ahnung all der Luſt,
Die in dem Himmel ewig mir bereitet.

Brower, Adrian. Einſt kam ein einfach gekleideter Mann zu Brower und verlangte den Preis eines von dem Künſtler eben vollendeten Gemäldes zu wiſſen. Die Forderung Brower's war nicht gering, der [illegible] ſie jedoch und beſtellte ein Seitenſtück dazu für denſelben [illegible]er, dem dieß Benehmen auffiel, fragte den Käufer nach

seinem Namen. „Ich heiße Kreesbeck, bin meines Gewerbes ein Bäcker, liebe die Malerei, und wünsche für jeden Preis ein Paar Bilder von Ihnen zu besitzen. Sie können Ihre Zeit besser benutzen, als durch Unterricht im Zeichnen und Mahlen; ich bin nicht reich genug, um Sie, wie Sie es verdienen, für Ihren Unterricht zu bezahlen, sonst hätt' ich Sie darum gebeten; ich bilde mir ein, mein Geld würde nicht ganz weggeworfen sein." Brower, von diesem ungesuchten Lobe gerührt, versprach zwar, ihm das gewünschte Seitenstück zu malen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er es unentgeldlich annehme, und erbot sich auch zu einem unentgeldlichen Unterricht. Beide wurden bald vertraute Freunde. Aber diese Bekanntschaft hatte sehr unglückliche Folgen für den Künstler. Kreesbeck's junge Frau galt für eine der ersten Schönheiten in Amsterdam, auch war sie es wirklich. Beim' ersten Anblick fühlte Brower, sie sei der lebendige Abdruck seines Ideals, das er sich nach Raphaels Madonnen geträumt hatte. Um seine Ruhe war es geschehen. Zu redlich, die Gastfreundschaft zu verrathen, zu bieder, einen Freund zu entehren, entsagte er den Hoffnungen, die er in den schönsten Augen zu lesen schien, floh das Haus seines Freundes, selbst die Stadt, entsagte allen seinen übrigen Freunden und seiner Kunst, stürzte sich in einen Strudel von Zerstreuungen, und fand durch solche, erst zwei und dreißig Jahr alt, schon sein Grab. — Das ist der Fluch des Genies, wovon die Alltagsseelen keine Ahnung haben.

Berghem, Nicolaus. Sein Vater, Peter von Harkem, ein sehr mittelmäßiger Künstler, gab ihm den ersten Unterricht in der Malerei, worauf er in der Folge unter den geschickten Meistern, van Goyen und Weninx, seine Studien fortsetzte. Als er einst, von seinem Vater verfolgt, in die Werkstätte des van Goyen geflohen sei, der sich bemüht habe, ihn zu schützen, und gerufen: Berghem, (verbergt ihn) und dieses sei die Veranlassung seines neuen Namens geworden. Die glücklichen Anlagen des Jünglings entwickelten sich schnell, und er erlangte bald einen Ruf. Liebe für seine Kunst, und die Nachfrage nach seinen Gemälden waren die Ursache, daß er außerordentlich fleißig arbeitete. Hierzu kam noch der Geiz seiner Frau, die ihn in dem Grade beherrschte, daß sie ihm keinen Augenblick Ruhe gönnte, und sich alles Geldes bemächtigte, das er verdiente. Sie wohnte über seiner Werkstätte, und klopfte mit einem Stocke auf den Boden, sobald sie ihn nicht singen und arbeiten hörte. Sein einziger Trost war ihm die Kunst, der er sich im Sommer von Morgens vier Uhr an bis auf den Abend weihte. Eine ungemeine Leichtigkeit machte ihm die Arbeit angenehm. Der einzige Verdruß, den er empfand, war, seine Liebe für Kupferstiche nicht ganz befriedigen zu können. Diese

löbliche Liebhaberei nöthigte ihn oft, Geld von seinen Schülern zu borgen, das er ihnen nur dadurch zurückzahlen konnte, daß er seine Frau über den Ertrag seiner Gemälde täuschte. Auf diese Weise gelangte er zu einer reichen Sammlung, die nach seinem Tode sehr theuer bezahlt wurde.

Vaccaterio, Nicolaus, welcher die beiden Säulen auf dem Marcusplatze in Venedig mit großer Kunst aufgerichtet hatte, wurde vom Senate dafür die Wahl einer Belohnung frei gestellt, er bat aber nur um die Gnade: „Daß Würfelspieler und Marktschreier zwischen diesen Säulen ungestört ihr Wesen treiben dürfen." — — So sonderbar auch Vielen diese Bitte erscheinen dürfte, so ist die Ursache dieser Bitte nur darin zu suchen, daß eben durch das Zusammenströmen der Neugierigen dadurch bezweckt wird uns so auch das Meisterwerk nie ohne Bewunderer bleiben soll. — —

Blanchet, Thomas, erhielt den Auftrag von dem Magistrate zu Lyon, das dortige Rathhaus durch Gemälde zu verzieren. Nachdem er seine Arbeit beendet hatte, verlangten die Schöffen von ihm eine Rechnung über den Betrag der dazu verbrauchten Farben. Blanchet schrieb: „Für Schwarz und Weiß — 100,000 Frs." Jetzt merkten die Schöffen, wie unzart sie gehandelt hatten. Sie bezahlten seine Arbeit, ihrem Werthe angemessen, ansehnlich, setzten ihm ein Jahrgehalt aus und verliehen ihm eine freie Wohnung auf Lebenszeit in dem Rathhause.

Le Brun. Der Maler Mignard wollte einst seinem berühmten Nebenbuhler Le Brun eine Schlinge legen. Er malte also eine Magdalena und ahmte so täuschend, als ihm möglich war, Guido Reni's Manier und Colorit nach, dann ließ er das Gemälde durch einen Unbekannten zum Verkauf ausbieten, wohl wissend, daß der Käufer, wie gewöhnlich, ihn und Le Brun zugleich um ihre Meinung frage. Es geschah; Mignard erklärte: das Gemälde könne unmöglich von Guido Reni sein, er finde es dieses großen Meisters völlig unwürdig. Le Brun widersprach heftig, vielleicht aus Ueberzeugung, vielleicht auch nur, um zu widersprechen. Da lächelte Mignard höhnisch und erklärte, er habe das Bild selbst gemacht. „Nun wohl," sagte der gereizte Le Brun, „so bitte ich Sie, in Zukunft immer solche Guidos, und nie einen Mignard zu malen."

Boucher, Franz, ließ sich gegen seine Schüler nie auf Erläuterungen der Fehler ein, die sie in ihren Arbeiten gemacht hatten; schweigend verbesserte er sie und pflegte zu sagen: „Ich kann nur mit dem Pinsel Rath geben."

Cranach, Lucas. Georg, Herzog von Sachsen, war Luther's und seiner Lehre abgesagter Feind. Alles, was von Luther kam, war ihm höchst zuwider.— Luther hatte ein Buch über die Frage geschrieben: „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein könnten?" Cranach, Luther's Freund, der eben damals für den Herzog in Dresden arbeitete, suchte die Gelegenheit, dies Buch, ohne Titel und Vorrede dem Herzog in die Hände kommen zu lassen; der Herzog las es und dasselbe erhielt seinen Beifall. Der Herzog, welcher recht gut wußte, daß Cranach ein großer Freund Luther's sei, ließ ihn rufen und zeigte ihm das Buch mit den Worten: „Hier lese und überzeuge Dich, daß es auch noch außer Luther Männer giebt, welche erbauliche Bücher schreiben." Cranach nahm aber ein vollständiges Exemplar dieses Buches heraus, welchem Luther's Namen und Vorrede vorgedruckt war, und bewies dem Herzog dadurch, daß Luther selbst der Verfasser der von ihm auch gepriesenen Schrift sei. Der Herzog, durch diese Enttäuschung ärgerlich, meinte daß es doch eine Schande sei, daß ein solcher heilloser Mönch so ein gutes Büchlein machen könne.

— Cranach liegt in Weimar, wo er 1553 starb, begraben. — Der Steinmetz, welcher seinen Grabstein zu machen hatte, sollte darauf die Worte anbringen: „pictor celerrimus" (der geschwindeste Maler), weil Cranach höchst schnell arbeitete und deßwegen so fruchtbar war. Aus Versehen setzte er aber: „pictor celeberrimus" (der berühmteste Maler). Ein Irrthum, der im Grunde nicht ohne Anwendbarkeit ist, wenigstens was die deutsche Schule betrifft.

Carravagio, Polidor, war zuerst ein armer Maurergeselle. Als Raphael im Vatican seine wundervollen Wandgemälde ausführte, mußte Polidor ihm dabei die Wand mit der frischen Kalkschichte bedecken worauf die Maler die Frescogemälde ausführen, es ist dies eine schwierige Arbeit welche viel Gewandheit und Aufmerksamkeit erfordert, soll den Maler nicht seine ganze Arbeit verdorben werden. Raphael war mit der Anstelligkeit des jungen Menschen so wohl zufrieden, daß er als er seine Arbeiten in Vatican vollendet hatte, zu ihm sagte: Jetzt gestatte ich dir

eine Bitte und ist es nicht grade zu unmöglich was du verlangst, so werde ich dir was du immer forderst gewähren. Wenn das ist Signor, versetzte entschlossen Polidor so bitte ich Euch nehmt mich unter die Zahl eurer Schüler auf, denn seit ich euch arbeiten sah, möcht ich nichts anderes mehr werden als ein Maler. Gut! entgegnete Raphael, von heute an bist du mein Schüler ich werde sehen was ich aus dir ziehe."

— Carravagio wurde einer der ausgezeichnetsten Schüler Raphaels und wäre wohl der beste unter Allen geworden, hätte ihn nicht in der Blüte seiner Jahre ein treuloser Diener Nachts in seinem Bette ermordet— wie man sagt auf Anstiften einiger neidischen Kunstgenossen des trefflichen jungen Mannes.

Caraccio, Augustin, der Bruder des Hannibal Caraccio, brach in einer Gesellschaft in laute Lobeserhebungen über die Gruppe des Laokoon und seiner Kinder aus. Hannibal schwieg still dazu und die Anwesenden konnten ihre Verwunderung darüber nicht verbergen. Da ergriff Hannibal eine Reißfeder und zeichnete an die Wand des Saales die Gruppe so deutlich hin, als wenn er sie vor Augen hätte. „Die Dichter," sagte er, „malen mit Worten und die Maler reden mit dem Pinsel."

— Caraccio, Augustin, war sehr eitel; er kleidete sich wie ein Hofcavalier, nicht wie ein Maler, und setzte darin eine Ehre, bei Prinzen und Cardinälen antichambriren zu dürfen. Hannibal, sein Bruder, war darüber sehr mißvergnügt und suchte ihn auf einen andern Weg zu bringen, doch ohne Erfolg. Eines Tages begegnete er ihm, als Begleiter eines Großen, auf einem Spaziergange; er zog ihn bei Seite und lispelte ihm in's Ohr: „Augustin, vergiß nicht, daß unser Vater ein Schneider gewesen ist!" Er ließ es indeß nicht bei dieser Ermahnung bewenden; er malte auch gleich darauf die Halbfigur des Vaters, mit einer Brille auf der Nase, einen Faden durch die Nähnadel stechend; die Mutter mit einer Scheere daneben. Unten las man: „Antonio Caraccio, Schneider." — Er schickte das treffliche Bild seinem Bruder, als eine fortwährende Ermahnung zur Unterdrückung seiner albernen Eitelkeit. Doch dieser nahm so großen Anstoß daran, daß er es sorgfältig vor Jedermann verbarg.

Caravaggio, Michel Angelo, wurde von einem Manne hohen Ranges so geringschätzend behandelt, daß er im Gefühl seines Künstlerwerthes den Hochmüthigen auf eine auffalende Weise beleidigte. Dessen Rachsucht und den Dolch eines Banditen fürchtend, verließ er Rom, wie er ging und stand. Ihm fehlte bei seiner Fußwanderung bald Geld und der Beistand eines Freundes. Hunger und Ermüdung trieben ihn in ein

elendes, an der Landstraße liegendes Wirthshaus. Er verlangte eine Mahlzeit, aber der Wirth, der schon aus dem Aeußern des Künstlers auf seine armseligen Umstände schloß, verweigerte sie ihm, wenn er sie nicht vorher bezahle. Caravaggio erklärte sein Unvermögen, erbot sich aber, dem Wirthe das ganz erbleichte Schild für eine Mahlzeit umzumalen. Der Wirth war damit zufrieden; es wurde abgenommen. Caravaggio gab ihm ein ganz frisches Ansehen, erquickte sich durch eine Mahlzeit und pilgerte weiter. Bald darauf kehrten andere Reisende in das Wirthshaus ein. Sie gehörten nicht zu den Vornehmsten, ihnen fiel aber doch das Schild auf, sie bewunderten es und entstanden es von dem Wirthe für einen nicht unbedeutenden Preis. Dem Wirthe ging nun ein Licht auf mit solchen Schildern war etwas Beträchtliches zu verdienen, wenn ihm der unbekannte Maler dergleichen zu Dutzenden machen wollte. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, ihm nachzueilen. Es war schon in der Nacht; da fand er Caravaggio, von Mattigkeit und Gram niedergebeugt, an der Landstraße liegen. Er lud ihn freundlich ein, zu ihm zurückzukehren. Caravaggio fand nun eine gastliche Aufnahme und entging dadurch dem gänzlichen Verderben.

Caraccio, Hannibal, besaß das Talent, Menschen, die er nur einmal gesehen hatte, so ähnlich zu zeichnen, daß man sie auf den ersten Blick erkannte. Auf einer Reise, die er mit seinem Vater machte, wurde er auf der Landstraße beraubt. Als er in die nächste Stadt kam, ging er sogleich zu dem Richter und zeichnete ihm die Portraits der Räuber nur mit wenigen Strichen hin, aber diese Umrisse waren so kenntlich, daß die Räuber darnach sogleich aufgefunden und gefangen genommen werden konnten.

Callot. Nachdem König Ludwig XIII. durch Verrath im Besitz der Stadt Nancy, der Geburtsstadt Callot's gekommen war, und seinen Einzug in dieselbe gehalten hatte, eilten alle Künstler zu ihm, um ihm den Hof zu machen, nur Callot erschien nicht. „Hat er meine Wohlthaten vergessen? sagte der König zu Claude de Ruel, der dem Künstler die Worte des Königs überbrachte. „Ja," antwortete der brave Künstler mit Unwillen; „ja, ich habe seine Wohlthaten vergessen, seit er auf seine Art nach Nancy gekommen ist." Claude de Ruel forderte ihn auf, ihm in den herzoglichen Palast zu folgen, wo Ludwig XIII. Audienz gab. „Nie," antwortete Callot stolz und entschlossen, und Claude de Ruel entfernte sich wieder. Bald darauf erschien indessen ein von dem Herzoge Karl von Lothringen unterzeichneter Befehl des Inhalts: „Jaques Callot wird in den Palast berufen vor den König." — „Ich werde gehen,"

ſprach Callot, „aber nie mich beugen.“ Der König empfing ihn ſehr gnädig und ſagte zu ihm: „Meiſter Callot, wir haben nicht vergeſſen, daß Ihr Euer Talent für unſern Ruhm verwendet habt; Ihr habt für die künftigen Jahrhunderte die Einnahme der Inſel Rhé und die Belagerung von Rochelle gezeichnet; gebt uns jetzt ein Bild von der Belagerung Nancy's. Callot richtete ſich ſtolz empor und ſagte: „Sire, ich bin ein Lothringer und werde mir lieber den Daumen abhauen, als die Belagerung Nancy's darſtellen.“ Er fürchtete indeß, er würde ſeine kühne Antwort theuer bezahlen müſſen. Der ganze Saal gerieth in Aufruhr, die Höflinge ſtellten ſich erbittert und die Schwerter flogen aus den Scheiden; auf einen Wink erſchienen mit Partiſanen bewaffnete Soldaten an der Thüre; auf der andern Seite umringten die ihrem Vaterlande treu gebliebenen lothringiſchen Adeligen den Künſtler, feſt entſchloſſen, denſelben zu ſchützen und zu vertheidigen. Ludwig XIII. aber, der bisweilen ein ächt königliches Herz zeigte, ſagte zu Callot, zur großen Verwunderung des ganzen Hofes und des Künſtlers ſelbſt: „Herr Callot, Eure Antwort ehrt Euch.“ Dann wendete er ſich an die Höflinge und ſagte: „Der Herzog von Lothringen muß ſich freuen, ſolche Unterthanen zu haben.“

Caylus, von, faßte leicht, empfänglich für jeden erſten Eindruck eine Vorliebe für neue Bekanntſchaften; er war ſchnell für Jemanden enthuſiaſtiſch eingenommen, aber eben ſo ſchnell wurde er ihm auch zuwider. Seine Freunde hatten an ſeiner Gemäldeſammlung einen richtigen Maaßſtab, wie hoch ſie bei ihm in Gunſt ſtanden. Er ließ jeden neuen Bekannten, für den er freundſchaftliche Zuneigung fühlte, malen, und räumte dieſen Bildniſſen einen Platz in ſeinen Zimmern ein. Jedes neue Bild wurde anfänglich über dem Kopfende ſeines Bettes befeſtiget; bald kam ein anderes an deſſen Stelle, und das erſte rückte nach und nach bis zur Thüre, kam dann in's Vorzimmer, von dort auf den Boden, und endlich ward nicht weiter daran gedacht.

— Caylus, ging einſt in Paris durch eine Straße, und wurde einen Maler, in ſehr ausgedehntem Sinne des Wortes, auf einer Leiter gewahr, der ſich abängſtigte, um über der Hausthür einer Schenke einen heiligen Antonius hinzupinſeln. Caylus blieb ſtehen, ſah ihm eine Weile zu, und die Geduld verlierend, rief er aus: „Unglücklicher! Herunter von der Leiter! Mir den Pinſel!“ Der Sudler gehorchte; der Graf, in einem ſehr ſchönen, ſchwarzſeidenen Kleide, ſtieg bis auf die oberſte Sproſſe der Leiter, und in kurzer Zeit ſtellte er mit ſicherer Hand einen ſehr gelungenen heiligen Antonius dar. Als er wieder hinab

ſtieg, erkannte ihm ein Mitglied der Akademie, und überraſcht, nannte er ihn bei dem Namen. Einſtimmig rief nun eine Menge Neugieriger, die der Anblick eines ſo elegant gekleideten Mannes, beſchäftiget mit dem Malen eines Schildes über einer Hausthür, herbei gelockt hatte: „Bravo! Bravo! Es lebe der Graf von Caylus! der charmante Herr!“ Unter dieſem Geſchrei wurde der Graf bis in das Louvre verfolgt, wo er ſich in die Wohnung von d'Alembert flüchtete, und ſo lange dort verweilte, bis die Menge ſich nach und nach verlaufen hatte.

Chodowiecky, Daniel. In einem Stammbuche war eine Gruppe von Fratzengeſichtern gezeichnet, mit der Unterſchrift: „Und doch bleibt dieſe Welt die beſte!“ Chodowiecky zeichnete auf dem gegenüberſtehenden Blatte eine Menge lieblicher Geſichter und Amoretten mit der gemüthlichen Unterſchrift: „Es iſt ihre Schuld, wenn Sie nur jene und nicht auch dieſe finden!“

Canova. Als Bonaparte erſter Conſul geworden war, berief er Canova nach Paris, um durch deſſen Meißel verherrlicht zu werden. Canova hatte aber zu dieſer Reiſe ſo wenig Luſt, daß der Pabſt ſelbſt ſeine Beredſamkeit aufbieten mußte, um ihn auf den Weg zu bringen. Der Conſul empfing ihn zu St. Cloud mit der größten Freundlichkeit und Achtung. Canova, ein herzlicher Vaterlandsfreund, ſtellte ſogleich bei der erſten Zuſammenkunft dem gewaltigen Manne den elenden Zuſtand, worin ſich damals Rom befand, die Beraubung der päpſtlichen Paläſte, die Zertrümmerung der alten Denkmäler, den Verfall des Handels und aller Gewerbe in den lebhafteſten und rührendſten Schilderungen vor Augen. „Ich will Rom wieder herſtellen,“ antwortete der Conſul, „das Wohl der Menſchheit liegt mir am Herzen aber unterdeſſen — was wünſchen Sie für ſich ſelbſt?“ — „Nichts!“ antwortete Canova, „als Ihre Befehle.“ — „Gut denn,“ antwortete Bonaparte, „ſo fertigen Sie meine Bildſäule an.“ So endete die erſte Zuſammenkunft. Nachdem Canova das Modell angefertigt hatte, kehrte er wieder nach Rom zurück.

— Canova. Der größte Künſtler iſt nicht immer der beſcheidenſte; Canova war es. 1807 hatte er die koloſſale Statue des Kaiſers Napoleon im Modell vollendet. Er führte die Dichterin Brun in ſeine Werkſtätte. Das Modell war noch nicht ganz trocken. Als ein Ganzes betrachtet, ſchien ihr die Bildſäule groß und ſchön gearbeitet; alle Theile ſtanden im vollkommenen Ebenmaße. Doch etwas behagte ihr nicht. Er bemerkte es. „Sprechen Sie, ſagen Sie Alles, was Sie denken.“ Der

Arm, der die Erdkugel trug, schien der Reisenden in den Muskeln fehlerhaft. Dies äußerte sie. „Sehen Sie es jetzt recht genau an," sagte er, und ließ das Modell in eine andere Richtung bringen. „Finden Sie es noch?" fragte er. Sie blieb dabei. „Ich werde darüber nachdenken," brach er ab. Aber einige Tage darauf kam er zu ihr und sagte: „Sie haben Recht gehabt; ich habe den Arm umgearbeitet."

— Canova führte einst die Brun in seine größte Werkstätte. Sie drückte ihm ihre feurigste Bewunderung bei seinem Amor, seiner Psyche und Hebe aus. Dagegen ließen sie die kolossalen Gruppen des Herkules und Lychas, des Theseus wie des Minotaurus kalt. Er bemerkte es natürlich. „Ich sehe wohl, Sie lieben meine Kolosse nicht!" Die Brun bekannte offen, wie ihr jene Gestalten lieber seien. Das nahm er nicht im Geringsten übel, so sehr er auch auf diese Gruppen Werth legte.

— Als Canova im Jahre 1810 zum zweiten Male nach Paris berufen wurde, und die Büste der Kaiserin modellirte, hatte sich dieselbe etwas erkältet. Canova nahm sich die Freiheit, zu äußern, daß sie zu wenig Sorge für sich trüge, und daß sie nicht in einem offenen Wagen auf die Jagd fahren dürfe, weil solches für Schwangere sehr gefährlich sei. „Sie sehen," sagte Napoleon, „daß ein Jeder sich darüber wundert. Aber die Frauen (und dabei berührte er seine Stirn mit der Fingerspitze), die Frauen folgen überall ihrem eigenen Kopfe. Denken Sie nur, sie will jetzt mit nach Cherbourg reisen, was doch so weit von hier entfernt ist; aber ich sage, sie müßte sich mehr in Acht nehmen. Doch — sind Sie verheirathet?" — „Nein!" antwortete Canova, „ich bin mehrere Mal nahe daran gewesen, aber das Zusammentreffen mancher Umstände hat mir noch immer meine Freiheit bewahrt, besonders aber hat mich die Besorgniß, ich möchte vielleicht mit einer Gattin zusammentreffen, die mich nicht so liebt, wie ich sie, verhindert, meine Lage zu verändern. So ist es geschehen, daß ich frei geblieben bin und nur meiner Kunst mich ganz habe widmen können." — „Ach! die Frauen, die Frauen!" sagte Napoleon noch einmal mit einem bedeutenden Lächeln, und ging dann wieder an sein Frühstück.

— Canova. Oft schon ist behauptet worden, daß gewisse Stunden des Tages oder gewisse Jahreszeiten und Orte dem Aufschwunge des Genius günstiger sind als andere. Canova meinte, nur unter der Sonne Italiens könnten seine Schöpfungen gedeihen, ein wolkiger Himmel, eine nebligte Atmosphäre zogen um seinen Geist Wolken, die dieser so wenig zu durchdringen vermöchte, daß ihm selbst Paris als das Grab

ſeines Genius erſchien. Einſt gewahrte Napoleon, daß ſeiner von Canova gefertigten, ſpäter im Beſitz des Baron Denon ſich befindenden Büſte, jener großartige Charakter fehle, der ſonſt die Werke des herrlichen Meiſters auszeichnete, und bemerkte gegen Canova wie er glaube, daß derſelbe in der Ausführung dieſer Arbeit nicht glücklich geweſen ſei. „Ich fühle das," antwortete Canova, „aber ich konnte es nicht helfen, der umwölkte Himmel Frankreichs begeiſtert mich nicht, ſo wie die warme Sonne Italiens."

— Canova führte eines Tages die Dichterin Brun zu ſeiner Lieblingsarbeit: die büßende Magdalena. Sie hatte ſie ſchon oft geſehen und ſah ſie wieder mit ſtiller Bewunderung. „Nun, gefällt ſie ihnen nicht?" unterbrach er das Schweigen. „Es ſcheint mir," bemerkte die Kennerin, „Sie haben hier mit dem Meißel gemalt, wie Raphael Mengs oft mit dem Pinſel ein Bildhauer geworden." Da lachte er. „Wahrhaftig, Sie haben vielleicht Recht."

— Canova ward ſpäter mit Napoleon ſehr vertraut und war oft bei dieſem und Joſephine. Der Kriegsmann ſcherzte mit dem Künſtler. „Sie machen Eroberungen in Marmor," ſagte er; „ſie ſind härter als die meinigen." — „Und vielleicht dauerhafter," bemerkte Canova, und beſchwor ihn dann, auf ſeinen Trophäen zu ruhen, ſeine Macht zu bekräftigen und ſein Schickſal, das ſo oft durch den Sieg beſtimmt worden war, dieſem nicht mehr auszuſetzen. Der Kaiſer lachte über die Furcht des Bildhauers. „Ich fechte neue Schlachten," antwortete er, „ſo wie Sie neue Statuen machen." — „Da iſt aber ein großer Unterſchied dabei," entgegnete der Bildhauer. „Ein Künſtler darf nie in der Vervollkommnung ſeiner Kunſt ſtehen bleiben; hierbei können wir nur ſtets von Eroberung zu Eroberung fortſchreiten. Nur Mittelmäßigkeit kann wähnen das Ziel erreicht zu haben. Aber den Krieger erwarten tauſend Gefahren auf dem Wege des Ehrgeizes. Denken Sie an Cäſar und eine Menge Anderer!" — „Sie fürchten alſo für mich im Voraus die Idus des März?" — „Ach, ich fürchte weniger Ihren Tod, als Ihre Niederlage." — „Ich weder das Eine, noch das Andere. Beide werden mich ſo unbeweglich finden, wie Ihre Statuen da." Nachdem ſich Napoleon mit Marie Louiſe vermählt hatte, ſchien er unzufrieden darüber zu ſein, daß ihm Canova nicht Glück gewünſcht. „Konnte ich Ihnen Glück dazu wünſchen," antwortete dieſer, „daß Sie ſich vom Glücke geſchieden haben?"

— Canova erhielt den Befehl, in Rom eine koloſſale Bildſäule von Bonaparte, in der Hand die Weltkugel haltend, anzufertigen. Als dieſes Werk fertig war, wurde durch die Zeitungen der Tag bekannt ge-

Arm, der die Erdkugel trug, ſchien der Reiſenden in den Muskeln fehlerhaft. Dies äußerte ſie. „Sehen Sie es jetzt recht genau an," ſagte er, und ließ das Modell in eine andere Richtung bringen. „Finden Sie es noch?" fragte er. Sie blieb dabei. „Ich werde darüber nachdenken," brach er ab. Aber einige Tage darauf kam er zu ihr und ſagte: „Sie haben Recht gehabt; ich habe den Arm umgearbeitet."

— Canova führte einſt die Brun in ſeine größte Werkſtätte. Sie drückte ihm ihre feurigſte Bewunderung bei ſeinem Amor, ſeiner Pſyche und Hebe aus. Dagegen ließen ſie die koloſſalen Gruppen des Herkules und Lychas, des Theſeus wie des Minotaurus kalt. Er bemerkte es natürlich. „Ich ſehe wohl, Sie lieben meine Koloſſe nicht!" Die Brun bekannte offen, wie ihr jene Geſtalten lieber ſeien. Das nahm er nicht im Geringſten übel, ſo ſehr er auch auf dieſe Gruppen Werth legte.

— Als Canova im Jahre 1810 zum zweiten Male nach Paris berufen wurde, und die Büſte der Kaiſerin modellirte, hatte ſich dieſelbe etwas erkältet. Canova nahm ſich die Freiheit, zu äußern, daß ſie zu wenig Sorge für ſich trüge, und daß ſie nicht in einem offenen Wagen auf die Jagd fahren dürfe, weil ſolches für Schwangere ſehr gefährlich ſei. „Sie ſehen," ſagte Napoleon, „daß ein Jeder ſich darüber wundert. Aber die Frauen (und dabei berührte er ſeine Stirn mit der Fingerſpitze), die Frauen folgen überall ihrem eigenen Kopfe. Denken Sie nur, ſie will jetzt mit nach Cherbourg reiſen, was doch ſo weit von hier entfernt iſt; aber ich ſage, ſie müßte ſich mehr in Acht nehmen. Doch — ſind Sie verheirathet?" — „Nein!" antwortete Canova, „ich bin mehrere Mal nahe daran geweſen, aber das Zuſammentreffen mancher Umſtände hat mir noch immer meine Freiheit bewahrt, beſonders aber hat mich die Beſorgniß, ich möchte vielleicht mit einer Gattin zuſammentreffen, die mich nicht ſo liebt, wie ich ſie, verhindert, meine Lage zu verändern. So iſt es geſchehen, daß ich frei geblieben bin und nur meiner Kunſt mich ganz habe widmen können." — „Ach! die Frauen, die Frauen!" ſagte Napoleon noch einmal mit einem bedeutenden Lächeln, und ging dann wieder an ſein Frühſtück.

— Canova. Oft ſchon iſt behauptet worden, daß gewiſſe Stunden des Tages oder gewiſſe Jahreszeiten und Orte dem Aufſchwunge des Genius günſtiger ſind als andere. Canova meinte, nur unter der Sonne Italiens könnten ſeine Schöpfungen gedeihen, ein wolkiger Himmel, eine nebligte Atmoſphäre zogen um ſeinen Geiſt Wolken, die dieſer ſo wenig zu durchdringen vermöchte, daß ihm ſelbſt Paris als das Grab

ſeines Genius erſchien. Einſt gewahrte Napoleon, daß ſeiner von Canova gefertigten, ſpäter im Beſitz des Baron Denon ſich befindenden Büſte, jener großartige Charakter fehle, der ſonſt die Werke des herrlichen Meiſters auszeichnete, und bemerkte gegen Canova wie er glaube, daß derſelbe in der Ausführung dieſer Arbeit nicht glücklich geweſen ſei. „Ich fühle das," antwortete Canova, „aber ich konnte es nicht helfen, der umwölkte Himmel Frankreichs begeiſtert mich nicht, ſo wie die warme Sonne Italiens."

— Canova führte eines Tages die Dichterin Brun zu ſeiner Lieblingsarbeit: die büßende Magdalena. Sie hatte ſie ſchon oft geſehen und ſah ſie wieder mit ſtiller Bewunderung. „Nun, gefällt ſie ihnen nicht?" unterbrach er das Schweigen. „Es ſcheint mir," bemerkte die Kennerin, „Sie haben hier mit dem Meißel gemalt, wie Raphael Mengs oft mit dem Pinſel ein Bildhauer geworden." Da lachte er. „Wahrhaftig, Sie haben vielleicht Recht."

— Canova ward ſpäter mit Napoleon ſehr vertraut und war oft bei dieſem und Joſephine. Der Kriegsmann ſcherzte mit dem Künſtler. „Sie machen Eroberungen in Marmor," ſagte er; „ſie ſind härter als die meinigen." — „Und vielleicht dauerhafter," bemerkte Canova, und beſchwor ihn dann, auf ſeinen Trophäen zu ruhen, ſeine Macht zu bekräftigen und ſein Schickſal, das ſo oft durch den Sieg beſtimmt worden war, dieſem nicht mehr auszuſetzen. Der Kaiſer lachte über die Furcht des Bildhauers. „Ich fechte neue Schlachten," antwortete er, „ſo wie Sie neue Statuen machen." — „Da iſt aber ein großer Unterſchied dabei," entgegnete der Bildhauer. „Ein Künſtler darf nie in der Vervollkommnung ſeiner Kunſt ſtehen bleiben; hierbei können wir nur ſtets von Eroberung zu Eroberung fortſchreiten. Nur Mittelmäßigkeit kann wähnen das Ziel erreicht zu haben. Aber den Krieger erwarten tauſend Gefahren auf dem Wege des Ehrgeizes. Denken Sie an Cäſar und eine Menge Anderer!" — „Sie fürchten alſo für mich im Voraus die Idus des März?" — „Ach, ich fürchte weniger Ihren Tod, als Ihre Niederlage." — „Ich weder das Eine, noch das Andere. Beide werden mich ſo unbeweglich finden, wie Ihre Statuen da." Nachdem ſich Napoleon mit Marie Louiſe vermählt hatte, ſchien er unzufrieden darüber zu ſein, daß ihm Canova nicht Glück gewünſcht. „Konnte ich Ihnen Glück dazu wünſchen," antwortete dieſer, „daß Sie ſich vom Glücke geſchieden haben?"

— Canova erhielt den Befehl, in Rom eine koloſſale Bildſäule von Bonaparte, in der Hand die Weltkugel haltend, anzufertigen. Als dieſes Werk fertig war, wurde durch die Zeitungen der Tag bekannt ge-

macht, an welchem Jedermann die Bildsäule in Augenschein nehmen könne. Unter den vielen Neugierigen, die hinzuströmten, befand sich auch ein Engländer, der über die grobe Speichelleckerei seine Unzufriedenheit laut und unverhohlen äußerte. Als Canova dies vernahm, fragte er ihn: „Gefällt Ihnen meine Arbeit nicht?“ — „Die Weltkugel, die der Kaiser in der Hand hält, ist viel zu klein und steht in gar keinem Verhältniß zu der kolossalen Figur,“ antwortete der Britte. „Sehen Sie denn nicht,“ sagte Canova, „daß auf der Weltkugel Großbritanien fehlt?“ Der Engländer, ganz außer sich vor Freude, ergriff die Hand des Künstlers und schüttelte sie mit stolzem, selbstgefälligem Lächeln.

— Canova zeigte einem amerikanischen Wilden den Kopf des Cincinnatus, den er nur als ein unvollkommenes Modell aus Thon verfertigt hatte. Der Wilde, der noch nie eine solche Nachbildung gesehen, gerieth in großes Erstaunen. Ihm entschlüpften darüber unwillkürlich Aeußerungen der Bewunderung und Ueberraschung. Canova schrieb sie demnächst auf, als einen Beleg, was die Bildhauerkunst auf den rohen Sohn der Natur für Eindrücke macht. Canova verfertigte in der Folge die treffliche Gruppe: „Venus und Adonis“. Er hat den Moment gewählt, wo die Göttin sich von ihrem auf die Jagd gehenden Liebling trennt, und in ihren Zügen liest man schon eine dunkle Ahnung von dem traurigen Schicksal, das dem Scheidenden bevorsteht. Ein geistreicher Kenner sah dieses Meisterstück der neuen Bildhauerei bei dem Marquis Berio in Neapel, und, hingerissen von dessen Schönheit, schrieb er den Eindruck nieder, den der Anblick dieser Gruppe auf ihn gemacht hatte. — Durch ein sonderbares Zusammentreffen stimmten seine Ausdrücke fast alle mit denen des Wilden überein. Die Aehnlichkeit hat indeß ihren zureichenden Grund wohl darin, daß der Eindruck eines wahren Kunstwerkes auf die Seele des Beschauers ganz gleich ist, wenn er für solche Schönheiten Empfänglichkeit besitzt, und nur derjenige sich darüber anders äußern wird, der nicht blos sein Gefühl, sondern auch seine Eitelkeit sprechen läßt, und indem er ein Urtheil über ein Kunstwerk fällt, noch die Nebenabsicht hat, daß man seine Kennerschaft bewundern soll.

— Canova. 1803 hatte Thorwaldsen seine erste Bildsäule, den Jason vollendet. Sie machte allgemeines Aufsehen. Canova gestand ohne Neid; „Quest' opera di quel giovane Danese è fatta in uno stilo nuovo et grandioso.“ (Dies Werk des jungen Dänen ist in einem großen und neuen Style ausgeführt.)

— Canova. Ganz unvermuthet besuchte ihn eines Tages Friderike Brun in seiner Werkstätte. Er arbeitete geschäftig an einer seiner

beſten Statuen der Venus, und mit verdrüßlichem Blick kam er ihr entgegen. Sie glaubte ihn geſtört zu haben und wollte ſich entfernen, indem ſie um Entſchuldigung bat. „No, non è questo, ſagte er freundlich, ma son' già quattordici giorni, ch'io sudo intorno à quel maledetto ginocchio. Sarebbe pure stato meglio, ch'io mi fosse fatto pittore!“ (O das iſt es nicht. Aber da ſchwitze ich ſchon ſeit vierzehn Tagen an dem verdammten Knie. Es wäre beſſer geweſen, wenn ich Maler geworden wäre!) Sie lächelte und fragte, ob er auch darin ſich verſucht habe. „Si Signora, war die Antwort, e domani vi mostrero gli miei quadri.“ (Freilich, und morgen will ich Ihnen meine Gemälde zeigen.) Dies fand auch ſtatt, und er erzählte ihr, wie er in der Jugend oft angeſetzt habe, aber die Meiſter in der Kunſt „ne facevano il mistero della Santissima trinità“ (machten ein Geheimniß der Dreieinigkeit daraus) und er ging am Ende ohne alle Anleitung daran. Was ſie ſah, war Alles alla prima hingeworfen, aber im Colorit; ſelbſt in der Fleiſchfarbe, ſo trefflich, daß er, wäre er dabei geblieben, Titian's Farbenreichthum und Correggio's Zauber erreicht haben würde. Uebrigens hielt er auf dieſe Jugendverſuche ſo viel, als das Intereſſe nur immer verſtattete, das der Menſch an den Arbeiten ſeines Frühlings zu nehmen pflegt.

— Canova. 1808 hatte Thorwaldſen ſeinen Mars modellirt. Dann ward der Adonis fertig. Eines Morgens trat Canova bei Friderike Brun in's Zimmer und halte ſie zu einem Spaziergange nach der Villa Doria ab. Plötzlich ſtand er ſtill. „Avete veduto quell' ultima statuetta del vostro compatriota?“ fragte er. (Haben Sie die jüngſte Arbeit Ihres Landsmanns geſehen?) Sie bejahte es. Lebhaft rief er aus: „Questa statua è bella e piena di sentimento. Il vostro amico davvero è un uomo divino!“ (Die Statue iſt ſchön und voller Ausdruck. Ihr Freund iſt wahrhaftig ein göttlicher Mann!) — „Il est pourtant dommage, que je ne sois plus jeune!“ ſetzte er zwei Augenblicke traurig, nach ſeiner Gewohnheit, hinzu, bald franzöſiſch, bald italieniſch zu reden.

— Canova. Nur auf Napoleon war Canova nicht gut zu ſprechen. Der todtenſtarre Blick des Kaiſers, als er ihm zur Fertigung der Büſte ſaß, dies „occhio de pesce morto“, wie er es nannte, war ihm ſo zuwider, daß er bei den ſpätern Copien derſelben lieber die Wahrheit der Schönheit aufopferte.

Am Todestage Canova's.

Der des Phydias Kunst zum Wolkengipfel getragen,
Schläft hier den Todesschlaf; — doch nicht vom Tode besiegt.
Denn ein jeglicher Stein, in den das Leben er hauchte,
Ist Trophäe, den Tod kühn zu besiegen, für ihn.

P. A. Budik.

Donatello. Nachdem sich der Stadtrath zu Florenz entschlossen hatte, eine Statue auf öffentlichem Platze aufzustellen, so berief er den berühmten Bildhauer Donatello. Dieser forderte 50 Thaler für die Arbeit. Der Stadtrath, dem dieses zu viel war, gab die Arbeit einem anderen, jedoch mittelmäßigen Bildhauer. Dieser, welcher so fleißig daran gearbeitet hatte, als er nur konnte, forderte, nach Vollendung der Statue, 80 Thaler. Der Stadtrath verwunderte sich darüber und sagte: Er müßte glauben, daß der Bildhauer spotte, da doch Donatello, ein so berühmter Meister, nur 50 Thaler gefordert hätte. Da es darüber zu Uneinigkeiten kam, so wurde Donatello um seine Meinung gefragt, welcher urtheilte: daß der Stadtrath 70 Thaler bezahlen solle. Hierüber erstaunten die Räthe und erinnerten den Donatello, daß er ja sich selbst mit 50 Thalern hätte begnügen wollen. — Donatello sagte ganz artig: „Es ist wahr; ich konnte auch damit zufrieden sein, weil ich die Statue längstens binnen Monatsfrist verfertiget hätte; dieser arme Mann aber, der kaum mein Lehrling hätte sein können, hat mehr als sechs Monate damit zugebracht.“ So rächte sich Donatello wegen der Unbilden, die ihm vom Stadtrathe zugefügt wurden.

— Donatello. Unter mehreren berühmten Werken Donatello's ist besonders die eherne Statue des heiligen Marcus an der Kirche desselben zu Florenz durch die Frage des Michel Angelo berühmt: „Marco perché non mi pardi?“ (Marcus, warum sprichst du nicht mit mir?)

Dürer, Albrecht. Alles Hohe und Schöne, was Dürer schuf, lag lediglich in ihm, aber die Außenwelt, namentlich die nächste, seine schöne Frau, die übrigens durchaus gar kein Verständniß für seine heiligsten Künstlergefühle hatte, drängte mehr dieses edle Herz in seine stillbescheidene

Klauſe hinein, als daß ſie dazu beigetragen hätte, alle dieſe reichen Keime zur luſtigen, freien, ſchönen Entwickelung und Blüthe heraus zu treiben. Selbſt für die Natur lag der feinfühlendſte Taſtſinn in ihm, aber das gedrückte Weſen mochte ihn hindern, alle die tauſend zarten Fühlhörner frei und froh hinaus zu ſtrecken in die üppig ſchwellende Frühlingswelt geiſtigen und ſinnlichen Mitlebens. So erſcheint er uns zu ſehr in ſich ſelbſt verloren und er gewann die Einſeitigkeit ſeines Jugendgefühls zu lieb, als daß er ſich ſpäter von der lieben Gewohnheit hätte losſagen mögen. So finden wir bei ihm, neben dem heiligen Ernſte des Verſtandes und Willens, eine buntſcheckige, man könnte ſagen wunderſame, ja märchenhafte, träumeriſche Laune, bei der reichſten Einbildungskraft eine ihm gewiß lieb gewordene Beſchränktheit, bei der feinſten Auffaſſungsgabe für die Erſcheinungen der Sittenwelt, dieſe Vorliebe für ſchillernde Farbenpracht. Hätte er ſich feiner entwickelt und freier die Außenwelt in ſich wirken laſſen mögen, ſo wäre vielleicht Raphaels Wort wahr geworden, das er bei Dürer's Zeichnungen und Stichen ausrief: „Wahrlich, dieſer würde uns Alle übertreffen, wenn er, wie wir, die Meiſterwerke der Kunſt vor Augen hätte!“

— Als Dürer von ſeinen Reiſen durch Deutſchland, die Niederlande, Italien, wo er auch Venedig beſuchte (während der Jahre 1490 bis 1494), nach Nürnberg zurückkehrte, heirathete er auf Antrieb ſeines Vaters, Agnes Frei, mit der er 200 Gulden, aber an ihr ſelbſt eine arge Mitgift bekam. *) Als er daher im Jahre 1505, auch aus dem Grunde, für ſeinen häuslichen Jammer neue Kräfte zu ſammeln, abermals Italien beſuchte, und ſich großen Ruhm erwarb, kehrte er ſchweren Herzens zurück; er ſelbſt ſpricht ſich in einem Briefe darüber wie folgt aus: „O, wie wird mich nach der Sonne frieren; hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer!“

— Dürer. Man zeigte ihm einſt in einer Stadt ein ſchönes Gemälde. Als er es ſehr lobte, ſagte ihm Einer, daß der Maler dieſes Kunſtwerkes im Spital geſtorben ſei. „Das iſt keine Schande für ihn,“ ſagte Dürer, „ſondern für die Stadt, die einen ſo trefflichen Künſtler, der ihr einen Namen hätte machen können, ſo ſchlecht belohnt hat.“

— Dürer. In den Händen eines Rentbeamten, Namens von Pfauendter, zu Innsbruck, befand ſich noch vor ungefähr 40 bis 50

*) Agnes Frei war ein böſes Weib, und nach einem Briefe Pirkheimer's an den Baumeiſter Johann Tſcherte in Wien war dieſes Weib die Urſache von Dürer's frühem Tode. Pirkheimer ſpricht ſich zuletzt ſo aus: „Es war bei ihr kein Genügen, und ſie iſt ſeines Todes Urſache“

erblickt, als er die großen Schönheiten deſſelben erkannte, dieſe den Mönchen erklärte und es dadurch wieder an ſeinen vorigen Ort brachte.

— Domenichnio wurde von einem Freunde ermahnet, ſchneller zu arbeiten. „Das wollte ich gern," antwortete der Künſtler, „aber ich habe einen Meiſter, der ſehr ſchwer zu befriedigen iſt." — der wäre? — „Ich ſelbſt!" —

Van Dyk, Anton, reiſ'te nach Harlem lediglich in der Abſicht, den Maler Hals kennen zu lernen. Dies war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, da Hals faſt immer in Weinſchenken ſich umhertrieb. Da van Dyk ihn gar nicht zu ſprechen bekommen konnte, ſo ließ er ihm endlich wiſſen, daß Jemand ausdrücklich ſich nach Harlem auf den Weg gemacht habe, um ſich von ihm malen zu laſſen, und beſtimmte den Tag und die Stunde, wann er ſich bei ihm wieder einfinden wolle. Hals erwartete den Unbekannten. Van Dyk ſagte ihm, er ſei ein Fremder und wünſche ſein Bildniß von ſeiner Hand; aber er könne ihm nur dazu zwei Stunden Zeit laſſen. Hals nahm die erſte beſte aufgeſpannte leere Leinewand, und nachdem er einige Zeit gemalt hatte, bat er van Dyk, ſeinen Sitz zu verlaſſen und Dasjenige, was er geliefert habe, in Augenſchein zu nehmen. Der Gemalte äußerte ſeine Zufriedenheit mit dem Bildniſſe, ſprach von gleichgültigen Dingen und ſagte endlich, als ob es blos ein Einfall des Augenblicks wäre, die Malerei ſcheine ihm eben nichts ſehr Schwieriges zu ſein und er hätte faſt Luſt, auf der Stelle einen Verſuch zu machen, wie es ihm damit glücken würde. Er nahm nun ebenfalls eine aufgeſpannte leere Leinewand, bat Hals, ſich auf ſeine Stelle zu ſetzen und ihm ſeinen Wunſch zu gewähren. Hals, innerlich mitleidig lächelnd über die Einfalt des Fremden, war damit zufrieden; aber wie erſtaunte er, als van Dyk ihn ebenfalls bat, aufzuſtehen und zu ſehen, was er gemacht habe. Beim Anblick des gelungenen Bildes rief Hals unwillkürlich aus: „Ihr ſeid van Dyk!" und umarmte ihn mit Begeiſterung.

— Van Dyk malte bekanntlich die ſchönſten Hände; einſt malte er eine junge, vornehme Dame, deren Hände aber ſo häßlich, als ihr Geſicht ſchön waren. Van Dyk, nach ſeiner Gewohnheit, malte aber wieder die ſchönſten Hände, er hatte vielleicht nie ſchönere gemalt. Die geiſtreiche Dame bemerkte das und ſie rief ſcherzend: O, Meiſter Anton, das iſt abſcheulich, daß Ihr meinen Händen mehr careſſirt als meinem Geſichte." — „Nein, Madame," ſagte van Dyk, „es iſt nur klug; Ihrem Geſichte kann ich nicht ſchmeicheln, ich bin glücklich, wenn ich es ſo zu malen vermag, wie die Natur es ſchuf, von Ihren Händen

aber erwarte ich meine Belohnung. — Die Dame lachte und belohnte wirklich den Künstler sehr reichlich für das gelungene Portrait.

— Van Dyk, nachdem er sich mit der berühmten Malerin Sophonisba Angosciola (geboren zu Cremona 1530 † 1620), in Genua, wo er sie schon im hohen Alter und blind antraf, längere Zeit unterhielt und sie sich oft über die schwersten Gegenstände in der Kunst geistreich äußerte, sagte er: „daß eine Blinde ihm mehr Licht in der Malerei gegeben habe, als sein Lehrmeister selbst."

Lasster, Jacob, Anton, ging zu Montesquieu und bat ihn, sich von ihm in Wachs, behufs einer Medaille, bossiren zu lassen. Montesquieu schlug ihm seine Bitte ab. „So sagen Sie mir wenigstens, ob nicht eben so viel Stolz darin liegt, meine Bitte zu verweigern, als zu erfüllen!" Durch diese Frage erreichte der Künstler seinen Zweck.

Dannecker. Künstler, Architecten, Maler, Bildhauer und Kunstliebhaber wogten in buntem Gedränge zu allen Tageszeiten durch die an Dannecker's Atelier angränzenden Säle, worin die herrlichsten Modelle, theils halbverstümmelte Reliquien des Alterthums, theils Gypsabdrücke der eigenen Werke dieses eben so ausgezeichneten als menschenfreundlichen Meisters, den wißbegierigen Schülern und Laien der Kunst zu lehrreichen und begeisternden Studien dienten. Das Atelier selbst war höchst einfach, nur mit wenigen, meist unvollendeten Arbeiten geziert; unter diesen zeichnete sich eine Büste Schiller's durch künstlerische Vollendung aus; sie war mit jenem Fleiße und genialem Aufschwunge gearbeitet, worin sich die Seele des Meisters in liebender Hingebung zu seinem Werke spiegelt. — Dannecker war mit Friedrich Schiller zugleich auf der Karlsschule und ihm so innig befreundet gewesen, daß die Erinnerung an diese Jugendneigung ihm durch das ganze Leben heilig blieb und ihn bewog, fortlaufend an Schiller's Büste zu arbeiten, ohne sie jemals zu vollenden. Ein Theil des Haupthaares blieb in rohen Umrissen, und keine Bitten, keine Versprechungen konnten den Künstler bewegen, den Meißel an diese Stelle zu setzen. Er entgegnete, dies Fehlende könne nach seinem Tode durch einen seiner Schüler leicht ersetzt werden, so lange er lebe, wolle er nie in die Nothwendigkeit kommen, diesen Kopf hergeben zu müssen, was geschehen könne sobald er vollendet sei. — Dannecker's Liebe zu diesem Werke war so rührend, so allgemein bekannt, daß, als einst Catharina, die geistvolle Gemahlin des Königs von Würtemberg, mit ihrer Mutter, der Kaiserin von Rußland, Dannecker's Atelier besuchte und die Kaiserin den Blick voll Bewunderung und Verlangen auf die schöne Büste warf, Catharina sie

lächelnd davon abzog und, das Auge nach dem ängstlich harrenden Künstler gewendet, sagte: „Diesen Kopf, Mutter, dürfen wir dem Dannecker nicht nehmen.“

— Dannecker. Bald nach dem obigen Vorfalle erhielt er die Weisung, eine Christusstatue für Petersburg anzufertigen, und jener gütigen Vermittelung Catharina's eingedenk, dachte er in dieser Statue das Schönste zu liefern, dessen sein Meißel fähig war; doch gerade dies höchste Wollen hemmte die Kraft der Ausführung, denn ängstlich, unentschlossen, schwankte er lange, nicht wissend, welchen Moment aus Christi Leben er erfassen sollte. Er verfertigte mehrere Miniaturmodelle, den Heiland in den verschiedensten Stellungen wiedergebend, alle schön, alle der besten Ausarbeitung werth — dennoch konnte sich Dannecker zu keiner Wahl entschließen. Ganze Tage und Nächte saß er oft sinnend vor den kleinen Figuren, und während Schüler und Laien in den anstoßenden Sälen sich sorglos herumtummelten, oder in süßen Träumen ruhten, saß der Meister mit schwerem Herzen zaudernd vor dem eignen Werke. — Wohl traten die Freunde theilnehmend zu ihm heran und gaben, je nach den verschiedenen individuellen Ansichten, ihre Rathschläge; der Eine entschied sich für dieses, der Andere für jenes Modell und dadurch konnte natürlich dem armen Künstler nicht geholfen sein. So saß er denn eines Abends, nach abermals Tage lang fruchtlosen Berathungen, still brütend vor den kleinen Modellen, das lichtblau fromme Auge nach der untergehenden Sonne gerichtet, die mit gebrochenem Strahle durch die halbgeöffneten Sommerläden drang, er selbst, mit der kleinen, schmächtigen Figur, den hellen, von Silberfäden durchwirkten Locken, die lang über Schläfe und Schultern herabwallten, das Bild eines gottgesandten Apostels. Zu seinen Füßen lag ein bildschönes Kind, das blondgelockte, jugendliche Haupt schlummernd über des greisen Künstlers Knie gelehnt. Dannecker selbst hatte keine Kinder, doch sein weiches empfindsames Herz zog ihn stets zu diesen kleinen, unschuldigen Geschöpfen hin, und unter diesen war es jenes schöne, blondgelockte Waisenkind, das mit seinem zauberhaften Lächeln, seinem reinen, seelenvollen Auge sich in die innerste Seele des Meisters wob, so daß sein Blick sich mit Lust an dem schönen kleinen Engel weiden, sein Ohr sich an dem poetisch unschuldsvollen Geplauder Tage lang ergötzen konnte. Erst seit jener peinlichen Unentschlossenheit, welche den Sinn des Künstlers umdüsterte, verloren selbst jene heiteren, kindlichen Tändeleien ihren Reiz, und statt sich mit dem Mädchen wie sonst zu erheitern, hatte er es jetzt so achtlos an sich geschmiegt liegen lassen, daß es stille, stille auf Papa Dannecker's Schoße eingeschlafen war. Er hatte in der Welt der

Künstlerträume das schlummernde Kind des Lebens vergessen, und machte daher in der Qual seiner Zweifel bei dem plötzlichen Ausrufe: „So ist denn Niemand, Niemand, der mir rathen kann!“ eine so heftige Bewegung, daß das Kind bei dem unerwarteten Stoße mit einem leisen Schrei aus seinem Schlummer aufschreckte und verwundert in des Mannes erregte Züge schaute. Da schienen diese mit einem Male von göttlicher Eingebung verklärt. Da die Menschen wie die Kinder werden sollen, um zum Heiland kommen zu können, dachte er, muß auch ein Kind am besten Jesus Christus zu erkennen im Stande sein und die richtigste Entscheidung geben können. Dannecker zog die Kleine daher sanft nach den Modellen hin und fragte bebend: „Kind, welches ist der Heiland?“ Ein langer, seelenvoller Blick glitt über die kleinen Figuren hin und betend falteten sich die feinen Händchen über eine derselben: „Dies, Papa Dannecker,“ flüsterte die zarte melodische Kinderstimme, „dies ist der Heiland.“ Dannecker kniete in dankbarem Entzücken zu der Kleinen nieder, denn die Zweifel waren gelöst. Unter Freudenthränen begann der große Meister sein großes Werk, woran er acht Jahre lang mit unermüdlichem Fleiße arbeitete, den Heiland darstellend, wie er die göttlichen Worte spricht: „Durch mich zum Vater!“ —

— Als Dannecker noch wenige Jahre vor seinem Hinscheiden der „Hofrathtitel“ zu Theil wurde, jammerte der alte Mann: „Wie wird es nun gehen, ich habe so viele Jahre gebraucht, um den Professor los zu werden, und blos Dannecker zu heißen!“*)

David, Pierre Jean, war wegen seiner großen Antipathie gegen die neuere Kleidung bekannt, und mehr als einmal hat er wegen dieser Abneigung die historische Wahrheit der Wirkung geopfert, die er mit seinen Gemälden hervorbringen wollte. Auf dem berühmten Gemälde: „Die Krönung Napoleons“ malte er den Cardinal Caprara mit bloßem Kopfe. Seine Eminenz, dem dies sehr mißfiel, machte David Vorstellungen deshalb, die aber ganz vergeblich waren, denn der Künstler erklärte geradezu, er werde nie einen so wenig klassischen Gegenstand, wie eine Perücke malen. Der Cardinal wandte sich darauf mit seiner Klage an

*) Aehnliches erzählt man auch von Schiller, als er während seines Aufenthaltes in Dresden die Gallerie besuchte, nannte ihn Jemand „Herr Hofrath Schiller,“ und keiner sonst bemerkte ihn und achtete darauf. Als aber zufällig einer blos „Schiller“ sagte — da entstand ein Aufsehen und alles drängte sich um ihn. — In der Gegenwart ist es anders, da gehört es zu den Hauptbestrebungen unserer Künstler und Dichter hofräthlich, geheimräthlich ꝛc. zu werden; freilich sind diese keine Danneckers und keine Schillers.

Talleyrand und bat diesen, sich für ihn zu verwenden; aber der Minister richtete nicht mehr aus, als er selbst. David blieb unerbittlich und der arme Cardinal war genöthigt, der Nachwelt als Mitglied des heil. Collegiums ohne Perücke übergeben zu werden.

— David, der im Convent für den Tod seines Königs, des rechtschaffenen Ludwig XVI., gestimmt hatte, wurde bekanntlich bei der Restauration, wie nur billig, mit den andern Königsmördern verbannt. Er nahm seinen Aufenthalt zu Brüssel, wo er bis zu seinem Tode blieb. Als Carl X. den Thron bestieg, wurde ihm von Freunden gerathen, ein Portrait des Königs zu malen und nach den Tuillerien zu schicken, was zuverlässig seine Zurückberufung nach Frankreich bewirken würde. Da antwortete der Künstler mit grimmigem Lächeln; „Eh bien, qu'on m'apporte sa tête!“ (Wohlan, man bringe mir seinen Kopf.)

— David. Eines Tages, kurz vor dem Processe Ludwigs XVI., trat David, der große Maler und Revolutionär, zu Guerin: „Komm und siehe meine Skizze von dem Ballhause,“ sagte er, „ich möchte Deinen Rath darüber hören.“ Die beiden Künstler machten sich also auf den Weg zu den Feuillans, wo sich damals das Atelier David's befand, das, so ganz in der Nähe des National-Convents gelegen, der gewöhnliche Sammelplatz der feurigsten und gefürchtetsten Anhänger des Berges war. Guerin sah sich beim Eintritte Danton und Robespierre gegenüber, die damals noch verbunden waren. Da ihm diese Gesellschaft nicht zusagte, so warf er nur eilig einen Blick auf die Skizze des Schwurs im Ballhause und bewunderte die Reinheit der Zeichnung und die Herrlichkeit dieser ersten Anlage eines großen Werkes, als er im Hintergrunde des Ateliers an der Wand eine mit Kohle gezeichnete Guillotine bemerkte. Ein vom Rumpfe getrennter Kopf schien noch unter dem Beile zu zucken. Der Kopf hatte das Profil Ludwigs XVI., und darunter stand: „möge bald so der Kopf des Tyrannen fallen!“ Bei diesem Anblicke konnte der junge royalistische Maler seinen Unwillen nicht länger beherrschen. Er vergaß wo er war, vor welchen Menschen er sprach und welchen Gefahren er sich aussetzte, löschte mit einem kräftigen Striche jene gehässige Unterschrift weg und rief dann David zu: „Du bist ein Elender! Unsere Freundschaft hat ein Ende.“ Zur Ehre David's müssen wir hinzusetzen, daß er, weit entfernt, eine so große Beleidigung sicher durch die politischen Leidenschaften jener Zeit rächen zu lassen, vielmehr edelsinnig Guerin gegen die beiden schrecklichen Zeugen dieses Auftrittes vertheidigte.

— David. Bonaparte, als Oberbefehlshaber des italienischen Heeres, hatte dem schon damals berühmten David vorschlagen lassen, zu ihm

in's Lager zu kommen, und da, fern von politiſchen Bewegungen, die Schlachten zu malen, welche ihn verewigt haben. David ſchlug es ab. Nach dem Frieden von Campo Formio (17. Oct. 1797) wünſchte der Feldherr den Maler zu ſprechen, und da es geſchah, kam er darauf, daß dieſer jenes Bildniß malen ſolle.

„Ich werde Sie," ſagte David, „auf dem Schlachtfelde, den Degen in der Hand malen."

„Nein," verſetzte Bonaparte, „jetzt gewinnt man mit dem Degen in der Hand keine Schlachten mehr; ich will ruhig, auf einem wilden Roſſe, gemalt ſein."

Als der Sieg bei Marengo (14. Juni 1800) auf's neue das Schickſal Italiens entſchieden hatte, ließ Bonaparte nach ſeiner Rückkehr zu Paris den Künſtler zu ſich rufen. „Womit beſchäftigen Sie ſich jetzt?" fragte der erſte Conſul. — „Ich arbeite an dem Paſſe bei Thermopylä." — „Deſto ſchlimmer: Sie thun Unrecht, ſich mit Malen Ueberwundener zu ermüden." — „Aber, Bürger Conſul, dieſe Ueberwundenen ſind auch Helden, welche für ihr Vaterland ſtarben, und ſie haben, ungeachtet ſie geſchlagen wurden, über hundert Jahre lang die Perſer von Griechenland abgehalten."

„Das macht nichts aus: nur allein der Name des Leonidas iſt auf uns gekommen: alle übrigen ſind für die Geſchichte verloren."

Da der erſte Conſul zugleich den Wunſch nach ſeinem Bilde erneuerte, ſo verſprach David es ſogleich anzufangen, und bat jenen, ihm zu ſitzen.

„Wozu nützt das?" entgegnete Bonaparte. „Glauben Sie, daß die großen Männer des Alterthums, von denen uns Bilder übrig ſind, dazu geſeſſen haben?"

„Aber, ich male Sie für Ihr Jahrhundert, für diejenigen, die Sie ſahen, die Sie kennen, und die Sie ähnlich finden wollen."

„Aehnlich! Nicht die Genauigkeit der Geſichtszüge macht die Aehnlichkeit; ihr Charakter, das, was ſie belebt, muß gemalt werden."

„Das eine hindert das andere nicht."

„Alexander hat gewiß nie dem Apelles geſeſſen. Niemand fragt darnach, ob die Bildniſſe großer Männer ähnlich ſind; es iſt genug, wenn deren Geiſt in ihnen lebt."

„Sie haben recht. *) Nun, Sie ſollen nicht ſitzen, ich werde Sie ohne das malen."

---

*) Nein! Bonaparte hatte nicht recht. Seine Bemerkungen ſind ſcharf, aber unrichtig. Was für ein Bild von zweien eines berühmten

Damals malte David das Bild, auf dem er Bonaparte, so wie derselbe es bei seiner ersten Unterredung mit ihm verlangt hatte, vorstellte: ruhig, auf einem wilden Rosse, den St. Bernhard hinanklimmend. Auf dem Felsen stehen die Namen Hannibals und Carls des Großen, und die Geschichte hat auch in ihn den des Ueberwinders von Europa eingegraben.

Dieses Werk entsprach nicht ganz den Absichten Bonaparte's, und mehrere Bemerkungen, welche er darüber machte, bewiesen, daß, wenn ihm auch die Ausübung der schönen Künste völlig fremd war, Niemand besser als er über ihren Gedanken urtheilen konnte. David hat dieses Bild mehrmals wiederholt, und eine dieser Wiederholungen ward nach dem Tode des Künstlers für das Publikum zur Schau ausgestellt. Von den andern war die eine dem Könige von Spanien, der sie verlangt hatte, die zweite für das Pariser Museum bestimmt; das Original befand sich in St. Cloud, ward aber im Jahre 1814 von den Preußen nach Berlin gebracht, wo es jetzt eine der ersten Zierden ist.

Als Bonaparte Kaiser geworden, war es sein Wille, jedes Verdienst zu belohnen und zu ehren; er hatte Vien in den Senat aufgenommen, und ernannte David zu seinem ersten Maler. Als solcher führte dieser mehrere große Werke aus, wie „die Kaiserkrönung" und „die Austheilung der Adler". Zu dem ersten dieser beiden Gemälde, dem größten, das es gibt, brauchte er drei Jahre. Leicht läßt es sich daraus übrigens auf alle Schwierigkeiten schließen, welche der Meister überwinden mußte, und die vorzüglich von der Natur des Gegenstandes herrührten. Alle Personen, die darauf in Handlung gesetzt wurden, machten Ansprüche, welche den Künstler peinigten. Der türkische Gesandte, den er darauf anbringen sollte, widersetzte sich dagegen, indem er behauptete, seine Religion verbiete ihm, christliche Kirchen zu betreten, und es mußten die diplomatischen Wege eingeschlagen werden, seinen Widerstand zu besiegen. Als endlich das Gemälde vollendet war, besah es der Kaiser in Begleitung eines großen Gefolges. Nachdem er es mit einer besonderen Aufmerksamkeit untersucht, und über die Auffassung und Ausführung desselben

---

Mannes, deren eines nach der Natur, das andere nach der Idee, wie es Bonaparte wollte, gemalt ist, erweckt wohl den größten Antheil und die meiste Aufmerksamkeit? Die geringe Anzahl von Bildnissen aus dem Alterthume, die wir besitzen und deren Echtheit unbestreitbar ist, wegen dieser Wahrheit der Nachahmung, welche den Werken der Kunst allein das Studium der Natur zu geben vermag, sprechend ähnlich, und dies ist es, was sie uns vorzüglich schätzbar macht.

den Künſtler gelobt hatte, trat er zwei Schritte vorwärts, ſtellte ſich David gegenüber, zog dann ſeinen Hut und bückte ſich vor ihm. „David!“ ſprach er mit erhobener Stimme, „ich grüße Sie!“ So ehrte Napoleon auf eine feierliche Weiſe das Genie, wie er bei einer andern Gelegenheit geſagt hatte: „Ehre der unglücklichen Tapferkeit!“

Nicht alle Theile dieſes Gemäldes ſind gleich ſchön; aber die Stellung des Kaiſers iſt voll Würde und Majeſtät; die der Kaiſerin ſehr anmuthig: der Papſt iſt ſalbungsvoll, ſein Kopf hat einen ſanften und zugleich edlen Ausdruck, und die meiſten der übrigen Figuren ſind ausgezeichnet vortrefflich behandelt. *)

Außer verſchiedenen andern Gemälden, die wichtige Auftritte aus Bonaparte's Leben darſtellen, malte David noch eine große Anzahl Bildniſſe, ſowohl vom Kaiſer, als von Perſonen an deſſen Hofe und von Fremden, welche des Künſtlers Berühmtheit in ſeinen Arbeitsſaal gezogen hatte.

Weil er genöthigt worden war, ſeinen „Leonidas bei Thermopylä“ liegen zu laſſen, vollendete ihn David erſt im Jahre 1814, und er war die letzte Arbeit **), welche von ihm in ſeinem Vaterlande verfertigt ward.

— David. „Leonidas bei Thermopylä“ war die letzte Schöpfung des genialen David in ſeinem Vaterlande. Die Ereigniſſe des Jahres 1815 hatten ihn gezwungen, es zu verlaſſen. In Brüſſel ließ er ſich häuslich nieder, und fand daſelbſt eine überaus gaſtfreundliche Regierung, die Sitten ſeines Vaterlandes, deſſen Sprache und Einwohner, die, auch bei einer neuen Grenzbeſtimmung des Gebietes, nicht aufgehört hatten, Franzoſen zu ſein. Damals war er 67 Jahre alt. Bald ward er in ſeinem Exil von einem neuen Kummer beſtürmt: er ward aus dem Institut Royal de France ausgeſchloſſen.

Könnten die Stelle des Vaterlandes Bezeigungen der Achtung und des Wohlwollens vertreten: ſo hätte David ſich zufrieden geben können. Er empfing unzweideutige Beweiſe von Enthuſiasmus, die bei ſeinen neuen Wirthen und ſelbſt bei Nationen, welche eine Art Abſcheu gegen Franzoſen zu hegen ſchienen, ſein Ruf und ſein großes Talent hervorgebracht hatte. Der König von Preußen ließ ihn auf das dringendſte einladen, ſich in Berlin niederzulaſſen, wo er ihm die Leitung der bil-

*) Die Stadt New-York beſitzt eine Copie dieſes Gemäldes, das in den Magazinen des Muſeums ſich befindet. David malte dieſelbe in Brüſſel, und ſie iſt in mehreren Stücken von dem Originale verſchieden.

**) Langier hat ſie in Kupfer geſtochen.

beuden Künſte anbot. Des Königs Bruder ſelbſt beſuchte den großen Maler, und wiederholte dieſen Antrag; allein David war unerſchütterlich in ſeinem Entſchluſſe, und wollte frei in Brüſſel bleiben, wo er geſucht und geſchätzt wurde. Von Neuem und gänzlich gab er ſich der Ausübung ſeiner Kunſt hin. Nach und nach vollendete er „den Amor, wie er die Pſyche verläßt", ein Gemälde, das ihm die Kritiken, zu denen es Anlaß gab, nicht zu verdienen ſchien, „den Telemach und die Eucharis" und „den Mars und die Venus", *) ſowie mehrere Bildniſſe, von welchen wir nur das des Abbé Sieyes anführen.

Unſres Bedünkens können die drei genannten Gemälde als die letzten Hauche eines ſchönen Talents betrachtet werden. In dieſen Kunſtwerken iſt beſonders der Farbenglanz zu bemerken, nach dem David ſeit ſeinem „Leonidas" begierig ſtrebte, da ſein Alter ihm verſagte, die Umriſſe mit feſter Hand und ſicher zu zeichnen.

Im Sommer 1825 ward David gefährlich krank, genas indeß, erhielt auf kurze Zeit alle ſeine Kräfte wieder, und wollte „den Zorn des Achilles" malen, den hernach, unter ſeinen Augen, ſein Schüler Stapleaux vollendete. Bald wurde er aber ein Raub der ſchrecklichſten Leiden und ſein Leben war dem Erlöſchen nahe, als man ihm einen Probedruck von Langier's Kupferſtiche des „Leonidas" brachte, über den jener, bevor er ihn ganz fertig machen wollte, noch das Urtheil von dem Schöpfer des Urbildes zu vernehmen wünſchte. David ließ das ſchöne Blatt vor ſich hinſtellen und machte mit ſchwacher Stimme, indem er mit der Spitze ſeines Stabes auf mehrere Theile des Kupferſtiches zeigte, einige Bemerkungen. Als er auf die Hauptperſon kam, ſagte er: „Ach, das iſt nicht der Kopf des Leonidas! Den zu machen, war nur ich allein im Stande." Hier entfiel der Stab ſeiner Hand und ſein Haupt ſank auf die Bruſt.

Er ſtarb am 29. December 1825, Vormittags um 10 Uhr, umgeben von ſeiner Familie. Seine irdiſche Hülle ward auf dem Begräbnißplatze der Kirche der heiligen Gudula, auf einem prachtvoll mit ſechs Pferden beſpannten Trauerwagen und mit anſehnlichem Gefolge, in ein beſcheidenes Grab gebracht und eine von Odevaer abgefaßte Rede vorgeleſen, da dieſer wegen Unwohlſeins der Feierlichkeit nicht beiwohnen konnte.

Die Bitte ſeiner Kinder, des Vaters Leichnam nach Frankreich zurück zu bringen, ward abgeſchlagen, und in den zu Paris vertheilten Trauerbriefen hieß es: „Er ſtarb im Exil zu Brüſſel."

---

*) Die Ausſtellung des Bildes „Mars und Venus" in Paris erhielten den zahlreichſten Beſuch und brachte dem Maler 45,000 Frcs. ein.

Delaroche, Paul. Im Jahre 1834 machte das Bild von Paul Delaroche: „Johanna Gray vor ihrer Hinrichtung", in der Pariſer Ausſtellung das größte Aufſehen. Eine Dame, die mit ihrem kleinen Töchterchen da geweſen war, ſchilderte einer Geſellſchaft den Eindruck, und ſchloß damit, daß ſie am andern Tage wieder hingehen wolle, um das Bild noch einmal zu ſehen. „Ach, liebe Mutter," rief das Kind, „das wäre umſonſt, die arme Frau wird gewiß ſchon todt ſein!" — Iſt das nicht das trefflichſte Lob für den Maler?

— Delaroche hatte eine große Anzahl Gemälde geliefert, die bewundert aber auch vielfach getadelt wurden. Man macht ihm vorzüglich den Vorwurf, daß er das Detail auf Koſten der Hauptſache hervorhebe, daß er nur Meubles, Teppiche, Rüſtungen und dergleichen bei ſeinen Bildern gut male. Ueberdies hat er eine ſeltſame Vorliebe, die nämlich, daß er nur Todte und dem Tode Entgegengehende malt. Wir können, um dies darzuthun, nicht alle ſeine Werke aus dem Gedächtniſſe anführen, wollen aber genug erwähnen, z. B. den ſterbenden Chriſtus; Johanna d'Arc, die im Kerker zu Rouen auf die Hinrichtung harrt; die Folgen eines Zweikampfes; den letzten der Stuarts, verhungernd, unterſtützt von Miß Macdonald; die Scene aus der Bluthochzeit; den Tod des Präſidenten Duranty; die Kinder Eduards; Eliſabeth von England, wie ſie ſich auf einem Teppiche umherwirft und alle Nahrung von ſich weiſ't; de Thou und Cinq Mars auf dem Wege nach Lyon, wo ſie enthauptet werden ſollen; den Cardinal Mazarin vor dem Tode; den Tod der Johanna Gray; den Tod Straffords; die Ermordung des Herzogs von Guiſe; das ſchreckliche Bild, auf welchem Karl I. auf dem Wege nach dem Schafott dargeſtellt iſt ꝛc. ꝛc. Noch hat man die Bemerkung gemacht, daß alle ſeine Henker die Augen niederſchlagen. Die Köpfe der Frauen ſind meiſt abgewendet, ſo daß man das Geſicht nicht ſieht.

— Delaroche's Meiſterwerk: Die Enthauptung der Lady Jane Gray, welches im Jahre 1834 bei der Ausſtellung in Paris, eben ſo allgemein den Beifall Aller, welche es geſehen, erhielt und Aller Mitgefühl in Anſpruch nahm, iſt folgendermaßen entſtanden:

In einer Geſellſchaft der bedeutenden Künſtler entſpann ſich ein Streit über den Sitz des Ausdrucks in den menſchlichen Zügen. Delaroche ſprach ſich für den Mund aus, und machte ſich anheiſchig ein Bild zu malen, auf welchem man von den Augen der Hauptperſonen nichts ſehen ſollte! Dieſe Zuſage hat er getreu durchgeführt in dem Meiſterwerk: Die Enthauptung der Lady Jane Gray; die Augen des jungen Opfers, das ſeine Hände nach dem Blocke ausſtreckt, ſind verbunden; das Geſicht des ihm Troſt zuſprechenden Biſchofs iſt zu der

Knieenden hingerichtet, so daß man von seinem Kopf wenig mehr, als das graue Haar sieht; der Scharfrichter schlägt seine Augen zur Erde; die eine von den Ehrendamen kehrt, halb in Ohnmacht, ihr Haupt gegen die Bastion, während die andere, vor Schmerz außer sich, sich einen Weg durch die Mauer bahnen zu wollen scheint, so daß man nur ihren Rücken sieht. Und dennoch brachte dies Bild, auf dem man kein Auge sah, durch die meisterhafte Anordnung der Gruppen einen so gewaltigen Eindruck hervor, daß Hunderte von Personen, nachdem sie es betrachtet, die Ausstellung (im Jahre 1834 in Paris) mit thränenden Augen verließen. *)

— Delaroche reiste im Jahre 1835 nach Rom. Vor seiner Abreise wurde ihm von Thiers, damals noch Minister, der Auftrag, alle Malereien zur Ausschmückung der Magdalenenkirche in Paris zu verfertigen. Während Delaroche aber in Rom verweilte, kam man mit dem Maler Ziegler überein, auch eine Kuppel zu übernehmen. Delaroche war hierüber bei seiner Rückkehr sehr gereizt und beklagte sich bei Thiers. „Nicht der Abbruch an Gewinn ist es, der mich zur Klage veranlaßt," sagte Delaroche, sondern: meine Beschwerde hat lediglich die Kunst im Auge. Die Werke eines Andern in diese Kirche bringen, hieße die Harmonie zerstören, die ich beabsichtige!" Und dabei führte er Michel Angelo, Raphael und viele andere italienische Meister als Beispiel an. Thiers suchte die gekränkte Eigenliebe des Künstlers zu beschwichtigen, aber es half nichts, Delaroche sandte den Contract, so wie den erhaltenen Vorschuß dem Minister zurück. Dies wirkte vollkommen. Man entschädigte den Maler Ziegler durch andere Arbeiten im Pantheon und Delaroche blieb die Ausführung der sechs Kapellen und der großen Kapelle der Magdalenenkirche allein überlassen. Dies trug Delaroche 100,000 Thaler ein! —

Dantan, Jean Pierre, machte im Jahre 1844 eine Reise nach Algier und wohnte da dem großen Bankett bei, welches die Stadt dem Marschall Bugeaud nach dem Siege am Isly gab. Er erhielt seinen Platz neben einem bejahrten finstern Araber, der so viel französisch verstand, wie Dantan arabisch, nämlich gar nichts. Nach einiger Zeit legte man dem Araber, der bis dahin weder Fleisch noch Wein angerührt hatte, etwas von einem Huhne vor; er führte das Stück zierlich an den Mund, biß etwas davon ab, und legte das Uebrige freundlich auf Dantan's Teller. Der Künstler wendete sich, heimlich fluchend,

*) Das Bild ist jetzt im Besitze des Grafen Demidoff.

an ſeinen andern Nachbar und machte ihn auf die Grobheit des Arabers aufmerkſam. — „Das iſt keine Grobheit,“ ſagte der Freund, „ſondern nach orientaliſcher Sitte ein Zeichen der Achtung und Freundſchaft.“ — „Gut,“ ſagte Dantan, der nun während der ganzen Dauer des Feſteſſens alle Knochen und Gräten u. ſ. w., alle Ueberreſte von dem was er aß, auf den Teller des Arabers legte, der jedes Mal ſich mit freundlichem Lächeln tief verbeugte und gar nicht wußte, wie er die außerordentliche Aufmerkſamkeit des Fremden erwidern ſollte.

Falcone, Aniello, beſuchte, was von einem Maler nothwendig erfordert wird, ſehr fleißig die Akademie des Nackten, und eröffnete ſelbſt in der Folge eine in ſeinem eigenen Hauſe, die vielen Zulauf erhielt. Da er einen ſtreitſüchtigen und wunderlichen Charakter beſaß, ſo miſchte er ſich öfter in Händel und gefährliche Zwiſtigkeiten, vorzüglich mit den ſpaniſchen Soldaten. Als die bekannte Revolution durch Maſaniello ausbrach, ſah er dieſe als eine gute Gelegenheit an, ſich wegen gelittener Beleidigungen zu rächen, und fiel auf den Gedanken, aus ſeinen Schülern, Freunden und Verwandten einen geſchloſſenen Haufen zu bilden, verbunden, jeden Spanier zu ermorden. Da ſeine Schüler alle Jünglinge waren, nahmen ſie ohne Bedenken Theil daran, zogen noch mehrere andre Maler an ſich und vereinigten ſich unter Falcone's Anführung unter dem furchtbaren Namen der Todesgefährten. Bei Tage ſtreiften ſie durch die Stadt und ſtachen jeden Spanier, der in ihre Hände fiel, nieder; Abends beſchäftigten ſie ſich bei Fackelſchein wetteifernd Maſaniello zu malen. Daher haben ſich auch in den wenigen Tagen, wo dieſer Rebell an der Spitze des neapolitaniſchen Volks ſtand, ſeine Bildniſſe ungemein vermehrt und ſind von den beſten Künſtlern gemalt worden. In Falcone's Gemälden, ſowie denen ſeiner Schüler, ſind überhaupt vorzüglich kriegeriſche Gegenſtände behandelt; er erwarb ſich ſogar den Namen eines Orakels der Schlachten, und Bourguignon, ohne Zweifel der größte Schlachtenmaler neuerer Zeit — das heißt der Zeit, ſeitdem die Wirkung des Feuergewehrs geſchildert werden muß — wollte zwei ſeiner Gemälde mit zweien des Falcone vertauſchen.

Falconet, Stephan, war der Sohn armer Eltern. Als ihn die Kaiserin Catharina II. nach St. Petersburg berief, um dort die Bildsäule Peters I. zu Pferde auszuführen, ertheilte sie ihm den Titel „Ew. Hochgeboren" (Wasce Wysokorodie). „Dieser Titel," sagte Falconet, „paßt für mich vortrefflich; denn ich bin auf einem Kornboden in Paris geboren worden."

Giotto. Im Jahre 1276 lebte ungefähr 40 Meilen von Florenz, in der Stadt Vespigniano ein armer Taglöhner, Namens Bondone. Dieser Mann hatte einen Sohn, den er in der gewöhnlichen Unwissenheit der niedern Klasse aufwachsen ließ. Aber die außerordentlichen Fähigkeiten des Knaben, so unausgebildet sie waren, und seine erstaunliche Auffassungsgabe und Lebhaftigkeit machten ihn zum Liebling seines Vaters und der nächsten Umgebung. Im zehnten Jahre schon vertraute ihm der Vater eine Heerde an. Nun streifte der kleine glückliche Knabe über Berg und Thal mit seiner lustigen Schaar und unterhielt sich damit, im Grase liegend, die Umgebung, wie es der Zufall und seine Phantasie eben wollte, auf große flache Steine oder in den Sand und in die weiche Erde zu zeichnen. Sein Pinsel war der Hirtenstab oder ein scharfer Stein, sein Hauptmodell das Schaf, das er in seinen Lagen und Stellungen abbildete. Eines Tages, als der Hirte inmitten seiner Herde lag und eifrig damit beschäftigt war, etwas auf den Stein zu zeichnen, kam ein Wanderer des Weges. Erstaunt über die große Aufmerksamkeit des Knaben auf seine Arbeit und die unbewußte Anmuth seiner Haltung, hielt der Fremde an und betrachtete das Bild. Es war die Skizze eines Schafes, das mit solch' keckem Griffel und solcher Naturwahrheit gezeichnet war, daß der Wanderer höchlich darüber erstaunte. „Wessen Sohn bist du?" fragte er neugierig. Der erschrockene Knabe sah dem Fragenden verwundert in das Antlitz. „Mein Vater heißt Bondone und ist Taglöhner; ich bin sein kleiner Giotto, edler Herr," erwiderte der Knabe. — „Nun denn, kleiner Giotto, würdest du wohl mit mir gehen und bei mir bleiben; du sollst Schafe, Pferde, ja wohl gar Menschen bei mir zeichnen lernen?" Die Augen des Kleinen leuchteten vor Freude. „Ich

will mit Euch gehen, wohin Ihr wollt, wenn ich das lernen kann. Aber — fügte er hinzu, und ein Gedanke, der ihm durch den Sinn ging, machte ihn die Farbe wechseln — ich muß erst meinen Vater fragen; ich kann nichts ohne seine Erlaubniß thun." — „Das ist recht, mein Knabe, wir wollen ihn mit einander aufsuchen," sagte der Fremde. Es war der Maler Cimabue. *) Groß war das Erstaunen des alten Bondone über den unerwarteten Vorschlag; aber er sah, wie sehr sein Sohn es wünschte, wenn er es auch nicht aussprach, und gab seine Zustimmung. Er begleitete seinen Knaben nach Florenz und ließ ihn dort unter dem Schutze des Malers. — Die Fortschritte seines Zöglings übertrafen die Erwartungen Cimabue's. In der Darstellung der Natur ließ Giotto bald seinen Meister, dem immer noch die harten Formen der späteren griechischen Kunst anklebten, weit hinter sich. Eines Morgens kam der Künstler in sein Atelier und sah, bei der Betrachtung eines halb vollendeten Kopfes, eine Fliege, die auf der Nase saß. Cimabue wollte sie verjagen und gewahrte nun erst, daß sie gemalt war. „Wer hat das gethan?" rief er halb ärgerlich, halb erfreut. Giotto kroch zitternd aus einer Ecke hervor und gestand seinen Fehler. Aber der Meister empfing ihn mit Lob statt mit Tadel, denn er liebte die Kunst zu sehr, um dem Talente des Schülers zu zürnen, wenn sein Scherz auch gegen ihn gerichtet war.

— Als Giotto älter wurde, verbreitete sich sein Ruf weit und breit. Papst Benedict IX. schickte eines Tages Abgesandte zu ihm; sie traten in das Atelier des Künstlers und theilten ihm das Verlangen des Papstes mit, welcher den Plan zu einer Kirche von ihm wünschte, denn Giotto war, wie die meisten Künstler jener Zeiten, ebensowohl Architekt als Maler. Er nahm ein Blatt Papier, stemmte den Ellbogen in die Seite, um seine Hand fester zu machen und zog augenblicklich einen vollkommenen Kreis. „Sagt Seiner Heiligkeit, daß dies der Plan sei," rief er, und trotz aller Gegenvorstellungen weigerte sich Giotto, einen andern zu machen. Papst Benedict war ein gelehrter Mann; er sah, daß Giotto das beste Beispiel der Vollendung in seiner Kunst gegeben, ließ ihn nach

*) Cimabue, geboren 1240 in Florenz, zeigte schon in früher Jugend ein großes Talent für die Zeichnenkunst. Als er das Glück hatte, die Werke einiger griechischer Maler zu sehen, erwachte in ihm der lebhafte Wunsch, unter ihnen zu studiren; sein Wunsch wurde erfüllt und er verfolgte seinen Beruf mit solchem Eifer, daß er seine Lehrer bald übertraf. Seine Werke begründeten in Florenz eine Schule, welche der Wiederbelebung des Geschmackes den Weg bahnte. † 1300.

Rom kommen und ehrte und belohnte ihn. Giotto war, wie dieſe Geſchichten bezeugen, ein munterer und ſpaßhafter Mann. „Rund wie Giotto's Kreis" wurde italieniſches Sprichwort.

— Giotto gewann ſich durch ſeine Talente den Schutz der Großen des Landes. Er beſuchte nach und nach Padua, Verona und Florenz. In letzterer Stadt malte er eine Zeit lang für den Fürſten von Eſte. Zu dieſer Zeit hörte Dante von Giotto und lud ihn nach Ravenna, dem damaligen Aufenthalt des verbannten Florentiners ein; dort malte er gleichfalls längere Zeit und ſchloß eine innige Freundſchaft mit Dante. Der arme Schafhirte von Vespignano ſtand jetzt auf dem Zenith ſeines Ruhmes. Er, der in den Kreiſen der italieniſchen Edlen aufgenommen war, genoß auch die Freundſchaft der talentvollſten Männer ſeines Zeitalters — Dante's, Boccaccio's und Petrarcha's. Seine Freunde ſchätzten ihn ebenſo wegen ſeines Charakters als wegen ſeines Talentes und ſein Biograph Vaſari ſagt: „Giotto ſtarb 1336 zu Mailand, er war ein ebenſo guter Menſch als ausgezeichneter Künſtler."

— Giotto war auch ein treuer Freund und Tröſter Dante's in ſeiner Verbannung, und Dante hat ihn auch in ſeinem unvergänglichen Gedichte durch folgende Verſe gefeiert:

Credete Cimabue nella pittura
Tener lo campo, ed ora ha Giotto il grido;
Si che la fama di colui oscura.

Goyen, Johannes von der, der Maler des ruſſiſchen Kaiſers Paul, arbeitete an einem Gemälde aus dem Leben des Perikles und des Philoſophen Anaxagoras. Der Kaiſer überraſchte ihn dabei und fragte ihn nach dem Namen des Letztern. Goyen nannte ihn Epaminondas. „Glaubſt Du Goyen? Wenn ich nicht irre, ſo iſt es Anaxagoras." „Richtig, richtig!" entgegnete der liſtige Maler, „dieſe ſo ungewöhnlichen Namen machen mich ganz verwirrt. Mein Gedächtniß wird ſchwach und meine Augen wollen mir auch nicht mehr leuchten, da ich meine Lampe nicht mit Oel auffriſchen kann." Der Kaiſer merkte wohl, welches Oel der Maler meine; noch an demſelben Abende ließ er einige tauſend Rubel einpacken und ſchrieb darauf: „Oel für Goyen's Lampe." Einige Tage nachher ging Paul in der Allee von Paulawsky mit ſeinem Hofe ſpazieren und begegnete dem Maler. „Nun, Meiſter Goyen, hat ſich Dein Geſicht verbeſſert?" — „In Wahrheit, Sire," antwortete dieſer, „ganz Europa hat keinen geſchickteren Augenarzt als Ew. Majeſtät!"

Greuze, deſſen „Braut im Dorfe" und andere Gemälde als Meiſterſtücke edler einfacher Darſtellung bewundert werden, pflegte mit einem kleinen Blumenſtrauße auf der Straße zu ſpazieren, und wenn er eine

ſchöne Frau vorübergehen ſehe, ſie mit folgenden Worten anzureden: „Erlauben Sie mir, Madame, Ihnen dieſe Blumen anzubieten; Sie können ſagen, daß Greuze ihre Schönheit bewundert hat;“ oder: „Empfangen Sie meine Huldigung; entrüſten Sie ſich nicht darüber; wenn man erfahren wird, daß Greuze Sie auf der Straße aufgehalten hat, wird Niemand darin eine Beleidigung finden;“ oder ähnliche Phraſen, worin ſich Galanterie und Künſtlereitelkeit paarte.

— Greuze beſuchte fleißig das Palais Royal, und wenn ihm daſelbſt unter den gefälligen Schönen eine recht hübſche und neu angekommene erblickte, ſo fragte er ſie, ob ſie am andern Morgen mit ihm frühſtücken wolle, und wenn ſie antwortete, ſie kenne ihn ja nicht, ſo ſagte er: „Liebes Kind, erkundige Dich nach Greuze bei Deinen Geſpielinnen; ich erwarte Dich morgen früh.“ Erkundigte ſich nun das Mädchen nach Greuze, ſo antworteten die Andern: „Nimm es, es iſt etwas Gutes; wirſt eine kleine Uhr bekommen!“

Guerin. Einſt ſaß im Palaſt der Tuilerien in einem netten, von Wohlgeruch durchduſteten Zimmer ein Maler in Hofkleidung das Portrait einer nachläſſig auf einem Divan von indiſchem Caſhemir ſitzenden Frau zu vollenden. An den noch reinen und ſanften, obgleich nicht mehr ganz jugendlichen Zügen dieſer Frau, an dem creoliſchen Schmachten ihrer ſchwarzen Augen, an ihrem Teint, der noch von der Glut des Tropenlandes belebt zu werden ſchien, beſonders an der ſeltenen Grazie ihres Benehmens hätte damals ganz Europa Joſephine, den guten Geiſt Napoleons, erkannt. Sie unterhielt ſich ungezwungen mit dem Künſtler, berieth ſich mit ihm über ihre Toilette, und fragte ihn, ob die und die Blume ihr beſſer ſtehe, als eine andere, und ob ihr Diadem weiter auf der Stirn herein oder hinausgerückt werden ſolle. Plötzlich öffnete ſich die Thüre, und der Kaiſer trat herein. Als er den Maler bemerkte, lächelte er Joſephinen zärtlich zu, als wolle er ihr für eine Abſicht danken, die er errieth, und trat ſodann ſchnell hinzu, um das Portrait zu beſehen. Man denke ſich das Erſtaunen des Monarchen, als Guerin die Hand auf das Bild hielt und die kühnen Worte ſprach: „Verzeihung, Sire, ich laſſe meine Portraits erſt dann ſehen, wenn ſie beendiget ſind.“ — „Bei mir werden Sie wohl eine Ausnahme machen,“ antwortete Napoleon anfangs ſanft. — „Sire, geruhen Sie zu entſchuldigen, daß ich auch Ihnen den Anblick verſage. Die Maler haben ihre Launen.“ Der Kaiſer beſtand indeß auf ſeinem Willen, der Widerſtand des Malers reizte ihn, und er ſprach endlich mit der Stimme des Gebieters: „Ich verlange es.“ Auch bei dieſem Worte, das in dieſem Munde damals ganz Europa beben machte, blieb Guerin unerſchütter-

lich; seine Hand verdeckte das Portrait. Wer wird nachgeben, der Maler oder der Kaiser? Der Kaiser gab nach. Sein eine kurze Zeit zorniger Blick wurde wieder wohlwollend; entwaffnet durch den Muth des Künstlers trat er zurück und sagte: „Es ist gut, Herr Guerin, das Schlachtfeld bleibt Ihnen.“ Den andern Tag wurde Guerin in den Palast beschieden, um — den Kaiser zu malen.

Genelli. Als Genelli noch in Rom lebte, mieden ihn alle, und wieder mied er alle besonders seine frommen Kunstgenossen, an deren Spitze Overbeck und der überfromme Joseph Führig standen, denen Genelli's geniale Art und Weise namentlich in der Behandlung der Nackten ein Gräuel war. Genelli's Zeichnung des Nackten ist unübertrefflich schön aber freilich nicht für jedes Auge, je mehr denselben alles wirklich Schöne rein ist. — Das aber wollten eben die Frommen nicht gelten lassen, sie verschrien Genelli als ruchlos — ja scheuten sich nicht, ihn als persönlich dem Laster ergeben zu bezeichnen, obgleich eben Genelli in Leben nichts weniger als sinnlichen Genüssen ergeben war. Genellis Antwort auf diese Anschuldigungen war sein Bilder Cyclus „die sieben Todtsünden.“ — Indem er in diesen wundervollen Skizzen in kühner freier Zeichnung alles Vorhergehende noch überbot, hat er ein Werk geliefert, das jeder Vater seinem Sohne als letztes Angebinde mitgeben sollte, wenn er vom väterlichen Hause scheidet, — so hoch moralisch und auf die nie sich verläugnende ewige Gerechtigkeit hinweisend sind diese „sieben Todtsünden“ erdacht und ausgeführt.

— Genelli war mitunter ein arger Hitzkopf, das ist allerdings nicht in Abrede zu stellen und er gestand dieses selber sehr oft seinen Freunden, so daß er in Rom einmal seiner Wirthin mit dem blanken Messer bis auf die Straße nachgelaufen sei, weil — sie ihm schlechten Kaffee vorgesetzt habe. Der Dichter Waiblinger nahm aus diesem Vorfall Veranlassung, einmal wieder recht über den eben wegen seiner Genialität ihm verhaßten Künstler loszuziehen. Genelli der es erfuhr, rächte sich durch eine ergötzliche Carricatur, in der er die gemachte Genialität der byronisirenden Waiblinger bitter persiflirte.

— Genelli. Unter allen jetzt lebenden Malern ist Bonaventura Genelli ohne alle Widerrede der genialste, mit der großartigsten und kühnsten Phantasie begabte. Allein er ist der Menge und selbst vielen sogenannten Kennern beinahe unbekannt, denn er ist zu stolz, zu sehr erfüllt von seiner Kunst, um der Menge und den Halbkennern nur das mindeste Zugeständniß zu machen. Etwa um das Jahr 1833—34 lebte er in Leipzig, wo ihn der reiche H. . . . beauftragte, ihm seine neue prachtvolle, im italienischen Styl erbaute Villa mit Fresken zu schmücken,

wofür dem Künſtler ein anſehnliches Honorar zugeſichert wurde. Bonaventura ging darauf ein, legte Herrn Herold ſeine Entwürfe vor und als dieſer damit einverſtanden war, begann der Maler ſeine Arbeiten mit großem Eifer. In unglaublich kurzer Zeit hatte er einige herrliche Fresken vollendet, worüber alle Kenner entzückt waren. Da bleibt der Künſtler aus — 1, 2, 3 Tage. Herold wird ungeduldig und geht zu ihm. — „Aber, lieber Genelli, warum kommen Sie nicht mehr zum Malen?“ — „Ich habe eine neue Idee zu einem Bilde, womit ich erſt im Reinen ſein will.“ — „Aber wenn Sie ſo lange über ein Bild nachdenken wollen, wird ja meine Villa nicht zur feſtgeſetzten Zeit fertig.“ Darauf antwortete Genelli ſehr ruhig: „Wenn Sie glauben, ich würde mit der Arbeit in der von Ihnen beſtimmten Zeit fertig werden können, ſo irren Sie gewaltig.“ — „Warum haben Sie das nicht gleich geſagt?“ — „Weil ich wohl merkte, daß Sie von der Sache nichts verſtehen und ich doch einmal wieder eine gute tüchtige Arbeit ausführen wollte. Uebrigens wenn Sie auf den Tag Ihre Villa beziehen wollen, ſo laſſen Sie ſich einen Lohnpinſler kommen und moleſtiren Sie keinen wirklichen Künſtler, dem ſeine Kunſt mehr gilt wie Ihr elendes Geld — ich komme nicht wieder zu Ihnen.“ — Dabei blieb es. Herold ließ einen andern Maler kommen, der in der beſtimmten Zeit ſeine Arbeit vollendete, aber ſo, daß Genelli's herrliche Fresken entfernt werden mußten, da der Abſtand derſelben zu der neuen Malerei allzugroß war.

Holbein, Hans der Jüngere, malte in ſeinem Zimmer einſt das Porträt einer Hofdame der Königin; ein Edelmann, der ihn malen ſehen wollte, kam an die Thüre, ohne ſich von den Dienern abweiſen zu laſſen. Der Maler ging hinaus, um zu ſehen, was es gebe; der Edelmann verſuchte jetzt, ſich in das Zimmer hinein zu drängen, Holbein widerſetzte ſich und der Edelmann fiel bei dem Handgemenge die Treppe hinunter. (Nach andern Mittheilungen ſoll Holbein den Lord die Treppe hinunter geworfen haben.) Der Maler begab ſich ſogleich zu dem Könige und bat um deſſen Verzeihung, die ihm der König unter der Bedingung gewährte, wenn er die reine Wahrheit ſage, was Holbein auch that. Kurz darauf erſchien der Gegner Holbein's, um die

Bestrafung desselben zu verlangen. Heinrich (VIII. von England) verlangte ebenfalls eine vollkommen wahre Darstellung des Herganges der Sache; der Lord verschwieg Einiges und der König sagte darauf, Holbein solle den Beleidigten um Verzeihung bitten. Damit wollte sich der Lord nicht begnügen, der vielmehr eine weit härtere Züchtigung verlangte. Dies reizte den König, der erklärte, weil jener die Wahrheit nicht gesagt habe er keinen Anspruch auf Genugthuung, und dann hinzusetzte; „Sie haben es nicht mehr mit Holbein, sondern mit mir zu thun. Versuchen Sie, sich an ihm zu rächen, so werden Sie dafür büßen müssen. Bedenken Sie, daß ich, wenn es mir gefällt, sieben Lords aus sieben Bauern machen kann, aber aus sieben Lords kann ich noch nicht einen Holbein machen."

Hemskerke, Martin. Die Kunst dieses berühmten Malers hatte ihn ein ansehnliches Vermögen sammeln lassen, das er, da er keine Erben hatte, ohne Bestimmung hätte hinterlassen müssen. Er traf deshalb kurz vor seinem Tode folgende Verfügung über dasselbe: „Ich vermache mein ganzes Vermögen einer Stiftung, aus welcher alle Jahr ein Mädchen soll ausgestattet werden; aber unter der unabänderlichen Bedingung, daß sie am Tage ihrer Hochzeit mit ihrem künftigen Gatten und allen Hochzeitsgästen — auf meinem Grabe tanze."

Hals, Franz, der in Hinsicht der Zartheit seines Colorits nur van Dyk nachstand, war ein großer Liebhaber des Weins und fast jeden Abend betrunken. Wenn ihn seine Schüler dann nach Hause geführt und zu Bette gebracht hatten, fing er immer mit lauter Stimme zu beten an: „O mein Gott, nimm mich doch sanft in Dein himmlisches Freudenreich, o nimm mich doch zu Dir, lieber Himmel!" Eines Tages beschlossen seine Schüler, unter denen sich auch der geistreiche Abraham Brauer befand, ihm einen Streich zu spielen. Sie machten auf der Stelle die nöthigen Vorbereitungen dazu. Als Hals nämlich seine gewöhnlichen Ausrufungen wieder anfing, fühlte er sich auf einmal sanft gehoben, als ob die Reise nach dem Himmel eben ihren Anfang nehmen sollte. Das war ihm doch sehr unlieb, und er fing nun an, in der drolligsten Manier dagegen zu protestiren. „Halt, halt! Denkst Du denn, es muß so eilig sein? I bewahre! Ich kann noch recht gut ein Weilchen hier bleiben. Komm' einmal nach fünfzig Jahren wieder, sei so gut, aber jetzt ist mir's ganz und gar nicht gelegen!" Die jungen Spaßvögel machten endlich dem Scherz ein Ende, und Hals schlief ganz ruhig ein; er soll aber nachher niemals solche Ausrufungen wieder haben hören lassen.

Hogarth, William, ging in ſeiner Lehrzeit eines Sonntags Nachmittags im Sommer mit drei Kameraden nach Highgate ſpazieren, und da das Wetter heiß und der Weg ſtäubig war, ſo gingen ſie in ein Wirthshaus und ließen ſich Bier bringen. Es waren noch andere Gäſte da, welche von vielem Trinken zu hitzigen Worten und dadurch zum Fauſtkampf kamen. Einer von denſelben erhielt mit einer Maaßkanne einen Schlag und machte dazu ein ſo lächerlich trübes Geſicht, daß Hogarth ſchnell einen Bleiſtift herausnahm und ihn abzeichnete. Es war ein treffliches Porträt und ſo drollig, daß es die Ordnung und Ruhe wieder herſtellen half; dieſes Bild war Hogarth's erſter Verſuch in der Satyre.

— Hogarth. Einmal wanderte Hogarth mit dem Maler Hayman in einen Keller, wo zwei ſchlechte Weibsperſonen beim Trinken mit einander zankten. Eine derſelben füllte den Mund mit Branntwein und ſpritzte der andern denſelben in's Auge. „Sieh! ſieh!“ rief Hogarth, indem er ſein Skizzenbuch herausnahm und das Weib zeichnete: „Sieh einmal dies Schwefelmaul.“

— Hogarth behandelte diejenigen, welche ſich von ihm malen ließen, mit einer Höflichkeit, die man heutzutage nicht allgemein findet. „Als ich mich von Hogarth malen ließ,“ erzählte Cole, „war es noch immer gebräuchlich, dem Bedienten Trinkgelder zu geben. Als ich nun wegging, bot ich dem Bedienten an der Hausthür ein kleines Geſchenk an; aber er ſchlug es höflich aus, indem er ſagte, ſein Herr würde ihn fortjagen, wenn er erführe, daß er es angenommen habe. Dies war ein ſo ungewöhnlicher Zug von einem Manne von Hogarth's Kunſt, daß ich mich ſehr darüber wunderte, denn es war mir noch nie etwas Aehnliches widerfahren.“

— Hogarth's Eigenthümlichkeit, die ihm auch zur Gewohnheit wurde, war, ein Geſicht, das ihm auffiel, und deſſen er ſich zu erinnern wünſchte, auf der Stelle zu zeichnen. Einmal ſah man ihn im Bedford'ſchen Kaffeehauſe etwas mit Bleiſtift auf den Nagel zeichnen; es war das ſonderbare Geſicht einer anweſenden Perſon und — vollkommen getroffen.

— Hogarth. Einſt hatte Hogarth mit einigen Freunden in einem Gaſthofe geſpeiſt; als er eben den Mantel zum Weggehen überwarf, bemerkte er ſeinen Freund Ben Read im feſten Schlafe und zwar mit einem äußerſt lächerlichen Geſichte. Hogarth ſah ihn einen Augenblick an und rief leiſe: „Himmel, welch' ein Ausdruck!“ ließ ſich Feder und Dinte geben und zeichnete das Geſicht, ohne ſich niederzuſetzen.

— Hogarth malte einen Edelmann ſo getreu, daß Se. Herrlichkeit ſich höchſt beleidigt fühlte und ſchwur, er wolle das Gemälde nicht nehmen und nichts dafür bezahlen. „Wenn Sie es in drei Tagen nicht holen laſſen," verſetzte der Maler, „ſo male ich ihm einen Schwanz und verkaufe es für einen haarigen Thiermenſchen." Dies wirkte; das Gemälde ward bezahlt, abgeholt und — leider auch vernichtet.

— Hogarth verſetzte in dem Stücke „die Biergaſſe", das eigentlich blos zur Ehre des engliſchen Biers verfertigt worden, zugleich dem berühmten Dr. Hill und einem bekannten Maler der damaligen Zeit, Stephan Liotard, die empfindlichſten Hiebe. Ein ſchwitzender Taglöhner ruht mit einem großen Pack Bücher, den er wegbringen ſoll, aus, und trinkt einen Krug Porter mit einer Inbrunſt, die ſich ohne die größte Theilnahme nicht anſehen läßt. Unter den Büchern zeichnen ſich aus: Dr. Hill's Kritik über die königliche Societät, Lauder on Milton ꝛc., und dieſer Pack iſt an einen Koffermacher auf St. Paulskirchhof wohnhaft, adreſſirt. Bekanntlich werden die Koffers in England inwendig häufig mit Maculatur überklebt. Und dieſes iſt die Satyre. Dem Koffermacher hat er noch überdies den drolligen Namen Mr. Pastem gegeben, (eigentlich ſo viel als paste' em: verkleiſtere ſie, oder: Kleiſter d'rauf! —

Aber viel ſchöner und wirklich unnachahmlich ſchön iſt die Satyre auf den Maler Liotard. Dieſer, ſo wie es mehreren Malern geht, konnte ſchlechterdings gar nichts malen, was er nicht in Natur vor ſich hatte. Hogarth ſtellt alſo einen Weißbinder vor, der auf einer Leiter ſteht, um ein Bierſchild zu malen. Das Stück ſoll eine Bouteille werden; um dieſe richtig zu treffen, hat ſich der Mann eine wirkliche Bouteille an einem Strumpfbande an die eiſernen Verzierungen des Schildes angeknüpft, nach welcher er beim Farbenmiſchen mit ſolcher Sorgfalt und ſeitwärts geneigtem Kopfe hinäugelt und hinviſirt, als wenn er das Porträt einer Königin werden ſollte.

— Hogarth. Der zu Hogarth's Zeit berühmte Violinvirtuos Caſtrucci war ein abgeſagter Feind aller lärmenden Inſtrumente. Hogarth ließ einſt in London auf der Straße vor ſeiner Wohnung eine Muſik von ſolchen Inſtrumenten machen, worüber der Virtuoſe, aufgeſchreckt davon, im Ausbruch der höchſten Wuth an das Fenſter ſeines Wohnzimmers lief, es aufriß und ſich nach dieſem fürchterlichen Getöſe umſah. Hogarth benutzte dieſen Moment, um das Geſicht des Italieners mit allen Zügen der höchſten Leidenſchaft zu zeichnen, und brachte es demnächſt in einer ſeiner berühmten Carricaturen, welche die Unterſchrift hat: „The enraged musician." (Der wüthende Tonkünſtler.)

— Hogarth unternahm im Jahre 1748 eine Luſtreiſe nach Frankreich; eine Reiſe zum Vergnügen, die jedoch durch ein merkwürdiges Abenteuer zu Calais ein zwar beluſtigendes, für ihn aber unluſtiges Ende gewann.

Es war unmittelbar nach dem Aachener Frieden, und zwar in den erſten Tagen des Novembers 1748, als Hogarth in Geſellſchaft mehrerer Künſtler und Kunſtfreunde die Reiſe antrat, welche keinen anderen Zweck hatte, als einen Theil Frankreichs kennen zu lernen, und dabei die Freuden, welche ein ſolcher Ausflug, von heiteren Männern unternommen, gewähren kann, zu genießen.

Die Geſellſchaft beſtand aus Hogarth, aus dem Bruder ſeiner Gattin, aus dem Zeichner Thornhill, dem berühmten Landſchaftsmaler Scott, dem Maler Haymann, dem Bildhauer Cheere und aus den beiden Kunſtliebhabern Tothall und Forreſt.

Die Reiſeluſtigen vereinigten ſich in dem am Thore von London gelegenen Weinhauſe Bedford Arms, und traten von dort aus zur Mitternachtzeit den Ausflug nach Dover an, wo ſie ſich nach Calais einſchifften. Faſt jedes Mitglied der Geſellſchaft ſollte während der Reiſe irgend ein Amt verwalten. Hogarth gehörte zu den Zeichnern merkwürdiger Gegenſtände und Gebäude; — Tothall war Schatz- und Küchenmeiſter; — Thornhill entwarf die Karte, und Forreſt führte das Tagebuch. Es lag nähmlich in dem Plane der Leute, eine Reiſebeſchreibung heraus zu geben, jedoch nur als Satyre auf die damalige Mode Thorheit — die auch noch jetzt zuweilen geſpenſtiſch ſpukt — Reiſen und unbedeutende Begebenheiten zu ſchildern, die für keinen Menſchen etwas Anziehendes haben.

Man hatte es ſich übrigens leicht und bequem gemacht; jeder hatte ein Hemd, ein Tuch und dergleichen zu ſich geſteckt, weil man auf dem feſten Lande zu Fuß zu reiſen entſchloſſen war. Die Dauer der Reiſe war auf vierzehn Tage feſtgeſetzt, aber das beſagte Abenteuer, das Hogarth zu Calais erlebte, nöthigte die Reiſenden, die Zeit abzukürzen; und ſo wurden aus den vierzehn nur fünf Tage.

Hogarth beſaß, bei den achtbarſten Eigenſchaften und Tugenden, und bei aller ſeiner Künſtlergröße, nicht das, was man Erziehung, Bildung für die Welt nennt. Kein Wunder! Sein Vater hatte als Corrector in einer Londoner Buchdruckerei durch mühſame Arbeit nur ſpärlich ſeine Frau und drei Kinder ernähret. Wie wenig hatte der Vater auf ſeine Erziehung verwenden können! Der erwachſene Knabe war dann ſchon früh zu einem Goldſchmiede in die Lehre gethan worden, wo er nichts lernte, als Wappen- und Namenzüge auf Silbergeſchirr ſtechen.

In der Kunst führte sodann sein Genie ihn sehr weit und hoch hinauf; in der übrigen Bildung für die Gesellschaft aber blieb er stets zurück. Dieser bedeutende Mangel verstrickte ihn zu allen Zeiten in Unannehmlichkeiten, und jetzt, in Frankreich, erwuchs ihm ein verdrießlicher Unfall daraus.

Er hatte zuvor England nie verlassen; der brittische National-Stolz und die jedem Engländer eigene Verachtung alles dessen, was französischen Ursprunges war, begleiteten ihn im reichen Maße über den Canal.

Kaum stand er mit dem Fuße auf französischem Boden, als schon sein Vorurtheil gegen Frankreich sich allenthalben so laut als bitter aussprach. Alles fand er tadelnswürdig, über jeden Gegenstand sprach er mit tiefer Geringschätzung. Zeigte man ihm ein geschmackvoll verziertes Zimmer oder Hausgeräth, als einen beifallwerthen Gegenstand, so gab er immer mit gerümpfter Nase zur Antwort: „Nun das ist auch etwas Rechtes; es bleibt ja doch Französisch.“ (So hört man auch in unseren Tagen manchen Ultradeutschen urtheilen!) In den Straßen von Calais ließ er häufig sein höhnendes Urtheil laut werden. Unbehutsam spottete er über die Form der Haarbeutel, deutete schmähend auf die gefallene Masche im Strumpfe eines Ziermannes.

Seine Gefährten riethen ihm stündlich Vorsicht an, baten ihn dringend, die Einwohner nicht vorsätzlich zu kränken, den Pöbel nicht durch laute Spottreden aufzureitzen, und sich stiller, bescheidener zu verhalten. Fruchtlose Warnung! Er suchte eine Art von Heldenthum in diesem Benehmen, machte den Warner zum Ziele seines Spottes, und verlachte ihn zum schuldigen Danke als einen feigen Tropf, der nicht verdiene, in dem freien England geboren zu sein und zu leben.

Aber hart strafte sich die Unvorsichtigkeit, die rauhe Willkühr des Befangenen. Der höhnende Fremdling hatte die Aufmerksamkeit des Pöbels erregt, und als er nun am zweiten Tage seiner Anwesenheit in Calais ein Stadtthor abzeichnete, ward er unvermerkt umringt.

„Was macht ihr da?“ schrie auf einmal ein baumstarker Mann in seinem Rücken, und packte ihn sehr unsanft bei der Schulter. „Schurke!“ rief ein zweiter, ergriff ihn an der Brust und schüttelte ihn derb. Hogarth, der im Zeichnen vertieft gewesen war, sah nun um sich. Wohin er schaute, da traf sein Blick auf drohende Fäuste, auf funkelnde Augen die gegen ihn blitzten.

„Wache, Wache herbei!“ riefen jetzt zehn Stimmen, und: „Ein Kundschafter! Ein Spion!“ schrien zwanzig andere. Man sah es den Leuten an, wie froh sie waren, einen Vorwand gefunden zu haben, den Spottredner übel zu behandeln.

Der Umringte wußte Anfangs nicht, ob er lachen oder weinen ſollte; aber nur zu bald fühlte er, daß er weit eher das letztere zu thun Anlaß habe, als das erſtere, denn ſchon erhielt er hier und da Stöße, die nicht wohl thaten, und die, bei vorausgeſetzter Vervielfältigung und Verſtärkung, ſogar lebensgefährlich für ihn werden konnten.

Zum Glück fand ſich eben jetzt ein Polizei-Beamter ein, der ihn den Mißhandlungen des ſchreienden Pöbels entzog. Für den Augenblick war das unter den Umſtänden ſehr gut für ihn; im Ganzen aber verſchlimmerte ſich durch die Erſcheinung des Polizei Beamten ſeine Lage, denn dieſer führte ihn zum Commandanten, der ihn eben nicht glimpflich anſprach, und in vollem Ernſte fragte, ob er nicht ein Brittiſcher Kundſchafter ſei. Man denke ſich den Schreck, die Angſt und Verlegenheit des Engländers.

Ein ſcharfes Verhör begann nun; ſeine Papiere wurden ihm abgenommen, und genau durchſucht; zwar ergab ſich die Lauterkeit ſeiner Zwecke bald aus den Schriften und Zeichnungen, die er bei ſich führte; ſie erwieſen insgeſammt, daß ſie keinem Ingenieur angehörten, oder keinen kriegswiſſenſchaftlichen Bezug hatten.

Der Commandant ließ hierauf Hogarths Wirth rufen, gebot demſelben, über ſeinen Gaſt genau zu wachen, und gab ihm zu größerer Sicherheit zwei Soldaten mit, die den Befehl erhielten, den Fremden nicht aus dem Auge zu laſſen.

„Ihr ſeid, wie ich vernehme," ſprach der Oberſt, „ein guter Künſtler, aber auch ein ſehr unvorſichtiger Mann; ihr habt euch hier durch höhnende Aeußerungen bei Allen verhaßt oder gar verdächtig gemacht. Wohl euch, daß der Friede zwiſchen Frankreich und England zu Aachen unterzeichnet iſt; wäre das nicht der Fall, ſo hätte ich euch müſſen auf dem Walle aufknüpfen laſſen. Seid in Zukunft behutſamer. Ihr werdet unter Aufſicht der Soldaten und des Wirthes im Gaſthofe bleiben, und euer Zimmer nicht eher verlaſſen, als bis ihr nach England zurückkehrt!"

So ward er entlaſſen, und ſo war der ganze Zweck ſeiner Reiſe verloren. Er hatte Frankreich ſehen wollen, und mußte nun ſammt ſeinen Genoſſen unverrichteter Sache nach der Heimath zurück.

Im Gaſthofe wieder eingetroffen, erleichterte er ſich die Bruſt durch Poltern und Fluchen auf Frankreich und ſein Mißgeſchick; aber da öffnete flugs der Wirth die Thür ſeines Zimmers, ſah mit einem Feuerblick herein und rief: „Pſt, pſt! die Soldaten, der Commandant!"

Seine Gefährten, die gleichfalls verhört worden waren, erſchienen nun Einer um den Andern bei ihm. Sie, von denen kein Einziger ein Kopfhänger war, lachten den Eingeſperrten tüchtig aus, der gar zu gern

ein wenig geflucht hätte, aber der Soldaten wegen es nicht wagen durfte. Dieſes gewaltſame Schweigen vermehrte jedoch noch unendlich das Lächerliche des Auftrittes; Hogarth ſchien vor Ingrimm berſten zu müſſen, und durfte nur im Stillen mit den Zähnen knirſchen. „Nach England, nach England zurück!“ rief er endlich, und ſtampfte mit dem Fuße. Gleich war der Wirth, Herr Grandſhire, wieder da mit ſeinem: „Pſt, pſt!“ „Nach England!“ wiederholte jetzt Hogarth, und der Wirth ging, dem Oberſten ſeinen Entſchluß zu melden.

Die Erlaubniß zur Einſchiffung kam. Der Bewachte, von den zwei Soldaten begleitet, beſtieg das Fahrzeug. Die Reiſegenoſſen folgten. Die Kriegsknechte ſtanden auf dem Verdecke jenem ſtets zur Seite, und ſchanten ihn mit gerunzelter Stirn und bärbeißiger Miene an; oft ſah man es ihm an, daß ein kräftiger Fluch ihm auf der Zunge ſaß, wie er aber aus Furcht vor den bewaffneten Nachbarn ſchwieg.

Als man ungefähr die Mitte der Breite des Canals erreicht hatte, traten die Soldaten noch näher auf ihn zu. Einer nahm das Wort und ſprach: „Nun habt ihr die Freiheit, euere Reiſe nach England ohne weitere Begleitung und Beſchwerung fortzuſetzen; aber laßt euch nie wieder auf franzöſiſchem Gebiethe ſehen!“

Nach dieſer Zuſprache ergriffen ihn beide, drehten ihn wie einen Kreiſel drei Mal auf dem Verdecke herum, ließen ihn ſtehen, beſtiegen ein Boot und fuhren nach Calais zurück.

Man denke ſich Hogarths Zorn. Er lief wie toll umher. Die Reiſegeſellen ließen ihm eine Zeitlang gewähren; dann aber, als ſeine erſte Wuth ſich gelegt hatte, näherten ſie ſich ihm. Sein Schwager Thornhill begann zuerſt das Geſpräch mit der trockenen Bemerkung: „Nun ſind wir doch in Frankreich geweſen!“ Alles lachte, Hogarth auch, aber wie? —

Zwei Tage nach der Rückkehr in London wurde bereits der Geſellſchaft in demſelben Weinhauſe, von dem ſie ausgereiſet waren, die Beſchreibung des Ausfluges in einem ſchön vergoldeten Bande überreicht. Hogarths Abentheuer war darin mit Laune dargeſtellt. Darum zerriß er aber auch mit lächerlicher Wuth ſeinen Abdruck. Fort an machte er zwar gute Miene zu dem böſen Spiele, und gab ſogar, auch zum Andenken an den Vorfall in Calais, ein Kupferblatt mit der Ueberſchrift: „O the Roast-Beef of Old-England!“ heraus (London, 26. März 1749), aber die Geſchichte machte ihn noch lange außerordentlich verdrießlich. Er lachte gern; aber hierüber konnte er nicht lachen. Selbſt in ſeinem höheren Alter erwies man ihm gar keinen Gefallen, wenn man

nur die wenigen Worte fallen ließ, Hogarth iſt einmal in Frankreich geweſen.

— Hogarth's letztes Stück: „Das Ende aller Dinge," welches er ſein Schwanzſtück nannte, enthielt folgende, ganz verſchiedene Gegenſtände, die er aber alle vortrefflich gruppirt hatte: Eine zerbrochene Flaſche; einen alten, bis auf den Stumpf abgeſchabten Beſen; eine alte Flintenkolbe; eine zerſprungene Glocke; einen abgeſpannten Bogen; eine in Stücken zerfallene Krone; Thürme in Ruinen; das Schild eines Wirthshauſes, „der Welt Ende„ genannt, herabſtürzend; den abnehmenden Mond; eine brennende Karte der Weltkugel; einen umfallenden Galgen, wobei der Leichnam herausgefault und die Kette in zerbrochenen Stücken herabhängt; der Sonnengott und ſeine Roſſe todt in den Wolken; ein zertrümmertes Schiff; die Zeit mit zerbrochenem Stundenglaſe und Hippe, eine Tabackspfeife im Mund haltend, deren letzter Dampf eben ausgeht; ein aufgeſchlagenes Schauſpiel, mit den Worten: „Alle gehen ab"; am Ende der Seite des Blattes: einen leeren Geldbeutel und ein Concurs-Inſtrument gegen die banquerotte Natur. Als er das Gemälde vollendet hatte, fügte er noch dem Bilde eine zerbrochene Palette hinzu und rief aus: „Ich bin fertig, es iſt nun Alles vorbei!" Er hatte es vorausgeſagt daß dieſes Stück ſein letztes ſein würde, denn er ſtarb einen Monat darauf.

Heath, James, hatte nach großer Anſtrengung ſein ausgezeichnetes Portrait Waſhington's, in ganzer Figur, vollendet, das auf Subſcription herausgegeben werden ſollte, er mußte ſich aber überzeugen, daß nur 70 Guineen gezeichnet waren. Ein Kunſthändler, gegen den er darüber klagte bot ihm darauf 100 Guineen für die Platte. Heath wies dieſes armſelige Gebot mit Verachtung zurück, und ſchickte ſeine Platte in die Druckerei. Noch an demſelben Abend kam die Nachricht von dem Tode Waſhington's aus Amerika an, und dieſer Umſtand änderte die Sache ſo ſehr, daß nicht Abdrücke genug von der Platte des Künſtlers geliefert werden konnten, und das Haus Heath's buchſtäblich von Menſchen belagert wurde, die einen Abdruck haben wollten. Ein amerikaniſcher Speculant nahm allein zweitauſend Abdrücke und bezahlte dafür die Summe von 2000 Guineen 12,000 Thaler). Der Künſtler gewann überhaupt an dieſer Platte gegen 40,000 Thaler.

Jouvenet, Johann, zeigte ſchon in ſeiner Jugend viel Talent zur Malerei. Sein Vater ſandte ihn daher nach Paris, damit er ſich dieſer Kunſt widmen könne. Die dortigen berühmten Künſtler zeichneten ihn wegen ſeiner Anlagen und ſeines Eifers vor allen übrigen angehenden jungen Malern aus. Dieſe, darüber neidiſch, ſchrieben an deſſen Vater, daß ſein Sohn ein ſehr ungebundenes Leben führe, und faſt ſeine ganze Zeit mit frivolen Zerſtreuungen zubringe. Der Vater, darüber entrüſtet, ſchrieb ihm einen Brief voll harter Vorwürfe, und gebot ihm, ſogleich Paris zu verlaſſen und in das väterliche Haus zurückzukehren. Jouvenet ſandte ihm das letzte ſeiner Gemälde mit den lakoniſchen Worten: „Hier die Antwort auf Ihren Brief, den ich nicht verdient habe.“ Der Vater ſah aus dieſer Arbeit, welche Fortſchritte ſein Sohn gemacht hatte; er zog nähere Erkundigungen über die dieſem gemachten Anſchuldigungen ein; glaubhafte Perſonen verſicherten ihm das Gegentheil, und er nahm ſeinen früheren Befehl zurück.

— Jouvenet. Im ſechszigſten Jahre traf Jouvenet ein Schlagfluß an der rechten Seite. Er wurde dadurch ſo gelähmt, daß er nicht weiter den Pinſel oder das Crayon führen konnte. Er ſuchte darin einen Genuß, wenigſtens malen zu ſehen, und vorzüglich ſah er ſeinem Neffen, den Maler Reſtout bei ſeiner Arbeit zu. Einſt wollte er den jungen Mann über eine Ungehörigkeit in einem Gemälde zurechtweiſen; er konnte ſich aber durch Worte nicht ganz deutlich machen; nahm den Pinſel in die gelähmte Hand, um das Fehlerhafte zu verbeſſern, aber er verdarb dadurch einen Kopf gänzlich. Außer ſich über ſein Unglück, bei ſeinem lebhaften Temperamente, verſuchte er den Schaden mit der linken Hand wieder gut zu machen. Jetzt bemerkte er zu ſeiner Freude, daß er mit der Linken faſt eben ſo gut malen konnte, als früher mit der Rechten. Nach dieſer Zeit hat er noch viele ſehr gelungene Gemälde auf dieſe Weiſe zu Stande gebracht.

— Jouvenet's beſtes Gemälde iſt eine Jungfrau Maria, welche ehemals die Jeſuiten in ihrem Collegio zu Valencia aufgeſtellt hatten. Dies Gemälde ſoll nach der Verſicherung der Jeſuiten durch ein Wunder entſtanden ſein. Die Jungfrau Maria erſchien nämlich einſt in ihrer

ganzen Glorie einem Jeſuiten, einem Muſter von Frömmigkeit, und gebot ihm, er ſolle ſie, gerade ſo, wie ſie ſich ihm gezeigt, abbilden laſſen. Nachdem der fromme Mann die heilige Jungfrau genau betrachtet, hatte er nichts dringenderes zu thun, als ihrem Befehl Folge zu leiſten. Er wählte den Maler Jouvenet zum Verfertiger dieſes Gemäldes. Dieſer aber arbeitete ſehr lange an dem Bilde, ohne daß es ihm gelingen wollte, die Züge ſo darzuſtellen, wie ſie ihm der Jeſuit geſchildert hatte. Endlich rieth ihm der Letztere, ſich durch alle möglichen geiſtlichen Uebungen und frommen Werke zu einer ſolchen wichtigen Arbeit geſchickt zu machen, die er zu verrichten vom Himmel gewürdigt worden ſei. Der Künſtler befolgte dieſen Rath in Demuth, that Bußübungen, betete und faſtete, und nahm nicht eher den Pinſel zur Hand, als bis er gebeichtet hatte und abſolvirt worden war. So fuhr er in ſeiner Arbeit fort, bis er das Gemälde vollendet hatte. Kaum erblickte es der Jeſuit, ſo rief er aus „Wunder über Wunder!“ Du haſt die Jungfrau Maria ganz genau ſo dargeſtellt, als ſie mir erſchienen iſt.“

Von dergleichen Wundern iſt nur noch eine Spur übrig geblieben, nämlich die, daß die größten Künſtler oft ihre Meiſterſtücke unter Faſten beginnen und vollenden müſſen.

Kneller, Godfrey, war auch Friedensrichter. Er richtete mit ſeinen Collegen im Gerichtshauſe, hörte aber auch die Klagen in ſeinem Hauſe an. Hier traf es ſich zuweilen, daß er mit ſeinen Malereien ſo beſchäftigt war, daß er darüber die Rechtspflege vergaß. — Eines Morgens kam ein Mädchen zu ihm, um eine Ausſage gegen einen Mann, der ſie gemißhandelt hatte, eidlich zu erhärten. Kneller erſtaunte über ihre Schönheit, ließ ſich ſogleich eine aufgeſpannte Leinwand zum Malen bringen und ſagte: „Nun, mein Kind, wie hängt denn die Sache zuſammen?“ — Das Mädchen begann den Vorfall ſehr ernſthaft zu erzählen. — „Dreht Euren Kopf ſo hin,“ unterbrach ſie Kneller. Sie fuhr dann in ihrer Erzählung fort, und da ſie bei der Lebhaftigkeit ihres Vortrags ihren Körper ſehr vielfältig bewegte, wies ſie Kneller von Zeit zu Zeit mit den Worten zurecht: „Haltet Euren Kopf, wie ich Euch

gesagt habe." — Endlich war die Erzählung zu Ende und — auch die Skizze fertig. Nun schrieb Kneller erst die Aussage der Klägerin nieder.

— Kneller. Der englische Dichter Gay hatte ein Lobgedicht auf den Maler Kneller gemacht. Er wollte es aber nicht eher drucken lassen, bevor er nicht dazu die Einwilligung des Künstlers erhalten, weil er ihn darin hin und wieder auf eine so übertriebene Art geschmeichelt und gelobt hatte, daß er ungewiß war, ob man dies Lob nicht für Spott nehmen könnte. Er ging also zu Kneller und las ihm das Gedicht vor. Der Gefeierte hörte es bis zu Ende an, statt aber zu verlangen, daß er einige Uebertreibungen mildern möchte, sagte er: „Vortrefflich, lieber Gay! Alles, was Sie von mir gesagt haben, ist sehr schön und wahr; aber eins haben Sie vergessen, bester Freund. Bei Gott! Ich hätte auch ein großer General werden können, denn als ich in Venedig war, ward einmal dort ein Feuerwerk abgebrannt. Der ganze St. Marcusplatz war voll Rauch und Pulverdampf, und der Geruch gefiel mir. Lieber Gay! auf Ehre, ich würde ein großer Feldherr geworden sein."

— Kneller hatte für einen Cavalier das Bildniß seines Sohnes zu malen. Als es fertig war, erhielt Kneller einen Besuch von dem Cavalier und einigen Freunden desselben. Beim Eintritt in das Zimmer des Künstlers sah er sich überall um und fragte dann den Maler: „Wo ist das Porträt meines Sohnes?" Dies verdroß Kneller und er sagte zu seinem Gesellschafter, einem gewissen Bing, ziemlich laut: „Mein Gott, Bing! Ich habe kein ähnlicheres Porträt gemacht, als das des jungen Cavaliers, aber ich habe etwas Geist in seine Physiognomie gelegt und nun kennt ihn weder sein eigener Vater, noch einer seiner Freunde."

— Kneller bat den Herzog von Hamilton, als er sein Bildniß in Lebensgröße vollendet hatte, das Gemälde erst bei ihm in Augenschein zu nehmen, für den Fall, daß er etwas daran geändert wünsche. Der Herzog betrachtete es sehr aufmerksam, ward mit jedem Augenblicke ernster, trat dann vor den Spiegel und beschauete sich, kehrte darauf zum Gemälde zurück und sah es nochmals an, und ging dann mit einer verdrießlichen Miene wieder zum Spiegel. Kneller, welchem dieses sonderbare Benehmen etwas verdroß, fragte ihn nun, ob er irgend womit nicht zufrieden sei. „Nun ja," sagte der Herzog, „wenn ich das Gemälde ansehe, so erscheine ich mir wie ein Mann von hohem Range; seh' ich in den Spiegel, so komme ich mir wie ein Tropf vor; indeß Sie haben, da Sie mich um so viel besser dargestellt haben, als ich bin, eine reichliche Bezahlung verdient; — hier ist eine Banknote." — „Nein, My-

lord," verſetzte der Maler, „ich verlange nur einmal für dasſelbe Gemälde bezahlt zu werden; Sie haben mir es ſchon zu theuer bezahlt."

— Kneller, bei allen ſeinen Vorzügen ſelbſt als Menſch, hatte dennoch eine beſondere Neigung zum Gelde: er vertauſchte die Geſchichtsmalerei mit der Porträtmalerei und als ihm ſeine Freunde darüber einen Vorwurf machten, ſagte er: „Die Hiſtorienmaler machen die Todten leben, aber ſie ſelbſt fangen erſt an zu leben, wenn ſie geſtorben ſind; ich hingegen male die Lebendigen, und ſie laſſen mich ſchon diesſeits leben."

— Kneller war vielleicht einer der eitelſten Menſchen, die je die Welt ſah und in dieſer Klaſſe eine ſo merkwürdige Erſcheinung, daß wir es nicht unterlaſſen dürfen, es in einigen Zügen auch unſeren Leſern mitzutheilen. — Als einſt Pope den Künſtler in ſeiner Werkſtatt beim Malen beſchäftigt fand, hielt dieſer plötzlich mit der Arbeit ein, mit den Worten: „Hören Sie, lieber Pope, die Arbeit wird mir in Ihrer Gegenwart nicht ſo gut gelingen, als ſie könnte und ſollte, wenn Sie mir nicht etwas Schmeichelhaftes ſagen. Ich bitte, ſchmeicheln Sie mir; Sie wiſſen, ich liebe Schmeicheleien." Der ſchalkhafte Dichter beſchloß, zu verſuchen, wie ſtark die Doſis von Weihrauch ſei, die der Künſtler zu ertragen vermöge. Nachdem er eines der kürzlich vollendeten Gemälde anhaltend und aufmerkſam betrachtet hatte, brach er mit vielem Ernſte in die Worte aus: „Die heilige Schrift ſagt uns, daß Gott den Menſchen nach ſeinem Bilde ſchuf; aber wahrlich, ich glaube, wollt' er jetzt noch einmal die Schöpfung beginnen, er würde den Menſchen nur nach dieſem Bilde hier erſchaffen." Wohlgefällig, doch eben ſo ernſt, erwiderte der Künſtler, zum Dichter ſich wendend: „Sie haben Recht, lieber Pope, bei Gott, ich glaube es ſelbſt."

— Kneller erzählte mit größter Selbſtzufriedenheit Popen folgenden Traum, den er gehabt habe: „Mir träumte, ich ſei geſtorben und wandelte auf einem engen Pfade zwiſchen zwei Hügeln einem Thorwege zu, umlagert von einer großen Menſchenmenge. Nahend unterſchied ich Sanct Petern mit ſeinen Schlüſſeln, umgeben von einigen anderen Apoſteln, beſchäftigt, die Nähertretenden einzulaſſen. Als ich das Thor erreichte, bemerkte ich im Innern ohnweit des geöffneten Thors an allen Seiten mehrere Sitze. St. Peter fragte die um Einlaß Bittenden nach Namen und Religion; einem Katholiken wies er zur Rechten, einem Presbyterianer zur Linken ſeinen Sitz an. Jetzt kam an mich die Reihe. Sehr höflich fragte Sanct Peter nach meinem Namen. „Ich bin Kneller," erwiderte ich. „Was? der berühmte Sir Godfrey Kneller aus England?" fiel ſchnell der nahe

ſtehende Sanct Lucas ein. — „Eben der, mein Herr, Ihnen zu dienen,“ entgegnete ich. Sogleich fiel mir Sanct Lucas um den Hals und machte mir viele Complimente über die Kunſt, die wir beide hienieden getrieben hatten, und ging ſo tief in die Materie ein, daß er das Geſchäft, das mich hieher führte, ganz vergeſſen zu haben ſchien. Endlich beſann er ſich. „Ich bitte um Verzeihung, Sir Godfrey, daß ich mich von dem Vergnügen Ihrer Unterhaltung ſo ganz hinreißen ließ.“ „Apropos, mein Herr,“ fuhr er fort, haben Sie die Güte mir zu ſagen, von welcher Religion Sie ſind?“ — „In der That, mein Herr,“ erwiderte ich, „ich bin von gar keiner Religion.“ — „Nun, wenn dem ſo iſt,“ verſetzte St. Lucas, „ſo treten Sie gefälligſt näher und nehmen Ihren Sitz, wo es Ihnen beliebt.“ *)

Kiß, Auguſt. Nachdem die Amazone von Kiß dazu gedient hat, ihrem immerhin genialen Verfertiger einen großen Ruf zu erwerben, will man auf die Entdeckung gekommen ſein, daß die Amazonen-Gruppe durchaus kein Originalwerk, ſondern die faſt bis in's Einzelne getreue Nachbildung einer kleinen Bronze-Statue ſei, die im vorigen Jahrhunderte zu Herculanum aufgefunden, jetzt im berühmten Museo burbonico in Neapel aufbewahrt wird. Nur den Tiger, der ſich in den Hals des Pferdes einkrallt, ſoll Kiß hinzugefügt und damit der Schönheit der Gruppe eher Eintrag gethan, als ſie erhöht haben. Abgeſehen davon, daß Kiß die herculaniſche Bronze-Statue gar nicht gekannt zu haben braucht, indem doch zwei Künſtler dieſelbe Idee ganz ähnlich darſtellen können, ohne daß einer von dem Werke des andern weiß, ſo kann man doch Kiß das nicht unbedeutende Verdienſt rauben, das Kunſtwerk in erweitertem Maßſtabe, aus anderem Stoffe, in würdiger Art ausgeführt zu haben.

---

*) Sollten wohl die letzten Charakterzüge irgend einem unſerer Zeitgenoſſen, der häufig Umgang mit Künſtlern und Beobachtungsgeiſt verbindet, ſo unglaublich erſcheinen; faſt möchten wir daran zweifeln, es könnte jedoch der Fall ſein, und deshalb wollen wir hier zur Steuer der Wahrheit die authentiſche Quelle, aus der wir es ſchöpften, mittheilen: „Spencers Anecdotes, Loudon 1820“, und zwar hat Spencer ſelbe aus dem Munde des berühmten Pope ſelbſt gehört!

Die Amazone. *)

In den Palmenwald, zu jagen, zogen Amazonenſchaaren,
Leichten Schleier über'm Nacken und ein Goldnetz in den Haaren,
Einen Speer in ihrer Rechten folgt die Lieblichſte den Spuren
Eines aufgeſcheuchten Waldes in den waldumkränzten Fluren.

Hinter eines Buſches Dunkel lauert — blutbefleckter Sieger
Ueber tauſend Waldgeſchöpfe — ein gewalt'ger Königstiger.
Doch die Jungfrau leichten Sinnes ſpielt in ihres Roſſes Mähnen,
Denn ſo nah, ſo blutgelüſtig konnte ſie den Feind nicht wähnen.

Da, aus ſeinem Hinterhalte, kommt der Tiger vorgeſprungen,
Stürzt ſich auf den Hals des Pferdes, ſeine Krallen eingedrungen
In das Fleiſch des üpp'gen Renners, ſchütten Blut auf ſeine Mähnen,
Und es bäumt das Roß ſich ſchäumend vor den gift'gen Tigerzähnen.

Noch erſchrocken bebt die Jungfrau, mißt den Feind mit ſtarren Blicken,
Und ſie ſchwenkt in ihrer Rechten das Geſchoß, es abzuſchicken;
In die Mähnen greift die Linke, ſich auf ſteilem Roß zu halten,
Und in ihren finſtern Blicken wüthen mächtige Gewalten.

Alſo auf dem zornigen Roſſe, dräuend ſichern Tod dem Tiger,
Siehſt Du regungslos die Jungfrau, einen ſteingewordnen Sieger;
Denn das Ganze ſtarrt von Erze; doch Du glaubſt, es müſſe leben —
Solchem hat aus todter Erden Meiſter Kiß das Sein gegeben.

Arthur Lutze. **)

Kaulbach, Wilhelm, iſt ein Künſtler, der auch bei ſeinen ernſteſten Gemälden ſtets den Schelm im Nacken trägt. Auf's Neue hat er dies bei den Freskobildern bewieſen, die er im Berliniſchen Muſeum ausgeführt hat. Er malte da die „Zerſtörung des Thurms zu Babel.“ Rings unter den Menſchen herrſcht Verwirrung und Entſetzen; Angſt, Verzweiflung, Grauſen und Tod hetzt ſie durcheinander. Mit einer Art von Schauder wühlt ſich das Auge des Beſchauers durch die Gruppen, und wenn es, müde von allem Jammer, den es erblickt, ſich nach Ruhe ſehnend, auf die Nebenpartien des Bildes lenkt, wird es auf einmal einige Thiergruppen gewahr, die mitten in dem menſchlichen Elend, das ſie umgibt, die lächerlichſten Poſitionen machen. Da iſt ein Widder, der

---

*) Als Lutze die Amazonen-Gruppe von Kiß in Berlin im koloſſalen Thonmodell geſehen hatte.

**) Siehe deſſen: „Gedichte. Neue Ausgabe. Deſſau. Druck und Verlag von H. Neubürger 1855.“ (Seite 153)

ſich unter ſeinen Lämmern auf die komiſchſte Weiſe brüſtet; dort ein Kalb, das auf eine ſehr ergötzliche Art einer Kuh das Heu aus dem Maule nimmt. Welch' ein Humor in dieſen Scenen liegt, läßt ſich nicht beſchreiben. Aber Jeder, der ſie ſieht, wird ihre Wirkung fühlen, ſchon der Gegenſtände wegen, denen ſie zum künſtleriſchen Contraſt dienen. Aber auch in politiſcher Hinſicht kann Kaulbach humoriſtiſch ſein, wie dies der Carton zu einem Bilde beweiſt, das die Sage vorſtellen ſoll. Der Maler hat ſie als Frau gezeichnet, die auf einem Hügel ſitzt, um den herum, halb von der Erde verſchüttet, Menſchenknochen, Urnen, Pergamentrollen u. ſ. w. in maleriſcher Unordnung liegen. Zu den Füßen der weiblichen Geſtalt liegt eine Krone, auf deren Reif man die Worte „Einiges Deutſchland" lieſt. Aber gerade darunter ſteht ironiſch der Titel des Bildes, alſo daß man unwillkürlich leſen muß: „Einiges Deutſchland. Eine Sage."

— Kaulbach malte in München das Bildniß des Königs Ludwig. Er ſtellte ihn dar in der Tracht des Großmeiſters vom Orden des heiligen Hubertus, von vier Pagen umgeben. Bei dieſem Bilde iſt als Merkmal des genialen Talents Kaulbach's hervorzuheben, daß er die ganze lebensgroße Figur des Königs, ſo wie den Kopf, frei aus dem Gedächtniß auf die Leinwand gezeichnet, und zwar mit ſolcher Genauigkeit und Beſtimmtheit, als wäre jeder Zug nach der Natur gemacht.

Kaulbach.

Du ſingſt in Farben Sphärenmelodieen
Und Welten ſchaffſt Du in verklärter Pracht,
Dem Himmel raubeſt Du ſein Roſenglühen,
Und finſt're Schrecken borgſt Du von der Nacht.

Gigantiſch thürmen ſich die Leidenſchaften
Vor dem erſchreckten, ſcheuen Blick empor,
Dämone grinſen wild, die höllentrafften,
Die Deine kühne Phantaſie beſchwor.

Bekränzte Duftgeſtalten ſchweben milde
Vom Aether nieder und umrauſchen Dich,
Du bannſt ſie hoch in Deine Lichtgebilde,
Bevor der ſüße Himmelszauber wich.

In Höllenſchauer und in Aetherwonnen
Fühlt ſich die tief ergriff'ne Seel' getaucht —
Das hat kein Menſch, ein Dämon hat's erſonnen
Und einem Dichtergenius eingehaucht!

Mit Stimmen ſeh' ich die Titanen ſchreiten,
Und meine Bruſt hebt träum'riſch ſich und ſchwer —
O Genius, Du lebſt für alle Zeiten,
Du allgewalt'ger, malender Homer!

Adolf Schirmer.

Lyſippus faßte den ungeheuren Gedanken, einen Berg zu einer Bildſäule Alexanders zu bearbeiten, wovon der Gipfel den Kopf und die Bäume das Haar vorſtellten. In der einen Hand ſollte ſie eine Stadt und in der andern einen Fluß halten. — Die Ausführung — unterblieb.

Lippi, Philipp, gerieth auf einer Seereiſe in algieriſche Gefangenſchaft. Hier zeichnete er einſt mit Kohle an eine weiße Wand ſeinen Herrn. Er hatte ihn ſo ähnlich dargeſtellt, daß dieſer, darüber erſtaunt, ihm dafür die Freiheit ſchenkte. Er kam nun nach Florenz zurück, und beſchäftigte ſich fortwährend mit ſeiner Kunſt. — Er erhielt den Auftrag, für das Kloſter der heiligen Margaretha in Florenz ein Gemälde anzufertigen. Ein junges Mädchen, mit Namen Lucretia, die Tochter eines Einwohners der Stadt, Franz Buti, eine Penſionairin des Kloſters, kam zufällig in das Atelier, in welchem er arbeitete. Lippi hatte ſie kaum angeſehen, ſo verliebte er ſich leidenſchaftlich in ſie. Er beſtand nun darauf, daß man ihm geſtatten möge, das Mädchen zu malen, weil er keinen ſchöneren Kopf für die Maria in ſeinem Gemälde darſtellen könne. Nach einigem Widerſpruch genügte man ſeinem Verlangen. Dadurch erhielt er Gelegenheit, näher mit dem Mädchen bekannt zu werden und ſich oft Stunden lang mit demſelben zu unterhalten. Die Folge davon war ein geheimes Liebesverſtändniß. Beide kamen überein, zuſammen heimlich aus dem Kloſter zu gehen. Sie bewerkſtelligten dies und hielten ſich geraume Zeit ſo verborgen, daß ihr Aufenthaltsort nicht entdeckt wurde. Das Mädchen gebar ihm einen Sohn, der in der Folge auch ein geſchickter Maler wurde.

Endlich ermittelten Lucretia's Eltern den Aufenthalt ihrer Tochter; ſie boten Alles auf, dieſelbe wieder zu ſich zurück zu bringen, aber ſie erklärte, daß ſie ſich zu glücklich fühle, um Lippi zu verlaſſen. — Jetzt wandten ſich die Eltern an den Papſt Eugen, und dieſer bot dem Maler

die Entbindung von ſeinem Gelübde und die Erlaubniß an, Lucretia ehelichen zu dürfen. Aber er lehnte dies ab, aus Beſorgniß, wie er ſagte, es möchte durch eine ſolche Verbindung ſeine Liebe erkalten.

Lemoine, Franz, beſaß eine große Eigenliebe, er ſchonte Keinen, in dem Gefühl ſeiner Vorzüge, und beſonders ließ er keinem andern Maler Gerechtigkeit widerfahren. „Mein Gott," ſagte Jemand zu ihm, als er nicht aufhörte, die Gemälde anderer Meiſter mit bitteren Sarcasmen zu tadeln, „es iſt mir unbegreiflich! Sie ſind ein ſo guter Maler und ſcheinen es doch noch nicht zu wiſſen, daß gerade die Schatten die hellen Partien erſt recht hervorheben."

Latour. Der König von Frankreich, Ludwig XV., wollte ſich von Latour malen laſſen; der Künſtler machte es ſich aber zur ausdrücklichen Bedingung, daß er in dem Falle mit dem Monarchen allein ſein müſſe. Der König bewilligte es und empfing ihn in einem Pavillon, der ringsum Fenſter hatte. Als Latour hier hereintrat, ſagte er ganz trocken zum Könige: „Sire, was ſoll ich in dieſer Laterne?" „Sie wünſchten mit mir allein zu ſein," antwortete der König, „hier iſt das am thunlichſten." „Hier?" erwiderte Latour, „ich glaubte, Ew. Majeſtät wären wenigſtens in Ihrem Schloſſe Herr, und würden alſo mit mir allein ſein können, in jedem andern Zimmer, wo es Ihnen beliebt." Einſt ſollte er die Geliebte des Königs, die Marquiſe von Pompadour, malen. Er verlangte, daß ſie zu ihm kommen ſollte. Man ſtellte ihm vor, dies ſei nicht gut möglich. Nach einiger Weigerung willigte er ein, zu ihr zu gehen, bedang ſich aber aus, mit ihr allein ungeſtört und ungenirt zu ſein. Dies ward ihm verſprochen. Als er zu der Marquiſe hineintrat und eben an die Arbeit gehen wollte, nahm er ſeine Perrücke ab, zog ein graues Mützchen aus der Taſche und ſetzte es auf, drückte die Hinterquartiere ſeiner Schuhe nieder, ſo daß Pantoffeln daraus wurden, lüftete ſeine Kniegürtel und ſetzte ſich nun, ſo ungefähr in eben dem bequemen Anzuge, den er bei ſich zu Hauſe gewohnt war, an die Staffelei. Die Marquiſe verbiß das Lachen und nahm die Stellung an, in welcher ſie gemalt ſein wollte. Jetzt trat der König in das Zimmer „Ich habe mir ja ausbedungen, daß wir allein ſein wollten, ſagte er zur Marquiſe. Indeß blieb er vor der Staffelei ſitzen. Als aber der König, ſtatt wegzugehen, ihm näher trat, als ob er recht eigentlich bei der Arbeit zuſehen wollte, ſetzte er ſeine Perrücke auf, ſchnallte ſich die Schuhe und die Kniegürtel wieder feſt, ſtand auf und ging ſeines Weges, indem er in den Bart murmelte: „Ich ſehe wohl, man hält hier Wort." Der König und die Marquiſe lachten über dieſen Vorfall ſo ſehr, daß ſie nicht zu Worte kommen konnten, um ihn zu bewegen, zu bleiben. Die

Unterhandlung muß aber nachmals doch wieder angeknüpft worden sein denn man hat ein vollendetes Gemälde der Marquise von diesem Künstler

— Latour mußte den König Ludwig XV. malen. Der Maler sprach mit dem Könige während der Arbeit, und dem Könige gefiel seine Treuherzigkeit. — Dadurch dreister gemacht, da er überhaupt nicht sehr zurückhaltend war, sagte er endlich ohne Umschweife: „Sire, Sie haben aber keine Marine.“ — „Wie könnt Ihr dies sagen?“ versetzte der König trocken, „ist nicht der Vernet da?“

— Latour malte die ganze königliche Familie, und Hof und Stadt umlagerten sein Atelier. Bei einer seltenen Gabe geselliger Unterhaltung, einem reinen Geschmacke wissenschaftlicher Bildung, einem weit umfassenden Gedächtnisse und einem trefflichen Herzen, konnte es ihm an Freunde nicht fehlen. Sein Haus war der Sammelplatz aller Illustrationen der Kunst, der Philosophie und Literatur. Dabei Günstling des Königs und des muthmaßlichen Thronerben, war der künstlerstolze Latour ohne Dünkel — er gab zweimal den Orden des heiligen Michael zurück!

Lantara, Simon Mathurin. Ein Kunstfreund hatte für seine Galerie eine Landschaft bei Lantara bestellt. Der Maler konnte keine Figuren malen, brachte also keine in die Landschaft. Der Kunstfreund bewunderte das Bild außerordentlich, sagte aber, als er gar keine Figuren bemerkte: „Sie haben die Figuren vergessen, Herr Lantara.“ — „Nein, ich habe sie nicht vergessen,“ antwortete der Maler naiv, „die Leute sind alle in der Kirche.“ — „Sehr wohl, so werde ich das Gemälde in Empfang nehmen, wenn die Leute wieder aus der Kirche kommen.“

— Lantara. In der großen Welt sprach man viel von dem großen Künstler Lantara und Jedermann wollte ihn sehen, was aber äußerst schwierig war. Ein angesehener Herr versprach einmal, seinen Freunden Lantara zuzuführen, und erhielt auch nach vielen Bemühungen die Zusage des Malers, an einem bestimmten Tage sich in dem Schlosse einzufinden. Die Diener in demselben erhielten die strengste Weisung, Lantara, wenn er erscheine, mit der größten Artigkeit zu behandeln. Die Gesellschaft machte eine kleine Jagdpartie, unterdessen kam der Maler an, der unterwegs von einem Regenguße überfallen und ganz durchnäßt worden war. Man wies ihn in einen Saal und sagte ihm, die Gesellschaft würde vor drei Stunden nicht zurückkehren. Das war Lantara eben recht; er zog ein Kleidungsstück nach dem andern aus, rückte Stühle an den Kamin, hing seine nassen Kleider darauf, um sie zu trocknen, stellte sich an das Fenster, um die Landschaft zu bewundern und vergaß darüber Alles. Mit einem Male wurde die Thür geöffnet und der Schloß-

herr mit ſeinen Freunden erſchien. Lantara hatte nur noch ſo viel Zeit, ſich in einen der großen Fenſtervorhänge zu hüllen. Um ihn zu beruhigen, entfernte ſich die Geſellſchaft wieder; Lantara kleidete ſich an, und als dies geſchehen, ſchlich er davon, ſo daß ihn Niemand ſah.

— Lantara's Seltſamkeit zeigte ſich noch auf dem Sterbebette. Der Geiſtliche des Hospitals ſagte nämlich zu ihm: „Mein Sohn, Sie ſind glücklich zu preiſen, denn Sie gehen in die Ewigkeit über und werden Gott fortan in's Antlitz ſchauen.“ „Wie, Herr Pater?“ fiel der Sterbende ein, „ich werde ihn niemals im Profil ſehen?“ Das waren ſeine letzten Worte.

Monſignori, Francesco. Von Monſignori iſt die Tafel mit dem heiligen Sebaſtian, welche nachmals in Madonna della Grazie außerhalb Mantua aufgeſtellt wurde; er wandte dabei den höchſten Fleiß an und zeichnete Vieles nach der Natur. Eines Tages, als er an dieſem Werke arbeitete, beſuchte ihn der Marcheſe, wie er oftmals zu thun pflegte, und ſprach, wie man erzählt: „Um dieſen Heiligen zu malen, muß man einen ſchönen Körper zum Vorbilde nehmen.“ — „Dazu dient mir,“ antwortete Francesco, „ein Laſtträger von ſchönem Wuchs, den ich nach meiner Weiſe binde, um mein Werk natürlich zu machen.“ — „Die Glieder Deines Heiligen,“ entgegnete der Marcheſe, „ähneln aber dennoch nicht der Wahrheit, denn ſie zeigen nicht gewaltſame Anſpannung, noch jene Furcht, welche man in einem Manne erkennen muß, der gebunden iſt und mit Pfeilen getödtet wird; aber willſt Du mir erlauben, Dir zu zeigen, was Du zur Vollendung Deiner Geſtalt thun kannſt?“ — „Vielmehr bitte ich Euch darum, Signore,“ antwortete Francesco. — „Wenn Du,“ ſprach der Marcheſe, „Deinen Laſtträger wieder angebunden haſt, ſo laß mich rufen, und ich will Dir ſagen, was Du zu thun haſt.“ Des andern Tages demnach, als Francesco den Laſtträger gebunden hatte, ſo wie er es im Bilde haben wollte, ließ er es heimlich dem Marcheſe ſagen, ohne ſein Vorhaben zu kennen. Dieſer aber trat plötzlich mit einer geladenen Armbruſt aus einem Zimmer, ſtürzte wüthend auf den Laſtträger zu und ſchrie mit lauter Stimme: „Verräther, Du biſt des Todes, ich habe Dich, wo ich Dich wollte!“

und dergleichen Worte mehr; worauf der arme Lastträger, der sich in Todesgefahr sah, die Stricke, mit denen er gebunden war, zu zerreißen sich bemühte. So glich er, indem er sich gewaltsam anstrengte, fürwahr einem Manne, der mit Pfeilen getödtet zu werden erwartet; das Angesicht voller Furcht, und die gedehnten, verzerrten Glieder, welche der Gefahr zu entfliehen suchten, voll Todesangst. „Nun hast Du ihn," sprach der Marchese zu dem Maler, „wie er sein muß, das Uebrige vermagst Du für Dich allein."

Mabuse, Johann, war dem Trunke sehr ergeben, welche Leidenschaft ihn oft zu allerhand Betrügereien verleitete. Er war in Diensten des Marquis von Verens, als Kaiser Carl V. bei diesem einkehren sollte. Zu dem Ende hatte der Marquis alle seine Dienstleute in weißem Damast neu kleiden lassen. Der Maler verkaufte aber sein neues Gewand und trug den Erlös in die Schenke. Um nun doch in Damast gekleidet zu erscheinen, machte sich Mabuse ein weißpapiernes Kleid, das er als Damast mit großen Blumen übermalte. Der Kaiser erstaunte über die Vorzüglichkeit dieses Stoffes und wollte ihn in der Nähe besehen. Da kam die Täuschung an den Tag und der Künstler wurde von seinem Herrn deshalb — in's Gefängniß gesetzt.

Mengs, Anton Raphael. Das Bildniß eines Papstes zu malen, war vor Zeiten ein höchst saures Geschäft, denn es mußte auf den Knien verrichtet werden. Der Maler Subleyras lag auf den Knien, als er den sonst über manche Vorurtheile erhabenen Papst Benedict XIV. malte. Mengs weigerte sich, in einer solchen peinlichen und erniedrigenden Stellung zu arbeiten, und seitdem ist jene Unsitte verschwunden.

— Mengs. Papst Clemens XIV. hatte von einem Venetianer einige Gemälde gekauft. Er fragte Mengs, wie er sie finde. „Herzlich schlecht," antwortete dieser, „Ew. Heiligkeit sind hintergangen worden." — „Aber mein Hofmaler hat sie mir doch sehr gelobt," versetzte der Papst. — „Das macht," erwiderte Mengs, „weil er und ich zwei ganz verschiedene Personen sind; er lobt, was seine Kräfte übersteigt, und ich tadele, was unter den meinigen ist."

Meil. Bei der Huldigung des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen wurden bekanntlich in Berlin eine Menge Bürger in den Adelsstand erhoben. Mit dem Tage der Huldigung hörte aber die tiefe Landestrauer um den König Friedrich II. auf, wonach also auch die Pleureusen bei dem Adel wegfielen. Dessen ungeachtet trugen noch mehrere dieser Neugeadelten einige Zeit nachher Pleureusen. Meil, ein Mann, der oft sehr treffende Sarcasmen sagte, sah einen dieser Neugeadelten mit Pleureusen und fragte ihn ganz trocken: „Sie müssen wohl noch exerciren?"

— Meil. Der verſtorbene Buchhändler Weber in Berlin verlangte einſt von Meil eine Vignette zu der in ſeinem Verlage erſchienenen Zeitſchrift: „Olla potrida“, und trug ihm dabei auf, daß er neben einer mit Blumen gefüllten Vaſe einen Genius darſtellen ſollte, der daraus einen Blumenſtrauß genommen hobe und daran rieche. Meil erfüllte zwar den Auftrag; wenn man aber den Genius näher beſah, ſo entdeckte man, daß er die Blumen abwärts und ſich die Naſe mit den Fingern zuhielt. *)

— Meil. Ein geſchickter Muſiker und Componiſt hatte ſich durch die prahleriſchen Verheißungen des Schauſpieldirectors Döbbelin überreden laſſen, nach Berlin zu kommen, um die Direction des Theaterorcheſters zu übernehmen. Er machte Meil's Bekanntſchaft und dieſer warnte ihn mehrmals, auf ſeiner Hut zu ſein und ſich wegen der ihm von Döbbelin gemachten Verſprechungen zu ſichern. Der Tonkünſtler achtete nicht darauf, bis er endlich zu ſeinem Schaden gewahr wurde, daß Döbbelin auch nicht eine ſeiner Zuſicherungen hielt, und er alſo gezwungen wurde, Berlin zu verlaſſen, um anderswo eine Anſtellung zu finden. Vor ſeiner Abreiſe bat er Meil, ihm zum Andenken etwas in ſein Stammbuch zu zeichnen. Meil that es, und als der Tonkünſtler das Buch aufſchlug, fand er darin eine artige Vignette, nämlich einen in einer Hanswurſtjacke gekleideten Geigenſpieler, der ſich an eine Pfauenfeder lehnen will und rückwärts überfällt.

— Meil. Früher waren im Schauſpielhauſe zu Berlin den Freudenmädchen gewiſſe Logen ausſchließlich eingeräumt und nur junge und alte Roués ſchämten ſich nicht, dort, in ſolcher Dirnen Geſellſchaft, ſich öffentlich zu zeigen. Einſt erblickte Meil vom Parterre aus einige jüdiſche Elegants in dieſen Logen. Lächelnd zeigte er ſie einem neben ihm ſtehenden Bekannten, mit den Worten: „Sehen Sie einmal da oben hinauf. Die jungen Iſraeliten werden ganz chriſtlich; ſie ſind ſo liederlich, wie der Teufel.“

— Meil. Ein Herr von B., der bei einer auswärtigen Geſandtſchaft in Berlin angeſtellt war, ein geborner Schwabe, ſtand bei den Damen allgemein in dem Ruf, ein ſchöner junger Mann zu ſein und man nannte ihn daher den ſchönen Schwaben, worauf er ſich nicht wenig zu Gute that. Einſt zeigte man Meil dieſen ſchon ziemlich entnervten Hofmann mit den Worten: „Sehen Sie, da iſt der ſchöne Schwabe.“ — „Den Schwaben ſah ich wohl,“ verſetzte Meil, „aber weiter nichts.“

*) Dieſe Vignette befindet ſich auf dem Titelblatte der „Olla potrida“, Jahrg. 1778, 1. Band, und befindet ſich in meiner Privatbibliothek.

Pouſſin, Nicolaus, lebte zu Rom ſehr eingeſchränkt. Der Prälat Maſſini beſuchte ihn einſt gegen Abend. Die Unterhaltung war intereſſant geworden und währte bis ſpät in die Nacht. Als der Prälat endlich Abſchied nahm, ergriff Pouſſin das Licht und leuchtete ſeinen Gaſt die Treppe hinab, bis an den Wagen. „Ich bedaure Sie,“ ſagte Maſſini, „daß Sie nicht einmal einen Diener haben.“ — „Und ich Sie, Monſeigneur,“ verſetzte Pouſſin lächelnd, „daß Sie ſo viele haben müſſen.“

Pentemann erhielt den Auftrag, ein Gemälde von Todtenköpfen für ein Kloſter zu liefern. Um die Modelle vor Augen zu haben, ſchloß er ſich in ein anatomiſches Kabinet ein. Bei dieſer traurigen Arbeit überfiel ihn wider Willen der Schlaf. Auf einmal wurde er durch ungewöhnlichen Lärm aufgeweckt. Wie groß war ſein Schreck, als jene Todtenköpfe um ihn her kollerten, die angefeſſelten Scelette ſich gewaltſam bewegten und einige aus ihren Behältern hinaushüpften. Kaum vermochte er die Thüre zu öffnen. Er ſtürzte die Treppe hinunter und ſank auf der Straße halbtodt nieder. Als er wieder zu ſich kam, erfuhr er, daß der für ihn ſo ſchauerliche Auftritt ganz natürlich war und von einem Erdbeben herrühre. Jedoch umſonſt! Todesbangigkeit und Entſetzen hatten ſein ganzes Weſen ſo erſchüttert, daß er wenige Tage nach dieſem Vorfalle ſtarb.

Raphael, Hanzio oder **de Hanki**, wurde einſt von zwei hohen Geiſtlichen ſcharf getadelt, daß er auf einem Bilde die Geſichter der Apoſtel Petrus und Paulus zu roth gemalt hätte. „Meine Herren!“ antwortete er ein wenig verdrießlich, „wundern Sie ſich darüber nicht, ich habe ſie gemalt, wie ſie im Himmel ausſehen, und ſie ſehen deshalb ſo roth aus, weil ſie ſich ſchämen, daß jetzt die Kirche ſo ſchlecht verwaltet wird.“

— Raphael. Man tadelte einſt in Gegenwart von Raphael, daß Leonardo da Vinci und Michel Angelo gegen einander einen kleinlichen Neid gezeigt hätten. „Die Eiferſucht hat ſie darum getrennt, damit ſie der Ruhm deſto inniger vereinige!“ verſetzte Raphael.

— Raphael, den einzigen Raphael beſeelte das größte Genie für bildende Kunſt. Keiner hat gezeichnet wie er, Keiner dieſe warme Fülle des Gefühls in ſeine Umriſſe gebracht, ohne je über die zart beſtimmten Grenzen der idealiſirten Natur zu ſchreiten. Harmonie iſt die Seele jedes ſeiner Gemälde; ſie ziehen auch unwiderſtehlich an, man muß davor weilen und empfindet etwas Unnennbares, wie bei keinem Bilde eines anderen Künſtlers. Und dieſen Zauber bewirkte er ohne Farbenprunk, einfach und beſcheiden, wie ſeine Madonna, aber mit erhabener Sicherheit. Hätte er nichts gemalt, als einen ſeiner Madonnenköpfe, er wäre immer der größte Maler geweſen. Die himmliſche Anmuth, die unzerſtörbare Ruhe, die uns aus dem ſüßen Bild anlächelt, ſich in unſern Buſen hinüberſchleicht, unſere Sinne, unſer Herz beruhigt — das Alles vermochte nur er darzuſtellen, mit der Gluth ſeines Genies, welches die Liebe entzündete; denn glücklicher Raphael! das Urbild ſeiner herrlichſten Madonnen war — ſein Mädchen. Als er die berühmten Fresken des Vaticans malte, war dieſes Mädchen, — ſeine heißgeliebte Fornarina, wie früher im Palaſt Chigi, ſeine unzertrennliche Gefährtin, er Genius, der ihn zu ſeinen Schöpfungen begeiſterte. Den heiligen Vater erfüllte indeß die Leidenſchaft des Malers mit dem heftigſten Unwillen, und die ſtete Gegenwart der ſchönen Bäckerstochter im Vatican ward ihm ein ſolcher Stein des Anſtoßes, daß er Anſtalt machte, ſie aus ſeiner Nähe zu entfernen. „Wer iſt das Mädchen?“ fragte er eines Tages den Maler in heftigem Tone. „Wenn Ew. Heiligkeit die Antwort mir geſtatten,“ entgegnete Raphael im Enthuſiasmus ſeiner Leidenſchaft, „es ſind meine Augen!“ Der Papſt ſchwieg und die Fornarina blieb die fleiſchgewordene Seele des Künſtlers.

— Raphael. Das allbewunderte, durch unzählige Copien bekannte Madonnenbild, welches unter dem Namen „Madonna di San Sixto“ jetzt als die Perle der Dresdener Gallerie angeſehen wird, iſt nichts als eine Improviſation des unſterblichen Künſtlers. Er malte dieſes Bild in unglaublich kurzer Zeit und die eigentliche Beſtimmung desſelben war keine andere, als auf einer Fahne befeſtigt, einer Proceſſion vorgetragen zu werden. Dieſe Proceſſion war von den Mönchen jenes Kloſters, dem früher der nachmalige Papſt Sixtus V. angehört hatte, veranſtaltet worden, der vor der Madonna knieende Papſt iſt eben Sixtus V. und daher die Bezeichnung des Bildes. Als Fürſt Auguſtin Chigi, der Freund

und Beschützer des Künstlers, fragte: „Aber wie war es Dir möglich, dies göttliche Bild so schnell und in solcher Vollendung zu schaffen," versetzte Raphael lächelnd: — „Ja; ich dachte mir's so."

— Raphael. Michel Angelo Buonarotti fürchtete das sich entwickelnde Genie des jungen Raphael; selber strenge, finster und die sinnlichen Freuden verachtend, war er überdies dem jungen, lebenslustigen Künstler persönlich abgeneigt, er sagte: Raphael ist ein Genie, aber sein böses Beispiel wird hundert andere Künstler, die keine Genies sind, zu Grunde richten, und darum hasse ich ihn und rede nur von den Mängeln seiner Werke, während ihre Schönheiten meines Lobes nicht bedürfen.

— Raphael. In Florenz malte Raphael ein kleines Bild und bot es zum Verkaufe aus. Michel Angelo erklärte, es sei schlecht. Kein Liebhaber wollte jetzt das Bild kaufen und Raphael, der eben in Geldnoth war, mußte es endlich an einen Kunsthändler für einen geringen Preis weggeben. Als Raphael schon in Rom und hochberühmt war, sagte eines Tages Fürst Chigi zu ihm: „Ich weiß, daß Du längst wünschtest ein Bild von Michael Angelo zu besitzen. Ich habe Dir ein solches aus Florenz mitgebracht, ich mußte es ihm theuer bezahlen, denn er legte einen ganz besonderen Werth auf dasselbe und wollte es mir erst gar nicht ablassen." Raphael war begierig, diese Arbeit Michael Angelo's zu sehen, aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er in derselben sein eigenes Jugendwerk wieder erkannte; Michael Angelo selbst hatte es von dem Florentiner Kunsthändler um einen hohen Preis erstanden und somit bewiesen, wie hoch er selbst die Raphael'sche Jugendarbeit würdigte.

— Raphael selbst hegte gegen Michael Angelo die größte Verehrung und versuchte alles Mögliche, um den Meister sich zum Freunde zu gewinnnen, doch vergeblich, Michael Angelo wollte ihm nie gestatten, sein Atelier zu betreten oder ihn arbeiten zu sehen. Als er nun an seinem berühmten Freskobilde „das jüngste Gericht" in der sixtinischen Capelle (im St. Petersdom) arbeitete, gelang es Raphael durch Vermittlung des Papstes, heimlich Einlaß in die Capelle zu erhalten, wo er in einem Versteck mehrere Stunden lang den Meister bei seiner Arbeit beobachtete. Ganz begeistert von der Erhabenheit des Werkes kehrte er an seine eigene Arbeit zurück (es war der Brand von Burgos), eines seiner genialsten und kühnsten Freskogemälde im Vatican. Als Michael Angelo dieses Bild sah, stand er lange sinnend davor und brach endlich in die Worte aus: „Raphael hat mich arbeiten sehen, ich darf stolz auf dieses Meisterwerk sein."

An Raphael.

(Geſtorben am ſtillen Freitag 1520.)

Vom frommen, ernſten Liebeſinn durchglühet
Erſchien die Kunſt, der zarten Jungfrau gleich,
Aus Chriſti Glauben ſie verklärt erblühet,
An Sprache arm, doch an Gedanken reich.
Sie war, da ſie im Streben ſich noch mühet,
In Formen karg, und in den Farben bleich;
Da trittſt Du ein in ſchöner Jugendfülle
Und nimmſt hinweg die letzte Nebelhülle.

Und was der Glaube, und das Hoffen,
Die Liebe je als Schönes pries,
Das lag vor Deinem Auge offen
Ein irdiſch ſüßes Paradies,
Im Farbenglanze haſt Du es getroffen;
Unſterblich Denkmal ſterblichen Genies
Liegt es geoffenbaret allen Zeiten,
Was in der Kunſt zum Höchſten kann geleiten.

Und wie uns Gottes Geiſt am ſchönſten ſtrahlet
Im Menſchengeiſte, den er reich erſchafft,
So haſt in Deinen Bildern Du gemalet,
Wie Er in der Natur, mit Zauberkraft..
Und freudig ſei von Neuem Dir gezahlet,
Was ſchnöder Zeitgeiſt lange Dir entrafft.
Lauttönend preiſe fortan fern und nah
In Dir den höchſten Geiſt, das Gloria.

Berlin, am ſtillen Freitag 1800. Wilhelm Schadow.

Ueber Raphael's Bildniß, von ihm ſelbſt gemalt.

Der Tod, der Raphael'n dem Erdkreis rauben wollte,
Von dem Verhängniß abgeſchickt,
Stutzt', als er deſſen Bild erblickt,
Unſchlüſſig, welchen er von beiden nehmen ſollte.
Nimm jenen nicht, ſprach Raphael, nimm mich!
Der iſt unſterblicher, als ich.

Ewald Chriſtian von Kleiſt.

— Raphael. Die italienischen Maler haben sich, was in ihrer Sprache nicht schwer ist, auch im Dichten öfter versucht; sehr gelungene Sonette haben wir von Angelo; aber auch von Raphael hat sich ein Sonett erhalten, von dem wir nachstehende freie Uebersetzung mittheilen.

Liebekrank.

Ja, süß sind der Erinnerung Gedanken,
Ich freute mich der freundlichen Gewährung,
Nun trübet mich unfreundlich die Entbehrung;
Ein Schifflein, muß ich, ohne Leitstern schwanken.

O Zunge! dürftest du aus deinen Schranken,
Zu sprechen von unüblicher Verzehrung,
Die Amor gab, da sie mir gab Erhörung;
Doch ihm und ihr sei Dank, muß ich auch kranken.

Die eine Sonne ging am Abend nieder,
Die andere trat an ihre Stelle wieder,
Durch Werke mehr, als Worte, sie mein eigen.

Nun sitz ich einsam durch die Gluth bezwungen,
Die zehrend mir tief in das Mark gedrungen;
Ich spräche gern, doch muß ich Armer schweigen!

— Raphael. Cardinal Bembo hat Raphael folgendes Distichon gewidmet:

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Magna rerum parens, et moriente mori!

(Jener Raphael ist's, durch den die ew'ge Natur sich
Wähnt', als er lebte, besiegt, sterben sich wähnt', als er starb!)

Rubens, Peter Paul, gehörte nicht allein zu den genialsten, sondern auch zu den fruchtbarsten Malern, die je existirt haben. Er brachte, wie man versichert, in drei Tagen mehr zu Stande, als Andere in eben so viel Wochen, wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß er oft nur den Plan oder eine Skizze lieferte, die er von seinen Schülern dann vollenden ließ, deren sechs bis acht stets um ihn waren. In Smith's „Catalogue raisonne of the works of Dutch, Elemish and French painters" werden nicht weniger als 1371 große und kleine Gemälde von seiner Arbeit aufgeführt, die noch heut' zu Tage entweder im Original oder in Kupferstichen vorhanden sind. Sie befinden sich meistens im Louvre, im Escurial, in München, Wien, Berlin und Antwerpen, in der

Eremitage zu St. Petersburg und in den Privatsammlungen englischer Großen, wie des Marquis von Westminster, des Herzogs von Southerland u. a. m. Es gibt in der That fast keine bedeutende Gemäldesammlung in ganz Europa, die nicht eines oder mehrere der Rubens'schen Werke enthielte. Ihrer großen Anzahl ungeachtet, sind sie mitunter für enorme Preise erstanden worden. Die „Hochzeit der heiligen Katharina", die sich in der Gallerie zu Belvoir-Castle, dem Landsitze des Herzogs von Rutland, befindet, wurde von dem Ritter Verhulst für 12,705 Gulden verkauft. Für die „Uebergabe der Schlüssel an Petrus" zahlte der Prinz von Oranien 2500 Guineen; ihrem vorigen Besitzer, Herrn Champion, soll sie aber 5000 Pfund Sterling (32,500 Thaler) gekostet haben. Eine allegorische Darstellung des Friedens, den Minerva vor den Angriffen des Krieges beschützt, wurde im Jahre 1802 von dem Marquis von Stafford für 3000 Guineen (21,000 Thaler) angekauft und der Londoner National Gallery geschenkt. Der Catalog des Louvre nennt mehrere Gemälde von Rubens, deren Werth auf 100,000—150,000, ja auf 160,000 Fr. angegeben werden, und der „heilige Franz Xaver, der die Kranken heilt und die Todten in's Leben ruft," einer von den Schätzen der kaiserlichen Gallerie, wird zu 8000 Guineen (56,000 Thaler) angeschlagen. Von allen Meisterstücken des großen Künstlers hat sich indessen der „Chapeau de paille" den ausgebreitesten Ruf erworben. Es ist dieses das Portrait einer jungen Dame (wie man sagt eines Fräulein Lundens) in einem schwarzen, spanischen Hut mit weißen und schwarzen Federn, der den obern Theil des Gesichts beschattet. Ihre Kleidung besteht, nach der damaligen Mode, aus einem schwarzsammetnen Leibchen und Rock mit scharlachfarbigen Aermeln und weißen Achselbändern und einer dunkelfarbigen, nachlässig über die Schultern geworfenen Schärpe. Der Tradition zufolge, legte Rubens auf dieses reizende Bild einen so hohen Werth, daß er es nie veräußern wollte. Nach seinem Tode kam es an die Familie Lundens, die es fast zwei Jahrhunderte lang als ein Erbstück betrachtete und bedeutende Summen dafür ausschlug. Endlich wurde es im Jahre 1817 an den Baron Stiers d'Artselar für 50,000 Francs abgetreten und am 29. Juli 1822 in öffentlicher Auction zu Antwerpen von Herrn Smith für 32,700 Gulden erstanden. Dieses Kleinod befand sich noch vor wenig Jahren in der ausgesuchten Gemäldesammlung des britischen Premier-Ministers Sir Robert Peel.

— Rubens pflegte seine Arbeit so einzutheilen: er machte keine leichte aber deutliche Skizzen; diese gab er seinen Schülern, welche darnach Gemälde in größerem Maßstabe machten und fast vollendeten, worauf sie Rubens selbst übernahm. So beschränkte sich seine eigene Ar-

heit eigentlich blos auf die Erfindung und Vollendung. Wohin auch seine Werke kamen, nahm das Verlangen nach denselben zu und das Glück übergoß ihn mit einer goldenen Fluth. Rubens Lebensweise in Antwerpen war das Ideal eines Malerlebens. Sein Haus war mit einer solchen Sammlung von Kunstwerken, Gemälden, Statuen, Büsten, Vasen und andern Gegenständen ausgeschmückt, daß es wie ein fürstliches Museum aussah. Unter diesen Schätzen arbeitete er und ließ sich dabei Werke der alten und neuen Literatur in verschiedenen Sprachen vorlesen; denn er verstand sieben Sprachen. Seine glänzende Wohnung enthielt eine Sammlung wilder Thiere, die er als lebende Modelle für Jagdstücke und andere Darstellungen von Thieren hielt, welche nie übertroffen worden sind.

— Rubens. Es wird erzählt, Rubens habe einen vorzüglich schönen und starken Löwen in sein Haus bringen lassen, um denselben in jeder Stellung und genau zu studiren. Eines Tages sah er den Löwen gähnen und dies gefiel ihm so sehr, daß er das Thier gähnend malen wollte und den Wärter desselben aufforderte, den Löwen unter dem Kinn zu kitzeln, damit er wiederholt den Rachen aufsperre. Eine Zeit lang glückte der Kunstgriff, zuletzt aber erzürnte sich der Löwe über diese Behandlung und warf unter wüthendem Gebrülle seinem Wärter so drohende Blicke zu, daß Rubens ängstlich wurde und den Löwen fortbringen ließ. Der Wärter soll kurz darauf von dem Löwen zerrissen worden sein, der offenbar die ihm angethane Schmach nicht vergessen konnte.

— Rubens. Als eines Tages Rubens ausgegangen war, traten Van Dyk und einige Kameraden heimlich in das Cabinet ihres Meisters, um seine Manier des Entwurfs und der Vollendung zu beobachten. Da sie sich immer mehr näherten, um die Arbeit genauer zu untersuchen, fiel einer derselben, durch einen andern zufällig angestoßen, auf das Bild, welches eben der Gegenstand ihrer Neugierde war; dadurch verwischte er den Arm der Magdalena, so wie die Wange und das Kinn Mariens, welche Rubens wenige Stunden vorher beendigt hatte. Da Alles in Schrecken darüber gerathen war, nahm einer das Wort: „Hier muß man, um nicht Zeit zu verlieren, Alles aufs Spiel setzen. Wir haben noch drei Stunden Tag; der Fähigste von uns nehme die Palette, und trachte den Schaden auszubessern; übrigens für meinen Theil, gebe ich Van Dyk meine Stimme.“ Jedermann billigte die Wahl, nur Van Dyk zweifelte am Erfolge; endlich von den Bitten bewogen, und den Zorn des Meisters befürchtend, machte er sich an das Werk, und führte es so glücklich aus, daß, als Rubens am folgenden Tage seine vermeintliche Arbeit betrachtete, er in Gegenwart seiner Zöglinge ausrief: „Das ist ein Arm und ein Kopf, die das Beste an meiner gestrigen Arbeit sind.

— Jenes Bild, welches eines der ſchönſten von Rubens iſt, ſtellt eine Abnahme vom Kreuze dar, die man noch heut zu Tage in der Liebfrauenkirche zu Antwerpen bewundert.

— Rubens. Johann, Herzog von Braganza, nachmals König von Portugal, erfuhr, daß ſich Rubens am ſpaniſchen Hofe aufhielt. Er ſchrieb an einige vornehme Caſtilianer, mit denen er in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand, ſie möchten doch Rubens dazu beſtimmen, ihn zu beſuchen. Rubens machte ſich zu dieſem Ende mit einem glänzenden Gefolge, auf den Weg. Der Herzog, geizig, bekam davon Nachricht, und erſchrak darüber ſehr. Er ſandte ihm eiligſt einen Hofcavalier entgegen, und dieſer hatte den Auftrag, ihm zu ſagen: wie der Herzog wegen einer wichtigen Angelegenheit habe verreiſen müſſen, er ließe ihn alſo bitten, umzukehren und als Entſchädigung für die Koſten, fünfzig Piſtolen anzunehmen.

— Rubens lehnte dieß Geſchenk ab, und ſagte zu dem Abgeordneten: „Ich bedarf einer ſolchen Unterſtützung nicht; mein Vorſatz war, vierzehn Tage an dem Hofe des Herzogs zu verweilen und deshalb hab' ich, um die Koſten eines ſolchen Aufenthalts zu beſtreiten, zweitauſend Piſtolen mitgenommen.

— Als Rubens von der Infantin Iſabelle nach England geſandt worden war, um den Frieden abzuſchließen, meldete ſich dort bei ihm ein Alchymiſt, um ihn in die Geheimniſſe des Goldmachens einzuweihen, wenn er die Koſten an die Erbauung eines Laboratoriums und zu einigen anderen Vorbereitungen herſchießen wolle. Rubens hörte den Charlatan mit vieler Geduld an, und führte ihn dann in ſein Atelier.

„Ich bedaure," ſagte er dort zu ihm, „daß Sie um zwanzig Jahre zu ſpät gekommen ſind; denn ſeit dieſer Zeit hab' ich den Stein der Weiſen in dieſen Paletten und Pinſeln gefunden."

Rembrandt lebte auf einen ſehr freundſchaftlichen Fuß mit einem Bürgermeiſter. Er beſuchte daher den Letzteren auf ſeinem Landgute. Einſt als er dort war, meldete der Diener des Bürgermeiſters: es ſei angerichtet. Als man ſich zu Tiſche geſetzt hatte, vermißte man den Senf. Der Bürgermeiſter befahl ſogleich einem Diener, ſolchen bei irgend Einem in dem benachbarten Dorfe zu holen. Rembrandt bot ſeinem Wirthe eine Wette an, er wolle ein Blatt radiren, bevor der Fortgeſchickte zurückkäme. Die Wette wurde angenommen. Rembrandt hatte ſtets einige zum Radiren eingerichtete Kupferplatten und Radirnadeln bei ſich. Er machte ſich ſogleich an die Arbeit und radirte die Landſchaft, die man aus dem Fenſter des Speiſezimmers ſehen konnte. Ehe der Diener zurück-

kam, war die Arbeit beendet und der Künſtler gewann die Wette. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß dieſe Landſchaft eines der gelungenſten radirten Blätter Rembrandt's iſt und viel gekauft wurde.

— Rembrandt's Magd plauderte gern mit andern Mägden lange zum Fenſter hinaus. Rembrandt malte ſie und ſtellte ihr Bild an's Fenſter. Die vorübergehenden Waſſerträgerinnen redeten ſie freundlich an und brachen in Schimpfreden aus, da die notoriſche Schwätzerin zu keiner Antwort zu bewegen war, endlich gingen ſie gleichgültig, ohne ein Wort zu ſprechen vorüber, und die Fenſterplauderei hatte ein Ende.

— Rembrandt liebte nur den Umgang mit den Leuten aus den unterſten Volksklaſſen. Wenn man ihn überreden wollte, eine gebildetere und beſſere Geſellſchaft zu beſuchen, antwortete er: „Wenn ich das Bedürfniß fühle, mich zu beluſtigen, ſo hüte ich mich wohl, ſie bei den Vornehmen zu ſuchen, wo mir der Zwang läſtig wird. Vergnügen iſt nur in der Ungezwungenheit zu finden."

Roſa, Salvator. Zwiſchen dem Maler Salvator Roſa und dem Fürſten Don Maria Ghigi beſtand ein inniges Verhältniß; der Fürſt liebte des Künſtlers Unterhaltung ſo ſehr, daß er, während einer langwierigen Krankheit Salvator bewog, ſeine Staffelei an ſein Bett bringen zu laſſen und in dem Krankenzimmer an einem kleinen Gemälde zu arbeiten, das er für den Fürſten malte. Während Salvator mit den Umriſſen dieſes Gemäldes beſchäftigt war, trat der Arzt in das Zimmer des Fürſten. Er gehörte zu den römiſchen Modeärzten und einige glückliche Kuren hatten ihm einen unverdienten Ruf erworben, worauf er ſich nicht wenig zu gute that. Der Doctor machte einige ſchale Bemerkungen über Kunſt, mit der Abſicht, Salvator zu ſchmeicheln, und bat dann ſeinen Patienten, ihm, als Lohn für ſeinen ärztlichen Beiſtand, ein Gemälde von Salvator zu geben. Der Fürſt willigte in die Bitte und der Arzt, ungewiß über die Wahl des Gegenſtandes, wandte ſich an Salvator und bat ihn, er möchte nicht eher einen Pinſelſtrich machen, als bis er ihm die Idee zu dem ihm von dem Fürſten als Geſchenk verſprochenen Gemälde angegeben hätte. Der Maler verneigte ſich beſcheiden und fuhr in ſeiner Arbeit fort.

Nachdem der Doctor den Kranken über ſeinen Zuſtand genau ausgefragt hatte und ſich niederſetzte, um ein Recept zu ſchreiben, näherte ſich ihm Salvator auf den Zehen, zog ihm lächelnd die Feder durch die Finger und ſagte, den Ton und die Geberden des Arztes carricaturmäßig nachmachend: „Haltet ein! Doctor! Ihr dürft keinen Federſtrich machen, als bis ich Euch die Idee zu dem Recept angegeben habe."

„Diavolo!“ rief der erzürnte Arzt, „Ihr wollt ein Recept ungeben; — Bin ich des Fürsten Arzt oder seid Ihr's?!

„Und ich, Caro,“ erwiderte Salvator, „bin Maler, Ihr seid es nicht. Der Fürst mag entscheiden, ob ich ein besserer Arzt bin, als Ihr ein Maler seid und ob ich ein besseres Recept schreiben kann, als Ihr ein Bild malen könnt.“

— Rosa. Nicht mit dem Pinsel und Farbenspiele, auch mit der Harmonie des Tones beschäftigte er sich. Einer seiner Freunde besuchte ihn, als er eben auf einem sehr schlechten Clavier musikalische Studien trieb. „Ein spottschlechtes Handbrett, Meister Rosa, wie mögt Ihr Euch nur damit abquälen,“ sagte der Besucher. — „Ihr irrt Freund,“ gab Rosa zurück, „das Ding ist seine 1000 Ducaten werth.“ — „Bah!“ — „Wetten wir?“ — „Meinethalben“ — Ein paar Wochen später erhielt Rosa 1000 Ducaten von einem Cavalier für das schlechte Handbrett. — Freilich hatte Rosa mit seiner Meisterhand eine Landschaft darauf gemalt.

— Rosa hatte eine Geliebte, mit der er mehrere Kinder erzielt hatte, wenigstens waren sie auf seinen Namen getauft worden und er blieb ihr mehr aus Gewohnheit, als aus Liebe zugethan. Als er auf dem Todbette lag, ermahnte ihn sein Beichtvater sehr ernstlich, seine Geliebte noch zu heirathen, wenn er in's Paradies kommen wolle. „Gut,“ sagte der Künstler, „ich bin damit zufrieden, wenn Sie mir versichern, daß ein Hahnrei wirklich in den Himmel kommt.“

Rigaud malte einst eine geschminkte Dame. Sie äußerte gegen ihn mit einer Art Vorwurf, daß seine Farben nicht lebhaft genug wären. „Ich glaube, Sie thun mir Unrecht, gnädige Frau!“ erwiderte er, „ich kaufe sie doch von dem nämlichen Farbenhändler, von dem Sie solche nehmen.“

— Rigaud portraitirte eine Dame und bemerkte, als er an den untern Theil des Gesichts kam, daß sie die Lippen fest zusammenzog, um sich einen kleinen Mund zu machen. „Sein Sie unbesorgt,“ sagte er zu ihr sehr ernsthaft: „Wenn Sie wollen, so male ich Ihnen gar keinen Mund.“

— Rigaud überhaupt gehörte nicht zu den eleganten Malern seiner Zeit, denn er malte ungern Frauenzimmer, denn sagte er: Wenn ich, wie sie sind, so finden sie sich nicht schön, und schmeichle ich ihnen, so finden Andere die Bildnisse nicht ähnlich.

Reynolds liebte die alten italiänischen Meister nach Gebühr. Als jemand mit ihm über die außerordentlichen Verdienste Titians sprach, und ihn fragte: ob er glaube, daß Titian im Porträtiren je übertroffen

worden sei? antwortete er: weder vorher, noch nachher, und könnte ich ein wahres, braves Gemälde von Titian mir verschaffen, so wollte ich gern Alles, was ich nur im Vermögen habe, verkaufen, um Geld zu haben, mir es zuzueignen; ja! — setzte er mit großem Feuer hinzu: ich würde mich mit Vergnügen selbst an den Bettelstab bringen.

— Reynolds war wegen seiner weisen Wohlthätigkeit und Bescheidenheit allgemein bekannt und beliebt. Als er einst einer Frau eine beträchtliche Unterstützung für eine Waise zugesichert hatte, rief diese aus: „Sobald das Kind alt genug ist will ich es lehren, Ihren Namen zu lispeln und Ihnen für Ihre Wohlthaten seinen Dank zu stammeln.“ — „Nicht doch!“ erwiderte Reynolds, „wir danken nicht den Wolken für den Regen; lehret es, höher blicken und dem danken, der beides gibt: Wolken und Regen.“

Richardson. Lord D. . ein Kunstsammler und vermeintlicher Kenner hatte ein Gemälde gekauft, das er für ein Werk Guido Reni's hielt. Mehrere hatten dieß bezweifelt. Er zeigte es dem Maler Richardson. um dessen Urtheil darüber zu hören, mit den Worten: Hugens, Howard, und noch Andern, behaupten steif und fest, es sei eine Copie; aber wer dieß noch einmal sagt, dem brech' ich den Hals. Nun lieber Richardson! sagen Sie mir offenherzig Ihre Meinung?“ — „Meine offenherzige Meinung ist“ sagte Richardson: „ich will mir den Hals nicht brechen lassen!“

Seymour, James. Der stolze Herzog von Somerset, dessen Familienname Seymour ist, ließ durch James Seymour seinen kostbarsten Renner in seinem Marstall zu Petworth malen und war so gnädig, den nicht adligen Namensvetter an seine Tafel zu ziehen. Als der Herzog eines Mittags bei guter Laune war, hob er sein Glas auf und sprach: „Vetter Seymour! Ihre Gesundheit!“ und trank. — „Mylord!“ sagte der Künstler, „ich glaube, ich habe die Ehre, mit Euer Gnaden verwandt zu sein.“ Sogleich stand der hochmüthige Pair, vom Tische auf und befahl seinem Haushofmeister, den anmaßenden Maler zu entlassen und einen bescheideneren Pinsler anzunehmen. Dies

geſchah; als indeß der zweite Maler des Vorgängers geiſtreich angelegte Werke erblickte, ſchüttelte er den Kopf und entfernte ſich mit den Worten: „Kein Maler in England kann mit James Seymour wetteifern!“ Der Herzog geruhte nun den verſtoßenen Vetter wieder rufen zu laſſen. Doch dieſer antwortete: „Mylord! ich kann jetzt der Welt beweiſen, daß ich aus Ihrem Blute ſtamme; — ich werde nicht kommen!“

Correggiano, Pietro, arbeitete einſt für einen ſpaniſchen Großen an einer Statue des Kindes Jeſus. Der Preis dafür war nicht beſtimmt worden; der ſehr reiche Käufer hatte aber verſprochen, das Werk nach Verdienſt zu bezahlen. Correggiano lieferte ein Meiſterwerk und der Spanier bewunderte es ſelbſt, konnte nicht Worte genug zum Lobe deſſelben finden und ſchickte den andern Tag Diener mit ungeheuren Geldſäcken zum Künſtler. Dieſer hielt ſich für reich bezahlt, als er aber die Säcke öffnete, fand er nur dreißig Ducaten in Kupfergeld. Darüber erzürnte ſich der Künſtler, nahm den Hammer, zerſchlug die Statue, jagte die Diener mit den Geldſäcken aus dem Haus, und hieß ihnen, ihrem Herren erzählen, was ſie geſehen hätten. Der Spanier bereute ſein Thun; macht man aber die Großen roth, ſo regt man ihre Rache auf. Der Spanier begab ſich ſogleich zum Inquiſitor, beſchuldigte den Künſtler, Hand an das Kind Jeſus gelegt zu haben, und ſtellte ſich, als entſetze er ſich vor einem ſolchen unerhörten Verbrechen. — Vergebens behauptete Correggiano, der Schöpfer habe das Recht, ſein Werk zu vernichten, vergebens ſprach die Juſtiz für ihn, der Fanatismus war ſein Richter, der unglückliche Künſtler ward auf die Tortur gebracht und gab ſeinen Geiſt unter namenloſen Leiden auf. (Nach Füßli und Vaſoai, hat ihm wohl die Inquiſition zum Tode verurtheilt, iſt jedoch eines freiwilligen Hungertodes in Sevilla 1552 geſtorben.)

Teniers, Jacob. Bei aller Vortrefflichkeit der Meiſterwerke Teniers lebte derſelbe doch längere Zeit im unverdienten Dunkel, und er ſah die weit geringeren Arbeiten eines Tilborg, von Heil u. a. den ſeinigen vorgezogen. Teniers mußte daher längere Zeit ſeine Erzeugniſſe nach Brüſſel und Antwerpen zu Markte bringen. Seine ländliche Woh-

TAYLOR INST. OXFORD

nung war voll von eigenthümlichen Bildern, die Niemand kaufte, so daß er zuletzt nach Antwerpen zog, um sie leichter an den Mann zu bringen; allein selbst da wurden seine besten Werke schlecht bezahlt. Da kam er auf den Einfall, sich für todt ausgeben zu lassen. Seine Frau und seine Kinder mußten Trauerkleider anlegen. Jetzt strömten die Kenner von allen Seiten zu seiner Wohnung, rissen sich seine Gemälde aus den Händen und bezahlten sie mit großen Summen. Nach einiger Zeit erschien Teniers wieder unter den Lebenden, und man freute sich seiner Kunst, die noch reiche Früchte versprach. Sein Ruf ward ein europäischer, und die Bestellungen waren kaum zu befriedigen.

— Teniers. Ein Edelmann ersuchte Teniers, ihm den Gott der Ehe zu malen, und Teniers bot Alles auf, um den Herrn zufrieden zu stellen. Hymen wurde schöner als Adonis; um seine Lippen schwebte ein zauberisches Lächeln und der Maler konnte mit Recht zu dem Edelmann sagen: „Es ist das Schönste und Liebenswürdigste, was meine Phantasie zu schaffen vermochte.“ Der Edelmann war verliebt, schüttelte bei dem Anblick des Bildes mißvergnügt den Kopf und sagte: „Ich habe mir den Gott der Ehe freundlicher und fröhlicher vorgestellt und es fehlt dem Bilde etwas Zauberisches, das ich zwar fühle, aber nicht zu beschreiben vermag.“ — Teniers antwortete sofort: „Sie haben nicht Unrecht; aber das Bild ist noch nicht ganz trocken; meine Farben gewinnen mit der Zeit. Wünschen Sie, daß ich Ihnen das Bild in einigen Wochen bringe? Sie vermählen sich und haben Besseres zu thun, als den gemalten Ehegott anzusehen. Wenn Sie dann noch immer mit dem Bilde unzufrieden sind, so will ich keine Bezahlung verlangen.“ Der Edelmann feierte seine Hochzeit, und Teniers ließ ihm Zeit, die Ehe unter allen Gesichtspunkten zu betrachten. Nach drei oder vier Monaten endlich erschien er mit dem Gemälde in dem Hause des Edelmannes. „Sie hatten doch Recht,“ sagte er, nachdem er das Bild aufmerksam betrachtete, „es ist auffallend schöner geworden. Ich erkenne es kaum wieder, und möchte nun fast behaupten, es habe zu viel gewonnen. Sie werden selbst gestehen müssen, daß man den Kopf des Ehegottes für den Kopf eines Liebesgottes halten könnte; das Auge ist zu lebhaft, um den Mund herum liegt viel neckischer Scherz. Der Gott der Ehe muß aber ernst und würdevoll sein; je mehr ich Ihr Gemälde betrachte, um so deutlicher wird es mir, daß sie den Character gänzlich verändert haben.“ — „Wie ich es vorhergesehen,“ antwortete Teniers. „Sie sind aus einem Liebhaber ein Ehemann geworden, und ihre Ansichten haben sich geändert, nicht mein Bild.“ Der Edelmann wollte das nicht zugeben, erbot sich aber, das Gemälde zu behalten und zu

bezahlen. „Nein," entgegnete der Maler, „überlassen Sie mir es noch einige Tage." Teniers ging von Neuem an die Arbeit, und schuf, mit Hülfe der Perspective, ein Bild des Ehegottes, das von weitem äußerst reizend, in der Nähe aber ziemlich ernst, ja mürrisch aussah. Der Erzherzog Leopold, der die Geschichte dieses Bildes vernommen hatte, wünschte dasselbe in seiner Gallerie zu haben und es wurde da allgemein bewundert. Der Erzherzog ließ es am Ende seiner Gallerie auf einer Erhöhung aufstellen; um auf diese Erhöhung hinauf zu gelangen, mußte man über eine sehr abschüssige Stelle schreiten, wo man leicht fallen konnte. Vor dieser gefährlichen Stelle sah das Bild, wie er wähnt, sehr reizend aus, war man dagegen über dieselbe hinausgegangen, so erblickte man den Gott der Ehe, wie er eigentlich war, finster und mürrisch. — Uebrigens hatte dieses Gemälde auch einen entscheidenden Einfluß auf das spätere Leben des Malers. Anna Breughel, die Tochter Sammet-Breughels, in welche Teniers sich längst verliebt hatte, betrachtete eines Tages auch diesen Ehegott diesseits der gefährlichen Stelle, als Teniers selbst erschien und nach wenigen Worten sie fragte: „Wollen Sie den Schritt mit mir wagen?" Das Mädchen sagte ja, wahrscheinlich ohne an etwas Anderes zu denken, und Teniers setzte sogleich hinzu: „Ich nehme Sie beim Wort." Nun erst errieth Anna den Doppelsinn; sie erröthete und wendete sich zu den Ihrigen. Sie wurde später wirklich die Frau Teniers.

Tischbein, Wilhelm, besaß eine in ihrer Art einzige Portraitsammlung. Da sah man Klopstock, Goethe, Mozart, Herder, Wieland, Lady Hamilton, die Händel-Schütz, Schröder, Iffland und andere berühmte Persönlichkeiten, alle von Tischbein nach dem Leben gemalt. Als ihn die Dichterin Elise von Hohenhausen besuchte, zeigte er ihr seine Gallerie mit den Worten: „Alle, welche Sie hier sehen, außer Goethe und mich, sind bereits heimgegangen und wir beide werden auch bald heimgehen. Das traf übrigens nur in Bezug auf Tischbein ein. Goethe überlebte ihn um volle zehn Jahre.

— Tischbein behauptete, daß die größte Aehnlichkeit stattfinde zwischen den Physiognomien der Thiere und denen der Menschen. Er glaubte auch gefunden zu haben, daß der Eselskopf in den Zügen dem schönsten Menschengesichte gleiche. Tischbein, ganz Künstler, war häufig sehr zerstreut. Einst empfing er einen Besuch von einem Fremden, der seine Gemälde zu sehen wünschte, und ihn um einige derselben befragte. Tischbein antwortete nur kurz, aber er starrte den Fremden unaufhörlich an, und endlich brach er in die Worte aus: „O, welch' ein schö-

ner Eselskopf!“ — Zum Glück war die Tochter des Künstlers gegenwärtig, und sie konnte dem Fremden eine Erklärung geben über diesen sonderbaren und doch schmeichelhaften Ausruf.

Thorwaldsen, Albert. In den Jahren, während welcher Thorwaldsen die Schule besuchte, machte er die Bekanntschaft eines Knaben von gleichem Alter, der stets sein Nebenkamerad war, und sich später in einer andern Richtung, der Heilkunde, einen ausgezeichneten Namen erwarb. Es war der Knabe Matthias Saxtorph, der, schwach und von zartem Körperbau, sich des Abends, wenn die wilden Kameraden die Akademie verließen, unter den Schutz des stärkeren Bertel stellte. Diese Gefälligkeit des freundlichen, armen Knaben wurde dem Vater des jungen Saxtorph bald bekannt, und dieser lud ihn wöchentlich mehrmals zu Tische ein. Die Kameradschaft währte noch einige Jahre, bis die verschiedenen Wege der beiden Knaben sie auseinander führte. Aber Thorwaldsen schied nicht aus diesem Hause, ohne seine Dankbarkeit an den Tag gelegt zu haben. Als er einige Uebung im Modelliren erlangt hatte, führte er ein Portraitmedaillon des alten Professors Saxtorph aus, mit welchem er, nachdem der Dichter Rabeck einige Strophen dazu geschrieben hatte, der Familie ein Geschenk machte. Dieses Medaillon war die erste Arbeit Thorwaldsen's, und es existiren noch mehrere Abgüsse davon.

— Thorwaldsen. Als Thorwaldsen in seinem Vaterlande verschiedene Kunstwerke ausgeführt hatte, reisete er im Jahre 1797 nach Italien. Er landete in Neapel. Unbekannt mit der Welt, nur seine Muttersprache kundig, fühlte er sich ganz einsam und verlassen in jenem Paradiese der Natur und Kunst. Das Heimweh, das fast jeden jungen Dänen im Auslande befällt, machte ihn ganz unempfindlich gegen alle Zauber, welche die reizende Gegend ihm zeigte, und er war der Verzweiflung so nahe, daß nur die Scham ihn abhielt, mit demselben Schiffe, das ihn gebracht hatte in die theure Heimath zurückzukehren, ohne Rom, den Apollo von Belvedere, den Laokon und die tragische Muse gesehen zu haben. Er mußte nun nach Rom gehen. Wie im Traume wanderte er hier anderthalb Jahre unter Götter- und Heldenbildern umher, und bei der Betrachtung so vieler Meisterwerke der Kunst war er unfähig, irgend etwas Bedeutendes zu schaffen. Bald aber schwand der Nebel, der seine Geisteskraft einhüllte. Die römischen Frauen fingen an, auf den ausgezeichnet hübschen nordischen Schärmer ihre Blicke zu werfen und ihn zu ermuntern. Gegen Ende des zweiten Jahres seines Aufenthaltes in Rom fing er an Modelle und Abgüsse zu machen, und wieder zu zerstören. Sein berühmter und gelehrter Landsmann, Zoega,

der den hohen Geist des Künstlers erkannte, widmete ihm eine lebhafte Theilnahme, aber der vertrauteste Freund war zugleich der strengste Richter. Thorwaldson fand in ihm stets einen unpartheilichen Beurtheiler, der nie nachsichtig war, wo er Grund zum Tadel hatte. „Die Alten würden es nicht so gemacht haben," sagte er zuweilen, und als er einst eine Pallas von dem Künstler sah, in deren Gewande eine Falte nicht ganz anständig gelegt war, sprach er zu ihm: „Keine Frau von Stande, viel weniger eine Göttin, würde im Alterthum ihr Gewand so gezeigt haben." Der Künstler, nach dem hohen Ideale strebend, schlug seinen Bildern die Köpfe ab, und Werke, die selbst bei solchen Mängeln hätten berühmt werden können, wurden zerstört.

— Thorwaldsen's Erscheinung war voll Charakter, eigenthümlich und besonders im Süden doppelt überraschend. Eine hohe, starkgebaute Gestalt, beinahe rauh in Anstand und Bewegung, in Wort und Manier den Norden personificirend. Thorwaldsen's Vater war aus Island, er selbst ist aus Kopenhagen gebürtig. Das kündete seine Erscheinung an; sein 20jähriger Aufenthalt in Italien hatte darin keine Veränderung hervorgebracht und die Jahre waren spurlos an ihm vorübergegangen. Nichts in seiner Erscheinung verrieth die Fülle des Gefühls für das Schöne, den Scharfblick, den Geschmack, die sein Eigenthum waren; dagegen aber besaß er alle äußere Zeichen, die die Erhabenheit des Geistes bekunden. Seine Stirn war hoch, der kühne und hohe Gedanke war darauf ausgedrückt; sein Auge, klein und von dem Hellblau des Goethen und Hunnen, schwamm in geistigem Glanz; sein Gesicht drückte einen Nationalzug der deutschen Gutmüthigkeit aus, und ein vertrauliches Lächeln schwebte um seinen Mund. Den Kopf krönte ein dünner Busch vernachlässigten Haares, der dem ganzen Brustbilde etwas Ehrwürdiges aufdrückte; kurz, Thor, der Jupiter Skandinaviens, könnte kein trefflicheres Vorbild finden als ihn. Kraft und fester Wille, Geist und Nachdenken sprachen sich in ihm unverkennbar aus, und so stellt ihn und seine eigne Büste, die neben dem Ideal der Kunst, alle wirklichen Züge des Menschen bewahrt hatte, dar, der wahre Gegensatz zu Canova's Büste von sich selbst. Seine Manieren waren kunstlos und vertraulich. Einfachheit und eine seinen Landsleuten ungewöhnliche Wärme erhöhten den Werth seiner Vertraulichkeit, ja, man glaubte ihr um des scharfbetonten Deutschitalienisch willen, daß er in Italien sprach, um so eher und lieber. Er war mittheilend ohne Geschwätzigkeit, freundlich ohne Affectation; man befand sich wohl in seiner Nähe und verließ ihn ungern und mit dem vollen Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit.

— Thorwaldſen hatte für einen der Paläſte der Amalienburg zwei Basrelief verfertigt, die Euterpe und die Terpſichore. Er führte ſie auf eine ganz ungewöhnliche Weiſe aus. Anſtatt nämlich, wie gewöhnlich, zuerſt in Thon modellirt, und nachher in Gyps abgegoſſen zu ſein, ſind ſie à la prima modellirt, oder richtiger vom Grunde aus mit Steinen und Stucco aufgemauert; eine Manier, die wegen des ſchnellen Vertrocknens des Stucco viel Mühe verurſacht. Als der ſchwediſche Bildhauer Sergel, der damals in Kopenhagen war, hiervon hörte, ließ er ſich zum Palaſt führen, und nachdem er mit Erſtaunen die Arbeit beſehen hatte, fragte er den damals noch jungen Künſtler: „Wie machen Sie es denn, mein Herr, ſo ſchöne Figuren zu bilden?“ Thorwaldſen, der mit dem Reibeiſen in der Hand an die Seite ſeiner Arbeit getreten war, antwortete in ſeiner lakoniſchen Weiſe, auf das Reibeiſen zeigend: „Mit dieſem!“

— Thorwaldſen arbeitete ſeine Kunſtgebilde nach dem Leben. Ein junger Römer, der ihm zum Mercur ſaß und müde geworden, etwas ausruhete, ſetzte ſich auf das Poſtament, auf dem er ſo lange geſtanden, nieder, ließ das eine Bein nachläſſig herabhängen, zog das andere herauf und umfaßte es unter dem Knie mit der linken Hand, indeß die Rechte ſich auf einen Stab ſtützte. Thorwaldſen bat ihn in dieſer Lage ein wenig zu bleiben, und modellirte auf der Stelle ſeinen ſo berühmt gewordenen „Hirtenknaben auf dem Felſen.“

— Wenn Thorwaldſen nach Dresden kam, ſo ſtieg er gewöhnlich bei ſeinem Landsmann, dem berühmten Landſchaftsmaler Dahl ab. Das erſte war dann immer, daß Dahl einen Kaſten mit Bildhauerthon holen ließ. Da ſaß denn Thorwaldſen des Morgens und modellirte fleißig, da er nie müſſig ſein konnte. Einmal kam eine vornehme Dame zu Dahl und als ſie Thorwaldſen ſah, wie er mit den Händen in den naſſen Thon griff, meinte ſie naiv: „Wenn der Herr Profeſſor in Rom ſind, überlaſſen Sie gewiß dieſe ſchmutzige Arbeit Ihren Gehülfen.“ „Das laſſe ich wohl bleiben!“ verſetzte Thorwaldſen ernſthaft, „denn dieſe ſchmutzige Arbeit, Madame, iſt gerade die Hauptſache!“

— Thorwaldſen enthielt ſich in ſeinen ſpätern Jahren der Bildnerei in Marmor größtentheils und er beſchäftigte ſich mehr mit Entwürfen und Formen. Je größer der Mann deſto eher hat er Gegner, und ſo mußte der Meiſter ſie auch haben, und dieſe ſprengten die Meinung aus, Thorwaldſen könne nicht mehr in Stein hauen. Eines Tages äußerte ſich in dieſem Sinne der ebenfalls berühmte Bildhauer Byſtröm, der auch ein Freund Thorwaldſens war, natürlich mehr

im ſcherzhaften Tone. Thorwaldſen aber ſehr empfindlich, nahm dieſe Aeußerung etwas ernſt auf und erwiderte: „Man macht mir dieſen Vorwurf, und ich ſage Euch, wenn ich keine Hände hätte, würde ich jetzt noch mit den Zähnen beſſer in Stein hauen, als ihr mit den Händen.“

— Thorwaldſen's „Löwe“ in dem bekannten Monument im Felſen bei Luzern hat eine treffliche Würdigung in folgendem Epigramme Baggeſen's gefunden:

„Verwundet liegt er da, doch muß ich beben;
Sein Blick iſt ſterbend, doch ſein Anblick droht.
Ich zweifle nämlich nicht an ſeinem Leben,
Ich zweifle nur an ſeinem Tod.“

— Thorwaldſen war faſt von allen europäiſchen Fürſten mit Orden decorirt. Dieſe lagen wild durcheinander geworfen in einem Schubfache ſeines Schreibepults und er trug nie einen andern, als den des Dannebrogh, welchen ihm Frederik VI. verliehen hatte, und dieſen auch nur am Geburtstage ſeines Königs. Als ihn ein Hofmann einmal darauf aufmerkſam machte, daß es doch angemeſſen ſein dürfe, wenn er bei den Hoffeſten mit ſeinen ſämmtlichen Orden geſchmückt erſcheine, verſetzte Thorwaldſen lächelnd: „Wenn es Euch um meine Orden zu thun iſt, will ich Euch die Schachtel ſchicken, worin ſie liegen. Wer mich in meinem einfachen Rock nicht für den Thorwaldſen anerkennt, braucht mich gar nicht zu kennen.“

— Thorwaldſen. Am 24. März 1842 ſollte im Theater die Tragödie Halm's „Griſeldis“ zum erſten Male gegeben werden. Zwar war nicht die Tragödie, ſondern das Luſtſpiel, beſonders Holberg's, Thorwaldſen's liebſte Stücke, aber es war etwas Neues, was er ſehen ſollte, und es war ihm halb zur Gewohnheit geworden, den Abend im Theater zuzubringen, weshalb er auch an dieſem Abend dasſelbe beſuchte. Die Ouverture hatte begonnen; beim Eintritt drückte Thorwaldſen einigen Freunden die Hand, nahm ſeinen gewöhnlichen Platz ein, erhob ſich wieder vor Einem, der vorbei ſollte, ſetzte ſich nieder, neigte das Haupt und war — todt. Die Muſik brauſte noch fort. Die zunächſt Sitzenden glaubten ihn nur in Ohnmacht, Thorwaldſen wurde hinaus gebracht, aber er gehörte den Todten an.

— Thorwaldſen. Die Trauerbotſchaft ſeines Todes ging weit hinaus über das Land, durch alle Länder; Trauergeſänge ertönten, Trauerfeſte wurden in Berlin und Rom gehalten; auf der däniſchen Bühne, wo ſeine Seele ſich zu Gott emporgeſchwungen hatte, war ein Feſt, dem der König und die Königin, die, wie alle Zuſchauer, in tiefe Trauer ge-

hüllt waren, beiwohnten. Der Platz, wo Thorwaldsen gesessen hatte, war mit Flor behangen und mit Lorbeerkränzen geschmückt und ein Gedicht von Heiberg wurde von der Frau des Dichters, der rühmlichst bekannten dänischen Tragödin, vorgetragen, worin seine Größe, sein Tod ausgedrückt wurden:

„— Grad' in diesem Raum, der Freud' geweihet,
Der Freude über Schönheit, Kunst und Musen,
Beschloß das Schicksal, daß die Schönheitsformen
Ausathmeten den letzten Lebensseufzer,
Der Freude Tempel ward ein Trauerhaus.
O dän'sche Bühne! kannst du je verschmerzen
Den Eindruck, den der Anblick hinterließ?
Kann deine Thalia mit ihrer Maske
Ablösen Melpomenens schweren Dolch?
Wird nicht, wenn Lachen ausbricht mit dem Jubel
Ein leichter Trauerklang zugleich erklingen
Ein Ton der Sympathie in diesen Mauern,
Die Zeugen waren dieses harten Schlags?" —

— Thorwaldsen's im Schauspielhause erfolgter Tod erinnert wunderbar an den Tod des großen helleniſchen Dichters Pindar, den Platen in dem folgenden herrlichen Sonnet gefeiert hat:

Ich möchte, wenn ich sterbe, wie die lichten
Gestirne schnell und unbewußt erbleichen.
Erliegen möcht' ich einst des Todes Streichen,
Wie Sagen uns von Pindaros berichten.

Ich will ja nicht im Leben oder Dichten
Den großen Unerreichlichen erreichen,
Ich möcht', o Freund, ihm nur im Tode gleichen;
Doch höre nun die schönste der Geschichten:

Er saß im Schauspiel, von Gesang beweget,
Und hatte, der ermüdet war, die Wangen
Auf seines Lieblings schönes Knie geleget.

Als nun der Chöre Melodien verklangen,
Will wecken ihn, der ihn so sanft geheget —
Doch zu den Göttern war er heimgegangen.

Turner, Jos. Mallord William, war ein äußerst fleißiger Arbeiter. Er stand meist mit der Sonne auf und ging wenig in Gesellschaften. Sein Studirzimmer durfte Niemand betreten, selbst nicht seine ältesten Freunde und Gönner. Turner's bester Freund war der Bildhauer Chantrey; Beide hatten sowohl im Zeitvertreib als in der Kunst einen verwandten Geschmack. Sie fischten gern und angelten oft stundenlang

beisammen. Bei Gelegenheit eines Besuches in Petworth, wo er malen sollte, bemerkte man gegen seinen Gönner, Lord Egremont: Turner werde wieder abreisen, ohne einen Pinselstrich gethan zu haben, denn er angele den ganzen Tag. Aber zum Erstaunen Aller übergab er dem Lord, als er Petworth verließ, drei wunderschöne Gemälde, die er in aller Stille und Abgeschlossenheit während der Morgenstunden, ehe noch Jemand von der Familie aufgestanden war, gemalt hatte. Er starb zu Chelsea, und zwar unter einem angenommenen Namen. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Er liebte die Zurückgezogenheit über Alles und wollte daher nicht, daß man wisse, wo er wohne. Er fand ein für sich passendes Logis, klein und unansehnlich und seinem Reichthume nicht im Mindesten entsprechend. Er fragte nach dem Preise, fand ihn billig und wollte den Contract abschließen. Aber die Wirthin verlangte eine Bürgschaft für seine Zahlungsfähigkeit. „Gute Frau," erwiderte er ärgerlich, „ich will Ihr Haus kaufen und bezahlen" — dabei zog er einen Bündel Banknoten aus der Tasche. Dieses Anerbieten wurde natürlich völlig zufriedenstellend gefunden. Damit waren indeß die sich dem Künstler entgegenstellenden Schwierigkeiten noch nicht ganz beseitigt. Die Wirthin wollte seinen Namen wissen, „im Fall Jemand nach ihm fragen sollte." — Das war ein böses Dilemma. „Mein Name?" brummte er verdrießlich. „Wie heißen Sie denn?" — „Mein Name ist Frau Brook." — „O!" war seine Antwort, „dann bin ich Herr Brook." Und als ein Herr Brook starb Turner zu Chelsea.

Telford baute unter andern großen Werken auch die berühmte Kettenbrücke über den Menay-Canal. An dem Tage, als die erste Kette, welche die beiden Ufer vereinigen sollte, an den Pfeilern befestigt wurden, hatten sich Tausende von Neugierigen versammelt und Telford war von seinen Gefühlen so überwältigt, daß er durchaus keine Befehle geben und Anordnungen treffen konnte. Er begab sich in das Häuschen, welches er während des Baues bewohnte, verschloß die Thür und die Fensterläden und wartete so auf den Erfolg. Endlich kündigte ihm ein lautes Freudengeschrei an, daß der Versuch gelungen sei, und als man in das Häuschen kam, um ihm den Erfolg zu melden, lag Telford auf den Knieen und dankte Gott für das Gelingen seines großen Planes.

Vinci, Leonardo da, ſuchte nicht nur Vorbilder des Schönen und Häßlichen, ſondern jede Andeutung von Leidenſchaft in den Zügen war ein Gegenſtand der Forſchung für ihn. Ein geſchichtlicher Zug, welcher bei ſeiner berühmten Darſtellung des heil. Abendmahls für ein Kloſter ſtatt hatte, beweiſet dieſes ſein Studium der Phyſiognomie. — Leonardo hatte ſchon Chriſtum, die eilf Apoſtel und den Körper des Judas gemalt; allein der Kopf des Letzteren fehlte noch, und das Werk blieb unvollendet. Der Prior des Kloſters, ungeduldig über die lange Verzögerung, ging zum Herzoge Ludwig, um ſich bei ihm zu beklagen, da Leonardo für jene Arbeit fürſtlich belohnt wurde. Der Herzog ließ Leonardo'n rufen und äußerte ihm ſein Erſtaunen über die Verzögerung der endlichen Vollendung des Gemäldes. Leonardo drückte große Verwunderung über den Tadel des Herzogs aus, betheuernd, daß kein Tag vergehe, ohne daß er ſich zwei voller Stunden der beſagten Arbeit widme. Die Mönche wollten eben wieder klagen, als ihnen der Herzog Leonardo's Antwort eröffnete. — „Gnädigſter Herr," ſprach der Prior, „es iſt nur noch der Judaskopf daran zu vollenden; aber es iſt ſchon länger, als ein Jahr, daß der Maler nicht einmal das Gemälde berührt hat, ſondern ſogar nie gekommen iſt, es nur zu ſehen." — Der Herzog, über Leonardo's Betragen erzürnet, läßt ihn von Neuem kommen. — „Aber ſind denn dieſe Mönche Maler?" verſetzte er; „es iſt wahr, daß ich ſeit langer Zeit ihr Kloſter nicht betreten habe; allein ſie haben Unrecht, wenn ſie mir abſtreiten wollen, daß ich täglich wenigſtens zwei Stunden auf dieſe Arbeit verwende." — „Aber wie ſo denn?" fragte der Herzog, „da du nie hingehſt?" — „Mein Herzog, ihr wiſſet, daß mir nur noch der Kopf des Judas zu malen übrig bleibt, jenes niederträchtigen Menſchen, den alle Welt kennet. Es iſt alſo nothwendig, in ſeine Phyſiognomie den Ausdruck zu legen, der ſo viel Schlechtigkeit entſpricht. Aus dieſem Grunde gehe ich nun ſeit langer Zeit täglich einige Stunden nach dem Borghetto, wo Ihr wiſſet, daß das ſchlechteſte Lumpengeſindel Eurer Hauptſtadt wohnet; allein noch habe ich kein ſo ſchlechtes Geſicht finden können, das mir genüge. Habe ich aber ein ſolches Ge-

ſicht einmal gefunden, ſo iſt das Gemälde in einem Tage geendiget.“ — Der Herzog lachte, und da er nun einſah, mit wie viel Studium und Tiefe Leonardo bei ſeinen Arbeiten zu Werke ging, ſo begriff er die allgemeine Bewunderung, die ſeinen Arbeiten gezollt wurde. Kurze Zeit darauf fand Leonardo den geſuchten Gegenſtand, und alsbald vollendete er das Gemälde.

Velasquez. Philipp IV. hatte Velasquez ein Atelier in ſeinem Palaſte gegeben, und flüchtete ſich, ſobald er ſich den Staatsgeſchäften entziehen konnte, zu dem Künſtler, den er gern arbeiten ſah und an deſſen Unterhaltung er ſich vergnügte. Velasquez malte die Porträts der Familie Philipps IV. und erhielt von dem Könige die Erlaubniß, ſich ſelbſt auf dem Gemälde mit darzuſtellen. Als dasſelbe beendiget war, ſagte der König zu ihm: „Es iſt bewundernswerth, aber es fehlt etwas.“ Der Künſtler war überraſcht, ſeine Eitelkeit fühlte ſich verletzt, und er fragte, was der Tadel bedeute, und ſetzte hinzu, ſeiner Anſicht nach ſei das Gemälde völlig beendigt. „Ich will das Fehlende ſelbſt hinzufügen,“ erwiderte der König, und Velasquez erſchrack noch mehr. Der Gebieter der Spanier, er, in deſſen Staate die Sonne nie unterging, war entſetzlich ungeſchickt, und zitternd vor Beſorgniß reichte ihm der Künſtler Pinſel und Palette. Da malte Philipp an die linke Seite der Bruſt ſeines Lieblingskünſtlers auf dem Bilde das Kreuz des heil. Jacobsordens, eine der höchſten Auszeichnungen in der Monarchie. „Das war es, mein lieber Velasquez, was dem Gemälde fehlte,“ ſprach darauf der König. Dieſer geklekſte Stern hat jenes Gemälde zu einem geſchichtlichen Gegenſtande gemacht.

Vanlov, Jacob. Von Vanlov wird erzählt, daß er ungemein ſchnell gemalt habe, und daß die Gemälde unter ſeinen Händen hervorgingen, wie durch einen Zauberſtab. In ſeinem Locale in Amſterdam malte er für drei bis vier Gulden das Porträt des erſten Beſten und oft vollendete er drei ſolcher Porträts an einem Tage. — Jvan Baptiſte Vanlov (geb. zu Aix 1684) hatte ſich in Paris ein anſehnliches Vermögen erworben, machte aber Speculationen, wagte ſein ganzes Vermögen in der Bank und verlor Alles. Ueberdies ſtarb gleichzeitig ſein Gönner, der Herzog von Orleans, und der Maler befand ſich in der größten Noth. Er hatte gehofft, den jungen König Ludwig XV. malen zu dürfen, aber ſein Geſuch wurde ihm abgeſchlagen. In ſeiner Verzweiflung reiſte er eines Tages nach Verſailles, gelangte zu dem Könige, ſah denſelben mit Maleraugen an, kehrte wieder nach Paris zurück, und malte hier aus der Erinnerung das ähnliche Porträt Ludwig XV., das man hat. Als der König dies erfuhr, ließ er den Maler zu ſich rufen

und sich von ihm in ganzer Figur malen. — Carl Vanloo, der zweite Sohn Ludwig Vanloo's, wurde in Nizza 1705 geboren und war ein Jahr alt, als der Marschall von Berwick die Stadt belagerte. Gleich in den ersten Stunden der Beschießung nahm ihn seine Mutter von der Brust, legte ihn in die Wiege, trug diese in den Keller und betete dann. Einige Minuten darauf traf eine Bombe das Haus, schlug durch das Dach und alle Zimmer hindurch bis in den Keller und zerschmetterte die dort stehende Wiege in tausend Stücke. Aber Carl Vanloo befand sich durch ein Wunder nicht mehr darin; Jean Baptiste, sein Bruder, der das Kind sehr liebte, hatte dasselbe auf seinen Arm genommen, damit es nicht weine und in einen anstoßenden Keller getragen. So war Carl für die Kunst gerettet. — Carl hatte eine Tochter, Caroline, die ihm viele Sorge machte, weil sie immer in Büchern las und von träumerischer Melancholie geplagt war. Eines Tages trat sie in das Atelier ihres Vaters, der sich nicht darin befand, setzte sich vor die Staffelei und fing an zu zeichnen. Von ihr unbemerkt trat Carl ein, betrachtete sie und dachte bei sich: so sind die Vanloo's, sie können zeichnen, ehe sie es lernen. Als das Mädchen endlich aufhörte und die Figur betrachtete, die sie gemalt hatte, trat der Vater hinzu und erbleichte; seine Tochter hatte den Tod gezeichnet und dem Kopfe desselben Engelszüge gegeben. „Kind!" sagte Carl Vanloo, indem er unter erzwungenem Lächeln seine Thränen verbarg: „So fängt man nicht an; steh' auf, ich will es Dir zeigen." Caroline stand schweigend auf, Carl Vanloo setzte sich, verwischte mit zitternder Hand die Zeichnung seiner Tochter bis auf die Züge des Gesichtes und begann eine Umgestaltung. Der Kopf belebte sich bald durch ein freundliches Lächeln, Locken wallten um das Haupt, und an den Schultern wuchsen Flügel hervor; aus dem Tode wurde ein Amor. Schnell fügte der Vater dann einen Köcher mit Blumen, Tauben, die sich schnäbeln u. s. w. hinzu, und als er fertig war, wandte er sich an seine Tochter und sagte, indem er ihr die Hand küßte: „Nicht wahr, das meinst Du?" — „Nein!" antwortete das Mädchen in tiefer Melancholie. Der Vater, der sie mehr und mehr erbleichen sah, führte sie in das Zimmer seiner Frau. „Nein, der Tod, der Tod!" rief das Mädchen mit ausgebreiteten Armen. Sie fing an irre zu reden und mußte zu Bett gebracht werden. Am zweiten Tage starb sie an einer Krankheit, welche die ersten Aerzte von Paris nicht zu erklären vermochten. Carl Vanloo hat immer behauptet, nur die Bücher hätten seine Tochter umgebracht.

Carl Vanloo heirathete die zu ihrer Zeit berühmte Sängerin Christini Somnis. Ein Dichter zu jener Periode legte ihm über seine Braut folgende Zeilen in den Mund:

Nein, malen kann ich Ihre Stimme nie,
Voll süßer, herzerobernder Magie,
Amor und Hymen, schafft mir die Copie!

Vernet, Joseph, gehört unstreitig zu den berühmtesten Landschaftsmalern. Das naivste Lob ertheilte ihm einst ein Bauer, dem man einen Auf- und Untergang der Sonne, von Vernet gemalt, zeigte. Nachdem er beide Landschaften eine Weile, jedoch ohne alle Zeichen der Bewunderung, angesehen hatte, sagte er: „Ei nun, was ist denn da so Besonderes daran, das sehen wir ja alle Tage bei uns auf dem Lande."

Vernet, Charles, zeichnete schon in seinem fünften Jahre zur Bewunderung schön; sein Vater erzählte dies einst in einer vornehmen Gesellschaft. Niemand wollte an dies Wunder glauben, und der Maler ließ auf der Stelle seinen kleinen Sohn holen. Charles Vernet wurde mitten in den Salon an einen Tisch gelegt; man legte ihm ein Blatt Papier hin und gab ihm einen Bleistift. Ohne sich lange bitten zu lassen, begann das Kind ein Pferd zu zeichnen. Alle bewunderten die Zeichnung, „aber," sagte man, „der kleine Künstler hat zu weit unten angefangen, er wird keinen Platz für die Beine des Pferdes haben." Das Kind ließ sich nicht irre machen, vollendete den Leib des Pferdes, begann dann die Beine, deutete darauf mit wenigen Strichen Wasser an, und ließ so mit großer Geistesgegenwart das Pferd ein Bad nehmen.

— Vernet, Charles, zeichnete sich durch seinen Witz und namentlich durch die Leichtigkeit aus, mit welcher er die hübschesten Wortspiele machte. Sein Vater, Horace, der früh in den ersten Kreisen der Gesellschaft ebenfalls durch seinen Geist geglänzt hatte, und noch im Alter glänzen wollte, als sein Geist schon stumpf geworden war, nahm deshalb den Geist seines Sohnes zu Hilfe und kaufte diesem Witz ab, das Stück zu sechs Francs, die er dann in den Gesellschaften erzählte. Da nun aber der Sohn viel Geld brauchte und für seinen Vater nicht immer genug neuen Witz erfinden konnte, so verkaufte Charles seinem Vater sehr häufig Witze zwei- und dreimal.

— Vernet, Charles. Der Herzog von Berry besuchte Vernet oft in seinem Atelier, blieb Stunden lang daselbst und vergnügte sich mit dessen an Anecdoten und Erinnerungen reicher Unterhaltung. Viele Personen, welche um eine Gnade bitten wollten, wendeten sich an Vernet, dem der Prinz weder seine Börse, noch seinen Schutz versagte. Eines Tages nun sprach der Herzog seine Verwunderung darüber aus, daß der Künstler noch nie um etwas für sich selbst gebeten habe. „Ich habe genug zu thun," antwortete Vernet, „für Andere bei Ihnen zu bitten."

— Vernet, Charles. Der Herzog von Berry hatte bei Vernet ein Genregemälde, ein Jagdstück, bestellt. In dem Hofe einer Meierei sollte der Hirsch gefangen werden. Der Herzog wollte dies Gemälde gern bald haben und ging oft zu dem Maler, um denselben anzutreiben. Während einer Reise des Prinzen nach Fontainebleau hatte sich Vernet mit andern Arbeiten beschäftigt. Gleich nach seiner Zurückkunft eilte der Herzog zu dem Künstler. Als dieser ihn die Treppe hinaufkommen hörte, brachte er schnell jenes Gemälde auf die Staffelei. Der Herzog wunderte sich, ihn noch immer an dem Schornstein malen zu sehen, der vor seiner Reise schon fast vollendet gewesen war, und sagte dies dem Künstler. Vernet antwortete, ohne die Geistesgegenwart zu verlieren: „Sie haben ganz recht; aber der Schornstein rauchte und ich mußte ihn ausbessern.“

— Vernet, Charles. In der Pariser Straße Chapon sah und bewunderte man lange Zeit vor dem Laden eines Kinderspielzeughändlers das Aushängeschild, das von Charles Vernet verfertigt war. Die Entstehung des Bildes ist interessant und für den Charakter des Malers bezeichnend genug, um allgemeiner bekannt zu werden. Wir müssen vorausschicken, daß Charles Vernet neben den Schlachtgemälden, die seinen Ruf begründeten, auch treffliche Carricaturen zeichnete, wenn Luft und Gelegenheit sich dazu eigneten. Einst fuhr er durch die Straße Chapon, die damals von Magazinen für Kinderspielzeugwaaren erfüllt war. Seinem Wagen begegnete der Wagen eines reichen Mannes, der eben eine Menge solcher Waaren gekauft hatte; der Letztere stieß heftig an das Geführt des Malers an, da die Passage durch ein Baugerüst vor einem Spielwaarenladen beengt war, und zerbrach ihm ein Rad. Ein Stubenmaler, der eben auf dem Gerüste beschäftigt war, ein Schild über den Laden zu malen, hatte nicht sobald Vernet erkannt, als er herbeieilte, um den beschädigten Wagen wieder aufzurichten und Hilfe zur Ausbesserung des Schadens herbei zu holen. Vernet dankt dem Hilfreichen mit warmen Worten und will ihm ein Goldstück in die Hand drücken. „Ach Herr Charles,“ ruft aber der beleidigte Mann, seine Hand zurückziehend, „das ist nicht schön von Ihnen, einen Berufsgenossen demüthigen zu wollen.“ — „Aber, bester Freund,“ erwiderte Vernet, „Ihr habt mir soeben einen großen Dienst erwiesen, es ist nur billig, daß ich Euch meine Dankbarkeit zeige.“ — „Das könnte auch in anderer Weise geschehen,“ lautete die Antwort. „Sie haben noch eine Stunde Zeit, ehe Ihr Wagen wieder hergestellt ist. Adeln Sie mein Gewerbe, indem Sie an meiner Arbeit Theil nehmen, und Sie werden mich zu ewigem Danke verpflichten.“ Vernet lächelt über diesen seltsamen Vor-

ſchlag und ſcheint zu zögern. Da wird er plötzlich von den Perſonen, deren Wagen ihm dieſen Aufenthalt verurſachte, mit heftigen Schimpfworten angefallen, denn er habe ihnen die Laterne am Wagen zerbrochen. Erſtaunt und erzürnt blickt der berühmte Maler ſeinen Angreifer an. Es ſind höchſt lächerliche Geſtalten, die der Zorn noch häßlicher und lächerlicher macht. Sofort beſteigt er das Gerüſt und in wenigen Minuten ſtehen die Belfernden in Hundegeſtalt mit allen Abzeichen ihres Selbſt auf dem Gemälde und werden mit Jubelgeſchrei von der umherſtehenden Menge erkannt. Vernet ſteigt herab und wendet ſich zu ſeinen Widerſachern mit der ſpöttiſchen Frage, ob man jetzt zufrieden ſei. Natürlich wird die Wuth der Erzürnten dadurch nur noch größer. Sie folgen ihm in den Laden und fordern Genugthuung für den ihnen angethanen Schimpf. Vernet ſchweigt. Als aber das Geſchrei nicht aufhören will, wendet er ſich ruhig an den Beſitzer des Ladens mit der Frage: „Wie viel fordern Sie wohl für Ihre Ladenfenſter dort?“ — „Was wollen Sie damit machen?“ — „Nun, den Herrn da hinauswerfen, doch möchte ich erſt den Preis des Schadens wiſſen.“ Der heftige Herr erſchrickt und verſchwindet mit ſeiner Frau und dem Diener.

— Vernet, Charles. Die letzten Worte, die Vernet vor ſeinem Tode ſprach, charakteriſiren ihn vollkommen. Er bewunderte nämlich ſeinen großen Sohn, hielt ſich für geringer als Beide und ſagte deshalb: „Es iſt doch ſeltſam, wie ähnlich ich dem großen Dauphin bin: Sohn eines Königs, Vater eines Königs und doch nicht ſelbſt König.“ Nach dieſen Worten ſchlief er ein und erwachte — nicht mehr.

Vernet, Horace, wäre beinahe nicht zur Welt gekommen. Sein Vater, Charles Vernet, hatte ſich in ſeiner Jugend in ein junges Mädchen, Mlle. von Montbar, der Tochter eines Kriegscommiſſärs, verliebt, glaubte aber Kraft genug zu beſitzen, ſeine Leidenſchaft zu zügeln und reiſ'te nach Italien ab. Aber ſtatt die Entfernung ſeine Liebe ſchwächen ſollte, ſteigerte ſie dieſelbe nur noch mehr. Die Liebe folgte dem Maler überall hin, ſeine Leidenſchaft reiſte mit ihm, und ſo durchwanderte er mit ihr ganz Italien. In Rom ſuchte er nicht bei der Arbeit Zerſtreuung und Heilung von ſeiner Leidenſchaft, ſondern bei der Religion; er beſuchte häufiger die Kirchen als die Ateliers; er betete, ſtatt zu arbeiten. Dabei lernte er Fanatiker kennen, die ihm die Welt und das Leben ganz zu verleiden und ihn zu überreden ſuchten, in ein Kloſter zu gehen. Zum Glück war ſein Beichtvater, dem er ſich anvertraute, ein aufgeklärter, verſtändiger Mann, der ihm rieth, lieber wieder zu dem Pinſel zu greifen, ein berühmter Maler und nicht ein unbekannter

Mönch zu werden. Ohne diesen guten Rath und das Ansehen des Vaters, der ihn sofort nach Hause zurück berief, würde es unter den berühmten Malern keinen Charles und keinen Horace Vernet gegeben haben.

— Vernet, Horace. Während er sich in Petersburg aufhielt, gab er trotz der glänzenden Aufnahme, die er dort gefunden, in seinen Antworten mehr als einmal Beweise von edlem Freimuth. So erzählten die französischen Zeitungen folgende Anecdote, die sie verbürgen. Der Kaiser von Rußland hatte Vernet aufgetragen, die Einnahme von Warschau für die kaiserliche Gallerie zu malen, und ihm dafür die Summe von 200,000 Francs geboten. Der Maler versprach das Bild zu liefern, und der Kaiser sagte sodann lächelnd zu ihm, es sei ihm als Franzose doch vielleicht unangenehm, eine Darstellung zu liefern, die an Polens Niederlage erinnern solle. „O nein, Sire," soll Horace Vernet geantwortet haben, „ich habe schon Christus am Kreuze gemalt."

— Vernet, Horace, begegnete vor einigen Jahren dem Marquis v. Passort mit einer sehr schönen jungen Dame, deren interessantes Gesicht und feines Benehmen dem Maler so gefielen, daß er später, als er dem Marquis wieder begegnete, sich nach der schönen Dame erkundigte, die den Marquis damals begegnete, doch deren Namen er nicht einmal kannte. Der Marquis sann hin und her, wußte aber durchaus nicht, welche der Künstler meine. Da nahm Vernet eine Bleifeder und zeichnete das Porträt der Dame, die er vor Jahren nur ein einziges Mal gesehen hatte. Die Aehnlichkeit war so frappant, daß der Marquis verwundert ausrief: „Ah, jetzt fällt mir's wieder ein, ich weiß, welche Sie meinen, — es ist Frau von ...; ich erkenne sie aus Ihrer Zeichnung, es ist ganz ihr Ausdruck, ihre Haltung!"

— Vernet, Horace, welcher sich in Algier aufhielt, ging einst daselbst auf die Jagd, schoß ein Rebhuhn und rief seinem Hunde, dasselbe zu apportiren. In diesem Augenblicke eilt ein prachtvolles Thier auf ihn zu, und legt ihm das geschossene Huhn zu den Füßen nieder. „Ach, welch' ein herrlicher Kopf! welche Muskeln aus Stahl!" ruft Horace Vernet aus, „ich gäbe das Unmöglichste, wenn ich diesen Hund besitzen könnte." — „Ich fühle mich sehr glücklich, Ihnen denselben anbieten zu können," spricht der Eigenthümer desselben, der ehrsame Friseur von Algier, „nehmen Sie ihn, mein Herr, er apportirt auf bewundernswürdige Weise." — „Aber wie soll ich Ihnen meinen Dank ausdrücken — —?" — „Ich bin hinlänglich entschädigt, da Sie mein Geschenk annehmen, und es Ihnen Freude macht." Vernet behielt den Hund, aber um den frühern Besitzer gleichfalls zu verbinden,

ſandte er ihm in einigen Tagen das wohlgetroffene Portrait des Vierfüßlers. Das Gemälde iſt ein des Künſtlers würdiges Meiſterwerk durch Ausführung und Auffaſſung; es beſitzt vielleicht den zehnfachen Werth des Originals. Der Friſeur aber hat einen noch größeren Zuſpruch wie bisher, denn jedem neuen Kunden wird das Gemälde Horace Vernet's gezeigt.

— Vernet, Horace, ſtudirte bei ſeiner letzten Anweſenheit in Afrika die Phyſiognomieen der franzöſiſch-afrikaniſchen Soldaten, um ſie zu einem großen Bilde zu gebrauchen. Einer der Leute bemerkte dies, und ging von ſeinen Kameraden weg, gerade auf den Künſtler zu. „Ich habe gehört," ſagte er zu Vernet, „daß Sie die Soldaten ſehr ähnlich malen." — „O ja, das kommt wohl zuweilen." „Seit langer Zeit habe ich gewaltige Luſt, meiner Mutter mein Bild zu ſchicken." — „Das ſteht einem guten Sohn ähnlich; auch wird Euch das einen Brief erſparen." — „Ja, aber das Schwierigſte iſt nun der Preis." — „Nichts einfacher, als das, wie viel wollt Ihr mir geben?" — „Nun, ich habe da 5 Francs, die ich recht gern für das Bild bezahlen will." — „Gerade ſo viel wird es koſten." — „Kommt mit, in 2 bis 3 Stunden habe ich die 5 Francs verdient. — „Ganz gut, wird aber das Bild auch ähnlich?" — „Ich verlange ja das Geld nicht im Voraus." — „Nun wohl, abgemacht. Wagen gewinnt, wagen verliert!" — Nach zwei Stunden war das Bild fertig. Der Soldat hatte geſtanden, wie ein franzöſiſcher Soldat. Als der arme Teufel ſich ſo auf die Leinwand hingezaubert ſah, wollte er dem Künſtler um den Hals fallen. „Ihr ſeid alſo zufrieden?" „Außer mir! wie werden die bei mir zu Hauſe ſich freuen. Wahrhaftig, es iſt, als ob ich ſelbſt käme!" — „Nun, wenn Ihr zufrieden ſeid, müßt Ihr mir aber auch mein Trinkgeld geben."— Der Soldat fing an, nachdenklich zu werden. „Verſteht ſich von ſelbſt," ſagte er, indem er dem Vernet ſein Fünffrankenſtück gab, „Zug um Zug. Adieu." — — Horace Vernet trat an einen Officier heran, der im Stillen den Soldaten darum beneidete, von einem ſolchen Künſtler gemalt worden zu ſein. „Sagen Sie es dem wackern Burſchen nicht, daß ich ſeine fünf Francs nicht behalte: Der Maler muß von ſeinem Pinſel leben, und ich ſehe die fünf Francs als ehrlich verdient an. Erlauben Sie mir indeß, der Compagnie dieſe fünf Louis'dore anzubieten, um franzöſiſchen Wein zu trinken."

Wren, Chriſtoph. Sir Chriſtoph Wren war der Baumeiſter, der die als Meiſterſtück der Architectur bewunderte Paulskirche zu London erbaut hat.*)

Er liegt in einem der unterirdiſchen Gewölbe ſeines großen Werkes begraben, und ſtatt eines prächtigen Denkmals und einer weitläufigen Inſchrift, iſt nur ſein Name in einen Stein gehauen, mit den einfachen, aber Alles erſchöpfenden Worten:

Monumentum quaeris, viator? — Circumspice!

Du ſucheſt ſein Denkmal, Wanderer? — Schau um Dich!

Willmann, Michael. Ein Kurfürſt von Mainz, welcher von den Talenten des Malers Willmann, den man gewöhnlich den ſchleſiſchen Raphael nannte, gehört hatte, ſchrieb an den Prälaten von Lenbus: er möchte ihm doch ein Probeſtück von Willmann ſchicken, weil er Willens ſei, dieſem Künſtler einige Arbeiten aufzutragen.

— Willmann ſaß eben an der Tafel des Prälaten, als dieſer den Brief des Kurfürſten erhielt. Er theilte alſo dem Künſtler dieſe Nachricht mit. Sogleich nahm Willmann ein Blatt Papier aus ſeiner Taſche, zeichnete mit einem Bleiſtift ein Crucifix darauf, gab es dem Prälaten und ſagte: „Schicken Sie dies dem Kurfürſten, und wenn er daraus nicht ſieht, wer ich bin, ſo werde ich nie etwas für ihn malen.“

Weſt. Während des kurzen Friedens im Jahre 1802, als Bonaparte, erſter Conſul der franzöſiſchen Republik war, beſuchte Weſt, welcher damals Präſident der königlichen Academie von London war, unter dem Schwarme der Reiſenden, welche die Neugier über das Meer trieb, die luſtige Hauptſtadt Frankreichs. Seine ausgezeichneten Talente und die Würde ſeines Standes erlaubten jedoch nicht, daß er unter dem Schwarme unbekannt blieb, und bald wurde er von allen Perſonen, die auf Rang und Ruf Anſpruch machen konnten, aufgeſucht. Weſt hatte es, trotz allen Anerbietungen und Ueberredungen, abgelehnt, ſich dem

*) Der Bau begann 1675 und endigte 1710.

erſten Conſul, als einem Gönner der Künſte, vorſtellen zu laſſen: er hatte dazu ſeine eigenen Gründe, und, nachdem man ſeine Unbiegſamkeit erkannte, ſchlief die Sache ein. Ungefähr eine Woche darauf machte ihm einer von den Directoren des Louvre die Aufwartung und lud ihn ein, die Gallerie an dieſem Tage mit ſeiner Gegenwart zu beehren, um einige dort neuaufzuſtellende Büſten in Augenſchein zu nehmen und den Directoren ſein Urtheil darüber nicht vorzuenthalten. Hier war keine abſchlägige Antwort möglich und West ging mit dem Director nach der Gallerie, wo der engliſche Künſtler ſogleich von einem Schwarme feſtlich gekleideter Profeſſoren und Schüler des Inſtituts umringt wurde. Er beunruhigte ſich indeſſen keineswegs darüber und ſchrieb die Feierlichkeit des Coſtumes der Etiquette der Anſtalt zu. Bald aber kündigte ein Geräuſch in dem Vorzimmer eine außerordentliche Erſcheinung an, die Thürflügel öffneten ſich und Bonaparte mit ſeinem kleinen Hute und in ſchlichter Uniform trat herein im Gefolge von dreizehn Generalen, künftigen Königen und Herzogen ſeiner Schöpfung. „Wo iſt der Präſident der Academie der Künſte in England?“ war die erſte plötzliche Frage des Conſuls. Der Präſident, obgleich nicht wenig betroffen, verlor doch keineswegs ſeine Faſſung, als Bonaparte ſich ihm näherte und ihm folgendes ſagte: „Gut, Herr West, weil Sie mich durchaus nicht beſuchen wollen, ſo bin ich genöthigt, Sie zu beſuchen. Es ſollte mir Leid thun, wenn Sie nach England zurückgekehrt wären, ohne daß ich Ihre Bekanntſchaft gemacht hätte. Ich bin jedoch ſchon einigermaßen mit Ihnen bekannt — hier iſt einer von meinen Lieblingen, ich verſichere Sie.“ —

Man brachte die Skizze von West's Tode auf dem bleichen Roſſe und hielt ſie dem Künſtler vor. Bonaparte erkundigte ſich hierauf, ob die Skizze nicht ausgeführt werden würde, wie ſie es verdiente, und für wen das Gemälde beſtimmt ſei. Als er erfuhr, es ſei für den verſtorbenen König beſtellt, ſagte er: „Der König von England iſt ein braver Mann, ein ſehr religiöſer Mann. Alsdann gingen Bonaparte und West zuſammen durch den Louvre, und als ſie zu den Büſten kamen, zu deren Aufſtellung dieſer Tag beſtimmt war, blieb Bonaparte ſtehen und ſchlug die Arme zuſammen gerade in der Stellung, wie er gewöhnlich abgebildet wird, und nachdem er eine von den Büſten lange mit tiefem Nachdenken betrachtet hatte, wandte er ſich an den Engländer und ſprach:

„Herr West, wenn ich die Wahl hätte, ſo möchte ich das Original dieſer Büſte ſein, lieber als irgend ein Menſch auf der Welt, von dem ich je gehört oder geleſen.“

„Mir brannte das Wort auf der Zunge," ſagte Weſt, ſo oft er dieſe Anecdote erzählte, „ihm zu ſagen, daß es in dieſem Augenblick noch nicht in ſeiner Gewalt ſtände, dieſen ſeinen Wunſch ausgeführt zu ſehen, wenn er ſeinen Ehrgeiz aufopferte und ſeinem Vaterlande die Freiheit wieder gebe. Dann wäre er jener Mann ſelbſt geworden — es war die Büſte Waſhington's."

Wahrſcheinlich wußte Bonaparte ſehr wohl, daß der engliſche Künſtler ſelbſt ein geborner Amerikaner war. Denn auf dieſe Weiſe verſtand es dieſer wunderbare Mann, einen Kreis um ſich zu ziehen, den Keiner betreten konnte, ohne von ihm geblendet oder bezaubert zu werden.

— Weſt. Nelſon war kurz nach ſeiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der Canalflotte bei dem eben ſo geiſtvollen und excentriſchen Bedford, auf deſſen prachtvollen Villa Fonthill-Abbey, zum Beſuch. Der Beſitzer hatte nichts geſpart, ſeinem Gaſt eine würdige Aufnahme zu bereiten. Seine zahlreiche Dienerſchaft erſchien in der koſtbarſten Kleidung, und Geſchmack und Pracht vereinigten ſich, um das Lokal der Beſchreibung der Feenpaläſte ähnlich zu machen, die man ſo oft in dem „Tauſend und eine Nacht" findet. Gelehrte und Künſtler verherrlichten durch ihre Anweſenheit das Feſt, und unter den Letztern befand ſich auch der berühmte Geſchichtsmaler Weſt. — Man war am erſten Tage noch nicht vom Deſſert aufgeſtanden, als Nelſon, der neben Weſt ſaß, zu dieſem ſagte: „So ſehr ich auch ihr großes Talent achte, ſo iſt mein Beruf doch immer der Art geweſen, daß ich Kunſtwerke nicht recht zu würdigen gelernt habe, und doch gehe ich nie bei einem Kupferſtichladen vorbei, wo ich den Kupferſtich nach ihrem Bilde von dem Tode des General Wolf ſehe, ohne daß meine Aufmerkſamkeit augenblicklich gefeſſelt würde und ich mich kaum des Gefühls des Neides über den glorreichen Tod dieſes großen Mannes erwehren kann." Weſt, dem ein ſolches Compliment und aus ſolchem Munde ſehr ſchmeichelte, erwiderte ſogleich: „Wenn das Land je das Unglück haben ſollte, der Dienſte Ew. Herrlichkeit beraubt zu werden, was Ihres, dem Zufall unterworfenen Lebens wegen, nicht unmöglich iſt, ſo ſoll, obgleich es immer mein heißeſtes Gebet ſein wird, daß ein ſolches Unglück von uns abgewendet werde, es eine heilige Pflicht für mich ſein, ſo viel es meinen geringen Fähigkeiten möglich iſt, Ihren großen Namen und Ihre tapferen Thaten zu verewigen." Nelſon ſchwieg einen Augenblick, als ob ihm ein plötzlicher Gedanke vor die Seele getreten wäre, füllte dann ſein und Weſt's Glas bis an den Rand, trank ihm zu und ſagte mit großem Nachdruck: „Weſt, denken Sie an Ihr Verſprechen!" Die Unterhaltung ward hierauf allgemein und man war im Begriff, von der Tafel auf-

zustehen, als ein Bedienter eintrat und ankündigte, daß so eben eine Depesche von der Admiralität eingegangen sei. Diese enthielt den Befehl an Lord Nelson, sich unverzüglich zur Canalflotte zu begeben. Jetzt gerieth Alles in Verwirrung. Die Wagen wurden sogleich zum Vorfahren bei dem großen Eingange herbeigerufen; in weniger als einer Stunde saß Nelson in dem seinigen und sagte seinem Wirth und seinen Freunden, die ihm alle hinaus gefolgt waren, von Ihm Abschied zu nehmen, Lebewohl. In dem Augenblick, wo die Postillone abfahren wollten, rief Nelson noch West heran, gab ihm die Hand und seine letzten Worte waren: „West, denken Sie an Ihr Versprechen!" Die Schlacht bei Trafalgar ward geliefert und Nelson starb, wie Wolf, den Tod eines Helden, in den Armen des Sieges. — West hielt sein Versprechen, sein schönes Bild: „Nelson's Tod" und das große Denkmal, das in einem Hofe des Hospitals von Greenwich zu seinem Andenken er auf seine eignen Kosten errichten ließ, beweisen dieses.

Wilkie. Sir John Sinclair speiste einmal in Gesellschaft Wilkies und fragte ihn im Laufe des Gesprächs, ob ihn ein besonderer Umstand zur Malerei geführt habe, oder ob Jemand in seiner Familie eine besondere Vorliebe für diese Kunst gehabt habe. Wilkie entgegnete: „Sir John, Sie haben mich zum Maler gemacht." — „Ich?" rief verwundert der Baronet." Ich hatte doch nie vorher das Vergnügen, Sie zu sehen." Wilkie gab darauf folgende Erklärung: „Als Sie die Statistik von Schottland entwarfen, stand mein Vater, ein Geistlicher in Fifa, in Briefwechsel mit Ihnen wegen seines Kirchspieles, und Sie schickten ihm einmal eine colorirte Abbildung eines Soldaten, in der Uniform der Hochländer. Dieser Anblick machte einen so großen Eindruck auf mich, daß ich sogleich anfing, das Bild zu copiren und so wurde ich allmälig ein Maler!"

— Wilkie. Sehr interessant war es, Wilkie's Werkstatt zu besuchen, wenn er zu einem neuen Gemälde seine Materialien ordnete. In einem Kästchen von der Größe, welche das Gemälde enthalten sollte, ordnete er die Stühle, Tische und alles übrige Geräth so, wie er es auf dem Gemälde darstellen wollte. Dann stellte er auch eine Gruppe von kleinen Puppen auf und verschloß nun die Thür der kleinen Haushaltung, hatte aber eine Oeffnung angebracht, wodurch sein Auge eine volle Ansicht des Innern behielt. —

Zaffany. Von Zaffany, der bei der königlichen Familie als Portraitmaler angeſtellt war, erzählt man folgende Anecdote: Als er ſein erſtes Familiengemälde anfing, hatte der König zehn Kinder. Er machte die Skizze in zwei oder drei Sitzungen fertig und arbeitete nun an der Vollendung der Figuren. Mehrere Umſtände hinderten indeß die Fortſetzung der Arbeit. Bald hatte der König wichtigere Geſchäfte; bald Ihre Majeſtät die Königin Geſellſchaft; bald waren einige Prinzen unpäßlich. So verzögerte ſich die Vollendung des Gemäldes von Zeit zu Zeit; endlich kam Botſchaft an den Künſtler, daß ein neuer Prinz geboren, der mit in das Gemälde aufgenommen werden müßte. Dies war nicht leicht, es geſchah indeſſen doch. Hierüber verging eine geraume Zeit; ſiehe, da kam ein anderer Bote und berichtete die Geburt einer Prinzeſſin, mit der Anzeige, daß auch dieſe ihren Platz auf der Leinwand haben müßte. Ohne eine ganz neue Vertheilung der Figuren, war dieſes unmöglich; die Hälfte derſelben mußte ausgelöſcht werden, um durch Zuſammendrängung der Gruppen Raum zu gewinnen. Dieſes Geſchäft erforderte wiederum mehrere Monate; ehe der Maler aber damit fertig war, erhielt er von einem der Ehrenfräulein einen Brief, der ihn benachrichtigte, daß die königliche Familie einen fernern Zuwachs erhalten hätte, für welchen ein Platz in dem Gemälde ausgemittelt werden müßte. „Das iſt zu viel!“ rief der Künſtler, wenn ſie nicht mit mehr Ordnung ſitzen können, ſo muß ich die Sache aufgeben, denn ich kann nicht geſchwinder malen.“

Inhalts-Verzeichniß

nebst

historischen Notizen.

Bildende Kunst.

Seite

Apelles, der berühmteste Maler Griechenlands, geb. auf der Insel Cos, war Hofmaler Alexander des Großen 3

Antonello de Messina, so genannt, eigentlich aber Antonius Mamertine, dessen Geburts- und Sterbejahr nicht bekannt ist, nach Winkelmann aber um 1474—1490 meistens zu Venedig arbeitete, gehört nicht nur zu den berühmtesten Malern seiner Zeit, sondern hat auch das große Verdienst, die vollkommenste Oelmalerei nach Italien verpflanzt zu haben; welches Geheimniß er von seinem Meister Joh. v. Eyck erhielt. Er wurde 49 Jahre alt. . 4

Angelo (Michel Bonarotti), einer der größten Künstler Italiens, wird in der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst als ein Wunder der Welt bezeichnet, wurde zu Capreſe 1474 geboren und † zu Rom 1563 5

Brower (Adrian), ein Schüler Franz Hals', starb jung in seinem 32. Jahr im Spitale zu Antwerpen 1640, und wurde auch auf dem dortigen Gottesacker beerdigt. Rubens aber, welcher diesen Künstler zu würdigen wußte, ließ seine Leiche in die Karmeliterkirche übertragen, und zwar mit einem dem ausgezeichnete Talent ehrenden Prunke 12

Berghem (Nicolaus), einer der berühmtesten Maler der niederländischen Schule, geb. 1624 zu Harlem, † ebendaselbst 1683. . . 13

Baratieri (Nicolaus), venetianischer Baumeister 14

Seite

Blanchet (Thomas), ein geſchickter Hiſtorienmaler, geb. zu Paris 1617. Seine ſchönſten Werke waren im Rathhauſe zu Lyon, das unglücklicher Weiſe 1674 durch Feuer zu Grunde ging. Der Kummer über den Verluſt ſeiner eignen Werke tödtete dieſen Künſtler und er ſtarb 1689 14

Le-Brun (Carl), einer der vorzüglichſten franzöſiſchen Künſtler, geb. zu Paris 1619. † 1690. 14

Boucher (Franz), geb. zu Paris 1703, † 1770, wurde ſeiner lüſternen, leichtfertigen Gegenſtände wegen „der Maler der Wolluſt und der Gracien" genannt 14

Cranach (Lucas), eigentlich **Müller**, iſt aber allgemein unter dem Namen ſeiner Vaterſtadt Cranach in dem Bisthum Bamberg bekannt, und wurde daſelbſt im Jahre 1472 geboren, † zu Weimar 1553. 15

Caravagio, eigentlich **Caldara** (Polidor), einer der vortrefflichſten Freskomaler, geb. 1495, † 1545 15

Carraccio (Auguſtin), war ein ausgezeichneter Maler und wenn er im Praktiſchen ſeinem Bruder nachſtand, ſo übertraf er denſelben doch, was geiſtreiche Compoſition und richtigen Ausdruck der Figuren betrifft. Geboren 1557 zu Bologna, † 1602 zu Parma . 16

Caravaggio (Michel Angelo di Amerighi oder Morigi genannt), geboren zu Mailand 1569. Er war einer der berühmteſten Maler ſeiner Zeit, der zwar manche Mängel hat, aber auch wieder ſo viele Vorzüge, daß er ſeines Ruhmes würdig iſt. Meiſterhaft war derſelbe in der Carnation. † in der Blüthe ſeiner Jahre, 1609. 16

Carraccio (Hannibal), geb. 1560 zu Bologna. Mengs ſagt, daß er in einem von Hannibal's Werken den Styl Corregio's dem Anſcheine nach finde, dieſer Anſchein ſei aber ſo verführeriſch, daß man Hannibal als einen der größten Nachahmer des lombardiſchen Malers betrachten müſſe. Sein heil. Rochus, der ihm den erſten Ruhm erwarb, befindet ſich in Dresden. † 1609 . . . 17

Callot (Jacques, nach Johann Rudolf Füßli hieß er Jacobus), geboren 1594 zu Nancy, war ein ausgezeichneter Künſtler in Darſtellung ernſter Gegenſtände, allein ſeine Neigung trieb ihn ſo ſehr zum komiſchen Genre, daß er ſelbſt bei heiligen Gegenſtänden dieſer Laune nicht widerſtehen konnte, und man nannte dieſe burlesken und grotesken Figuren in ſeinen Blättern: „Callot'ſche Fratzen"; er ſchuf aber nebſtdem ganze Tableaux's dieſer Art, die in der That den Inbegriff ſeiner Kunſt zeigen. † in ſeiner Vaterſtadt 1635. 17

Caylus (Anne Claude Philippe de Taubieres, de Levi, Graf), wurde geboren 1692 zu Paris. War ein fleißiger und geſchickter Kupferſtecher, machte ſich aber mehr noch berühmt durch ſeine Studien des Alterthums und der Künſte. † 1765 18

Chodowiecki (Daniel Nicolaus), geb. 1726 zu Danzig, berühmt als Maler, mehr aber noch als Kupferſtecher. Chodowiecki iſt auch

Seit

als der Stifter einer neuen Kunstgattung in Deutschland zu betrachten, nämlich der Darstellung moderner Figuren mit einer Wahrheit der Physiognomie, einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks und einer auf sittliche Besserung abzielenden gutmüthigen Laune, welche in ihrer Art bisher einzig blieb. Seine sämmtlichen Blätter belaufen sich auf beinahe 4000. † als Director der bildenden Kunst zu Berlin am 9. Februar 1801 19

Canova (Antonio), geb. am 1. November 1757 zu Possagno im Venetianischen, einem Dorfe des Nobile Falieri. † in Venedig, wo er in der letzten Zeit mit seinem Bruder, Abbé Canova, gelebt hatte, am 31. October 1822. Sein Leichnam ruht in der Kirche seines Geburtsortes, seine rechte Hand kam durch Canova's Bruder in den Besitz der Akademie der Künste in Venedig . . 19

Donatello (Donat di Betto Bardi), ein fast unvergleichlicher Bildhauer zu Florenz. Das vorzüglichste, ja großartigste seiner Werke ist die geharnischte Statue des heil. Georgius zu Padua. Dieser berühmte Meister starb 1466 im 85. Jahre seines Alters . . . 24

Dürer (Albrecht), der Vater der deutschen Malerei und Kupferstecherei, wurde geb. zu Nürnberg am 20. Mai 1471, gest. den 6. des Ostermonats 1528. Was Dürer als Künstler war, das weiß die Welt; drei Jahrhunderte haben das Urtheil seiner Zeitgenossen nicht geschwächt, das wir hier aus einer alten interessanten Handschrift hervorheben. Es lautet: „Dieser Albrecht Dürer hatte solche vielfältige gaben, daz er von der Geometria, der Perspectio, der Fortification, vnd sonderlich der Simetrie, verwunderliche Ding durch den truck an Tag bringen kondt, war also ietzt besagter Künstler ein freier Inventor, ein gutter Meister auff Holz, Papier und dergleichen, ein gutter Mahler von Oehlfarben, waßerfarben, Miniatur- und gummifarben, auff Holz, tuch, gemäuer, Pappier, Perment oder dergleichen, ein guter Posierer, bildhauer, von Holz und stein, klein und groß, ganz, rund und halb rund, wie man es nur Immer erdencken und begehren möchte. In Summa in allen der Mahlerey angehörigen stuck oder theilen war er ein solcher fürtrefflicher Mann, dergleichen man nicht weiß, dazvor ihme einer solte gelebt haben, ist auch biß daherr keiner erfunden und ist die fürneubste Ursach, warumb Albrecht Dürer vor andern so hoch herfürgezogen und gelobt wirdt. Es werden derer gar wohl gefunden, die dem Albrecht Dürer in einem Ding gleich sein, haben aber die mannigfältige Dürers-Gaben nicht.“ 24

Domenichino, eigentlich **Dominico Zampieri**, ist besonders als Freskomaler berühmt und wurde geboren 1581, zu Bologna, † 1641 27

Van Dyck (Anton), geb. zu Antwerpen 1599, ist einer der größten Meister der niederländischen Schule und der berühmteste aller Porträtmaler. Er starb zu London, 1641 28

Dassier (Jacob Anton), Medailleur, geb. zu Genf 1715, † in Kopenhagen, 1760. Seine Schaumünze auf Montesquin gehört zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der Stempelschneidekunst . . . 29

Seite

Dannecker, der erste deutsche Bildhauer, der mit Canova und Thorwaldsen um den Preis des ersten Lorbeers rang, ist 1758 in Stuttgart geboren, † am 8. December 1841 29

David (Jacob Lanio, nicht wie irrthümlich im Haupttext Pierre Jean), geboren zu Paris 1748, der Gründer der gegenwärtigen französischen Schule, zählt zu den besten Historienmalern seines Vaterlandes. † den 10. December 1824 zu Brüssel 31

Delaroche (Paul), französischer Historienmaler, geb. zu Paris 1797, † 1757 37

Dantan (Jean Pierre), französischer Bildhauer, geboren zu Paris am 25. December 1800 38

Falcone (Aniello), einer der ausgezeichnetsten Schlachtenmaler, und auch deshalb zu seiner Zeit „das Orakel der Bataillen" genannt. Geboren zu Neapel 1600, gestorben daselbst 1665 39

Falconet (Stephan), einer der berühmtesten Bildhauer seiner Zeit, geb. zu Paris 1716, † 1795 40

Giotto (Angelus), ein vorzüglicher Künstler und Mitbegründer der italienischen Schule. Mit seines Meisters Cimabue's (geb. zu Florenz 1240, gest. 1300) Erscheinen, den er auch später noch übertraf, nahm Alles einen größeren Charakter an; die Natur und das Leben wurden mehr Gegenstand der Beachtung, wodurch Helldunkel, Colorit, Decorirung und Perspective mehr gewannen. Giotto, welcher sich auch als Miniaturmaler und Mosaikarbeiter auszeichnete, wurde geb. zu Florenz 1265, † 1336 40

Goyen (Johannes van), geboren zu Leyden 1596, ein vorzüglicher Landschaftsmaler; sein Pinsel ist keck, alba prima, und besonders durch die treue Darstellung der Natur erhalten seine Werke hohen Werth. † 1656 41

Greuze (Johann Baptist), ein Burgunder, geb. 1726; dessen Gemälde haben alle Scenen aus dem bürgerlichen Leben zum Vorwurf und sind wegen ihres natürlichen, geistreichen und oftmals gemüthlichen Ausdrucks allgemein geachtet. † 1805. 42

Guerin (Paul), einer der vorzüglichsten Historien- und Porträtmaler zu Paris 43

Genelli (Bonaventura), geb. zu Berlin 1803, ist als Zeichner und Maler nackter Figuren wahrhaft genial; dennoch hat er sich keinen so großen Ruhm durch seine Gemälde wie durch seine Zeichnungen zu: Homer, Dante, das Leben eines Wüstlings ꝛc. erworben und hat durch diese seinen Reichthum schlagender und neuer Ideen kund gegeben, ohne aber Anmuth, tiefe Empfindung und classischen Schönheitssinn außer Acht zu lassen. Lebt noch gegenwärtig zu Weimar. Eine Anzahl seiner schönsten Bilder gehört der Gallerie des reichen Kunstfreundes Herrn von Schack in München (des Uebersetzers des Firdusi u. s. w.) an 44

Holbein (Hans der Jüngere), eben so berühmt als Maler, wie als Formstecher, wurde 1498 zu Augsburg geboren und starb an der Pest in London 1554 45

Seite

Hemskerke (Martin), auch Hemskerken genannt, am richtigsten jedoch scheint Hemskerk, nach dem Namen des Dorfes, in dem er als Sohn eines Bauern 1498 das Licht der Welt erblickte; wird auch zuweilen Martin van Veen genannt, und starb zu Harlem 1574 46

Hals (Franz), geb. zu Malmen 1584 (oder 1588), † 1667 . . . 46

Hogarth (William), wurde (seinen eigenen Memoiren zufolge) geb. zu London am 10. November 1697, † am 26. October 1764 . 47

Heath (James) 53

Jouvenet (Johann), französischer Historien- und Porträtmaler, geb. zu Rouen 1644, † 1717. 54

Kneller (Gottfried), einer der berühmtesten Porträtmaler, wurde 1648 zu Lübeck geboren, kam 1674 nach London, wo er 1723 starb. In London erfreuete er sich nicht nur stets der ungetrübtesten Gunst der herrschenden Potentaten (es regierten während seines Dortseins vier Könige), sondern auch mehrerer berühmten Dichter wie: Dryden, Pope, Addison u. s. w., welche in Gedichten sein Lob besangen, und durch welche Poesien Kneller noch fortleben wird, wenn seine eigenen Werke schon längst untergegangen sein werden 55

Kiß (August), geb. am 11. October 1802 bei Pleß in Oberschlesien 58

Kaulbach (Wilhelm), geboren zu Arolsen (Fürstenthum Waldeck 15. October 1805. Lebt in München 59

Lysippus, Bildhauer vor Sycion und Zeitgenosse Alexander des Großen, florirte in der 114. Olympiade. Er war Anfangs Schlosser von Profession; auf Anrathen des Malers Eupompus widmete er sich der Malerkunst, die er bald verließ und sich der Bildhauerkunst gänzlich hingab. Dieser Künstler arbeitete mit einer solchen Genialität und Fertigkeit, daß man die Zahl seiner Arbeiten auf 600 angibt. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. 61

Lippi (Philipp), ein Florentiner, geb. 1429, † 1474, malte nur leblose Gegenstände, als Gefäße, Helme, Fahnen und Gewehre, in denen er eine große Meisterschaft zu Tage förderte 61

Lemoine (Franz), geb. zu Paris 1688. wurde im Jahre 1736 erster königlicher Maler, welche Ehre er jedoch nicht lange genoß, denn durch angestrengteste Arbeit wurde er geschwächt, verfiel in Schwermuth, in Folge deren er sich 1737 entleibte 62

Latour (Moritz Quintin de) blühte um das Jahr 1760 und galt zu seiner Zeit als der beste Porträtmaler zu Paris; war auch als Pastelmaler ausgezeichnet und seine Stücke sind von den berühmtesten Kupferstechern vervielfältigt worden 62

Lantara (Simon Mathurin), von Geburt (1754) ein Italiener, stammt von sehr armen Eltern, und malte schon als Knabe, während er das Vieh weidete, wo ihn ein Künstler, der den Knaben so beschäftigt fand, nach Paris nahm, wo er als Landschaftsmaler die ihm gewordene Berühmtheit sich erwarb. Lantara blieb

Seite

jedoch in stets dürftigen Umständen, woran wahrscheinlich seine Sonderlichkeit, die in einer gewissen Menschenscheu bestand, die Haupturſache gewesen sein dürfte; er starb zu Paris 1805 . . 63

Monsignori (Franciscus), war einer der größten Porträtmaler, im Thiergenre ist er fast unerreichbar, wurde geboren zu Verona 1455, und als er, seine gestörte Gesundheit wieder herzustellen, nach Caldero reiste, um die Bäder zu brauchen, starb er daselbst 1519, jedoch wurde sein Leichnam auf Befehl Franciscus II. Markgraf von Mantua, nach Mantua gebracht und in der Kirche des St. Franciscus beigesetzt 64

Mabuse (Johann), auch Gassart genannt, geboren 1500 zu Maubeuge, ein vorzüglicher Historienmaler in geistlichen, besonders in Madonnen und mythologischen Gegenständen. War zugleich einer der Ersten in Flandern, welche unternahmen, historische und mythologische Gegenstände mit ganz nackten Figuren zu malen, die er meisterlich zu behandeln wußte. † 1562 65

Mengs (Anton Raphael), einer der ersten Künstler des 18. Jahrhunderts, wurde zu Aussig in Böhmen 1728 geboren. Mengs ist das einzige Beispiel, daß ein Künstler, selbst bei einer strengen und geisttödtenden Erziehung, es zu einer hohen Vollkommenheit bringen kann, denn sein Vater Ismael, von Geburt ein Däne, hatte alle seine Kinder tyrannisch behandelt, und besonders unsern Anton Raphael, den er zwar zu einem Künstler bilden wollte, jedoch sich dabei der folgenden höchst sonderbaren Methode bediente. Unser Mengs mußte schon im sechsten Jahre sich täglich und stündlich im Zeichnen üben, ohne die seinem kindlichen Alter zukommenden Vergnügungen genießen zu dürfen. Als er einige Jahre später schon in Oel-Miniatur und Email-Malen von seinem Vater Unterricht erhielt, wurde ihm nicht nur kein Augenblick zur Erholung gegönnt, sondern sogar hart gezüchtigt, wenn er die ihm vom Vater gegebenen, in der bestimmten Zeit kaum zu vollendenden Arbeiten, nicht fertig machen konnte. Der Sohn wurde sogar vom Vater, wenn Letzterer ausging, eingeschlossen, um jede Störung zu vermeiden. Aber dieser anhaltende und anstrengende Fleiß erhielt sich bei diesem berühmten Meister bis in seinen letzten Lebensjahren; was ihm in seiner Jugend durch Strenge eingeimpft, wurde ihm selbst im Alter zur Gewohnheit und so arbeitete selbst Mengs während seiner Krankheit im Jahre 1778 unermüdet und beschleunigte dadurch seinen im Jahre 1779 erfolgten Tod. . . 65

Meil (Johann Wilhelm), einer der vorzüglichsten Zeichner und Kupferstecher und einer der gelehrtesten Künstler seiner Zeit, wurde geboren zu Altenburg 1773, † 1805 als Vice-Director der Akademie der Künste zu Berlin 65

Pouſſin (Nicolaus), geb. zu Andely, einer kleinen Stadt der Normandie, 1594, † zu Rom 1665 67

Pentemann (Peter), † zu Rotterdam 1692 67

Seite

Raphael (Sanzio oder de Santi), der größte und vortrefflichste Maler der neuern Kunstperiode, wurde seinem Vater, Giovanni Sangio, einem nicht verdienstlosen Künstler zu Urbino am Charfreitage 1483 geboren. Raphael's letztes nicht völlig vollendetes Gemälde war die „Verklärung Christi" (welche vom Cardinal Julius von Medicis für die Hauptkirche seines Erzbisthumes Narbonne bestimmt war, alsdann nach Pietro Montorio kam), wobei der Kopf des verklärten Christus seine letzte Arbeit gewesen sein soll, denn da wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen, dessen Entstehung den Aerzten unbekannt blieb; durch eine falsche Curmethode geschwächt, starb der trefflichste Künstler in der Blüthe seines Lebens, 37 Jahre alt, am Jahrestage seiner Geburt, am Charfreitag 1520 67

Rubens (Peter Paul), wurde zu Cöln am Rhein geboren und zwar am St. Peter und Paulstag des Jahres 1577. Nach dem Tode seines Vaters, der ihm eine wirklich gelehrte Erziehung geben ließ, wurde Rubens Page bei der Gräfin von Lalaing; er verließ aber diesen Dienst, theils wegen der ausschweifenden Sitten seiner Gebieterin, theils um sich seiner Lieblingskunst zu widmen. Otto Bernius, einer seiner Lehrer, liebte den edlen, hochherzigen Jüngling eben so sehr wegen seiner Tugend, als wegen seines Fleißes und seines bewunderungswürdigen Talentes, und weihte ihn in die Geheimnisse der Kunst ein. Bald ward Rubens nicht nur größer als sein Meister, der von Wenigen erreicht, von noch weit Wenigern, und von diesen nur in einzelnen Partien übertroffen, weshalb ihm mit Recht der Ehrenname „Fürst der niederländischen Schule" einstimmig beigelegt wurde. † am 30. Mai 1640 zu Antwerpen, wo er mit großer Pracht begraben wurde 71

Rembrandt (van Rhin, Paul), einer der berühmtesten Maler und Kupferätzer der niederländischen Schule, geboren 1606 in einer Mühle unweit Leyden, die seinem Vater gehörte, † 1674 . . . 74

Rosa (Salvator), war einer der berühmtesten Maler und Kupferstecher Italiens, auch ein geachteter satyrischer Dichter; geboren 1615 zu Renella im Königreich Neapel, † zu Rom 1673 . . . 75

Rigaud (Hyacinthe), berühmter Porträtmaler, geb. 1659 zu Perpignan, † 1743. 76

Reynolds (Joshua), geboren 1723 zu Plympton in Devonshire, gehört zu den ersten englischen Malern, und hat London, woselbst sich Reynolds 1752 niederließ, seit Cornelius und van Dyk keinen Porträtmaler von Reynolds Verdienst aufzuweisen. Im Jahre 1790 ward sein Gesicht schwach und im folgenden Jahre verlor er es ganz und starb 1792. 76

Richardson (Jonathan), lebte und wirkte in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts als ein vorzüglicher Porträtmaler in London. Er machte sich auch als Kunstschriftsteller durch sein im Jahre 1715 herausgegebenes „Malerbuch", trotzdem dasselbe manche Anfechtungen zu bestehen hatte, rühmlich bekannt. 77

Seite

Seymour (James) 77

Torrigiani, auch **Torregiano** (Peter), berühmter Bildhauer zu Florenz. Geburtsjahr unbekannt, starb 1552 78

Teniers (David), der Jüngere, geboren zu Antwerpen 1610, gehört zu den berühmten Malern der flamländischen Schule. In allen seinen Bildern ist es unverkennbar, daß sich Teniers in seiner Kunst den großen Rubens zum Vorbild nahm, den er im Halbdunkel sogar noch übertraf; er lebte größtentheils zu Antwerpen und Brüssel, in welchem letzteren Ort er sein ruhmreiches Künstlerleben endete, jedoch wurde seine Leiche nach Bart gebracht und in der Frauenkirche beigesetzt. Sein Todesjahr ist verschieden angegeben, nach d'Argensville 1694, nach Winckelmann 1690, letztere Angabe wird gewöhnlich als die bestimmteste bezeichnet. . . . 78

Tischbein (Wilhelm), geboren 15. Februar 1751 zu Heyna, † zu Eutin, 26. Juli 1829 80

Thorwaldsen, geboren am 19. November 1770 auf der See zwischen Island und Kopenhagen, † am 24. März 1844 81

Turner (Jos. Mallord William), einer der gefeiertsten englischen Meister des 19. Jahrhunderts, geb. zu London 1780, † 1852 . 85

Telfort 86

Vinci (Leonardo da), eines der seltensten Genies in der bildenden Kunst, war geboren 1445 in dem Schlosse Vince nahe bei Florenz. † zu Fontainebleau in den Armen des Königs, 1520 . . 87

Velasquez de Silva (Don Diego), einer der größten spanischen Maler, geboren 1594 von vornehmen Eltern zu Sevilla. Von Ehre und Glück überhäuft starb er zu Madrid 1660 88

Vanloo. Der Name einer Künstlerfamilie, die aus Ecluse in Flandern abstammt und mehrere berühmte Maler der niederländischen Schule hervorgebracht. Der erste dieser Familie, der sich als Künstler bekannt machte, war Johann. Sein Sohn Jacob arbeitete Anfangs als Porträtmaler zu Amsterdam, ging 1663 nach Paris und starb 1670. Jacob's Sohn, Ludwig, war als Zeichner und Freskomaler berühmt, lebte ebenfalls in Paris, dann in Aix. Letzterer hatte zwei Söhne, die den Namen ihrer Familie zu dem größten Rufe erhoben haben, den sie in der Künstlerwelt erlangt hat, und zwar Johann Baptista, geb. 1684, Geschichts- und Porträtmaler, und Carl Andreas, geb. 1705, Historien- und Landschaftsmaler. † 1765. Johann Baptista hatte 4 Söhne, die ebenfalls alle geschickte Künstler waren. . . 88

Vernet (Joseph), Marinemaler, geboren am 14. August 1814, † zu Paris 1789 90

Vernet (Charles), Thier-, Schlachten- und Genremaler, des Vorigen Sohn, geb. zu Bordeaux 1758, † zu Paris am 27. November 1836 90

Vernet (Horace), des Vorigen Sohn, wurde geboren den 30. Juni 1789 und stammte aus einer alten Künstler-Familie, sein Urgroß-

Seite

vater, Anton Vernet, war ein beliebter Maler in Avignon, sein Großvater, Joseph Vernet, war einer der größten Marinemaler und so passionirt für die Kunst, daß er sich im heftigsten Sturme an einen Mastbaum anbinden ließ, um diese Naturerscheinung desto besser studiren zu können. Horace's Vater war ein berühmter Pferde- und Schlachtenmaler. Auch Horace Vernet (geb. 30. Juni 1789) machte sich schon unter'm ersten Kaiserreich als Maler militärischer Scenen bekannt. Nach dem Sturz Napoleons I. fuhr er trotzdem fort, die großen Heldenthaten des Kaiserreichs durch seinen Pinsel zu verherrlichen. Die Hofluft in der Restaurationsperiode konnte aber dieser Richtung nicht günstig sein, und die Ausstellungs-Jury wies alle seine Siegesgemälde der Kaiserzeit zurück. Horace Vernet stellte die zurückgewiesenen Bilder in seinem Atelier auf, und der Besuch desselben wurde zu einer politischen Demonstration gegen die herrschende Gewalt. Der Hof wandte endlich, der wachsenden Popularität des Künstlers nachgebend, demselben auch seine Aufmerksamkeit zu, bestellte bei ihm mehrere große Arbeiten und ernannte ihn 1830 zum Director der französischen Akademie in Rom, wo Horace Vernet durch 5 Jahre blieb. Louis Philippe sandte ihn nach Afrika, damit er dort Studien für Schlachtgemälde aus dem Algierer Kriege mache. Aus jener Zeit erregten auch seine afrikanischen Jagdbilder große Aufmerksamkeit. Ein wahres „gemaltes Heldenepos" war aber seine große Gemäldereihe der französischen Waffenerfolge jener Periode. Louis Philipp bot dem Künstler die Pairswürde an, dieser aber schlug die ihm zugedachte Ehre aus. Allmälig wurde das Verhältniß zwischen dem König und ihm kälter, und als sich Horace Vernet weigerte, mit Verletzung der historischen Wahrheit Ludwig XIV. im Sturmesangriff auf Valenciennes zu malen, kam es zum offenen Bruche, und Vernet ging nach Rußland, wo er vom Kaiser Nicolaus mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Nach dem Tode des Herzogs von Orleans kehrte Horace Vernet nach Frankreich zurück und söhnte sich mit Louis Philipp wieder aus. 1848 wurde er Oberst der Nationalgarde in Versailles (wo er eine prachtvolle Villa bewohnte), legte aber im November desselben Jahres diese Würde nieder, als er bei einer Revue verhöhnt wurde. Als er nach dem Staatsstreiche ein von dem Präsidenten Ludwig Napoleon bestelltes Gemälde, auf welchem dieser neben den Generalen Changarnier und Cavaignac abgebildet war, auf Befehl des Kaisers abändern sollte, weigerte er sich dessen, und erhielt zur Strafe dafür von der Regierung die Weisung, nach der Provinz Constantine zu gehen, wo ihm ein Stück Land zur Colonisirung verliehen wurde. Nach einiger Zeit kehrte Vernet jedoch wieder zurück. Horace Vernet war der fleißigste und fruchtbarste Maler Frankreichs und brachte seine Zeit theils auf Reisen, theils an der Staffelei zu; er wurde deshalb und wegen seiner Leichtigkeit des Arbeitens auch der Alexander Dumas der Malerei genannt. Er erwarb sich ein ansehnliches Vermögen und war mit Orden fast aller europäischen Mächte de-

Seite

corirt. Mit ihm starb die Familie Vernet aus, seine einzige Tochter hatte den Maler Paul Delaroche geheirathet, starb aber schon 1845 kinderlos 92

Wreen (Christoph), geboren zu Cast-Knoyle in der Provinz Wiltshire 1632, † zu London 1723. 95

Willmann (Michael), geboren zu Königsberg 1630, † 1706 . . . 95

West (Benjamin), ein Nordamerikaner, und der berühmteste englische Maler in neuerer Zeit, geboren um 1738, † zu London 1820 . 95

Wilkie, sprich Uilki (David), geb. 18. November 1785 zu Cults in Schottland, † 1. Juni 1841. Was Wilkie, den schottischen Teniers, anbetrifft, so ist es seine Sache eben nicht, die Späße einer Schenke, oder die wilde Wirthschaft einer Wachtstube, oder die Unsauberkeit einer Bettlerherberge zu schildern. In den Gemälden der Niederländer sticht stets ein Zug von Carricatur hervor. Die Helden dieser Gemälde reizen zum Lachen, weil es Possenreißer sind. Wilkie's Charaktere entlocken aber nur ein Lächeln, weil sie der Natur treu geblieben. Seine häuslichen Scenen sind so volksthümlich wie der „Vicar von Wakefield". Teniers brachte bei der Leichtigkeit, womit er Gemälde hinwarf, eine ungeheure Menge von Werken hervor, besonders da er keinen Gegenstand, sei es welcher es wolle, verschmähte. Wilkie liefert weniger, schon deshalb, weil er bei der Auswahl höchst sorgsam verfährt. Seine Gemälde zeichnen sich zugleich durch Einfachheit und vollkommen richtige Zeichnung aus; an Leichtigkeit des Pinsels und Frische der Farben aber kommt er Teniers nicht immer gleich. Teniers hebt öfters nur irgend einen Hauptzug hervor. Wilkie dagegen drückt auch jede kleinste Gebärde aus, und die höchste Vollendung erstreckt sich auf alles Einzelne. Daher kommt es, daß, wenn man ein Gemälde von Wilkie öfters betrachtet, man immer noch etwas von Neuem daran entdeckt, was man früherhin noch nicht gesehen hatte und was doch vollkommen an seinem Platze steht. Mag auch eine Stimmung alle Personen seines Gemäldes beseelen, so wird doch bei den Einzelnen eine große Verschiedenheit des Ausdrucks sich darbieten. Vorzüglich gelingt es ihm, das vermischte Gefühl von Schmerz und Angst auszudrücken, z. B. bei dem Kinde, das sich in den Finger geschnitten hat. 98

Zaffany 99

Zampieri, siehe Donatello Seite 24.

Theater.

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt."
Lessing.

Herrn

Rudolf Wirsing,

Director des kgl. deutschen Landestheaters, Inhaber des Verdienstkreuzes des herzoglich sächsischen Ernestinischen Hausordens, der k. k. österreichischen goldenen Medaille „Viribus unitis“, der großherzoglich Badischen großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, der großherzoglich Coburg-Gothaischen Medaille für Kunst und Wissenschaft mit dem Bande, und der herzoglich Dessauischen großen Medaille für Verdienste und Kunst und Wissenschaft ꝛc. ꝛc.

Prag am 1. Februar 1865.

achtungsvoll vom

Verfasser.

Aesopus verschwendete ungeheure Summen. Nach Plinius kostete ihm einst ein einziges Gericht, das aus den seltensten Singvögeln bestand, über 5000 Thlr. und Horaz erzählt, Aesopus habe wie auch Cleopatra gethan haben soll, eine kostbare Perle in Essig aufgelöset und sie so verschluckt. Trotz dieser Verschwendung hinterließ er bei seinem Tode noch 1 Mill. und 40,000 Thaler; woraus man ersehen kann, daß schon damals die Herren Schauspieler sehr gut bezahlt waren.

Abel, John, mußte wegen seiner Religion im Jahre 1688 England verlassen, und, die Guitarre über dem Rücken, durchzog er Frankreich und Deutschland. Auch nach Warschau kam er. Hier wünschte ihn der König zu hören. Aber in seinem Künstler-Eigensinne nahm Abel sich vor, den Wunsch des Königs nicht zu erfüllen. So oft er an den Hof gefordert wurde, bedauerte er, Katarrh zu haben. Da erschienen eines Tages einige handfeste Männer, packten den Katarrhbehafteten und brachten ihn auf das Schloß in eine geräumige Halle. Auf der sie umgebenden Galerie saßen der König und sein Hof. Die Handfesten banden den Sänger auf einen Armstuhl und mittelst Seilen wurde er an die Decke gezogen. Dann entfernten sich die Männer, doch das Erstaunen ging in einen andern Gefühlszustand über, als durch eine Nebenthür ein riesiger Bär hereinschritt. Der König ließ Abel jetzt die Wahl, hinab gelassen zu werden, oder zu singen. Ohne langes Bedenken entschied sich Abel für letzteres, und wenn die Geschichte wahr berichtet, hat er nie vortrefflicher gesungen. Das wäre demnach ein historisches Factum zur beliebigen Benutzung für Theater-Directoren.

Ackermann, Conrad, versetzte sich jedesmal, wenn er spielen sollte, so sehr in die Lage seiner Rolle, daß er gewöhnlich den ganzen Tag davon begeistert war. So zankte er sich z. B. mit Jedermann, wenn er den Murrkopf machte; er war wirklich grob, wenn er den Grobian spielte, und klagte den ganzen Tag, wenn er den Kranken in der Einbildung vorstellte. Er hatte die Gewohnheit, daß er an Spieltagen Wein und Rauchtaback auf der Stube im Schauspielhause in einem Schränkchen verschloß; er versagte aber keinem Schauspieler, der ihn darum ansprach, weder das Eine noch das Andere. Als er einst die Rolle des Geizigen spielen sollte, bat ihn ein Schauspieler um eine Pfeife Taback. — „Glauben Sie denn," schrie der in seiner Rolle vertiefte Ackermann, „daß ich meinen Taback gestohlen habe? Wenn Sie rauchen wollen, so schaffen Sie sich selbst welchen!"

Abt, Felicitas, (Madame) haben wir nur der Kuriosität halber zu notiren, da diese Frau im Juli 1779 am Theater zu Gotha den „Hamlet" spielte, und zwar sowohl zur höchsten Zufriedenheit des Publikums, wie der damaligen Kritik.

Arnould, Sophie. Die Arnould war hinsichtlich ihrer Persönlichkeit nicht die schönste Künstlerin des französischen Theaters. Was aber den Zauber ihres Organs, die Vollendung ihres Gesanges und insbesondere ihren originellen Geist anbelangt, der stets bereit war, die treffendsten Repliken zu geben, so kam ihr keine ihrer Colleginnen gleich. Es ist daher nicht zu bewundern, daß sie viele Anbeter hatte. Einer ihrer beständigsten und leidenschaftlichsten war der Graf von Lauraguais. Einmal aber brouillirten sich die Liebenden und in Folge dieses Bruches reiste der Graf nach der Schweiz, um sich zu zerstreuen. Die edle Gemahlin des Grafen sah eines Tages einen niedlichen kleinen Wagen vor ihrem Hotel halten, doch stieg Niemand aus demselben. Nur ein Lakai erschien, der die Frau Gräfin zu sprechen verlangte. Er überreichte ihr einen Brief folgenden Inhalts:

„Madame!

„Ich habe die Ehre, Ihnen die Geschenke zurückzusenden, welche ich dem Herrn Grafen von Lauraguais verdanke. Ihre ergebenste Dienerin Sophie Arnould."

Die Geschenke, welche Sophie Arnould im Wagen zurücksandte, waren — zwei allerliebste kleine Kinder, schön wie ein Paar Liebesgötter.

— Arnould. Peslin, eine Collegin der Arnould, bat einst die Letztere, von ihr weder gut, noch übel zu reden. — „Mir thut es leid, meine Liebe," versetzte die Arnould, „aber ich kann Dir unmöglich anders als zur Hälfte genügen."

— Die Arnould hatte von einem ihrer beglückten Liebhaber einen prächtigen Schmuck zum Geschenk erhalten. Nach einiger Zeit wollte sie ihn verkaufen, aber die Dame, die mit ihr deshalb in Unterhandlung getreten war, machte ihr ein gar zu geringes Gebot. — „Ich sehe wohl, Sie möchten ihn gern für den Einkaufspreis erstehen," sagte die Arnould.

— Arnould. Die hübsche Schauspielerin Murville in Paris hatte in's Röthliche schillernde Haare. Sie war nicht ohne Witz und hatte die, wegen ihrer sarkastischen Einfälle bekannte Arnould durch ein Bonmot zum Zorn gereizt. Die Letztere sann auf Rache. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Man sprach nach einigen Tagen davon, daß die Murville den reichen Lord B. zu ihrem erklärten Anbeter erhalten habe. — „Das glaub' ich nicht!" rief die Arnould aus, „ich habe es nie gehört, daß die Engländer das gold'ne Vließ erobert haben."

— Arnould. Lemierre schrieb eine Tragödie: „Wilhelm Tell." Sie fand aber bei der Darstellung nur getheilten Beifall, und nach den ersten Vorstellungen blieb das Schauspielhaus von Zuschauern fast leer. Die Schauspielerin Arnould trat in eine Loge, und da sie nur wenig Plätze besetzt fand, sagte sie: „Es heißt zwar: kein Geld, keine Schweizer, hier ist es umgekehrt; Schweizer genug, aber kein Geld."

— Arnould. Der Abbé Terray, gegen Ende der Regierung Ludwig XV. General-Controlleur (Finanz-Minister), erschien eines Tages zu Paris im Publikum mit einem sehr schönen Muff. „Wozu braucht er einen Muff?" sagte die Arnould, „er hat ja immer seine Hände in unsern Taschen."

— Arnould. Bei einem großen Ball in Paris forderte ein anscheinend sehr eleganter Herr die Arnould zum Tanze auf. Doch diese gab ihm einen Korb mit den Worten: „Ach, mein Herr, Sie haben mir meine Schuhe so eng gemacht, daß es mir rein unmöglich ist, darin zu tanzen." Der entlarvte Fußbekleidungskünstler zog sich mit einem Gesichte zurück, welches an das des Ahasverus, der bekanntlich auch Schuster war, erinnerte, als dieser das: „Wandere! Wandere!" vernahm.

— Arnould. Von einem alten, sehr geistreichen Herrn, sagte die Arnould: „Er scheint mir wie die Ruinen einer alten Burg, worin Geister spuken."

— Arnould. Von einem Manne, der sehr gedehnt sprach, sagte sie: „Hört sich das nicht an, als langweile sich der Herr zum Sterben über seine eigenen Worte?"

— Arnould. Sie besuchte einst Voltaire; im Laufe des Gesprächs sagte Voltaire zu ihr: „Ach Mademoiselle! ich bin 84 Jahre alt und habe eben so viele Thorheiten begangen."

„Das ist eine wahre Lumperei," erwiderte sie, „ich zähle jetzt vierzig Jahre und reiche nicht mit tausend aus."

— Arnould. Mitten im Winter erschien eine Schauspielerin auf der Bühne, mit einem Besatz von natürlichen Blumen.

„Mein Gott! wie sehen Sie aus! rief die Arnould.

„Wie so!" fragte die erschrockene Collegin.

„Wie ein Treibhaus!"

— Arnould. Die hübsche und galante Schauspielerin Demoiselle Allard wurde in kurzer Zeit auffallend fett; dadurch verlor sie viel von ihrer natürlichen Grazie, und mit dieser auch eine Menge ihrer Anbeter.

„Die arme Allard," sagte die Arnould, „sie arrondirt sich, ohne ihre Eroberungen zu behalten."

— Arnould. Der Marquis von H. bekam Stockschläge, ohne den Beleidiger zum Zweikampf zu fordern. — „Wie kann er das so ruhig hinnehmen?" fragte Jemand in einer Gesellschaft, in welcher sich auch die Arnould befand.

„Bah!" rief sie, „er ist so klug, sich nicht um das zu bekümmern, was hinter seinem Rücken vorgeht."

— Arnould. Bartes erklärte das Podagra für die einzige Krankheit, durch welche man ein Ansehen in der Welt gewinne. „Ich glaube es wohl," sagte die Arnould, „es ist das Ludwigskreuz der Galanterie."

— Arnould. Der Marquis von Villotte, einer ihrer Anbeter, glaubte Ursache zu haben, sich über sie zu beschweren. Er schrieb ihr daher einen Brief voll Vorwürfe, in welchem er seinem Unmuth ziemlich derbe Luft machte und in welchem er sehr bittere Sarcasmen über den Grafen von Lauraguais mit hatte einfließen lassen. Dem. Arnould zeigte diesen Brief dem Grafen. Der letztere sandte dem Marquis von Villotte, statt Antwort, einen mohleingepackten Besenstiel und auf dem Papier, in welches er eingewickelt war, hatte er Voltaire's Verse, unter der Bildsäule eines Amor, geschrieben:

Qui que tu sois, voici ton maitre,
Il l'est, le fuit, ou le dot etre.

— Arnould. Eine Dame, welche nur hübsch war, beklagte sich gegen die Arnould darüber, von einer Menge ihrer Liebhaber belagert zu sein. „Ach, meine Liebe," antwortete diese ihr. „es ist Ihnen sehr leicht, sie zu entfernen; Sie brauchen nur zu sprechen."

— Arnould. „Nehmen Sie sich vor dem Lieutenant de police in Acht!“ sagte Jemand warnend zur Arnould. „Mit diesem,“ erwiderte sie, „habe ich einen Vertrag geschlossen. Als er mich neulich hatte rufen lassen, um mir Vorsicht im Reden anzuempfehlen, habe ich ihm geantwortet: „Ich sehe wohl, daß der Elephant la seule bete considérable ist, von dem ich mir künftig werde erlauben können, zu sprechen.“

— Arnould. Der Graf von Lauraguais ist einer der Anbeter der ausgelassenen Opernsängerin, eben so der Prinz d'Henin, den sie muthwillig le nain des Princes nannte und auch in diesem Vaudeville so nennt, und der, wie es scheint, eben nicht le prince des hommes d'esprit war. Der Graf von Lauraguais ist nebenbei der Anbeter der Prinzessin d'Henin und ladet sie zu einem Abendessen in seinem petite maison ein, was bekanntlich unter Ludwig XV. die gewöhnliche Verführungsart der Großen war. Sophie Arnould erfährt es, und um sich an den Grafen zu rächen und auch dem langweiligen Prinzen d'Henin etwas anzuthun, gibt sie diesem Prinzen ein Rendezvous in dem petite maison des Grafen und richtet es so ein, daß der Prinz und seine Frau an diesem entfernten Orte zusammenstoßen und betroffen zurückprallen, worüber sie sich dann ausnehmend freut. Die Prinzessin aber wird wüthend, läßt verächtliche Blicke auf die Schauspielerin fallen und wirft ihr ihre schändliche Aufführung vor. „Ach Prinzessin!“ erwidert Sophie Arnould, „sprechen Sie mir nicht davon; unsere Beschäftigung taugt nichts mehr, seitdem die großen Damen hineinpfuschen.“

— Arnould. So boshaft die Arnould sein konnte, so war sie auch wieder bezaubernd liebenswürdig und artig. Als sie sich eines Abends in einer glänzenden Gesellschaft wieder an Liebenswürdigkeit übertroffen hatte, sagte ihr eine Dame, welche ebenfalls wegen ihrer Liebenswürdigkeit bekannt war: „Niemals, Mademoiselle, nein niemals habe ich mit so vielem Zauber sprechen gehört.“ — „Dann hören Sie sich wohl niemals selbst zu,“ antwortete die Arnould auf die graciöseste Weise.

— Arnould. Der Marquis von Murfil verliebte sich in eine schöne Tänzerin des Operntheaters zu Paris, und seine Leidenschaft war so groß, daß er sich entschloß, sie zu heirathen. — Die Arnould wünschte der Braut Glück zu ihrer bevorstehenden Verheirathung. „Ja,“ sagte diese, „es ist allerdings ein großes Glück für mich, einen solchen Gatten zu bekommen, er ist so sanft, wie ein Lamm.“ — „Und was noch mehr ist,“ versetzte die Arnould, „er ist das Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt.“

Ackermann, Charlotte. Zu den namhaftesten Literaten gehörte in Hamburg im letzten Viertel des 18. Jahrhundert ein Doctor der

Rechte, B. C. d'Arien. Er beschäftigte sich als Dichter und Kritiker viel mit der Bühne und war an sich ein kleines, unansehnliches, obschon geistreiches Männchen. Als Kritiker kam er auch natürlich mit der schönen, geistreichen Charlotte Ackermann in Berührung und hatte, wie es fast jedem Kritiker geht, einmal mit seiner Kritik es doch bei ihr verschüttet. Eine Anti-Kritik zu schreiben, wie es in unserer Zeit gang und gebe ist, fiel ihr allerdings nicht ein, allein sie rächte sich durch ein boshaftes Epigramm, das in ganz Hamburg die Runde machte und den armen Doctor, man möchte sagen, in Nichts verwandelte. Hier stehe es:

Der kleinste Doctor in der Stadt
Herr B. C. d'Arien:
Nehmt B und C und d'A weg
Was bleibt alsdann? — rien!*)

— Ackermann, Charlotte. Als sie in Hamburg starb, lag auf dieser Reichsstadt noch ein dicker Nebel des Vorurtheils gegen den Stand der Künstlerin. Nach der eingeführten Gewohnheit sollte der Lebenslauf der Verstorbenen von dem Geistlichen nach beendigter Predigt vorgelesen werden. Der Prediger der Kirche, zu der sie gehört hatte, entzog sich dadurch diesem mißlichen Geschäfte, daß er einem Kandidaten, Namens H—r. für sich predigen ließ. Der Kandidat las auch wirklich den Lebenslauf der Verstorbenen ab, schloß ihn aber mit folgendem erbaulichen Seufzer:

„Ach Gott! sie war ein Weltkind, und wir wollen wünschen, daß sie bei Gott Gnade gefunden hat!"

Der aufgeklärte Theil der Einwohner lachte noch über den frömmelnden Kandidaten, als ein fremder, aufgeklärter Geistlicher, der nun verstorbene Prediger Lappenberg nach Hamburg kam, um daselbst seinen Freund K—g zu besuchen. Auf einer Promenade begegnete ihnen der Kandidat H—r., und Herr K—g. erzählt seinem Freunde die vorstehende Anecdote. Bei der Abreise präsentirte er ihm auch sein Stammbuch, mit der Bitte, seinen Namen hineinzuschreiben. Der Geistliche durchblättert das Buch, findet den Namen des Kandidaten H—r. und neben demselben ein leeres Blatt. Die gute Charlotte Ackermann fiel ihm dabei ein, und er schrieb aus dem Stegreif folgende Verse auf das Blatt, die wir nicht bekannt machen würden, wenn ihr Verfasser nicht selbst ein Geistlicher gewesen wäre:

---

*) d'Arien hat manche Prologe, Epiloge und mehrere Stücke geschrieben, welche in einer Gesammtausgabe erscheinen sollten, wovon aber nur 1788 ein Band herausgekommen zu sein scheint.

Als Charlotten's feiner Geist
Eine beff're Bühne wählte,
Und die Thorheit auf'rer Welt
Einer beff'ren Welt erzählte;
Betete ein Krausbekragter
Seufzender Comödiant:
„Ach, was war sie für ein Weltkind!
Wunder, wenn sie Gnade fand!"
Hörtest du denn nicht Tartüff,
Daß dies um die Ohren brauste?
Daß ein luft'ges Schneppetchen
Fein Dir um die Nase sauste?
Merktest Du nicht Geisterzischen,
Merktest Du nicht, daß es pfiff,
Als der Oberwelt Gelispel
Dein gezupftes Ohr ergriff?
Nun, so hör' auf dieser Welt
Jeden Freund des Himmels sagen:
Daß kein größ'res Weltkind sei
Als ein Harlequin im Kragen! —

Grabschrift auf die verstorbene Schauspielerin Charlotte Ackermann:

Da liegt sie nun, verloren unter Hundert,
Lebloser Staub, noch jüngst von Tausenden bewundert!
Alb. Witterberg.

Dem Andenken der Demoiselle Charlotte Ackermann geweiht, an ihrem Begräbnißtage, den 14. Mai 1775:

Die Frühlingsrose; kaum noch aufgeblüht,
Des Gartens Stolz am frühen Morgen noch,
Und schon im Staub, bevor der Scheitelpunkt
Die Sonn' erreicht, verblüht, verwelkt, vergessen!
Vergessen? Nein! Sie lebt in tausend Herzen.
Emilia! wer könnte Dich vergessen?
Dich Rutland! dich Olivie! *) den Stolz
Der deutschen Bühne; Dich Nachahmerin
Der Scenen dieses Lebens, jeden Standes, —
Selbst unnachahmlich, durch Dich selbst gebildet,
Zu groß, zu feurig sclavisch nachzuahmen,
Wär's auch das große Muster einer Henselin, **)
Zu früh, zu früh ein Raub des Todes ach! —

---

*) Rollen, welche Charlotte Ackermann vorzüglich gut spielte.

**) Die ältere Schwester der Charlotte soll sich in ihrer Darstellungsweise die damals ebenfalls berühmte Schauspielerin Madame Hensel, nachherige Seiler, zum Vorbild genommen haben.

Doch nur zu früh für uns — den ganzen Ruhm,
Der ohne Hilf', durch feuriges Bestreben
Sich Dein Genie erwarb, nimmst Du in's Grab,
Und ruhst im Schooße der Unsterblichkeit
Von Deiner Arbeit aus; und unsre Zähren
Begleiten Deinen Sarg. — So ruhe sanft,
Glückselige! und ihr, ihr weichern Seelen,
Ihr, die die Zauberin zu sanften Thränen
Sonst reizt, folget weinend ihrer Bahre,
Und streuet Blumen auf Charlotten's Grab.

Albrecht Wittenberg. *)

Ueber den Tod der Demoiselle M. M. C. Ackermann. Altona, den 11. Mai 1775:

Ich hab' einen kleinen Garten, darin blühen seit drei Tagen alle Bäume. Ich freute mich daran, und lächelte so in mir selbst den kommenden Früchten zu. Aber gestern kam ein tückischer Sturm, und warf mir die besten Blüthen herunter. Ich weinte bitterlich darüber — Gestern (im Mai!) starb auch in Hamburg Magdalene Marie Charlotte Ackermann, ein Mädchen von siebzehn Jahren. — Heute reißt der Sturm noch manche Blüthe herab; aber mich kümmert's nicht weiter! Denn nun — was ist Blüthe, was ist Frucht? Aber sagt mir, wo wollt ihr das Mädchen hinlegen? Wenn ihr ein Stückchen Erdreich wißt, nur zehn Spannen lang, das nicht mit nächtlichen Sünden befleckt, durch zehnfachen Betrug nicht erwuchert ist, so grabt es auf, und legt ihren holden Leib hinein. Ein kleines Gehege für den ersten Anlauf der Böswichter, Narren und Affen, müßt ihr wohl darum ziehen; aber ganz verschließt es nicht, denn ich möchte gern zuweilen in der Mitternacht kommen, mich auf den Sandhügel setzen, an meinem Rosmarin Stengel käuen, und so auf zu den Sternen sehen. Auch versprech ich's, daß ich sobald weichen will, wenn etwa der Jüngling kommt, der das Mädchen liebte und des Mädchens werth war, — kommt, um nur ein Stündchen allein bei ihr zu sein, und seine Haarlocken auf das Grab zu streuen.

Joh. Christoph Unger.**)

---

*) Siehe dessen: Epigramme und Gedichte. Altona, gedruckt bei J. D. A. Eckhardt, 1779. Seite 57 und 77.

**) Siehe dessen: hinterlassene Schriften, poetischen Inhalts. erster Band. Altona bei J. F. Hammerich. 1811.

Schauspielkunst.

Ein Janusbild laß' ich vor Dir erscheinen,
Die Freude zeigt es hier und hier den Schmerz;
Die Menschheit wechselt zwischen Lust und Weinen
Und mit dem Ernste gattet sich der Scherz.
Schiller.

Der Genius der Kunst war's, der am Wege
Als Führer einer zarten Jungfrau stand,
Und für die jugendliche Stirn so rege
Die immergrüne Lorbeerkränze wand.
Er war's, der in der Wiege schon sie kränzte
Mit Veilchen und mit Blüthen der Natur,
Er war der Stern, der freundlich ihr erglänzte
Und fröhlich folgte sie der lichten Spur.

Ihr Streben war zur Bühnenwelt gerichtet,
Sie schaute zu der Musen Weih-Altar;
Und was des Dichters Phantasie gedichtet,
Das stellte sie naiv, vollendet dar.
In ihr schien sich der holde Lenz zu zeigen,
Der Duft und Strahl nach Winterzeit verleih't,
Doch warum ihren Namen hier verschweigen?
Charlotte Ackermann! Der Kunst geweih't!

Sie drückte auf die Dichtung erst den Stempel,
Ergänzte, wo der Dichter leicht gefehlt;
Von allen Mimen in dem Musentempel
Hatt' Hamburg sie zum Liebling sich erwählt.
Und wenn sie ihre Scenen nun vollendet
Und reichen Lohn im Jubelgruß schon fand,
So wurden Blumen, Kränze noch gespendet,
Woran die Liebe Madrigale band.

So war es gestern! — — und am andern Tage
Liegt sie als Leiche auf der Todtenbahr'. — —
Der Tod nahm, unbekümmert um die Klage,
Den Liebling aus Thaliens heit'rer Schaar.
Aus reicher Laufbahn wird sie hart gerissen,
Der Bühne dieser Erdenwelt entführt,
Und heiße Thränen der Empfindung fließen
Ihr, die die erste Bühne Deutschlands ziert!

Vergänglichkeit ist ja das Loos des Schönen!
Die schönste Blume bald verwelken wird!
Wo heute sich die Saatgefilde dehnen,
Die Sichel morgen über Saaten klirrt.
Ob lieblich blinken auch die Himmelslichter,
Die Wolken des Geschicks sind oft nicht fern;
Sie ziehen feindlich mehr herauf und dichter,
Und nach und nach erlischt der schönste Stern.

Sie ſtarb im Mai. Ein Lenz war nur ihr Leben,
Den ſie erſt achtzehn Mal ſo froh begrüßt';
Kaum ſieht gelingen herrlich ſie ihr Streben,
Der Tod mit leiſem Kuß das Aug' ihr ſchließt.
Stets ſtrebte ſie das Höchſte zu erringen,
Des Todes Flügel trug ſie himmelwärts;
An ihrer Leiche ſtand, gelähmt die Schwingen
Der Genius der Kunſt in tiefem Schmerz.

Gleich klarem Bache, der zu Eis gefroren,
Gleich Alpengipfel, der in Schnee ſich hüllt,
So lag ſie da, im ew'gen Schlaf verloren,
In Frieden wie ein holdes Marmorbild;
Ein Bild, wie es Pygmalion gegeben,
So kalt, ſo hart, und doch erhaben ſchön;
Des Bildner's Liebe rief den Stein in's Leben,
Auch dieſer Theuren harrt ein Auferſteh'n.

Und als man Abends, da die Glocken läuten
Sie feierlich zum Petri Dome trägt,
Sieht man ſo viele ihren Sarg begleiten,
Von ihrem frühen Hingang tief bewegt.
Troſtſpendend war zur Heimath ſie gegangen,
Denn Engel tragen nicht das Erdenſein;
Jetzt konnten Huldigungen nur gelangen
Durch Myrtenkränze zu dem düſtern Schrein. —

Und als im Dom die ſtille Menſchenmenge
Umſtand den Sarkophag, das ſtille Grab,
Und nun ein Grabeslied durch Säulengänge
So feierlich erklang vom Chor herab,
Da ſah man jedes Aug' in Rührung weinen,
Und Kränze warf man der Geliebten nach,
Daß Blumen ſich mit Blume ſüß vereinen,
Indeß an ihrer Gruft der Dichter ſprach:

„Iſt das Leben nicht ein Traum
Flüchtiger Gefühle?
Ausgegangen war ſie kaum,
Und iſt ſchon am Ziele!
Die ihr ihrem Staub euch naht,
Wers doch fühlen lernte!
Hoffnungsvoll verweſt die Saat
Auf den Tag der Ernte." —

Wilhelm Gabriel.*)

*) Siehe deſſen: „Die Künſte." Cyclus poetiſcher Erzählungen. Hamburg. Verlag von Wilhelm Jowien 1850.

Arnal. In einer Loge des Vaudeville-Theaters in Paris ſaß ein Fremder ganz allein, der aber nicht ſehr viel von den franzöſiſchen Späßen verſtehen mochte und ſich hauptſächlich mit dem alten Ausſehen des Saales zu beſchäftigen ſchien. Aus Langerweile, oder vielleicht, um zu unterſuchen, ob dem baufälligen Gebäude keine Gefahr drohe, hob er ſachte ſeinen Stock in die Höhe und ſtieß dreimal an den Plafond. Das reichte hin eine bedeutende Verwüſtung anzurichten und große Staubwolken hervorzutreiben, die ſich ſachte zum Luſtre emporhoben. In dieſem Augenblick ließ ſich das Geſchrei von einigen Frauen vernehmen, dieſem folgte der Lärm der Bänke, die man umwarf, der Bogenthüren, die man haſtig öffnete, der Gänge, die unter den Tritten der Flüchtigen erdröhnten. Alle Anweſenden hatten die drei Schläge für ein Einſtürzen und den Staub, der aus der Loge hervordrang, für den erſten Rauch des Brandes gehalten. Der Fremde allein blieb unbeweglich und betrachtete erſtaunt den plötzlichen Tumult, den er veranlaßt hatte. — Der bekannte Komiker Arnal war in dieſem Augenblick auf der Scene. Der Irrthum war ihm nicht entgangen; er trat beſcheiden an den Rand der Rampe, um zu fragen, warum man gehe. „Es brennt! das Theater brennt!“ rief man ihm von allen Seiten zu; und einige Zuſchauer, die ſchon auf den Bänken ſtanden, fügten mit komiſcher Wuth bei: „Warum beruhigt man das Publikum nicht? das iſt ſchändlich! man beruhige das Publikum!“ Da hob Arnal das Haupt, knöpfte ſich ſeinen blauen Rock mit einer edel zornigen Bewegung zu, fuhr mit der Hand durch das Haar und rief: „Ach, glauben Sie, daß, wenn die geringſte Gefahr vorhanden wäre, es mir beſondere Freude machen würde, hier zu bleiben?“ Alles Volk lachte, daß der Saal zitterte und kehrte zu den Bänken zurück. Aber dies war ein Vorzeichen; kurze Zeit darauf, 1838, brannte dieſes Theater wirklich ab.

— Arnal. Als 1838 das Vaudeville-Theater in Paris abbrannte, ſpielte die Geſellſchaft im „Café spectacle,“ auf dem Boulevard bonne-nouvelle. Bei der erſten Vorſtellung wollte der Zufall oder vielmehr die Nachläſſigkeit der Statiſten, daß in einer Scene, wo zwei Perſonen ſich zu ſetzen hatten, nur ein Stuhl auf der Bühne ſtand. „Setzen wir uns,“ ſagte der Schauſpieler, welcher mit dem beliebten Komiker Arnal in der Scene war, und die Abweſenheit des einen Stuhles nicht gemerkt hatte. Ein allgemeines Gelächter brach im Publicum aus. „Um Vergebung,“ ſagte Arnal, indem er ſeinem Mitſpielenden den Stuhl präſentirte, „wir ſind noch im Umziehen begriffen.“

Burbage. Auf dem Grabstein dieses englischen Schauspielers, der ein Zeitgenosse Shakespeare's war, stehen die zwei Worte:

Exit Burbage!

(Burbage geht ab!)

Baron, Michel, senior starb durch einen sonderbaren Zufall. Als er im „Cid" die Rolle des Don Diego spielte, und den Degen, den ihn der Graf Gormas aus der Hand schlug, mit dem Fuße fortstieß, traf er unglücklicher Weise die Spitze desselben und verwundete sich. Er achtete diese kleine Wunde nicht, aber in einigen Tagen kam der Brand hinzu. Man rieth ihm, sich das Bein abnehmen zu lassen; aber Baron wollte lieber sterben, als sich dieser Operation unterwerfen: „Ein Theaterkönig würde ausgepfiffen werden, wenn er mit einem hölzernen Beine aufgezogen käme," gab er zur Antwort, und starb zwei Tage darauf.

Baron, Michel. (Sohn des Obigen). Als Baron noch Knabe war, schickte ihn sein Vater auf den Jahrmarkte zu Bourges, einige Waaren einzukaufen er sah daselbst einige Stücke, die in dieser Stadt auf dem Theater zur Aufführung kamen, und diese gefielen ihm so sehr, daß er sich sogleich dieser Schauspielertruppe anbot. Er zog einige Jahre mit dieser in den Provinzen umher, bis er nach Paris kam, und daselbst sogleich großes Aufsehen erregte.

— Baron. Als Racine seine „Andromache" aufführen ließ, und die Schauspieler selbst dabei unterwies, sagte er zu Baron, der die Rolle des Pyrrhus zu spielen hatte: „Ihnen brauche ich keine Unterweisung zu geben; ihr Herz wird Ihnen mehr sagen, als meine Unterweisungen fassen können."

— Baron. Man tadelte oft bei Baron, daß er bisweilen, wenn er auf dem Theater stand, dem Parterre den Rücken zukehrte; dieses aber geschah nur, wenn er hinter sich laut reden hörte; er wandte sich sodann gegen die Personen, und declamirte ihnen seine Verse, die er zu

ſagen hatte, entgegen, bis ſie ſtillſchwiegen. Auf eben dieſe Weiſe machte er zeitweilig einem vornehmen oder berühmten Manne ein Compliment, indem er eine der ſchönſten Stellen recitirte, und während er dieſe declamirte, die Augen auf dieſen Mann feſt richtete.

— Baron machte ſich nicht nur einen außerordentlich vortheilhaften Begriff von ſeiner Kunſt überhaupt, ſondern drückte ſich auch oft auf eine Art über ſeine eigene Leiſtung aus, die man füglich als eine große Einbildungskraft bezeichnen kann. So ſagte er einſt: „Ich habe die alte und neue Geſchichte geleſen, ich finde, daß die Natur vortreffliche Männer aller Art häufig hervorgebracht hat, nur mit den großen Schauſpielern ſcheint ſie geizig geweſen zu ſein; es hat nur einen Roſcius und mich gegeben.“

— Baron hatte eine Frau, welche als die ſchönſte Dame ihrer Zeit bezeichnet wird. Man erzählt, daß, als ſie einſt der Königin Mutter bei der Toilette aufwarten wollte, und die Königin den Hofdamen ſagte, daß die Frau des Baron käme, alle davon gelaufen wären.

— Baron behauptete, daß die Declamation ſo viel vermöchte, daß, wenn man muntere und ſelbſt komiſche Gedanken mit einem zärtlichen und traurigen Tone herſagte, man die Seele eben ſowohl zu ſchmerzhaften Bewegungen, ja ſelbſt zu Thränen bringen könne. Er ſelbſt hat zum Erſtaunen Vieler Proben davon abgelegt, und namentlich mit einem Liedchen, welches Molière in ſeinem Menſchenfeinde vorbringt, es lautet:

„Si le Roi m'avoir donnè
Paris sa grande ville
Et quil me fallut quitter
L'amour de m'amie
Je dirois au Roi Henry:
Reprenez votre Paris
J'aime mieux m'amie,
J'aime mieux m'amie.“

(Wenn mir der König ſeine große Stadt Paris geſchenkt hätte, und ich mein Schätzchen nicht mehr lieben ſollte, ſo wollte ich zum König Heinrich ſagen: nehmt euer Paris wieder, ich will lieber mein Schätzchen behalten.)

— Baron ſchnupfte in hohem Maße von Jugend auf Taback, dieſer verurſachte, daß er ſtark durch die Naſe redete. La Bruyère ſagte demnach, wenn er ihn ſelbſt als den größten Schauſpieler bezeichnete, der je das Theater betrat, es fehle ihm Nichts, als daß er durch den Mund reden ſollte.

— Baron's Geistesgegenwart auf dem Theater war außerordentlich, Nichts vermochte dieselbe zu erschüttern, die er bei vielen Anlassen, durch merkwürdige Proben bewies, von denen die folgende unstreitig die stärkste ist:

Als eines Abends Racine's „Phädra" gegeben werden sollte, worin er den Hyppolyt, der das Stück bekanntlich, mit dem Theramen auftretend, eröffnet, zu spielen hatte, mußte die Vorstellung, eines plötzlichen Hindernisses wegen, eben da schon der Vorhang aufgezogen worden, in die des „Mithridates" umgeändert werden, worin Baron die Rolle des Xiphares hatte, mit der dies Stück gleichfalls exponirt. Ohne indeß von jener Veränderung, da er sich schon auf der Scene befand, gehört zu haben, tritt er richtig mit der kindlichen Anrede des Hyppolyt an den Theramen auf, als ihm der Souffleur zuruft, daß „Mithridates" aufgeführt werden soll. Ohne nun auch nur einen Moment in Verlegenheit zu gerathen, und kein einziges Wort darüber verlierend, faßte er seinen Nebenmann augenblicklich bei der Hand, führt ihn ganz auf das Proscenium vor und beginnt sogleich, Ton und Geberde auf der Stelle in den ganz entgegengesetzten Charakter ändernd, mit dem hohen und geheimnißvollen Wesen des Xiphares die erste Rede desselben:

„On nous faisoit, Arbate, un fidele rapport"

die ganze Rolle sodann mit gewohnter Meisterschaft durchführend. Dieser so unerwartet rasche und glückliche Uebergang aus einer Rolle in eine völlig andere, auf die er durchaus unvorbereitet war, riß das gesammte Publikum zu den lebhaftesten Ausbrüchen des Beifalls hin.

— Baron. Daß Baron auch Selbstgefühl besaß, ist natürlich, und er verbarg dieses selbst nicht gegen die Zuschauer, wo es seine Künstlerehre von ihm erheischte. Als er einst den Agamemnon in der „Iphigenia in Aulis" spielte, sprach er den ersten Vers seiner Rolle, mit dem das Stück beginnt:

Qui, c'est Agamemnon, c'est ton roi qui t'éveille,

mit einem leisen Tone. Man rief ihm daher aus dem Parterre zu: „plus haut, Baron!" worauf er vortretend sogleich erwiderte: „plus bas, Messieurs!" aber auch noch hinzufügte: „si je le disais plus haut, je le dirais mal."

— Baron erklärte sich stets mit Festigkeit über die Theorie seiner Kunst, unter andern sagte er: „Die Regel gebietet, die Hände niemals bis über den Kopf zu erheben, wenn aber der Affect sie dahin erhebt, so thun die Hände sehr wohl daran, denn die Leidenschaft versteht das besser als die Regel!"

— Baron hatte von der Würde seiner Kunst eine so hohe Idee, daß er zu sagen pflegte: „Ein Schauspieler müsse eigentlich nur auf dem Schoß von Königinnen erzogen werden!“ womit er jedoch auch wahrscheinlich die Nothwendigkeit der feinen Bildung für den Bühnenkünstler hat verstanden wissen wollen!“

— Baron. Die Schauspieler des französischen Theaters in Paris konnten sich einst über die Vertheilung der Rollen eines neuen Trauerspiels nicht einigen; denn Mehrere wollten die ihnen bestimmten Rollen nicht übernehmen. Der Intendant des Theaters bemühte sich vergebens, den Streit beizulegen. Baron, damals schon ein Greis, war gerade mit bei der Conferenz, und saß in einem Lehnstuhl, in dem, der Sage nach, Molière im Theater gesessen haben soll. Er bat um einen Augenblick Gehör.

„Meine Herren!“ hub er an, und plötzlich schwiegen alle, um ihn zu hören; „meine Herren, vor vielen Jahren gab man mir in einer Tragödie, deren Titel ich schon wieder vergessen habe, eine Rolle, die nicht nach meinem Sinn war; es war eine sehr untergeordnete Rolle, und ich spielte nur immer die ersten. Ich schlug es aus, sie zu spielen, und betheuerte, daß mich Niemand dazu zwingen solle, und die ganze Gesellschaft gab mir Beifall. Der Herzog von Aumont, erster Kammerherr des Königs, der sich für das Stück interessirte, war gerade auch bei der Verhandlung gegenwärtig. Er sagte kalt zu mir: Baron, Sie werden spielen. — Nein, rief ich, ich werde nicht spielen! — Baron, Sie werden spielen, sagte er nochmals: und wenn Sie nicht spielen, so werde ich Sie in's Gefängniß setzen lassen.“

Baron fuhr nun mit pathetischem Ton fort: „Wissen Sie, was ich that?“ —

Alle Anwesenden waren in der gespanntesten Erwartung.

„Ich spielte, und habe in meinem ganzen Leben meine Rolle nicht besser gemacht.“

Der Schluß dieser Erzählung besänftigte die Gemüther, und jeder verstand sich zu der Rolle, die man ihm zugetheilt hatte.

— Baron war indessen auch nicht frei von der gewöhnlichen Schwäche der Künstlereitelkeit, die er besonders durch die sorgfältigste Verheimlichung seines wahren Alters verrieth, die aber von Spottvögeln, eben des schneidenden Widerspruchs wegen, den seine hohen Jahre zu so manchen ganz jugendlichen Rollen bildeten, nicht selten auf das Empfindlichste verletzt ward. Als Rodrigo im „Cid“ mußte er einst, indem ihm sein Greisenalter die Kraft zum Wiederaufstehen versagte,

zu den Füßen der Chimene so lange liegen bleiben, bis zwei Theaterdiener herbeikamen, die ihn wieder auf die Beine brachten.

— Baron. Umstrahlt vom glänzendsten Ruhm, der je einem Bühnenkünstler zu Theil ward, mußte es an ihm unglaublich erscheinen, daß er jemals einer Laufbahn entsagen würde, auf welcher ihm nur Lorbeeren zu pflücken beschieden war. Dennoch hielt er 1691 so fortgesetzt dringend um seinen Abschied an, daß er ihn endlich von Ludwig XIV. zu Fontainebleau, wo er am 22. October jenes Jahrs in der Rolle des Ladislaus in dem Trauerspiel „Wenzeslaus" zum letzten Male auftrat, erlangte. Seine Bewegungsgründe kennt man nicht mit Gewißheit, am wahrscheinlichsten aber ist es, daß er vergeblich darnach strebte der alleinige Director des Theaters zu werden, dessen Mitglied er war. Der König selbst soll ihm seinen Antrag dazu abgeschlagen haben. Nach andern Nachrichten über ihn geschah es, um sich der kirchlichen Rechte zu erfreuen, indem die Schauspieler damals noch in Frankreich excommunicirt waren. Uebrigens erhielt er seinen Abschied nicht in Ungnade, oder gar mit einem Verbannungsbefehl verbunden, denn obschon Ludwig XIV. seine höchste Unzufriedenheit über diesen Schritt äußerte, so fügte er doch der Pension von 1000 Livres, die er aus der Theater-Casse bekam, noch eine von 3000 Livres aus seiner Chatulle hinzu. — Das Merkwürdigste aber dabei ist: daß Baron — nach einem Zeitraum von vollen dreißig Jahren, während deren er aller Aufforderungen ungeachtet unerschütterlich standhaft bei seinem Entschlusse beharrte, erschien er mit einem Male, am 10. April 1720 wieder in der Rolle des Cinna, vor einer unermeßlichen Anzahl von Zuschauern in Gegenwart des Regenten, Herzogs von Orleans; und der nämliche Schauspielsaal, in welchem er schon vor fünfzig Jahren die lautesten Beifallsbezeugungen genossen, ließ jetzt dieselben von Neuem ertönen, und was man nicht für glaublich gehalten, sah man voll Erstaunen verwirklicht, daß dieser außerordentliche Künstler nach einem Ruhestand von dreißig Jahren auch nicht das Mindeste von dem Zauber seines unvergleichlichen Darstellungstalents verloren hatte. Im Gegentheil trat er jetzt, in einem Alter von 68 Jahren, recht eigentlich erst in den Zenith seines Knnstruhmes, und mit wunderbar verjüngter Geistes- und Körperkraft spielte er mit immer steigender Bewunderung, in den zehn Jahren, die er von jetzt an bis kurz vor seinem Tode beim Theater verblieb, nach einander, nicht nur alle die größten tragischen und komischen Rollen seiner früheren Jahre, sondern auch eine bedeutende Zahl neu einstudirter, zum Theil sogar in Gattungen, denen er sich bisher gar nicht gewidmet hatte.

— Baron's Kutſcher und Lakai wurden eines Tages von denen des Marquis Biron geprügelt; Baron lebte mit dem Letzteren auf vertrautem Fuße, den die Mehrzahl der jungen Höflinge den Schauſpielern damals geſtattete. „Herr Marquis," ſagte Baron, „Ihre Leute haben meine Leute mißhandelt, und ich fordere Satisfaction!" — Er wiederholte die Anklage mehrere Male und die Worte „Ihre und meine Leute." Biron endlich durch die Parallele beleidigt, antwortete: „Mein armer Baron, was ſoll ich Dir ſagen? Warum haſt Du überhaupt Leute?"

— Baron's Eitelkeit erſtreckte ſich ſogar ſo weit, daß er ſchon geſonnen war die Penſion Ludwigs XIV. auszuſchlagen, weil es in der Ordonanz hieß: „Payez au Nommé Michel Boyron, dit Baron" etc.

— Baron betrat nie die Bühne, ohne ſich ganz in den Geiſt oder in die Gemüthsſtimmung ſeiner Rolle verſetzt zu haben. In irgend einem Stücke, hat er ſich ſtets, hinter der Scene, in die Seiten geſtoßen, um ſich zu reizen. Was ihm vorkam, redete er dann mit Bitterkeit und mit Beleidigungen an, ohne Rückſicht auf Worte, ohne Rückſicht auf Stand oder Geſchlecht zu nehmen; Bediente, Darſteller, oder Darſtellerinnen, galten ihm in ſolchen Augenblicken gleichviel, und er nannte dies Verfahren: „Sein Parterre ehren!"

— Baron war ſchon fünfundſiebzig Jahre alt, als er noch immer die Rolle des Rodrigo im „Cid" ſpielte; er legte dieſe Rolle nicht eher nieder, bis ſich einmal ein lautes Gelächter erhob, da er die beiden Verſe herſagte:

„Je suis jeune, il est vrai; mais aux ames bien nées
La valeur n'attend pas le nombre d'années."

(Ich bin jung, es iſt wahr; aber die Tapferkeit wartet in edelgeborenen Seelen nicht auf die Anzahl der Jahre.)

So gab auch Folgendes Gelegenheit zum Scherz: Unter den Rollen, die er in ſeinem Alter behielt, war auch der Antiochus in der Rodogune; als Mlle. Balincourt, die mit der Cleopatra anfing, zu ihm und der Mlle. Duclos, welche Rodogune darſtellte, ſagte: „Kommt näher, meine Kinder." — Baron war damals wenigſtens achtzig Jahre alt.

— Baron. Die Veranlaſſung ſeines Todes war wahrhaft tragiſch, und inſofern er ſich ihn in ſeinem theatraliſchen Beruf zuzog, dem ſeines Vaters ähnlich. Als Baron nämlich am 3. Septbr. 1729 den Wenzeslaus (ſeine letzte Rolle) ſpielte, ergriff ihn die Stelle ſeiner Rolle:

„Si proche du cercueil où je me vois descendre,"

im Gefühl ſeines hohen Alters und bei ſchon ſchwankender Geſundheit, ſo heftig, daß er eben dieſe Worte noch vollendend, plötzlich nicht weiter

sprechen konnte, ohnmächtig von der Bühne weggebracht werden, und Dancrail statt seiner die Rolle ausspielen mußte. Von diesem Augenblicke an erkrankte er fortdauernd und starb am 22. December 1729.

Unter einen Kupferstich, Baron darstellend, setzte Rousseau folgende Verse:

„Du vrai, du pathètique il a fixè le ton:
De son art enchanteur l'illusion divine
Prétait un nouveau lustre aux beautès de Racine,
Un voile aux dèfauts de Pradon."

Bendeler, Salomo. Bendeler's Vater, durch die Anlage des Sohnes zur Musik und besonders durch seine eben so starke und durchdringende, als schöne Stimme veranlaßt, ertheilte ihm selbst Unterricht, freute sich seiner glücklichen Fortschritte und sandte ihn nach London, wo sein Gesang alle Instrumente, selbst die Orgel übertönte. Man bot ihm hier Dienste an; er solle die Bedingungen nur festsetzen: aber der stolz-ernste brittische Trotz behagte ihm nicht; er nahm lieber eine Stelle bei der Oper in Hamburg an, wo er, wie zu Braunschweig und Leipzig, allgemeinen Beifall erntete.

— Bendeler. In der Hauptkirche zu Danzig präludirte Bendeler einige Zeit nach dem Schlusse der Predigt auf der Orgel und bot endlich die ganze Kraft seiner außerordentlichen Stimme auf. Ein Lärm, der sich plötzlich unter den Frauen erhob, unterbrach die Ceremonie. Die Gattin eines hochangesehenen Senators der Stadt, erschreckt durch Bendeler's furchtbare Stimme, ward glücklich von einem Sohn entbunden. Ihr Eheherr litt bisher an der Gicht. Das Entzücken über dieses frohe Ereigniß heilte ihn. Dankbar lud er Bendeler zur Taufe und zu einem großen Schmause, legte ihm dreihundert Ducaten unter den Teller und pries ihn als trefflichen Accoucheur und Arzt. Diese Anecdote verschaffte ihm Zutritt in alle Gesellschaften.

— Bendeler. Der Herzog von Braunschweig, aus Begierde, Bendeler auf seiner Schaubühne zu hören, ließ ihn zu sich rufen; aber der Virtuos war nicht eher zum Singen auf dem Theater zu bewegen, als bis ihm der Fürst die Jagd in einem benachbarten herrschaftlichen Walde zugestanden hatte.

Bönike pflegte zu sagen: „Das Theater ist so heilig wie der Altar, und die Probe wie die Sakristei!" — Ein Beweis, wie ehrwürdig ehemals den Schauspielern ihre Kunst war; jetzt aber ist ihnen ihre Kunst nur eine Profession — ein Geschäft.

Brockmann wurde, als er einst den „Esser" auf der Bühne zu Gräz gespielt hatte, nur von wenigen Stimmen gerufen, so daß er

nicht darauf achtete; die Zuschauer beruhigten sich auch und gingen von dannen, nur ein Einziger harrte aus in dem Rufe, es war ein Knabe auf der Gallerie. Da dieser nun unablässig Brockmann's Namen mit merkwürdig kräftigem Tone herausschrie, ging dieser endlich nach der Gallerie hinauf, machte dem Jungen die gewöhnlichen drei devoten Verbeugungen und sagte dann: „Ich danke gehorsamst für den gnädigen Beifall. Jetzt geh aber nach Hause, Canaille!“

— Als Brockmann 1777 in Berlin Hamlet zwölfmal (zweimal wurde das Stück mit den Todtengräberszenen gegeben), bei immer gleich starkem Zulauf; und auf Verlangen des Publikums, Tellheim zweimal, und Beaumarchais dreimal gespielt hatte; widerfuhr ihm eine Ehre, deren sich bisher kein deutscher Schauspieler rühmen konnte. Der geschickte berlinische Präger Abramson prägte eine silberne Schaumünze auf ihn. Die eine Seite der Münze stellt das Bildniß des Künstlers in gewöhnlicher Kleidung vor, mit der Umschrift: BROCMANN ACT (or) VTR (iusque) SCE (nae) POTENS (Brockmann, so stark auf der komischen Bühne, als auf der tragischen. Die Kehrseite enthält die Worte: PERAGIT TRANOVIL (la) POTESTAS, AVOD VIOLENTA NEAVIT (Ruhige Macht wirkt, was Heftigkeit nicht kann). Im Abschnitt steht: Berol (ini) d (ie) 1. Jan. MDCCL XXVIII. Die Münze kostete einen Thaler.*)

Bröckelmann war zu seiner Zeit, in den neunziger Jahren, ein guter Schauspieler, und würde jetzt ein vortrefflicher heißen. Besonders gab er Juden mit großer Virtuosität. Auch hatte er nicht selten vortheilhafte Engagements bei ausgezeichneten Theatern; allein er verscherzte sie gewöhnlich durch seine böse Zunge. So kam er, wieder ein Mal brodlos geworden, zu Schröder, dem berühmten Schauspieler und Schauspieldirector in Hamburg. Nichts zu handeln, Herr Director, oder besser, nichts zu nagen, nichts zu beißen für mich? — Doch, Herr B, erwiederte Schröder, wenn Sie mir versprechen — Aber B., ein kostbares Taschenmesser auf dem Tisch erblickend, fiel ihm in die Rede: Ein schönes Messer! ein rares Messer! Wer damit Brod schneiden dürfte, Hamburger Brod! — Das sollen Sie. Es gehört Ihnen, und ein gutes Engagement bei meiner Bühne dazu; nur — Ich weiß schon, was Sie

*) Den 5 März 1778 ward Hamlet zum erstenmal in Dresden aufgeführt. Reinecke war Hamlet. — Nach der zweiten Vorstellung ward auch demselben eine goldne Schaumünze, zwanzig Dukaten am Werth, von unbekannter Hand überschickt, jedoch mit der Bitte, diese künftig als Hamlet statt der unächten zu tragen.

ſagen wollen, König unter den Directoren und Schauſpielern! Hier mein Wort: Künftig wird nur mit dem Meſſer, nicht mit der Zunge geſchnitten. Und B. war engagirt. Aber nur zu bald vergaß er ſein Verſprechen. Er konnte die Rohrſperlings-Natur nicht verläugnen. Von allen Seiten klagte man darüber, und Schröder ſah ſich genöthigt ihn zu verabſchieden. — B. empfing, und las das Abdankungsbillet ohne eine Miene zu verziehen, griff nach Hut und Stock, ging gemeſſenen Schrittes nach Schröders Hauſe an der Alſter, und ließ ſich bei ihm anmelden: Schröder, unangenehm überraſcht, ließ ihn abweiſen. Aber B. war nicht leicht zu decontenanciren. Er blieb, und erklärte, den Herrn Director ſprechen zu müſſen. Schröder, noch mehr aufgebracht über ſolche Zudringlichkeit, und unfreundliche Erörterungen ſcheuend, ließ ihm zurückbedeuten, daß es bei dem Billet ſein Bewenden habe. Verſteht ſich, entgegnete B. dem Diener. Ich komme auch nicht zu bitten, ich komme mich zu bedanken, und dem Herrn Director ein Geſchenk zu offeriren. Sagen Sie ihm das, mein geneigter Gönner! — Was war zu thun? Schröder ſah ein, daß er den Ueberläſtigen ſo leichten Kaufes nicht loswerden könne, lachte der Verheißung eines Geſchenkes von dem armen Teufel, fühlte ſich dadurch in beſſere Laune verſetzt, und befahl, ihn einzulaſſen. — Mit komiſcher Gravität trat nun B. herzu, verbeugte ſich tief, und ſprach: „Mein hochverehrter Herr Principal! Empfangen Sie meinen gebührenden Dank für das eben erhaltene Abdankungsbillet, denn jede Zeile von Ihrer Hand iſt dankenswerth, und erlauben Sie mir Ihnen dafür ein Geſchenk einzuhändigen.“ Indem er die letzten Worte mit wehmüthig gebrochener Stimme ſprach, holte er zugleich etwas Eingewickeltes aus der Taſche, und überreichte es ihm. Schröder nahm die Hülle ab, und rief betroffen: Wie? Mein Taſchenmeſſer? — „Ja, Herr Director! Sie haben mir das Brod genommen, nehmen Sie nun auch Ihr Meſſer zurück! Und ſomit wollte er ſich entfernen. Aber der edle Schröder hielt ihn auf, und ſagte mit tiefer Rührung: Sie behalten es. — Wir bleiben beiſammen!

— Bröckelmann konnte beſſer den Effect von der Bühne aus berechnen, als ſeine Ausgaben — er hatte Schulden. Unter ſeinen Gläubigern war ein Tuchhändler, der den Schauſpieler beſonders mit Mahnen quälte, und da dieß in höflicher Form geſchah, aber ſich, wo es nur irgend möglich war, wiederholte, ſo floh B. den unglückſeligen Erinnerer mit ſolcher Scheu, daß er die Straſſe vermied, in welcher der gefürchtete Tuchladen ſich befand. Er machte lieber weite Umwege, um nur dem Creditor nicht vor Augen zu kommen. Einſt war dieß aber ganz unmöglich er hatte ein dringendes Geſchäft in der Nähe und mußte dem

Laden vorbei. Leider war die Thür offen und der scharfsichtige Tuchkaufmann erkannte sogleich den eilig vorbeilaufenden Geschäftsfreund. Mit einem Sprunge war er die Stufen hinab und hatte den armen Bröckelmann beim Rockzipfel gefaßt. Dieser mochte wollen oder nicht, er wurde in den Laden gezogen. Seufzend ergab er sich in das traurige Schicksal. „Mein geehrter Herr Bröckelmann," begann der Gläubiger seinen Sermon, „wie ist es denn mit dem Saldo?" Er holte das Contobuch. „Sehen Sie," fuhr er eindringlich fort, „hier steht Herr Senator N. N., der hat seinen Posten bezahlt, Herr Commerzienrath X. — ebenfalls, bei Heller und Pfennig bezahlt — Herr Oberalte Y. — saldirt — Sie sind der Einzige, von dem ich nicht einen Schilling gesehen habe. Müssen Sie sich nicht schämen, Herr Bröckelmann? — unter allen Honoratioren der Einzige, der nicht bezahlt?!" — „Ja, es ist auch unverantwortlich!" entgegnete Bröckelmann zerknirscht nach einer Pause, „ich stehe mitten unter den angesehensten Personen! Ach, ich verdiene diese Ehre nicht. Ich gehöre nicht unter so honnete Leute — streichen Sie mich aus!" und ehe der Kaufmann sich besinnen konnte, war der Schauspieler zum Laden hinaus und davon.

Banti, Brigida. Als ein außerordentliches Talent, an dessen Ausbildung Lehre und Kunst keinen Antheil hatten, stellt uns Salieri die hochgefeierte Sängerin Banti auf. Als sie das letzte Mal in Wien war, kam sie eines Tages zu ihm und bat ihn, ihr ein Halleluja zu componiren, das sie bei einer großen Kirchen-Festlichkeit, zu welcher sie geladen war, zu singen gedächte. Salieri componirt es, bringt es ihr und bittet sie, es ihm zu singen, damit er, bevor er die Instrumentalbegleitung hinzufüge, beurtheilen könne, ob es ihrer Stimme angemessen sei. „Lieber Meister," antwortete sie, „mit Erröthen gestehe ich, daß ich die Noten kaum dem Namen nach kenne; da ich aber mit einem glücklichen Gedächtnisse und einigen natürlichen Anlagen für den Gesang begabt bin, behalte ich Alles, was ich zwei- oder dreimal gehört habe, sehr wohl und löse dann meine Aufgabe nicht ganz ohne Beifall." „Sie hätte wohl sagen können," bemerkt Salieri, „mit dem größten Beifall." Salieri singt daher das Halleluja; sie findet es trefflich für ihre Stimme, ersucht ihn, es noch einmal und ein drittes Mal zu singen, und singt es dann das vierte Mal selbst, ohne auch nur eine Note zu fehlen, gleichwohl bestand das Stück aus 132 Takten! — Salieri konnte sich nicht enthalten, voll Verwunderung ihr zu sagen: „Madame, hätte ich dieses Gesangstück nicht erst gestern componirt, ich würde, was ich gehört, für einen Traum halten." Zwei Tage darauf sang sie diese Composition in der Kirche zu allgemeinem Entzücken.

Bourgoin, Thereſe. Eines Tages ſprach man von der ſeltſamen Vorliebe für magere Frauen, welche der Verfaſſer des Stückes verrathen hatte, das kürzlich durchgefallen war. „Was wollen Sie?“ ſagte die Schauſpielerin Bourgoin, „er iſt ein unglücklicher Schiffbrüchiger, der ſich von einem Brette zum andern rettet!“

— Bourgoin. Die Herzogin v. D., welche eine der erſten Stellen an dem Hofe Napoleons einnahm und ſehr ſtolz war, bewohnte einen großen Palaſt, der Wohnung der Schauſpielerin Bourgoin gegenüber. Die Herzogin hatte in ihrem reichen Boudoir einen zahmen Canarienvogel, den ſie oft herumfliegen ließ. Mehrmals war der Vogel über die Straße geflogen und hatte ſich auf den Balkon der ſchönen Nachbarin geſetzt, die eine hübſche Katze hatte. Dieſe fing bald den Vogel der Herzogin, welche darauf der Schauſpielerin ein Briefchen in ſehr verächtlichen Ausdrücken ſchrieb, und dasſelbe mit den feierlichen Worten unterzeichnete: „Clorinde, Herzogin von D.“ Die Schauſpielerin fühlte ſich verletzt und antwortete, im Bewußtſein ihrer künſtleriſchen Größe, und beſonders als „Iphigenia“ unerreichbar, buchſtäblich wie folgt:

„Liebe Kleine!

Es iſt bekannt, wenn man ſeinen Vogel fliegen läßt, ſetzt man ihn der Gefahr aus, in die Krallen der Katze zu fallen. Das iſt dem Ihrigen geſchehen. Wenn Sie wieder einen zähmen, ſo behalten Sie ihn im Käfig bei ſich. Bei dieſer Gelegenheit, liebe Kleine, bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen Schutz nehme.

Iphigenia in Aulis,
Tochter des Königs der Könige.

Dieſer närriſche Einfall wurde ſogar am Hofe bekannt und Napoleon lachte darüber.

Baptiſte. Im Jahre 1791 kam Baptiſte nach Paris und wurde Mitglied des Theaters Rue Culture Sainte Catherine. Hier ſchuf er die Rolle des „Robert, chef des brigands“, in welcher er zuerſt allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Dieſe Rolle rettete ihm ſogar einmal das Leben. Auf einer Reiſe nach Bordeaux wurde der Poſtwagen von Räubern angegriffen, die Reiſenden wurden rein ausgeplündert und ſchon machten die Räuber Miene, ſie zu ermorden, als Baptiſte die Geiſtesgegenwart hatte, ſich in Heldenpoſitur zu ſtellen, die Rolle des „Robert, chef des brigands“ zu declamiren und die Räuber majeſtätiſch zur Rede zu ſtellen. Plötzlich änderte ſich die ganze Scene. Kaum ſahen die Räuber, daß ſie den berühmten Baptiſte vor ſich hatten, als ſie alles Geraubte zurückgaben, ihn ihrer Unhöflichkeit wegen um Entſchuldigung

baten und ruhig ziehen ließen. So gewaltig wirkte damals Baptiſte auf die öffentliche Meinung.

— Baptiſte trat 1793 auf Antrieb ſeines jüngeren Bruders, der bereits früher beim théâtre français war, bei dieſer Bühne ein, und mit ihm noch vier andere Mitglieder ſeiner Familie, ſo daß man damals ſcherzweiſe ſagte: mit dem théâtre français ſei eine Battiſtfabrik verbunden.

— Baptiſte war und blieb unausgeſetzt eine der ſchönſten Zierden der Bühne. Um ſo befremdender iſt es, daß er an Napoleon einen entſchiedenen Widerſacher hatte. Ein Mißverſtändniß gab Anlaß zu dieſer ſonderbaren Ungnade. Als Buonaparte von Aegypten zurückgekehrt war, ſuchte Baptiſte der Jüngere um eine Audienz bei ihm an, und ſie wurde ihm ſogleich bewilligt. Die Erlaubnißkarte fiel unglücklicher Weiſe in die Hände Baptiſte des Aelteren, der darüber ſehr erſtaunt war. Sie bezeichnete nicht, „welcher" Baptiſte zu erſcheinen habe, und ſo glaubte der Aeltere, Buonaparte habe ihm eine Mittheilung zu machen, und ohne ſich mit ſeinem Bruder zu beſprechen, begab er ſich zur Audienz. Er fragte Buonaparte, was er wünſche. Das Nämliche fragte Buonaparte ihn, und beide ſtanden einander verlegen gegenüber. Beide zu ſtolz, eine weitere Erklärung zu verlangen oder zu geben, kehrten ſich den Rücken und blieben ſich gram.

Beckmann verließ das Königsſtädter Theater und ſchrieb darüber in einem Brief an einen ſeiner Freunde Folgendes: „Ich habe Berlin (leider!) und Herrn Cerf verlaſſen; ich bin mein eigener Director, habe mit mir ſelbſt Contract gemacht, gebe mir, was ich brauche — ſechswöchentliche Kündigung, — behandele mich anſtändig, leſe ſelbſt, was ich mir ſchreibe und grüße mich, wenn ich mir einmal begegne, kurz, ich bin recht froh, daß ich mich für dieſes Unternehmen gewonnen habe."

— Beckmann hatte im September 1837 den Valentin im „Verſchwender" im Königsſtädter Theater in Berlin zum erſten Male geſpielt, trotzdem er in Rott einen ſehr gefährlichen Vorgänger hatte, ganz außerordentlich, namentlich durch ſeine eigenthümliche Behandlung dieſer Rolle, indem Rott alles Copiren vermied. Beckmann — beſcheiden — gedachte ſeines Vorgängers, ſowie des zu früh entſchlafenen Dichters, in nachſtehenden Strophen als Variante des Hobel-Liedes:

Nicht lange iſt's da traf mich ſchwer
Der Krankheit Mißgeſchick;
Da kam ein and'rer Tiſchler her
Und macht ſein Meiſterſtück.

Ich hab' es selber nicht geseh'n —
Das Schicksal sagte Nein. —
Doch als vortrefflich und als schön
Pries man es allgemein.

Da kam mir's öfter in den Sinn:
Nun Valentin, nun geh!
Leg ruhig deinen Hobel hin
Und sag' der Kunst Ade!
Da aber sprach zu mir: „Nein, nein!"
Ein sehr geschickter Mann:
„Ein Jeder kann nicht Meister sein;
Man thut so viel man kann!"

„Auch schläft der größte Meister ja
In kühler Erde schon;
Ihr andern hobelt, die ihr da
Nur um's Gesellenlohn.
Er hat den eig'nen Sarg gemacht
Aus Holz vom Lorbeerbaum;
Was And're bringen und gebracht,
Sind Hobelspäne kaum!

Ist's so? hab' ich dem Mann gesagt,
Verzeiht's auch Raimund mir
Und darauf hab' ich's frisch gewagt,
Und bin als Tischler hier.
Ein Lehrling bin ich in der Kunst,
Das fühl' ich spät und früh,
Doch bleibt mir Ihre Lieb' und Gunst,
Lass' ich den Hobel nie.

— Beckmann wurde in einer frohen Gesellschaft von seinem Collegen Pohl aufgefordert, doch einige Witze loszulassen. Der Komiker gestand, nichts vorräthig zu haben; aber einen Traum, den er vorige Nacht gehabt, wolle er erzählen. „Mir träumte nämlich," begann er, „ich sei gestorben und an die Himmelspforten gekommen. Bei meinem Anpochen erschien Petrus und fragte mich, was ich wolle und wer ich sei. Ich antwortete: „Ich bin der Schauspieler Beckmann und will in den Himmel." Petrus zuckte die Achseln und sagte: „Thut mir leid, aber Schauspieler darf ich nicht einlassen." Damit verschloß er die Pforte und ließ mich stehen. Ich mußte wieder fort und legte mich ruhig in mein Grab. Nach einigen Tagen erzählte mir ein Todter, den sie neben mir legten, mein College Pohl sei ebenfalls gestorben und in den Himmel gekommen. Darüber entrüstet, stand ich auf, flog noch einmal zur Himmelspforte, klopfte Petrus heraus und fragte ihn, tief beleidigt ob der Zurücksetzung, warum er denn mich nicht eingelassen, da doch der Schau-

ſpieler Pohl hineingedurft hätte. „Lieber Mann,“ antwortete Petrus und klopfte mich auf die Schulter, „beruhigen Sie ſich, Pohl iſt nie ein Schauſpieler geweſen!“

— Beckmann war einſt in Berlin zu einer Tiſchgeſellſchaft eingeladen. Als man ihm ſeinen Platz zwiſchen den beiden Schweſtern Auguſte und Charlotte v. Hagn anwies, ſagte er beim Niederſetzen: „Eine herrliche Stelle! Zwiſchen A. Hagn und C. Hagn kann man nur mit B. Hagn (Behagen) ſitzen!“

— Beckmann. Als in einer Geſellſchaft von dem Tode eines großartigen Wucherers die Rede war, der ein Vermögen von einer Million zurückgelaſſen, das er mit „Coupe de gorge“ verdient, ſagte Beckmann: „Jetzt iſt der Mann kaum eine Woche todt und ſchon fängt das Gras auf ſeinem Grabe an zu wuchern.“

— Beckmann. Folgendes kleine Abenteuer erlebte Heinrich Laube in Karlsbad. Er war im Begriff, mit der Poſt nach Hof abzufahren, als ſich herausſtellte, daß die Thür des Coupé nicht zugeſchloſſen werden konnte, weil die Zunge des Schloſſes abgebrochen war. Lärm, Aus ſteigenwollen, Ruf nach einem andern Wagen. „So, Ew. Gnaden, ausſteigen können's jetzt nimmer. Der Wagen muß zugebunden werden.“ Neuer Lärm, Drohungen, Hilferuf. Der Wagenmeiſter erſcheint mit einer Federſpule und einem Gläschen Oel, um die renitente Schloßzunge durch dieſes ſanfte Mittel hervorzulocken. Die Zunge erſcheint aber nicht, weil ſie überhaupt nicht da iſt. Alle Beiwagen ſind bereits unterwegs nach Hof, die Zeit drängt, der Poſtknecht macht kurzen Proceß und mit einem Strick bindet er die Thür zu. Glückliche Reiſe! Unverzüglich ſandte Beckmann, der Augenzeuge dieſer Scene geweſen war, folgendes Telegramm nach Wien: „Soeben wurde Director Laube nach langem und vergeblichem Widerſtande gegen amtliche Organe, mit Stricken gebunden, nach Hof geſchafft.“

Cooke. Es war eben die Nachricht von einem neuen Siege des großen Seehelden Nelſon in Durham eingetroffen, und der Stadtrath ließ für den Abend dieſes Tages eine allgemeine Illumination anſagen. Zu derſelben Zeit befand ſich in Durham eine Schauſpielergeſellſchaft unter Stephan Kemble. Für den Abend war das beliebte

Drama „George Barnwell“ angekündigt, und Kemble, der nicht viele Besucher im Theater erwartete, auch selbst die Illumination ansehen wollte, ersuchte ein sehr untergeordnetes Mitglied seiner Gesellschaft, Cooke, für ihn die Rolle des Oheim Barnwell zu übernehmen. „Ich?“ fragte Cooke, der sich auch schon auf die Illumination gefreut hatte; „ich? ich habe diese Rolle nie gelernt, und Sie wissen ja auch, daß ich ein schwaches Gedächtniß habe.“ — „Machen Sie sich keine Sorgen,“ entgegnete Kemble; „der Oheim hat nur eine Scene, ehe er ermordet wird, und da er mit einem Buche in der Hand auftritt, so können Sie das Stück selbst nehmen und Ihren Monolog ablesen.“ Dagegen war nichts zu sagen; Cooke vertrat seinen Director, erschien aber wie ein armer Sünder, der zum Tode geführt werden soll, auf den Brettern. Leider hatte er seinem Mörder kaum das Stichwort gegeben, als ihm das Buch aus der Hand fiel. In demselben Augenblicke empfing er den Dolchstoß, und er wußte nun nicht, was er sagen sollte. In diesem kritischen Momente dachte er an die Festlichkeit draußen, die ihn in diese unangenehme Lage gebracht hatte, und statt zu sterben, ohne etwas zu sagen, richtete er sich plötzlich auf, schwenkte seinen Hut über dem Kopfe und rief voll Enthusiasmus: „Es lebe der große Nelson! Nelson for ever!“ Das Publikum konnte diesem nationalen Ausrufe nicht widerstehen; Cooke wurde so begeistert beklatscht, wie es nicht geschehen sein würde, wenn er seinen vergessenen Monolog wie Garrick vorgetragen hätte; alle Anwesenden stürmten jubelnd aus dem Theater heraus, das Stück konnte nicht weiter gespielt werden, und Cooke fand also Zeit, sich die Illumination noch in aller Muße zu besehen.

Caffarelli. war um's Jahr 1740 am französischen Hofe sehr en vogue, wie man heut zu Tage sagen würde; damals nannte man das il faisait fanatisme. Er war zur Zeit des großen Dauphin nach Frankreich gekommen, welcher ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik war und seine Lieblinge reich beschenkte; so war Caffarelli reich, eigensinnig, hochmüthig und unverschämt geworden. — Eines Tages ließ ihm Ludwig XV. durch einen seiner Kammerherrn eine prachtvolle goldene Dose mit Brillanten zum Geschenk machen, welche jedoch des Sängers Ehrgeiz ein bei weitem nicht hinreichendes königliches Geschenk däuchte. „Wie!“ rief er aus, „der König verehrt mir eine solche Dose? Sehen Sie selbst, gnädiger Herr, daß ich hier noch mehr als dreißig ähnliche habe, deren geringste mehr Werth hat, als diese hier! Ja, wenn sie wenigstens noch das Bildniß Sr. Majestät trüge...“ — „Mein Herr! erwiderte ihm der Kammerherr, „der König von Frankreich verschenkt sein Portrait nur an fremde Gesandte.“ — „Nur an Gesandte?“ rief

Caffarelli; „dennoch würde man aus allen Gesandten der Welt keinen einzigen Caffarelli machen können!“ Der König erfuhr diese dünkelvolle Antwort und lachte darüber; die Dauphine aber war davon so sehr gekränkt, daß sie Caffarelli kommen ließ und ihm einen kostbaren Brillantring, zugleich aber auch einen Reisepaß einhändigte, indem sie sprach: „Dieser Paß ist vom König selbst unterschrieben, was für Sie eine große Ehre ist. Sie müssen sich jedoch beeilen, sich dessen zu bedienen, da er nur auf zehn Tage gültig ist!“ Caffarelli war wie aus den Wolken gefallen, säumte aber nicht, sich den erhaltenen Wink zu Nutzen zu machen. Er begab sich nach Rom, wo er fortan seinen Aufenthalt nahm und von seinen bedeutenden Renten lebte. Hier lud ihn eines Tages der Cardinal Albini ein, in einem Concerte zu singen, welches er den angesehendsten Personen gab. Am anberaumten Abend wird das Concert begonnen, aber Caffarelli erscheint nicht; voll Entrüstung schickt der Cardinal nach ihm, und man trifft ihn zu Hause, im Schlafrock und in Pantoffeln. — „Was ist das?“ ruft der Secretair des Cardinals; „Se. Eminenz erwartet Sie; ganz Rom ist auf den Beinen, Sie zu hören, und Sie sind noch hier?“ — „O che disgrazia!“ ruft Caffarelli lächelnd aus, „das hatte ich ganz vergessen — ein andermal, ein andermal, ich bin genirt, bin unpäßlich, — um meine Toilette zu machen, reicht kaum der ganze Abend hin; ich bitte Sie, mich bei dem Cardinal zu entschuldigen und ihm zu sagen, daß ich mich ein andermal gern herbeilassen werde, nur heute nicht.“ Eine solche bengelhafte Antwort hätte auch eine minder mächtige Person, als den Cardinal Albini, böse gemacht; augenblicklich sandte er seinen Haushofmeister mit vier handfesten Lakaien in einem Wagen zu dem Sänger und ließ ihn unter Androhung einer Verhaftung durch Sbirren herbeiholen. Caffarelli machte zwar Umstände, fand es aber am Ende spaßhaft, im Schlafrock bei dem Cardinal zu erscheinen. In diesem Aufzuge durchschritt er den Saal beim Cardinal, von den Lakaien wie von einer Leibwache umgeben, und entschuldigte sich unterwegs durch alle möglichen Geberden und Gesten; allein Niemand schien darauf zu merken, denn die versammelten Herrschaften waren in das Geheimniß gezogen worden, und Niemand rührte sich. Caffarelli seinerseits däuchte dieses Schweigen höchst befremdend und unbehaglich; trotzdem sang er seine Arie, und sang sie gut. Als eben die Zuhörer im Begriff schienen, durch Zuruf und Applaudiren ihren Beifall auszudrücken, zerrten die Lakaien den Sänger wieder in's Vorzimmer zurück. Hier übergab ihm der Haushofmeister des Cardinals eine prachtvolle Tabatière voll Goldstücke mit den Worten: „Mit diesem Geschenk wünscht Se. Emi-

nenz Ihr Talent zu belohnen; — „hiemit aber," rief das Quartett von Lakaien, indem Jeder mit einem derben Ochſenziemer einen tüchtigen Schlag über des erſtaunten Sängers Schultern führte, — „hiemit aber gibt Se. Eminenz Ihnen ein anderes Andenken, zur Strafe für Ihre Unverſchämtheit!" — Der dünkelhafte Weichling ſtieß mit jedem Schlage einen lauten Schrei aus, während das Auditorium drinnen in ein donnerndes Applaus ausbrach und ſein Wehegeſchrei übertönen zu wollen ſchien durch den Ruf: „Bravo, Caffarelli! Bravo!"

Carlin.*) Das italieniſche Theater in Paris, an welchem Carlin engagirt war, war einſt von Zuſchauern gänzlich leer. Im Verlaufe der Vorſtellung hatte die Colombine dem Harlequin Etwas in's Ohr zu ſagen. Carlin, der die Rolle des Harlequin ſpielte, rief ihr zu: „Sprich laut, Colombine! Es hört uns ja doch Niemand."

— Carlin. Einer der berühmteſten Aerzte am Hofe und in der Stadt erhielt eines Tages den Beſuch eines Mannes, der die Hülfe ſeiner Kunſt gegen ein Uebel anſprach, welches ſich durch Nichts vertreiben laſſen wolle. Auf die Frage, was es mit dieſem Leiden für eine Bewandniß habe, erwiderte der Unbekannte, ſeine Krankheit ſei eine tiefe Schwermuth, welche ihm das Leben unerträglich machte. — „Sie müſſen guten Wein trinken," ſagte der Arzt. — „Ich habe in meinen Kellern die beſten und feinſten Weine aller Länder," entgegnete der Kranke „allein ſie verſcheuchen meine Traurigkeit nicht." — „So reiſen Sie. — „Ich habe ganz Europa durchreiſt, allein immer hat mich die Schwermuth begleitet." — „Hm! das iſt ein bedenklicher Fall. Es gibt jedoch noch ein Mittel: gehen Sie regelmäßig in's Theater, wenn Carlin ſpielt; ſein Humor iſt unerſchöpflich und ſeine Luſtigkeit anſteckend." — „Ach, lieber Herr," antwortete der Kranke mit einem tiefen Seufzer, „ich ſehe wohl, daß meine Traurigkeit nicht zu curiren iſt; ich bin Carlin!"

Clairon, Hippolyte-Claire de la Ybe. Die Clairon wurde in einer kleinen Stadt in Frankreich während des Carneval geboren. Dort lebte und webte alles in den Faſchingsfreuden. Der Geiſtlicher und ſein Küſter waren verlarvt, der eine als Harlequin, der andere als Pantalon. Man brachte ihm das Kind, weil es, ſehr ſchwach, eine Nothtaufe erhalten ſollte. Es wurde ſchnell von dem Geiſtlichen in ſeinem ungeiſtlichen Coſtüme getauft.

---

*) Carlin (Carlo Antonio Bertinazzi), der berühmteſte Arlequin des früheren italieniſchen Theaters in Paris, geboren in Turin 1713, geſt. 1782.

— Clairon. Fréron hatte in seinem Journal die Schauspielerin Clairon auf eine so scandalöse Weise geschildert, daß sie Jeder, auch ohne daß sie genannt war, als das Urbild erkannte. Die erzürnte Schauspielerin wurde deshalb klagbar, und der Verfasser sollte für dieß Pasquill mit Gefängnißstrafe belegt werden. Er wandte sich deshalb an die Königin von Frankreich und diese bewirkte seine Begnadigung. Die Clairon, wüthend darüber, daß sie keine Genugthuung erhalten, verlangte ihren Abschied, und ging deshalb zu dem Herzog von Choiseul. „Mademoiselle," sagte dieser zu ihr: „Sie und ich stehen auf einer Schaubühne; nur mit dem Unterschiede, daß Sie sich die Rollen wählen können, die Ihnen gefallen, und daß Sie stets des Beifalls des Publikums versichert sind. Nur einige wenige Leute ohne Geschmack, wie der elende Freron, verweigern ihnen hartnäckig ihre Huldigungen. Mich hingegen bemäkelt man oft, und zuweilen sehr empfindlich. Man verläumdet, man verdammt mich, und doch fällt es mir nicht ein, meinen Abschied zu fordern. Folgen Sie mir, wir wollen unsere Empfindlichkeit dem Vaterlande zum Opfer bringen, und ihm nach besten Kräften dienen, jeder in seiner Art. Uebrigens hat die Königin Gnade geübt, und Sie können, wenn Sie Ihrer Würde nichts vergeben wollen, — nicht anders thun, als dem Beispiel Ihrer Majestät nachahmen." Die Theaterprinzessin lächelte huldvoll bei dieser Aeußerung, ohne den Spott, der darin lag, zu ahnen, sie entfernte sich, zwar noch immer mit bitterem Groll im Herzen, aber doch in so weit besänftigt, daß sie beschloß, ihre Rache nicht weiter zu treiben.

— Clairon. Die berühmte Schauspielerin Clairon war, ehe sie die Bühne betrat, unter den Namen Fretillon wegen ihrer Ausschweifungen in Paris allgemein bekannt. Als sie durch ihre Talente als Schauspielerin von dem pariser Publicum fast vergöttert wurde, trotzte sie auf diese Gunst und glaubte, daß sie sich alles erlauben könnte. Einst erschien sie nicht zu einem angekündigten Theaterstück und weigerte sich hartnäckig aufzutreten, weil man bei dem Theater einen engagirten Schauspieler nicht hatte entlassen wollen, der ihr mißfiel. Sie wurde daher zu einem monatlichen Arrest verurtheilt. Es erschien ein Abgeordneter des Gerichts, um sie in's Gefängniß abzuführen, indem er ihr den erhaltenen Verhaftungsbefehl vorzeigte. „Mein Herr!" sagte sie mit theatralischem Anstand: „ich muß mich freilich dem Befehl des Königs unterwerfen; er kann über mein Vermögen gebieten, über meine Freiheit, selbst über mein Leben, aber ich werde ihm zeigen, daß er nichts über meine Ehre vermag." „Ich pflichte Ihnen bei," versetzte die Gerichtsperson: „wo nichts ist, da hat der König sein Recht verloren."

— Clairon. Dubois wollte seinem Arzte eine ihm zukommende Schuld nicht bezahlen; dieß brachte seine Kameraden so sehr auf, daß sie nicht mehr mit ihm die Bühne betreten wollten. — Dubois hatte eine schöne Tochter, und diese wußte einen königlichen Befehl auszuwirken, in Folge dessen ihr Vater spielen sollte. Sämmtliche Schauspieler kamen indeß mit einander überein, nicht mit ihm aufzutreten, und es auf's Aeußerste ankommen zu lassen. Es sollte die damals neue Tragödie: „Die Belagerung von Calais" gegeben werden. Lekain erschien zuerst und fragte den Regisseur, wer die Rolle des „Monni" spielen würde? „Auf Befehl des Königs, Dubois!" „Dann gebe ich meine Rolle ab," sagte Lekain und ging fort. Alle Uebrigen folgten diesem Beispiel. Endlich erschien die berühmte Schauspielerin Clairon. „Ich habe eben das Bett verlassen," sagte sie, „und befinde mich noch sehr schwach; aber ich kenne doch zu sehr meine Schuldigkeit, um das Publicum nicht in Verlegenheit zu setzen. Apropos, wer übernimmt denn die Rolle des „Monni?" „Dubois!" erwiderte der Regisseur; und nun befand sich Demoiselle Clairon plötzlich wieder so krank, daß sie gleich nach Hause fahren mußte.

Die Sache machte Aufsehen, und es war Nichts gewisser, als daß die Schauspieler für ihre Widerspenstigkeit bestraft werden würden. Alles drängte sich zu der bewunderten Clairon, um ihr im Voraus schon seine Theilnahme zu bezeigen. Unter den Besuchenden befanden sich auch mehrere vornehme Officiere. „Nicht wahr, meine Herren," sagte Demoiselle Clairon zu diesen, „wenn sich Jemand unter Ihnen eine Niederträchtigkeit zu Schulden kommen ließe, würden Sie ihn nicht aus Ihrer Mitte stoßen, und wenn der Hof Sie zwingen wollte, einen ehrlosen Menschen unter sich zu dulden, würden Sie nicht Alle lieber den Dienst quittiren?" „Ohne Zweifel," antwortete Einer sehr lebhaft, „aber nicht am Tage einer Schlacht."

— Clairon. Als Garrick sich in Paris aufhielt, wurde er zu einer Gesellschaft eingeladen, in der sich auch die Clairon befand. Mitten im Gespräch stand die Clairon plötzlich auf und entwickelte ihr ganzes Talent im Declamiren einiger Scenen aus verschiedenen Tragödien Racine's und Voltaire's. Dieß war so zu sagen eine Aufforderung, daß Garrick dasselbe thun solle; Garrick verstand es nicht nur, sondern verstand sich auch sogleich dazu mit der größten Artigkeit, und trug zuerst Monologe aus „Hamlet" und „Macbeth" vor. Sodann erzählte er, wie er die Raserei des Königs Lear spielen gelernt habe Einer seiner Freunde war nämlich über den schrecklichen Tod seines Kindes, das er aus dem Fenster fallen ließ, wahnsinnig geworden. Er

ahmte nun den unglücklichen Vater nach, lehnte sich an einen Stuhl, schien freundlich mit dem Kinde zu spielen, that plötzlich, als lasse er es fallen. Da setzte sein verwirrter und von Schrecken starrender Blick seine halbgebrochene Stimme und sein furchtbares Geschrei alle Zuhörer in die größte Bestürzung.*) Thränen entflossen ihren Augen, aber die Clairon stand rasch auf, schloß Garrick in ihre Arme und wandte sich dann zu Mistreß Garrick, um sie deshalb um Verzeihung zu bitten, weil die Begeisterung sie unwillkürlich zur Umarmung hingerissen habe.

An die Clairon.

Als ich zum ersten Mal die Clairon spielen sah,
Stand ein Abbé mir nah.
Wie göttlich! rief er, o wie schön!
Wer nicht die Clairon sah, nein, der hat nichts geseh'n!
Die Clairon? rief ich, dies? mein Herr, sie irren, nein,
Der die Geschichte weiß, wird ihnen kaum verzeih'n;
Die Clairon? o dies muß Electra selber sein.

C. F. Weiße.**)

Cuzzoni. Vielleicht die häßlichste, ausgezeichnetste und sittenloseste Künstlerin, welche je die Bühne betreten, war die von Hogarth unsterblich gemachte Sängerin Cuzzoni, eine Dame, die trotz ihrer unansehnlichen Figur, ihres abstoßenden schiefen Blickes und ihres gelben, groben Teints, ganz abgesehen von ihrer schlechten Toillette und ihrem dummen phantastischen Wesen, vor hundert Jahren England nach allen Richtungen entzückte. Wodurch? Durch die unwiderstehliche Wahrheit ihres Spieles, durch den hinreißenden Pathos ihrer Rede und durch die unbeschreibliche Schönheit ihres Gesanges. Sie hätte Millionärin werden können, aber sie blieb arm, sie vernachlässigte die Zukunft, indem sie die Gegenwart mißbrauchte.

— Die Cuzzoni hatte lange in London auf der Bühne das Publikum durch den Zauber ihrer Stimme entzückt. So lange sie in der Mode war, ergab sie sich einer grenzenlosen Verschwendung; die große Anzahl ihrer Anbeter war immer bereit, diesen Hang in vollem Maße zu befriedigen. Nach und nach mußte sie ihre Stelle jüngeren

*) Es ist den Lesern gewiß das Stück „Doctor Robin" nicht unbekannt, worin diese Erzählung benutzt ist; — freilich etwas umgeformt, die Grundidee bleibt jedoch historisch.

**) Siehe dessen: Kleine lyrische Gedichte. Leipzig, bei Weidmann's Erben und Reich, 1772. — Band 3. Seite 232.

Sängerinnen und Schauspielerinnen einräumen, die durch die Neuheit anlockten. Da sie in den Tagen ihres Triumphes nichts erspart hatte, so gerieth sie bald in große Dürftigkeit. Ein elendes Dachstübchen wurde das Asyl der reizenden Fee, die kurz zuvor alle Künste in Anspruch genommen hatte, ihre Wohnung zu verschönern.

Zwei ihrer Landsleute hielten sich in dieser Zeit (1749) in London auf. Gerührt über die jammervolle Lage ihrer Landsmännin, von der man ihnen eine sehr ausführliche Schilderung gemacht hatte, beschlossen sie, ihr einen Besuch zu machen, und falls sie ihres Beistandes wirklich benöthigt sei, ihr solchen anzubieten. Bei dem Eintritt in ihre Wohnung zweifelten sie nicht weiter, daß alle die Gerüchte von der traurigen Lage der einst so gefeierten Sängerin ihre völlige Richtigkeit hätten. Signora Cuzzoni war so an Leib und Seele herunter gekommen, daß sie kaum die Kraft hatte, die Eintretenden zu begrüßen, und sie sagte kein Wort auf ihre ersten Höflichkeitsbezeigungen.

Einer der Italiener fragte sie mit wahrer Theilnahme, ob sie etwa krank sei, oder ob der Kummer ihre Zunge lähme? „Keins von Beiden," erwiderte sie, „ich glaub' es kommt vom Hunger. Seit gestern hab' ich keinen Bissen im Munde gehabt. Es ist jetzt schon über sechs Uhr Abends und ich habe keinen Pfennig im Vermögen." „So folgen Sie uns, Signora," fiel der Eine ihr in's Wort, in die erste beste Taverne. Wir wollen Ihnen das Beste geben lassen, was wir dort finden, sowohl an gebratenem Geflügel, als auch an Portwein." — „Ich begreife nicht," versetzte sie bitter, wie man auf den Einfall kommen kann, mir vorzuschreiben, wo und was ich essen und trinken soll! Wenn ich mich dazu hätte verstehen wollen, so würd' es mir nie an etwas gefehlt haben." — „Verzeihen Sie, Signora," äußerte sich der Italiener, der noch immer ein aufrichtiges Mitleid mit ihr hegte, „speisen Sie wo und was Sie wollen, aber thun Sie es nur!" Bei diesen Worten reichte er ihr eine Guinee. Sie nahm sie, rief eine Nachbarin, die neben ihr ein ähnliches Dachstübchen bewohnte, gab ihr die Guinee und sagte ihr, sie möchte zu einem Weinhändler gehen, dessen Wohnung sie ihr genau beschrieb und ihr eine Flasche Tokayer holen. „Aber daß Ihr mir an keinen andern Ort geht," setzte sie drohend hinzu, „nur der Weinhändler hat rechten guten Tokayer. Die Flasche kostet eine Guinee, laßt Euch aber noch ein Brod zugeben. Hört Ihr?" Die Botin erschien bald mit der Flasche, doch brachte sie kein Brod mit. „Der Weinhändler wollte mir keins zugeben und sagte, ich möchte mich packen." — „Dumme Gans!" rief die Signora aus, „brauch' ich nicht das Brod nothwendig, und wovon soll ich's bezahlen?" — Der Italiener warf ihr noch achselzuckend einen

Schilling hin. Als das Brod geholt worden war, brockte sie es in eine Schüssel, goß den Tokayer darauf und verzehrte diese sonderbare kalte Schale mit auffallendem Heißhunger. Ihre beiden Landsleute verließen sie bald darauf; sie fühlten aber keinen Trieb, ihren Besuch bei einer solchen verschrobenen Künstlerin zu wiederholen.

Chapelle. Florian schrieb in einem Anfalle von Enthusiasmus für Carlin unter sein Bild die zwei ziemlich lächerlichen Verse:

La nature à Carlin a dit:
„Sois Arlequin!“ il obéit.

Wenn die Natur wirklich solche Dinge sagt, so hat sie unstreitig auch zu Chapelle gesagt: Sois Cassandre.

Chapelle aber hat sich ihr 27 Jahre durch recht gehorsam gezeigt und seine natürlichen Anlagen in Gesichtsbildung, Ausdruck und Stimme durch Fleiß und Uebung zur höchsten Stufe des gemein- und niedrig-Komischen erhoben.

— Chapelle. Beim besten Willen und einem eisernen Fleiß fiel Chapelle das Einstudiren seiner Rollen sehr lästig; vollends aber war er ganz unempfänglich für Aenderungen des einmal Erlernten. Der Vicomte von Segur ließ einst eine seiner kleinen Opern probiren. Chapelle recitirte seine Rolle, als ihn der Verfasser unterbrach: „Geben Sie Acht, geben Sie Acht, Herr Chapelle! Sie reihen zwei Worte aneinander, die gar nicht zusammen gehören; das Comma steht nicht umsonst! — Chapelle zieht sein Heft aus der Tasche: „Da mein Herr! Sehen Sie meine Rolle; von Ihrem Comma aber steht nichts darin.“ — „So muß es beigesetzt werden,“ erwiderte Herr von Segur, „ersuchen Sie den Herrn Souffleur, die Auslassung gut zu machen.“ — Chapelle übergibt sein Heft dem Souffleur und runzelt die Stirn. Hernach empfängt er es wieder, sieht das Comma scheel an und sagt, indem er hinter die Coulisse tritt: „Wenn Herr von Segur bei jeder Probe meine Rolle durch neue Zusätze erweitert, so erkläre ich, daß ich sie durchaus nicht lernen kann.“

— Chapelle. In einem Zeitpunkt, wo Jedermann Handel treiben wollte, fiel es auch Chapelle ein, Krämer zu werden, ohne darum das Theater zu verlassen. Aus seinen Ersparnissen kaufte er einen Vorrath Specereiwaaren und öffnete einen Laden in der St. Honoré-Straße. Herr Armand Gouffé, der artige Lieder machte, verfertigte ihm eine muntere Ankündigung in Versen, die den Specereihändlern der Nachbarschaft großen Schrecken einjagte. Anfangs ging die Sache vortrefflich; der Laden erhielt viele Kunden, und vom Eigenthümer hieß es:

Il dinait du comptoir et soupait du théâtre.

Der Sänger Gallet, ein Freund Pannard's und Piron's, war ebenfalls Specereihändler und beschäftigte sich gleichzeitig mit Leyer und Wage. Gallet machte schlimme Geschäfte, und Chapelle'n ging es nicht besser. Eines Morgens befand sich der Laden verschlossen und Anschlagzettel verkündigten den Verkauf seines Inhalts an den Meistbietenden, von Gerichts wegen. Chapelle, der mit der Theorie der Bankerotte wenig vertraut war, hatte nichts Eiligeres, als seinen Freunden die Neuigkeit des seinigen kund zu thun. „Wissen Sie," sagte er, „daß ich Bankerott mache?" — „Was sagen Sie! Bankerott! Wäre es möglich?" — „Ja wahrlich, ich versichere Sie auf Ehre!" erwiederte er, so ehrlich wie möglich.

— Chapelle. Weil es schon damals Theaterſitte war, abgehende Schauspieler zu krönen, so veranlaßten einige Freunde, daß Chapelle ebenfalls diese Ehre zu Theil werde. Er war aber nicht nur bescheiden, sondern auch vernünftig genug, sich diese Ovation zu verbitten und die schon zu seiner Verherrlichung bei Gelegenheit seines Abschiedes im Mai 1818 verfertigten Verse wurden anderweitig abgedruckt. Sie rühmen den bescheidenen Schauspieler, auf Kosten solcher, die es weniger sind, und ihr Anfang lautet also:

Pourqoi t'envierait-on, o modeste Chapelle,
Les compliments dus à ton zéle,
Et le laurier accoutumé?
Pendant trois fois dix ans, à tes devoirs fidèle,
Tu ne fus pas même enrhumé.
Tu ne t'avisas point d'être un grand politique,
Un Cassandre démocratique;
Ton coeur est animé de meilleurs sentiments,
Jamais, loin de Paris, qui suffit à ta gloire,
Jamais, à nos départements;
Tu n'as, comme Talma, porté ton répertoire. u. ſ. w.

Candeille. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Paris eine berühmte Künstlerin, Mlle. Candeille, die, um ihren Ruhm in weitere Kreise bekannt zu machen, 1796 auch Belgien und Holland besuchte. In Brüssel lernte sie einen berühmten Wagenfabrikanten, Johann Simons, kennen. Zwei Jahre später, 1798, reiste der Sohn dieses Simons nach Paris und verliebte sich da in eine Mlle. Lange, Schauspielerin an dem Théâtre français und Freundin der Mlle. Candeille, welche durch ihre Schönheit und ihre Kunst gleich ausgezeichnet war. Als der alte Simons in Brüssel erfuhr, sein Sohn wolle eine Schauspielerin heirathen, gerieth er vor Zorn fast außer sich und reiste sofort nach Paris, um sich dieser Heirath zu widersetzen. Er wendete sich an Mlle. Can-

beille, die er kannte, und deren verständige Klugheit man ihm gerühmt hatte. Er bat sie, ihn mit ihrem Rathe zu unterstützen und sich persönlich der ihm so unangenehmen Sache anzunehmen. Sie hatten mehrere Besprechungen darüber, und gefielen einander dabei so, daß der Vater bald dem Beispiel seines Sohnes folgte und sich in die Schauspielerin verliebte, die er als Vermittlerin angerufen hatte. Da er Wittwer und sie geschieden war, so heiratheten sie einander wirklich, und es versteht sich, daß der alte Simons nun auch von seiner Strenge gegen den Sohn nachließ, der seinerseits nun die Geliebte heirathen durfte. Wie die Ehe der jungen Leute ausfiel, wissen wir nicht; die des alten Simons und der Candeille mußte 1802 getrennt werden.

Catalani, Angelica. Zur Zeit des Aachener Congresses erschien auch die Catalani daselbst, um vor den dort versammelten fürstlichen Häuptern sich hören zu lassen.

Unter ihren vielen Verehrern stand der galante Kaiser Alexander von Rußland an der Spitze. Diesem folgte sofort kein Geringerer als Fürst Metternich. Allein Angelica war eigensinnig und hatte sich einen ganz anderen Helden gewählt, als den Kaiser aller Reußen und den Heerführer aller Diplomaten. Ihr Erwählter war der alte Blücher.

Eines Abends hatte sie wieder in einem Hof-Concerte gesungen; unter andern Piecen trug sie auch das berühmte: „Klinge, Glöckchen, klinge!“ aus Mozart's „Zauberflöte“ vor. Dieses Tonstück brachte ihr rauschenden Beifall ein, und am kräftigsten applaudirte der alte Marschall „Vorwärts“ mit. Schmunzelnd und seinen grauen Schnurrbart drehend trat er auf die Sängerin zu: „Hören Sie! das war ein schönes Stück singen Sie doch noch was aus der „Zauberflöte!“

„Ja, was denn?“ fragte die Catalani.

„Den Vogelfänger!“ —

„Ja, den kenne ich nicht!“ —

„Nicht? na, dann will ich ihn Ihnen vorsingen!“ —

Und somit begann Blücher mit seiner rauhen Stimme überlaut zu singen: „Der Vogelfänger bin ich ja“ u. s. w.

„Bravo, Blücher!“ rief Alexander als Blücher endete, und applaudirte, natürlich, daß der ganze Saal mit applaudirte.

„O,“ rief Blücher geschmeichelt, „ich kann den ganzen Papageno auswendig“ und frischweg begann er sofort: „Ein Mädchen oder Weibchen“ u. s. w. Noch stürmischerer Beifall lohnte ihn und jetzt gab Blücher unter ungeheurem Jubel auch noch die „schöne Minka“ zum Besten.

Der Catalani standen vor Lachen und Rührung die Thränen in den Augen. „O Feldmarschall!“ rief sie, „Sie haben nicht nur den Napoleon, sondern auch die Catalani geschlagen!“

— Catalani zu Ehren wurden bei ihrer Anwesenheit in Edinburgh, 1822, viele Mittags- und Abendmahlzeiten veranstaltet, bei welchen sie in der Regel lange auf sich warten ließ.

Bei einem solchen Festmahle parodirte ein hungrig werdender ungeduldiger Witzbold Cicero's bekannte catilinarische Apostrophe, indem er ausrief:

„Quousque tandem Catalane abutere patientia nostra?“

— Catalani. Schwerlich gibt es eine einfachere und dennoch besser bezeichnende Andeutung, die wundergleiche Wirkung des Gesanges, jener modernen Orphea, der Catalani, darzustellen, als folgende thatsächliche Begebenheit. Einst kreuzte Capitain Montague in der Nähe des Seebades Brigthon, und gab am Bord seiner Fregatte ein glänzendes Fest, zu welchem unter mehreren Damen auch die Catalani geladen war. Der Capitain fuhr mit einer Schaluppe mit ungefähr 20 Mann besetzt, an's Land, um die geladenen Damen abzuholen. Die schöne Ladung war kaum eingeschifft, und vom Ufer gestoßen, als die Catalani unaufgefordert mit ihrer volltönenden Silberstimme das Lieblingslied „Rule Brittania“ begann. Hätte eine Stimme aus der bodenlosen Tiefe sich hören lassen, kaum hätte die Wirkung mächtiger und schneller sein können. Die Matrosen, nicht wissend wen sie ruderten, waren so erstaunt und entzückt, daß die Ruder plötzlich ihren Händen entsanken, und manche Thräne sich über die braunen Wangen hinab — stahl. „Sehen Sie da die Wirkung, welche unser Lieblingsgesang auf die braven Leute hervorbringt, besonders wenn er von der herrlichsten Stimme in der Welt vorgetragen wird,“ sprach der Capitain zu Madame Catalani. „Manchem glänzenden Gefecht habe ich beigewohnt, aber ein Entzücken wie dieß habe ich nie empfunden.“ — Nachdem man am Bord der Fregatte angelangt war, und die Matrosen ihren zurückgebliebenen Kameraden den Genuß beschrieben, der ihnen eben zu Theil geworden, ward einstimmig beschlossen, um eine Wiederholung des Gesanges nachzusuchen. Mit großer Bereitwilligkeit und wo möglich, mit größerem Beifall willigte sie ein, und ward, als sie das Schiff verließ, von der ganzen Mannschaft mit herzlichem Hurrahrufen begleitet, bis sie das Ufer erreichte.

— Die Catalani wurde bei ihrer Anwesenheit in Moskau durch den Gesang einer Zigeunerin so entzückt, daß sie ihr den kostbaren

Shawl, welchen ſie von dem Papſte zum Geſchenke erhalten hatte, mit den Worten überreichte: „Er war einer unübertroffenen Sängerin beſtimmt; nach dem, was ich jetzt gehört habe, darf ich ihn nicht ferner tragen.“

— Die Catalani kam auf einer Kunſtreiſe nach G., einer Stadt mittlerer Größe, worin Kunſtſinn herrſcht. Es war Abend, ſie findet einen Concert-Zettel im Gaſthof angeheftet. Bekanntlich behauptete die Catalani, daß ſie krank werde, wenn ſie nicht Tag für Tag ſinge. Heute hatte ſie noch nicht geſungen, nicht einmal einem muſikaliſchen Poſtillon zu lieb. Sie fuhr zum Concertſaal; die Muſik hatte ſchon angefangen. Im Zwiſchenacte ließ ſie ſich dem Concertmeiſter als eine italieniſche Kaufmannsfrau und Liebhaberin des Geſanges vorſtellen, die wohl geneigt wäre ein mitgebrachtes Muſikſtück einzulegen, wenn er ihr und dem Orcheſter zutraue, daß es ohne Probe ginge. Der Concertmeiſter, ein alter Schalk, lächelte in die ihm vorgeſtellte Partitur hinein. Es war ein abgedroſchenes Thema, dem „lieben Auguſtin“ gleich, und die Singſtimme ſo leer als die Inſtrumentirung. Wir wollen dem Publikum und unſern Sängern ein kleines Vergnügen machen!“ flüſterte er ſeinen Leuten zu; — „die welſche Henne mag ſich proſtituiren, was fragen wir darnach?“ Alles erhob ſich von den Sitzen, als die Fremde ſich beſcheidentlich an den Flügel ſtellte. Das Thema war abgeſpielt; ſie begann mit gedrückter Stimme, ungeſchickt athemholend, ſo einfältig als möglich. Zerſtreutes Ziſcheln ließ ſich hören. Dergleichen, meinte man, könnte ſich an Wintermeſſen vor den Häuſern hören laſſen, wo das Honorar in angezündeten Papierchen, gleich Sternſchnuppen aus den Fenſtern herabfliegt, nicht aber auf die Strahlenkrone des Beifalls einer kunſtgebildeten Verſammlung Anſpruch machen. Die Sänger und Sängerinnen kitzelten ſich mit der wonnigſten Schadenfreude. Bei der erſten Variation ging es etwas beſſer, aber eine Lächerlichkeit entwiſchte der Sängerin. Sie ſetzte in der Cadenz den Triller auf den unrechten Ton. Der Concertmeiſter fuhr geſchwind nach den Taſten und brachte ihn mit hochaufgezogenen Augenbraunen, als müßte er ihn damit hinabheben, auf den rechten Fleck. Allgemeines Lachen erſchallte. Die Sängerin blickte in verſtellter Verlegenheit zum Corrector hinüber, und räuſperte ſich zur zweiten Variation. Ein gewaltiges Organ entfaltete ſich in wachſender Stärke, jeder einzelne Ton von dieſer Kehle galt ſchon für eine vollſtimmige Muſik. Das Ohr erfüllte ſich mit dieſem noch nie gehörten Wohlklang. Aber ſie ſang noch ſtarr und unbiegſam, als wenn es aus einer ägyptiſchen Bildſäule käme. Kein Athem war hörbar, Nichts regte ſich im Saale. In der

folgenden Variation schien die musikalische Seele, von einer innern Unruhe getrieben, in's Laufen gekommen. Höhe hinan, hinab, über Stock und Stein, auf den Knüppeldamm, Bergtreppe auf und ab, mit übersprungenen Stufen ging's in Passagen von wundervoller Sicherheit. Dann — wie sich besinnend, daß das Ersehnte so doch nicht zu erreichen sei, verfiel die Seele in die Schwermuth des Minor, und klagte ihren Schmerz; es war ein in Musik gesetztes Weinen. Nur am Ende senkte sie sich in einen chromatischen Gang auf den letzten Tonseufzer herab: ein Lächeln durch den Flor der Trauer. Noch blieb das Publicum stumm und staunend. Jetzt hatte die Nachtigallenbrust den Schmerz niedergerungen im Gesange. Mit Siegesfreude jubelte sie nun, sich selbst treibend, in kühnen Läufen und gewagten, aber wundervoll sichern Sprüngen auf. In Zwischensätzen schien sie muthwillig über ihre vorige Muthlosigkeit zu spotten. Am Schlusse gab sie noch Alles, was von Klang und Kunstfertigkeit und Unfehlbarkeit in ihr war. Jetzt konnte das Publicum nicht länger an sich halten. Wie aus einem Munde rief die ganze Versammlung: Catalani! Signora Catalani! Sie ist's! herrlich! himmlisch! entzückend! und was Jeder um seinem Affect Luft zu machen aufbrachte. Die Musiker neigten ihre Instrumente gegen sie wie Trophäen. Der Concertmeister rannte vom Flügel und küßte ihr den Rockzipfel. Sie schlüpfte aber pfeilschnell durch die Pulte, nickte rechts und links durch die Reihen der Zuhörer und verschwand mit ihrem Begleiter durch die Saalthüre, ehe man recht zu sich kam.

Cornet. Als Cornet noch am Victoriatheater fungirte, fand er Alles in Berlin „lutherisch." Ganz besonders „lutherisch" klang ihm aber die Musik der Berliner Componisten, weshalb er den jetzt am Hamburger Stadttheater engagirten Capellmeister Stolz aus Wien kommen ließ.

— Cornet. An einem schönen Nachmittage des Herbstes 1850 saß der Schriftsteller Julius Laskem, auf der Brühl'schen Terasse in Dresden, in Gesellschaft Gutzkow's, Emil Devrient's, E. M. Oettinger's, und Cornet's. Cornet und Oettinger führten zum Ergötzen aller hier genannten Herren einen eigenthümlichen Wettstreit, nämlich wer von Beiden ein größeres und umfangreicheres Gedächtniß für Opern habe? — Was kamen da für Titel und Texte zum Gehör! Wie viele vergessene Namen und Componisten wurden von den Todten erweckt! Wie oft wurde von einem und demselben Texte oder Stoff ein mehrfache Composition verschiedener Tondichter angegeben! Es war nicht zu entscheiden, wer den Sieg davon trug. Cornet wie Oettinger hatten das Gedächtniß mit Opern-Namen und Componisten vollgepfropft.

— Cornet. Der faſt siebzigjährige Mann ſtarb mit einer Seelenruhe, wie ſie jedem in ſeiner letzten Stunde zu wünſchen iſt. Zwei Stunden vor ſeinem Verſcheiden fragte er den Arzt: „Thun's mir den G'fallen und ſagen's mir: wird's noch lang mit mir? Der Arzt zuckte die Achſel und erklärte ihm, daß wohl in wenigen Stunden der Puls ſeine Thätigkeit einſtellen dürfte. „So," ſagte der Kranke, „da bitt' ich Sie, kommen's bald wieder, dann wollen wir die Sachen g'müthlich z' End führ'n." —

— Cornet. Eine der frommen Schweſtern des Krankenhauſes fragte ihn: ob er einen Pfarrer wünſche? „Nein, nein," ſagte der Kranke abwehrend, „ich werd' mit dem lieben Gott allein ſchon fertig." — Auf die Frage, ob er ſeine Sünden bereue? erwiderte er: „Ich hab' der Welt, was ich ihr z' Leid gethan, im Stillen ſchon Alles abgebeten; die Welt hat mir aber auch a ganze Portion Unrecht abzubitten, und ich glaub', wann ich oben komm', wird wohl's Credit mit dem Debet ſich ausgleichen. Nun laßt's mich aber z'frieden!"

Das Abendmahl zu nehmen, verweigerte er entſchieden. „Wozu noch dieſe Formalitäten?" ſagte er, „ich ſterbe als ein guter Katholik und damit Baſta.

Dominique ward vom Cardinal Mazarin nach Paris berufen, wo er den Harlekin mit dem größten Beifalle bis zu ſeinem Ende ſpielte. Als die Schauſpieler des franzöſiſchen Theaters die Italiener hindern wollten, auf ihrer Bühne franzöſiſche Stücke auszuführen, hörte Ludwig XIV. beide Parteien an. Dominique und Baron mußten vor ihm erſcheinen. Der Letztere hatte im Namen der Franzoſen geſprochen, und als die Reihe an Dominique kam, fragte er den König, wie er ſprechen ſolle. „Sprich, wie du willſt," antwortete der Monarch. „Mehr brauche ich nicht," hob Dominique wieder an, „ich habe gewonnen!" — Der König lachte, und das italieniſche Theater gab ungehindert franzöſiſche Stücke.

— Dominique vereinigte mit viel Geiſt und Talent Kenntniſſe jeder Art. Eines Tages traf er in einer öffentlichen Bibliothek den Präſidenten de Harlay, welcher dem Bibliothekar den Inhalt eines Werkes

mittheilte, auf deſſen Titel er ſich nicht beſinnen konnte und in dem er etwas nachſchlagen wollte; doch dieſer konnte nicht errathen, welches Werk der Präſident meine. Dominique, welcher Zeuge ihrer Verlegenheit war, bezeichnete das Werk unter ſeinem wahren Titel. Der Präſident, erfreut darüber, einen ſo unterrichteten Mann gefunden zu haben, knüpft eine Unterhaltung mit ihm an und ladet ihn ſchließlich zum Diner ein. Dominique nimmt die Einladung an. Die Mehrzahl der Gäſte, die ihn recht gut kannten, waren nicht wenig erſtaunt, ihn in ihrer Mitte zu ſehen, indeſſen ſagten ſie dem ernſten Beamten nichts davon, als erſt nach Tiſche. Der Präſident, überraſcht und betrübt, einen Harlekin an ſeiner Tafel zugelaſſen zu haben, wollte dem Dominique ſeine böſe Laune beweiſen und fragte ihn ziemlich barſch, wer er ſei. „Gnädiger Herr," antwortete der liebenswürdige Hiſtrione, „ich bin ihr Verwandter und Nachfolger." — „Wie?" ſagte Herr de Harlay noch ärgerlicher. — „Ja, gnädiger Herr; war Ihr Urgroßvater nicht Harlay premier? Ihr Großvater Harlay deux? Ihr Vater Harlay trois? Sie, gnädiger Herr, Harlay quatre? — Nun gut, ich bin Arlé-quin (Harlay der Fünfte)."

Düclos. Als Dancourt zu Paris ein Stück abkündigte, verlangte das Parterre ſtatt deſſen Corneille's „Ariadne". Ariadne war der Triumph der Mamſell Düclos; aber unglücklicher Weiſe befand ſich dieſe in gewiſſen Umſtänden, in welche ſie ohne Hymens Verſchulden gerathen war. Es kam darauf an, dies dem Publikum bekannt zu machen, ohne den Anſtand und die Delikateſſe der Schauſpielerin zu beleidigen, die, wie Dancourt wohl wußte, in der Nähe war. Als ſich das Rufen etwas gelegt hatte, trat Dancourt näher, ſchützte eine Unpäßlichkeit der Mamſell vor und bezeichnete mit einer geſchickten Gebärde den Sitz der Krankheit. In dem Augenblicke ſchoß Mamſell Düclos, die ihn beobachtete, aus dem Flügel hervor, gab ihm eine derbe Ohrfeige, wandte ſich dann mit eben der Hitze an das Parterre und ſagte: „Morgen Ariadne!"

— Düclos. Als „Ines de Caſtro" zum erſten Male in Paris aufgeführt wurde, ſpottete das Parterre bei der Kinderſcene. Fräulein Düclos — Ines — hielt inne und rief im Gefühl ihrer Kunſt und durchdrungen von der Schönheit der Scene: „So lache denn, einfältiges Parterre, bei der ſchönſten Stelle!" Hierauf fuhr ſie fort, die Kinder wurden beklatſcht, und das Stück fiel ſehr gut aus.

Dumesnil, Maria Francoiſe. Bei einer Vorſtellung der Tragödie „Rhodogune" in Paris ſpielte die Schauſpielerin Dumesnil die Rolle der Cleopatra. Als ſie im fünften Acte die Worte declamirte: „Je maudirais les Dieux, s'ils me rendaient le jour!" erhielt ſie einen derben

Stoß mit der Faust in den Rücken. Er kam von einem ergrauten Krieger, der sich in einer der Logen befand, die damals noch an den Seiten des Theaters selbst angebracht waren. Der Officier rief zornig: „Scheere Dich zu allen Teufeln, Bestie!“ Nach Beendigung der Vorstellung bedankte sich die feinsinnige Actrice bei dem alten Krieger über den handgreiflichen Ausbruch seines Zornes und setzte hinzu: „Ein größeres Lob über meine Darstellung einer Rolle, wie die der Cleopatra, hätte mir gewiß nie zu Theil werden können.“

Döbbelin. Der in Wien verstorbene Schauspieler Schütz war früher bei dem verstorbenen Schauspieldirector Döbbelin in Berlin engagirt, der mit dessen Mutter in seiner Jugend bei der nämlichen Bühne gewesen. Schütz war nicht ohne Talente, spielte das damals viel cultivirte Ehevalierfach und das Berliner Publikum liebte ihn sehr. Da aber Döbbelin nicht regelmäßig bezahlte, wollte sich Schütz entfernen. Er ward dann gewöhnlich vertröstet und gebeten, zu bleiben, erhielt aber selten die Rückstände. Die Sache ward ihm zu arg, um so mehr, da er so manchen vortheilhaften Ruf von auswärts erhielt, und er sagte bestimmt auf. Döbbelin war äußerst betreten und wendete alles Mögliche an, den ihm Unentbehrlichen zu erhalten. Er bat, er zahlte aus, bot mehr Gage, aber Schütz, der Unordnung überdrüssig, war nicht zu bewegen. Döbbelin, der ihn durchaus nicht ziehen lassen wollte, kam auf folgenden Einfall. Mit allem sentimentalen Pathos stürzte er ihm in die Arme und rief: „Jüngling, du durchbohrst mein Herz! Ich kann dich nicht lassen! Du bist die Frucht einer strafbaren Umarmung! Wisse, du bist — mein Sohn! Verlaß deinen Vater nicht!“ Chronologisch war nichts einzuwenden; der erstaunte Schütz umarmte den Director feierlich und blieb. Wie konnte er anders? Döbbelin war aber so unüberlegt, die Sache bald als einen Schwank zu erzählen, an dem nicht das mindeste Wahre sei und so dauerte dann die Zärtlichkeit nicht lange.

— Döbbelin. Als das romantische Schauspiel „Pretiosa“ von P. A. Wolf noch neu war, spielte Döbbelin vor einem übervollen Hause den Schloßvogt Pedro zu allgemeiner Ergötzung des Publikums. Der Zettel hatte am Schluß die Anzeige, daß Döbbelin's Benefice am folgenden Tage stattfinde. Als nun Döbbelin-Pedro herausgerufen ward, extemporirte er: „Donnerwetter paraplui, die Ehre vergeß ich im Leben nie; Donnerwetter parasol, wär's doch morgen auch so voll!“

Dorvigny machte vielfältig Verse aus dem Stegreif, die, als Erzeugnisse des Augenblicks, angenehm unterhielten. In einer Gesellschaft forderte man ihn auf, ein Quatrain auf den Namen des Königs zu

machen." — „Das geht nicht," versetzte er, „der Name Louis hat fünf Buchstaben." — „Nun, so machen Sie einen Quatrain in fünf Zeilen," äußerte Jemand im Scherz. Dorvigny sagte auf der Stelle diese Verse her:

Kein Dichter-Lorbeerkranz schmückt rühmlich meinen Scheitel,
Denn solch' ein selt'nes Loos mir nicht hienieden fiel;
Besäng' ich seinen Ruhm, so wäre dies zu eitel,
Darum verkünde nur mein kleines Saitenspiel:
Sein Bild ist überall, nur nicht in meinem Beutel.

David. Als David bei seiner Anwesenheit in Rom von Fioravanti, dem damaligen Capellmeister an der St. Peterskirche veranlaßt, bei der Vespermusik ein Solo sang, war der fungirende Cardinal, ein großer Musikdilettant, so entzückt darüber, daß er noch ein Gesangstück verlangte. Der Sänger aber kannte keine Note, und mit Ausnahme des betreffenden Stückes war ihm nichts Kirchliches einstudirt; die Verlegenheit war groß. Fioravanti fand endlich einen Ausweg, steckte dem Sänger, der sich schon still davonstehlen wollte, den Text eines Psalms in die Hand und flüsterte ihm zu, nach beendetem Orgelritonell diesen Text zu singen, wie es ihm in die Kehle komme, er wolle dazu, so gut es gehe, auf der Orgel begleiten. Und so geschah es auch, und Jeder in der Kirche fand, daß David noch nie so schön gesungen und daß Fioravanti noch nie einen so schönen Psalm componirt habe. Am anderen Morgen erhielt David von dem musikverständigen Cardinal eine werthvolle Camée zum Geschenk, auf welcher Orpheus dargestellt war, wie er die Thiere durch seinen Gesang bezaubert. Ein instinctmäßiger Scharfsinn hatte den guten Cardinal diese für die Sachlage sehr bezeichnende Wahl treffen lassen.

Dügazon sang in einer fröhlichen Gesellschaft einige lustige Lieder aus dem Stegreif. Man fragte nach dem Verfasser. Dügazon legte die Hand auf's Herz, um sich als solchen kund zu machen und rief aus: „Schenkt doch auch dem Verfasser ein!" — „Das Herz trinkt nicht," erwiderte Einer. — „Meines doch," sagte Dügazon, „denn ich hab's auf den Lippen."

— Dügazon schöpfte Verdacht, daß die Freundschaftsbezeugungen, die ein Bekannter an ihn verschwendete, nicht ihm, sondern seiner Frau galten. Dügazon war häufig in dem väterlichen Hause dieses Bekannten, und sie belustigten oft die Gesellschaft durch Paraden und Scenen aus dem Stegreife. Von Eifersucht geplagt, ersah Dügazon einen Augenblick, wo er mit seinem Freunde allein war, verschloß die Thüre setzte ihm ein Pistol auf die Brust und zwang ihm die Liebesbriefe und

das Porträt seiner Frau ab. Hierauf verließ er ihn. Allein Jener faßte sich schnell, lief ihm nach und schrie: „Hilfe! Mörder! Haltet den Kerl auf!“ Dügazon, ohne sich durch dies Geschrei beirren zu lassen, ja ohne seine Schritte im Mindesten zu beschleunigen, sagte immer ganz gelassen: „Vortrefflich! — brav gespielt! — Die Scene ist excellent! Bald werden die Leute glauben, es sei Ihr Ernst!“ — Die herbeilaufenden Bedienten bildeten sich nun ein, sie sähen eine Scene aus einem neuen Stücke. Und so erreichte Dügazon glücklich die Thür und seine Kutsche. Diese Geschichte trug sich 1778 in Paris zu.

Devrient, Ludwig, war im gewöhnlichen Leben, namentlich in größeren Gesellschaften, sehr schweigsam, blöde, fast scheu und zeigte durchaus nicht jene Geistesgegenwart, welche erforderlich ist, um rasche und treffende Antworten zu geben. Folgendes dürfte ein Beleg dafür sein: Nach seiner letzten Gastrolle in Altona, es war der „Lorenz Kindlein“, kamen die vornehmsten Damen aus den ersten Rängen auf das Theater und baten den mit Devrient innigst befreundeten Sohn des Directors: „Machen Sie es doch möglich, daß wir den gefeierten Künstler einmal in der Nähe betrachten können.“ Man holte Devrient aus der Garderobe zu den Damen her, die den verlegen Lächelnden und sich stumm Verbeugenden sofort umringten und mit glühenden Augen betrachteten. „Ach Gott, den Mann möchte ich küssen,“ flüsterte die Jüngste und Schönste. „Thun Sie es,“ versetzte lachend ein Herr und schob ihr den Künstler zu, indem er rief: „Devrient, das Fräulein will dich küssen!“ Die junge Schöne fiel Devrient um den Hals, küßte ihn herzhaft ab und alle übrigen Damen folgten diesem Beispiele. Devrient, feuerroth im Gesicht, war keines Wortes mächtig. Erst als die Damen sich entfernt hatten, sprach er, sich den Mund wischend, zu einem Freunde: „Du das war heute Abend aber recht hübsch.“

— Devrient. Die Langsamkeit und Trägheit, womit die Maurer arbeiten, ist fast sprichwörtlich geworden. Oft hatte Devrient mit seinen Gefährten einem Baue zugesehen, ihren Scherz und Verdruß darüber gehabt. Eines Morgens sieht Devrient einen Arbeiter auf der hohen Brandmauer stehen, der gemächlich die Dose herauszieht, um eine Prise Taback zu nehmen. Die träge Gewohnheit hat sich bis auf diese Art von Handlungen verbreitet; sein Griff in die Tasche ist so phlegmatisch, daß Devrient im scherzenden Unwillen ausruft: „Ich wette, ich trinke eher eine Flasche Champagner aus, als dieser Kerl, der schon die Dose in der Hand hat, dazu kommt, eine Prise zu nehmen.“ Die Wette wird gemacht; Carl, der Kellner, fliegt hinunter in den Keller, ist im Moment mit der Flasche wieder da, der Kork springt und Devrient

stürzt das erste Glas hinunter. Die Anwesenden haben bald den Trinker, bald den Arbeiter im Auge und beobachten jede Bewegung. Jetzt hat dieser langsam mit zwei Fingern auf die Dose geklopft, — Devrient hat das zweite Glas hinuntergestürzt; jetzt öffnet er den Deckel, — das dritte Glas ist geleert; gemächlich spitzt der Maurer die Finger und greift die Prise, — Devrient ist mit der halben Flasche fertig. Verloren, verloren! rufen die Wettenden schon triumphirend. Doch der Maurer behält gedankenlos die Prise in der Hand, sieht sich phlegmatisch ringsum und gähnt; ein Camerad tritt auf ihn zu, er reicht auch diesem die Dose, der eben so gedankenlos hineingreift, sie stehen mit der Prise zwischen den Fingern und schwatzen müssig weiter, da ruft Devrient: ich bin fertig. Und er hat die Wette gewonnen, denn erst jetzt führt der Arbeiter die Prise gemächlich gegen die Nase und schnauft sie langsam auf.

— Devrient besuchte bekanntlich in den Mußestunden, welche ihm das Hoftheater zu Berlin ließ, das Lutter-Wegner'sche Local am Gens-d'armenmarkt, in welchem er, besonders nach der Vorstellung, mit seinem intimsten Freunde, auf dessen Urtheil er einzig und allein Gewicht legte, mit dem bekannten Dichter E. T. A. Hoffmann, zusammentraf. Um nun aber die kritischen Debatten über seine Leistungen im öffentlichen Locale zu vermeiden, hatte er sich mit Letzterem dahin verständigt, ihm seinen Beifall auf keine andere Weise kund zu thun, als ihn beim Zusammentreffen bei Lutter und Wegner in den Schenkel zu kneifen. Ein solches verstohlenes, kunstverständig-kritisches Kneifen war Devrient mehr werth, als alle Tubastöße der lobhudelnden Tagesliteratur. Nach der Vorstellung des ersten Theils von „König Heinrich IV.", in welchem Devrient den „John Fallstaff" meisterhaft gespielt hatte, trafen sich die beiden Freunde beim Glase Wein. Beim ersten Anstoß schrie und sprang Devrient hoch auf — denn die stumme Kritik hatte gekniffen. Wenige Tage darauf trat er im zweiten Theile in derselben Rolle auf. Das Haus wiederhallte in lautem Beifall und des Hervorrufs war kein Ende. Devrient selbst erstaunte über die wunderbare Aufnahme seiner Leistung, eilte freudig nach dem bekannten Rendezvousplatze und konnte kaum seinen kneifenden Kunstrichter erwarten. Dieser erschien endlich; es wurde angestoßen, aber nicht gekniffen. Devrient war sofort von dem Urtheile der Menge und nach Hoffmann's leicht hingeworfenen Worten: „Die Rollen liegen weit auseinander!" — von seiner falschen Auffassung derselben überzeugt. Die auf den zweiten Tag angesetzte Wiederholung wurde ausgesetzt und Devrient studirte die Rolle und ihren Charakter mit ununterbrochenem Fleiße. Als endlich die Vorstellung begann, erschien ein ganz anderer „Fallstaff", ohne daß der Beifall weniger stür-

misch gewesen wäre. Beide Freunde trafen sich nach der Vorstellung wie gewöhnlich. Kaum klangen die Gläser, so ließ Devrient das seinige fallen, denn ein so beifälliges Recensentenkneifen war ihm noch nicht vorgekommen.

— Devrient. Bei Lutter und Wegner saßen am Sylvesterabende eines der Zwanzigerjahre die täglichen Gäste, E. T. A. Hoffmann, Devrient, Hitzig und andere Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft, um ihren weinbeladenen Tisch versammelt. Devrient war so eben nach der Aufführung des „Don Carlos" aus dem Theater gekommen. Noch saß die Schminke auf seinen Wangen, da er in der Eile vergessen hatte, sie abzuwaschen. Man lachte und trank noch mehr als gewöhnlich; die Champagnerpfropfen flogen in rascher Folge an die Decke. Devrient war, wie oft, auch heute der freigebige Wirth. Mitternacht kam heran, des Jahres letzte Stunde schlug und allseitige Begrüßungen wurden laut. Nach dem ersten Sturme rief Devrient den Kellner, kurzweg Carl genannt. (Dieser Carl war später Eigenthümer des „Hotel de Silesie" in Breslau und starb als solcher vor einigen Jahren.) Carl kam dienstfertig herangehüpft. „Was befehlen Sie?" — Devrient redete ihn pathetisch an: „Es ist ein löblicher Brauch, am Schlusse eines Jahres seine Rechnung mit dem — Himmel nicht, wohl aber mit dem Wirthe zu machen, auf daß man schuldenfrei hinübergehe in das neue und wieder frisch geborgt bekomme. Ich wünsche meine Rechnung vom vergangenen Jahre zu haben." Carl verschwand, um sehr bald mit einem mächtigen Bogen Papier in Folio zu erscheinen. Man schien von Seiten des Wirths ein derartiges Verlangen Devrient's erwartet oder wenigstens gehofft zu haben, denn sorgfältig waren alle Posten des Jahres — und deren waren nicht wenig — notirt und auf Heller und Pfennig summirt. Devrient nahm bedächtig das ungeheure Pumpregister in die Hand, schlug langsam eine Seite nach der andern um, die Transportsummen wuchsen zu immer erschreckenderer Höhe an, bis Devrient, auf der letzten Seite angelangt, die Hauptsumme: 879 Thaler 26 Silbergroschen 6 Pfennige, mit dumpfer Stimme bedächtig wiederholte. Dann faltete er den Riesenbogen auseinander und ihn, wie einen spanischen Mantel, um die Schultern schlagend, sagte er zu dem neben ihm sitzenden Hoffmann, mit der linken Hand auf den verblüfften Carl deutend und sich selbst als „König Philipp" producirend, mit erschrecklichem Mienenspiel: „Der Knabe Carl fängt an, mir fürchterlich zu werden!" — Ein schallendes Gelächter lohnte den Künstler für seinen Einfall und der rasch enthusiasmirte, bereits sehr lebhafte Hoffmann fiel seinem Freunde um den Hals und rief jubelnd: „Du bist und bleibst doch ein Teufelskerl!"

— Devrient wurde nach der Vorstellung des „Franz Moor“ herausgerufen. Sich verneigend, sagte er zum Publicum: „Wohin drückte ich aus, was ich nicht fühlte; jetzt fühle ich, was ich nicht ausdrücken kann!“

— Devrient gab einige Male die komische Gerichtsperson in der Oper „Don Juan“ von Mozart. Ein Kunstcollege machte ihm hierüber Vorwürfe, indem er meinte, ein so bedeutender Künstler solle sich mit werthlosen Rollen nicht abgeben. Devrient lächelte und erwiderte: „Freund, ich fühle mich hochgeehrt, mit dem unsterblichen Mozart auf einem Zettel zu stehen.“ — Gewiß eine seltene Künstler-Bescheidenheit, die wohl unter den sogenannten Bühnenkünstlern der Gegenwart selten Nachahmung finden dürfte.

— Devrient. Es ist schon oft dafür gesprochen und geschrieben worden, daß sich ein „Naturschauspieler“ auf sein angebornes Talent verlassen und somit Großes und Tüchtiges schaffen könne. Wenn es nach unserer Ansicht ein solcher Mann nicht weiter bringt, so ist doch gewiß, daß dieses eine bedenkliche Stufe ist, auf welcher er steht. Die vortreffliche Anlage bleibe stets nur Anlage, und Natur allein wird nie etwas ganz Vollendetes in der Kunst hervorbringen. Diese Halbheit macht sich nicht nur in der Tonkunst und Malerei, sondern auch vorzüglich in neuerer Zeit in der Schauspielkunst bemerkbar. Es ist ein Hinwerfen, ein Skizziren, und das so locker Dargebotene sucht man oft mit dem Wort „Genialität“ zu verdecken. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß selbst der große Menschendarsteller Devrient Vieles in seinen Rollen dem Moment überließ, deshalb aber war er auch ein Genie, und trotzdem studirte er oft bis tief in die Nacht und empfand sehr wohl: „Daß das wenige Flimmergold des Angebornen nicht ausreiche, wenn es galt, eine dramatische Dichtung mit Fleisch und Blut zu verkörpern.“

Dejazet, Virginie. Jemand behauptete nach einer Aufführung des „Tartüffe“, daß dies Stück Molière's den Eindruck einer alten Tapisserie auf ihn mache. „Ja,“ sagte die Dejazet, „aber die alten Tapisserien dienen zu großen Festen.“

— Dejazet: „Fühle, wie mein Herz schlägt,“ sagte sie zu einem Freunde, indem sie in der Zerstreuung die Hand desselben auf die rechte Seite legte. „Hier?“ fragte dieser verwundert. „Ist für dich mein Herz nicht überall?“

— Dejazet: „Wenn die Leidenschaften anfangen, hört der gute Ruf auf.“ — „Der, welcher uns liebt, ist mehr zu bedauern, als der, welchen wir lieben.“

— Dejazet. Vom italienischen Gesange sagte sie: „Die Stickerei ist mehr werth, als der Stoff.

— Dejazet. Man sprach einst in ihrer Gegenwart von den Gräueln des Bürgerkrieges zu Bilbao. „Es ist entsetzlich," sagte die Künstlerin, „aber Sie werden sehen, daß dies Niemanden abschrecken wird, sich spanische Schlösser zu bauen."

— Dejazet. „Sie verschönt Alles, was sie trägt," sagte Jemand in Gegenwart der Dejazet, „und doch ist sie selbst nicht schön." „Ach, mein Herr," erwiderte die Dejazet, die es gehört hatte, „besäße ich doch die Kraft, Sie zu tragen."

— Dejazet. „Was ist öffentliche Meinung?" Ein Geräusch, das die Einbildungskraft trifft, ohne das Ohr zu verwunden," sagte die Dejazet.

— Dejazet. Man verhöhnte einst einen Buckligen. „Habt Nachsicht mit ihm," tröstete die Dejazet ihn, „alle Welt kann nicht platt sein."

— Dejazet. Im Jahre 1832 vertauschte sie die Nouveautés mit dem Theater des Palais Royal, welchem sie zehn bis zwölf Jahre treu blieb. Ein reizender Proteus, spielte sie dort die verschiedenartigsten Rollen mit immer gleichem Erfolge. Dampfte sie heute als übermüthige Grisette oder frivoler Student dem Publikum die Rauchwolken ihrer Cigarre in's Gesicht, so trug sie morgen den Purpurmantel Heinrichs IV. oder Ludwigs XV., und bezauberte morgen alle Herzen in dem reizenden Costüm der Ninon de Lenclos oder Sophie Arnould, um am folgenden Tage in der Perrücke des Voltaire oder Jean Jacques zu erscheinen. Ihre Couplets erregten stets einen wahren Sturm des Beifalls. Niemand verstand gleich ihr diese leichten Verse zu singen; Nichts galt ihr der Werth der Note und der Tactstock des Dirigenten, wenn sie nur durch ihre geistvolle Betonung, ihre Geberden und Blicke den Inhalt des Gedichtes zum Verständniß bringt und das Publikum durch die Schlußpointen entzückt.

Ihr Sohn, ein ausgezeichneter Musiker, sagte einst; „Mutter, Du singst falsch, mit ausgezeichneter Richtigkeit."

— Dejazet, welche einen so mächtigen Einfluß auf das Publikum ausübte, ist, wenn sie sich als Zuschauerin in einer Loge befindet, selbst jedem Eindruck unterworfen, welchen das Spiel ihrer Collegen hervorbringt. Sie lacht und weint, gleich der schlichtesten Handwerkersfrau; sie ist aufgeregt vor Ungeduld, wenn der Zwischenact zu lange dauert. Nur einmal hatte sie, die durch ihre Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit

gleich sehr beim Publikum, wie bei ihren Collegen und Colleginnen beliebt war, einen Kampf mit Ersterem zu bestehen.

Das Stück „Le Triolet bleu“ wurde aufgeführt. Drei oder vier Schauspieler befanden sich auf der Bühne des Palais Royal. Plötzlich stockt ihr Gespräch, das Stichwort ist gefallen — aber die Dejazet tritt nicht aus den Coulissen.

Eine Minute vergeht — das Publikum murrt.

Immer noch keine Dejazet! Aus dem Murren wird ein tobendes Geschrei, die Schauspieler verlassen die Scene, aber nirgends ist die Gesuchte zu finden.

Endlich erscheint sie ruhig inmitten des Sturmes, die Cigarre im Munde und mit lächelndem Blick.

Man zischt.

Fräulein Dejazet verliert durchaus nicht die Fassung, tritt bis an die Lampen vor, heftet ihr Auge dreist auf das Publikum und scheint von ihm Rechenschaft über den Lärm zu fordern, welcher zum ersten Mal ihr Ohr beleidigt.

Das Zischen verstärkt sich.

Furchtlos und gelassen bläst sie den Zischern große Tabackswolken zu, und dreht sich bald nach rechts, bald nach links, je nachdem der ärgste Spectakel von der einen oder andern Seite kommt.

Zehn Minuten währt dieser Kampf.

Müde des Zischens und Pfeifens, bewundert das Publikum mit einem Male die Kaltblütigkeit der Schauspielerin und beginnt ihr mit derselben Wuth Beifall zu klatschen, mit der es ihr eben seine Unzufriedenheit zu erkennen gab.

Endlich tritt Stille ein.

„Darf ich mich rechtfertigen?“ fragt die Dejazet immer noch rauchend.

„Ja, ja! Reden Sie! geben Sie uns eine Erklärung.“

„Wohlan, meine Herren, der Schlüssel zu meinem Ankleidezimmer war verloren gegangen. Man beeilte sich, einen Schlosser zu holen. Der erste war nicht zu Hause, der zweite wohnt eine ziemliche Strecke entfernt. Die Zeit verstrich, das Stück ging fort und ich konnte mich anständigerweise doch nur in vollständiger Kleidung vor Ihnen sehen lassen.“

„Bravo! bravo!“ schrie das Publikum und wurde nicht müde, seinen Liebling durch nicht endenwollende Gunstbezeugungen zu versöhnen.

— Dejazet begab sich von Caen nach Lille. Traurige Erinnerungen durchzogen ihr Herz beim Anblick der Mauer dieser alten Stadt. Sie wußte, daß ein unglücklicher junger Mann sich hier vor drei Jahren er-

schoffen habe, weil seine leidenschaftliche Liebe zu ihr keine Erwiderung fand. Sie hatte sich vergebens bemüht, als treue Freundin sein Herz zu heilen, er floh in die Provinz und gab sich den Tod.

Bei ihrer Ankunft in Lille ließ sie sich auf den Kirchhof führen. Man zeigte ihr das Grab — ein schlichtes, hölzernes Kreuz, das von Unkraut und wilden Brombeersträuchen überwuchert ward.

„Also Keiner denkt mehr an ihn?" fragte die Dejazet den Todtengräber, der ihr als Führer gedient hatte.

Er schwieg und schüttelte traurig den Kopf, als wollte er sagen: „Ach! wenn wir todt sind, wird man uns auch bald vergessen!"

Die Schauspielerin gab ihm eine gefüllte Börse, und zwei Tage darauf bot das verödete Grab einen ganz veränderten Anblick. Das Unkraut war gejätet, die Brombeeren ausgerauft und ein Denkmal von schwarzem Marmor erhob sich an der Stelle des hölzernen Kreuzes.

„Welche Inschrift soll darauf eingegraben werden?" fragte der Todtengräber.

Fräulein Dejazet riß ein Blättchen aus ihrer Brieftasche und schrieb darauf die Worte:

„Dem Andenken Franchome's!"
„Eine Freundin ging vorüber."

— Dejazet. Am Abend jeder ersten Aufführung eines Stückes nahm sie ein russisches Dampfbad, und trat mit rosiger Frische und jugendlicher Lebendigkeit auf die Bühne.

Man glaubte sie auf dem Gipfel ihrer Siege angelangt, als eine neue, unerschöpfliche Goldmine des Ruhmes für sie entdeckt ward. Der Lustspieldichter Bayard kam auf die Idee, die Chansons Béranger's zu dramatisiren. Das erste dieser Stücke, Frétillon, erlebte mehr als 200 Aufführungen und brachte der Casse 300,000 Frs. ein. Bearbeitungen anderer Chansons folgten und lockten Jahrelang das Publikum in's Palais Royal.

Beranger selbst wohnte keiner dieser Vorstellungen bei. Einst machte Fräulein Dejazet mit einem Freunde einen Spaziergang in das Gehölz von Boulogne.

„Hier wohnt Béranger," sagte ihr Begleiter, als sie an einem bescheidenen Häuschen vorbeigingen.

„Béranger!" wiederholte Fräul. Dejazet, „Béranger, sagten Sie?"

„Gewiß, Sie kennen ihn ohne Zweifel?"

„Ich habe ihn vor langer Zeit ein einziges Mal bei seinem Verleger gesehen. Denken Sie sich — ich, Frétillon, kenne kaum Béranger!"

„Wenn Sie wünschen, daß ich Sie ihm vorstelle. . ."

„Ja, mit Freuden — auf der Stelle! Welch' ein Glück," jauchzte die Dejazet, und klatſchte vor Freude in die Hände.

Ihr Freund trat ein, um ſie zu melden. Der Eremit von Paſſy eilte ihr entgegen und ſie umarmten ſich wie alte Freunde.

Lange ſahen ſie einander an, ohne zu reden. Die Aufregung der ſchönen Beſucherin hatte ſich dem Poeten mitgetheilt.

„Soll ich Ihnen eines Ihrer Lieder ſingen?" fragte ſie endlich, auf einem Schemel zu ſeinen Füßen Platz nehmend.

„Ich höre," antwortete Béranger.

Virginie legte ihre kleine Hand auf die welken Hände des Greiſes. Sie begann die erſte Strophe von Frétillon; aber plötzlich ſchluchzte ſie laut und mußte ihren Geſang unterbrechen.

Unter Thränen lächelnd, nahm ſie Béranger das Verſprechen ab, ſie im Palais Royal zu hören,

„Ich komme morgen," ſagte der Dichter.

Er hielt Wort, und wie der Leſer geahnt haben mag, der Zettel kündigte Frétillon an. Béranger ſah, im Schatten einer Loge verſteckt, Fräulein Dejazet zum erſten Mal ſpielen, nnd blieb bis an ſeinen Tod einer ihrer wärmſten Freunde und häufigſten Beſucher.

— Dejazet. Einen zweimonatlichen Urlaub benutzte ſie zu Gaſtrollen in den Provinzen. Unter Andern hatte der Director des Theaters in Caen ſie für ſechs Vorſtellungen engagirt. Ein zelotiſcher Pfarrer dieſer Stadt, welcher in der Schauſpielkunſt eine Erfindung des Teufels ſah, benutzte die Gelegenheit, ſeine Gemeinde vor dem Beſuch des Theaters zu warnen, indem er Fräulein Dejazet als einen Dämon ſchilderte, der zum Verderben der Seelen in die Welt gekommen ſei und in einem Zuſtande empörender Nacktheit die Bühne betrete.

Der Maire von Caen, welcher es nicht gern mit der Kirche verderben wollte, begab ſich in das Hotel, wo die Schauſpielerin abgeſtiegen war.

„Mein Fräulein," hob er an, „es ſetzt mich in Verlegenheit, Ihnen die Natur meiner Befürchtungen mitzutheilen. Es gibt hier Leute, die behaupten wollen, die ſich einreden . . . Wahrhaftig, ich wage es Ihnen nicht zu ſagen, was von Ihnen erzählt wird."

„Iſt es denn etwas Schlimmes?" fragte die Schauſpielerin beunruhigt.

„Etwas ſehr Schlimmes, Fräulein."

„Sie erſchrecken mich. Bitte, laſſen Sie mich nicht länger in Ungewißheit!"

„Beruhigen Sie sich. Etwas Schlimmes wollte ich eigentlich nicht sagen. Wir Männer — nun Sie wissen ja ... Aber die Frauen! Die sind fromm und empfindlich."

„Es scheint, Herr Maire, Sie wünschen zu erfahren, ob ich gut Räthsel zu lösen weiß," sagte lächelnd Fräulein Dejazet.

„Wirklich, habe ich Ihnen noch nicht gesagt ... Wohlan denn, es heißt, Fräulein, daß Sie in Paris Frétilon ohne das mindeste Costüm spielen."

„Wer hat das sagen können?"

„Unser Pfarrer in eigner Person."

„Hat er mich denn gesehen?"

„Wahrscheinlich, denn seine ganze Predigt war vorigen Sonntag gegen Sie gerichtet. Er muß seiner Sache gewiß sein. In der Hauptstadt, begreife ich, duldet man solche kleine Muthwilligkeiten, aber hier in der Normandie ... Kurz, es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie sich entschlössen, die Rolle etwas anders — d. h. nicht ganz ohne Kleidung, wie in Paris, zu spielen."

„Gewiß!" antwortete die Schauspielerin, unter Thränen lachend, ich verspreche Ihnen, wenigstens ein Hemd anzuziehen."

Wie sich denken läßt, erschien sie in demselben Costüm wie im Palais Royal, und das enttäuschte Publikum fand den Anstand in ihrer Kleidung weit über Gebühr bewahrt.

— Dejazet. „Wenn es mir gelingen soll, etwas hervorzubringen," sagte die schöngeistige Frau eines berühmten Diplomaten zu ihr, „so muß ich allein mit mir sein." — „Dann werden Sie ja niemals Kinder bekommen, gnädige Frau!" entgegnete die Dejazet.

— Dejazet: „Die Bescheidenheit ist ein Schmuck, den man seiner Toilette hinzufügt."

— Dejazet. „Warum sieht man so viel getäuschte Mädchen?" fragte Jemand. — „Das kommt daher," sagte die Dejazet, „weil sie sich ein Vergnügen aus der Gefahr machen!"

— Dejazet. „Mit Geld kann man Alles machen," warf Jemand hin. — „Dann werden Sie auch Alles für Geld machen," sagte die Dejazet.

— Dejazet: „Man muß hundert Lügen hören, um eine Wahrheit zu vernehmen."

— Die Dejazet trieb eines Tages in Gegenwart eines Bucklichten ihre Scherze, als dieser ausrief: „Gibt es wohl etwas Schrecklicheres,

als die Zunge einer Frau?" — „Hat Aesop gesagt!" erwiderte die Dejazet. — „Die schönen Geister treffen zusammen," fügte der Bucklichte hinzu. — „Bisweilen," entgegnete sie, „aber ich glaubte nicht, daß dies auch zweien Bergen begegnen könnte!"

— Dejazet. Ein unermüdlicher Schwätzer, der sie oft mit seinen Besuchen belästigte, brachte eines Tages das Gespräch auf die Erfindungen, und that sich etwas damit, auf den Ursprung einer jeden zurückzugehen. — „Ich wette," sagte bei einer Wendung des Gesprächs die Schauspielerin nachsinnend, „daß das kein Schwätzer war, der zuerst von den Visitenkarten Gebrauch gemacht hat!"

— Dejazet. Man erzählte ihr von der bevorstehenden Heirath einer Tochter des Marquis von * * * mit einer alten Magistratsperson. Die Dejazet sagte: „On ferait mieux de la laisser en pension, puisqu'elle prend pour le présent un futur passé."

— Dejazet. Ein bekannter Schriftsteller bemühte sich sehr um Demoiselle Dejazet, und machte ihr oft seinen Besuch. Eines Morgens, als sie in einem tête-à-tête bei einander waren, setzte sie ihn durch ihre übersprudelnde Laune und durch das treffende Salz ihrer Bemerkungen in Erstaunen. Der Schriftsteller griff zur Feder, um ihre Unterhaltung aufzuschreiben, als ihn die Dejazet beim Arm zurückhielt und ausrief: „Wer Ihr Blatt nachher liest, sollte der wohl glauben, daß wir mit einander allein gewesen?"

— Dejazet. Man stritt in einer Gesellschaft über einen Ehrenpunkt und Jemand sagte zur Dejazet: „Wenn Sie ein Mann wären, was würden Sie dazu meinen?" — „Und Sie, mein Herr," entgegnete sie, „wenn Sie ein Mann wären, was würden Sie thun?"

— Dejazet: „Ein Menschenfeind ist ein Wesen, das einen langsamen Selbstmord begeht."

— Dejazet. Ein Schmarotzer, den sie die Gutmüthigkeit hatte, zuweilen zu sich einzuladen, erhielt einen sehr einträglichen Posten. — „Nun," sagte die Dejazet, „Gottlob, jetzt kann ich ihn mit gutem Gewissen zur Thür hinauswerfen, wenn er kommt."

— Dejazet. Einstmals reiste sie mit der Diligence, und es traf sich, daß sie an der Seite eines jungen Abbé saß, welcher der Versuchung nicht widerstehen konnte, in die ihn die Nähe einer hübschen Frau brachte. Als die Nacht gekommen war, erkühnte er sich eine Hand zu küssen, und man zog sie nicht zurück. Dann eröffnete er mit leiser Stimme eine Conversation, die sich schwer wieder erzählen läßt. De-

moiselle Dejazet that, als wenn sie ihn verstände und der Schwarzrock wurde darnach nur um so kühner, indem er meinte, daß er es mit einer Unerfahrenen zu thun habe. Bei dem ersten Halt, den der Wagen machte, gruppirten sich alle Reisenden um die Dejazet, welcher der galante Abbé den Arm gegeben hatte und priesen sie wegen ihres Talents mit Complimenten aller Art. — Eine Actrice! rief er aus, und sprang zurück wie vor einem Pestkranken. — „Wie, Herr Abbè, sagte die Dejazet, auf dem Punkt, wo wir miteinander stehen, werden Sie mir nicht Vergebung ertheilen für — Ihre bösen Gedanken?" — Und dann erzählte sie lachend die erbauliche Aufführung des Abbé, der sich plötzlich unsichtbar machte.

— Dejazet. Die Mars scheint nie zu altern, sagte Jemand. — „Das heißt, sie zeigt Euch immer neue Schönheiten," sagte die Dejazet.

— Dejazet. Ich habe viel Uebles von Ihnen sprechen hören, sagte Jemand zu ihr: — „Das ist mir lieb, antwortete sie, weil man in der Welt mehr Lügen als Wahrheit hört, und selbst die Wahrheit gelangt selten rein an uns, wenn sie von Mund zu Mund geht."

— Dejazet. „Das Vergnügen ist der Spielball des Lebens." —

— Dejazet. Zur Zeit der Schlacht bei Navarin beklagte man sich in einer Gesellschaft sehr über die Barbarei des Sultans, der eine Frau in einen Sack mit Schlangen hatte einschließen lassen. Die Unglückliche! rief man, und allgemein bedauerte man die Frau. — „Ich bedauere blos die Schlangen!" sagte die Dejazet.

— Dejazet. „So lange ein Künstler noch Neider macht, hat er den Beweis geliefert, daß er noch nicht unter sich selbst herabgesunken." —

— Dejazet. Ist Herr ** jetzt in der Gunst bei Ihnen vorgerückt? fragte man sie. „Keineswegs, antwortete die Dejazet, denn er schreibt mir Briefe, die mehr meinen Kopf als mein Herz beschäftigen."

— Dejazet. „Ich liebe nicht die Lectüre, weil es ein einsames Vergnügen ist zu lesen."

— Dejazet. Man fragte sie einmal in der Provinz, ob sie niemals versucht hätte, den Molière zu spielen. „Es ist genug, ihn spielen zu sehn!" sagte sie.

— Dejazet. Ein dramatischer Künstler, der sehr zu grimassiren pflegte und durch allerhand Coulissenreißereien sein geringes Talent zu ersetzen suchte, hatte die Liebe einer Schauspielerin gewonnen. — „Ist

es möglich, fragte die Dejazet diese Letztere; die Coulissen haben also noch Illusionen für Dich?"

— Dejazet. „Ich bin so voller Vertrauen, daß ich niemals Geheimnisse haben sollte." —

— (Krönung und Banket zu Ehren der Dejazet.) Im Jahre 1848, vor siebzehn Jahren, warf in Paris ein großes Reform-Banket einen Thron zur Erde, verjagte einen König, der seit achtzehn Jahren regierte; am 16 März 1858 veranlaßte zu Caen ein großes Banket ebenfalls in der ganzen Stadt eine Umwälzung, dießmal freilich nicht, um eine Krone niederzureißen, sondern im Gegentheil, um mit einer solchen die Stirn einer Künstlerin zu schmücken, die von Allen geliebt und hochgeschätzt wird; die Dejazet ist zur Königin ernannt worden, Königin kraft ihres Talentes, Königin der Menschenliebe. Diese Krone (ein bewundernswürdiges Kleinod, ciselirt mit außerordentlicher Kunst von dem berühmten Gombaud) wird die zukünftigen Jahrhunderte überdauern, ohne daß irgend eine Revolution ihr zu nahe tritt. — Um diese Reihenfolge von Triumphen zu erzählen, die der Dejazet zu Caen bereitet wurden, muß ich einige Tage zuvor vom Banket ausholen; dieses Banket ist die Folge eines Besuches, den die gefeierte Künstlerin der Freimaurer-Loge abstattete. Fillion, Mitglied dieser Brüderschaft und vertrauter Freund der Dejazet, sagte eines Tages zu ihr: „Sie, die die Armen zu unterstützen lieben, reichen Sie mir Ihren Arm, verehrte Freundin, und lassen Sie uns unseren Spaziergang nach unserer Wohlthätigkeits-Gesellschaft einschlagen: Sie werden dort sehen, wie wir die christliche Liebe üben."

Beim Eintritt in einen unermeßlichen Saal wurde die Künstlerin von einem durchaus fremdartigen Anblick überrascht; Arbeiter aus allen Ständen, Hülfsbedürftige jeder Gattung traten ein, gaben eine Karte ab und erhielten dafür unentgeltlich eine vortreffliche Suppe. Diese Karten ersetzen den Sou, den wir dem Armen auf der Straße geben. Sie wurde darauf in die Maurer-Loge eingeführt und von den Großwürdenträgern in Empfang genommen. Die Scene, deren Zeuge sie so eben gewesen war, hatte einen solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie ihrerseits an diesem guten Werke theilnehmen wollte und aus freien Stücken den Ertrag ihrer nächsten Vorstellung zu diesem Zwecke anbot; in wenig Augenblicken verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß die Dejazet für die Armen spielen wolle; daß der Saal überfüllt war, wird kaum der Erwähnung bedürfen. Man brach fast die Thüren ein, man stieß die Controlle um, Jeder warf im Vorbeigehen das Geld

für den Platz hin, den er einzunehmen beabsichtigte. Das Schauspiel begann um 6½ Uhr. — Um 8 Uhr hatten die Künstler, die in dem ersten Stücke spielten, noch kein Wort hervorbringen können. Schaarenweise drängte es noch immer hinein, es war kein Platz mehr vorhanden, und doch suchte Jeder noch ein Plätzchen zu gewinnen. — „Mein Herr, drücken Sie sich ein wenig!“ — „Aber, mein Herr, Sie drücken mich todt!“ — „Madame, für heute lassen Sie wenigstens Ihre Crinoline weg.“ — Das war das Vorspiel, wie es zuerst im Saale und nicht auf der Bühne zur Aufführung kam. Endlich wurde Alles stille; man war gekommen, um den Vicomte von Létoriéres zu sehen. Nach dem Stücke erschien die Dejazet in einer reizenden Toilette und sang die Romanze von Paul Henrion: Je chanterai! — eine köstliche Improvisation zur gelegenen Zeit, die ihr durch einen dreifachen Beifallssturm belohnt wurde. Wie konnte es auch anders sein? Höret nur, wie ihre liebliche und einschmeichelnde Stimme mit sichtbarer Rührung uns verkündet: „Ja, ich singe nochmals, und so lange ich auf meinem Lebenswege ein Elend mit meinen Gesängen lindern kann, werde ich singen!“ — Die Soirée war zu Ende, man glaubte es wenigstens, die Dejazet begrüßt das Publicum zum Abschied und zieht sich zurück; die Thür im Hintergrunde öffnet sich, Fillion erscheint, in Begleitung des Ricquier, der auf einem rothen Sammtkissen eine prächtige Krone von Gold und Silber trägt. Auf dem Rande ist folgende Inschrift eingravirt: „Andenken an die Soirée vom 16. März 1858. (E. *** V.) Die St. Johannisloge der Themis oder *** zu Caen an Virginie Dejazet.“

Das wunderschön ciselirte Stirnband stellt die symbolischen Abzeichen der Freimaurer dar. — Fillion faßte darauf Fräul. Dejazet bei der Hand und indem er sie auf den Vordergrund der Scene führte, sprach er sich ungefähr in folgenden Worten aus. Ich sage „ungefähr,“ denn es würde mir kaum möglich sein, die wohlgewählten und tiefgefühlten Worte wiederzugeben, wie sie von den Lippen und aus dem Herzen des Herrn Fillion hervorgingen. — In diesem Augenblicke nahm die Soirée einen ernsten Charakter an, eine feierliche Stimmung hatte den Saal wie ein Blitz durchzuckt; alle Zuschauer erheben sich und horchen mit der größten Hochachtung und erwartungsvollem Schweigen. „Meine verehrte Freundin,“ sagte der Redner, „Sie sind im Begriff, durch ein reiches Almosen das Werk der Wohlthätigkeit zu vollenden, das Sie unter die Obhut Ihres Herzens genommen haben, allein vorher gestatten Sie mir, Ihnen im Namen der Maurer von der St. Johannisloge der Themis diese symbolische Krone darzureichen als

einen aufrichtigen Beweis unserer Erkenntlichkeit. Jede gute Handlung trägt zwar ihre Belohnung in sich, das hat Ihr Herz oft erfahren; indessen, meine liebe Dejazet, wenn Sie eines andern Lohnes bedürfen, so würden Sie denselben sicher und reichlich finden in dem dankbaren Eifer des Publicums, in den Segnungen der Unglücklichen und vor Allem in den Danksagungen der Freimaurer, die stets glücklich und stolz sein werden, Sie ihre Schwester nennen zu dürfen."

Durch seinen Beifallsjubel, hat das Publicum der Dejazet bewiesen, daß es sich gern den menschenfreundlichen Bestrebungen der Freimaurer anschließt.

Es war eine Estrade eingerichtet, so daß die Dejazet direct in den Saal gelangen konnte. Am Fuße der Treppe, die in den Orchestersitzen auslief, empfing sie der Ceremonienmeister, der ihr einen prachtvollen Blumenstrauß darreichte und eine Jaspisschale, die bestimmt war die Liebesgaben in Empfang zu nehmen. Man muß die Dejazet gesehen haben, wie sie durch die Orchester- und Parterrebänke sich Bahn brach, mit unnachahmlicher Grazie Jedem die Schale hinreichend mit der Bitte: „Für die Armen, wenn Sie die Güte haben wollen."

Wir bemerken Ihnen beiläufig, verehrtes Fräulein, daß uns Nichts entgangen ist; wir sind Ihnen bis zum vierten Range gefolgt, indem Sie mit derselben liebenswürdigen Anmuth die kleine Münze vom Paradiese, wie die Goldstücke der ersten Ranglogen entgegennahmen. — Wie hat die zarte Dame es gemacht? Wie ist Sie durch die gedrängte Menge hindurchgeschwebt? Sie allein vermag es zu sagen; Gott schien ihr Flügel verliehen zu haben, Flügel wie einem Engel. Sie war ein Engel des Mitleids!

Am Tage darauf besuchte die Dejazet das Banket, das ihr zu Ehren von den Freimaurern gegeben wurde, in deren gewöhnlichen Versammlungssaale, wo kein Profaner zugelassen wurde. Sie wünschten durch eine trauliche Vereinigung die Bruderbande noch fester zu schließen, die sie mit der gefeierten Künstlerin verknüpfen. An diesem Tage trug sie die Krone als Kopfputz, die man ihr Abends vorher dargereicht hatte, eine sinnige Aufmerksamkeit für die Geber, wie für den, der sie kunstvoll verfertigt.

Eine andere Belohnung wartete derselben noch. Zur Rechten des Meisters vom Stuhl Platz nehmend, stellte die Dejazet ihre Statuette von Richelien auf den Tisch. Lächelnd streckte sie ihre beiden Hände aus und ließ rings um den Sockel einen Regen von Gold fallen, Manna für die Unglücklichen, die sie dafür mit ihren Segenswünschen geleiteten. Da ertönte der Hammer des Meisters vom Stuhl. Die ganze

TAYLOR INST. OXFORD

Versammlung erhob sich und brachte einen Toast der Anerkennung aus. Die Dejazet erwiderte mit folgenden Worten: „Erlauben Sie mir, meine Herren, Ihren Toast mit einem andern zu erwidern, der hoffentlich nicht weniger freundlich aufgenommen werden wird: Unseren nächsten Versammlungen. Ich sage unseren, denn heute, den 17. März 1858, mache ich mich anheischig, in jedem Jahre wieder zu kommen, um die gestrige gute Handlung zu erneuern. Möge derselbe Erfolg unser Werk krönen!"

Der alte Kassirer war inzwischen herangekommen; niemals vielleicht hatte er mit größerer Freude gezählt, seine Hände zitterten; der erfahrene Mann machte ganz leise zwei Berechnungen auf ein Mal; indem er sein Geld zählte, berechnete er, wie viel Arme damit unterstützt werden könnten. Als er aufstand, um der Versammlung anzukündigen, daß er eine Summe von 1350 Francs eingepackt habe, war seine Stimme bewegt, und eine Thräne der Dankbarkeit entfiel seinen Augen.

Diese Summe von 1350 Francs war der Ertrag von 400 Francs die bei der Sammlung eingegangen waren, und 950 Francs für den Antheil, der dem Fräulein Dejazet für die Vorstellung am vorigen Abend zukam.

Devienne. Zur Zeit des Friedensschlusses von Amiens (1802) war an dem Brüsseler Theater eine sehr beliebte Schauspielerin, Mlle. Devienne, engagirt, in deren Hause sich die ausgezeichnetsten und geistreichsten Männer der Stadt zu versammeln pflegten. Die Gesandten aller europäischen Mächte waren damals, wegen irgend einer diplomatischen Verhandlung, in der Hauptstadt Belgiens versammelt und diese erschienen ebenfalls häufig in dem Salon der Schauspielerin. Eines Tages fand sich einer dieser Gesandten zu ungewöhnlicher Zeit bei der Künstlerin ein und sagte zu ihr: „Seit gestern ist ein Gesandter von Florenz hier angekommen; wir haben viel mit ihm zu verhandeln, können ihm aber nicht entgegenkommen, da er von niedrigerem Range ist, als wir, er selbst möchte sich gern mit uns verständigen, aber die Etiquette steht ihm hindernd entgegen, denn er ist incognito in Brüssel. Wir haben deshalb ihr Haus als neutralen Boden gewählt, wo der Zufall uns zusammenführen soll. Sie würden uns sehr verbinden, wenn Sie an einem Ihnen beliebigen Tage ein Diner geben und den Florentiner dazu einladen wollten. Die Kosten bestreiten natürlich wir." Die Schauspielerin ging gern auf den Wunsch der Diplomaten ein, nur ließ es ihr Stolz nicht zu, ein Diner, daß in ihrem Hause gegeben werden sollte, sich bezahlen zu lassen. Das Festmahl fand statt. Der florentinische Abgeordnete erhielt den Ehrenplatz und fühlte sich so

geſchmeichelt, war ſo glücklich, daß er bei dem Deſſert nichts mehr abſchlagen konnte. Die Diplomaten verſtändigten ſich vollkommen unter einander und die ſchöne Künſtlerin hatte, ohne es zu ahnen, zur Ordnung der europäiſchen Angelegenheiten viel beigetragen. Einige Zeit darauf fragten die Diplomaten bei der Künſtlerin an, ob ſie wohl mit ihnen die Kirmeß von Löwen beſuchen wollte. Mlle. Devienne willigte gern ein und fuhr in Begleitung des ganzen diplomatiſchen Corps zu dieſem Volksfeſte ab. Dort zog beſonders eine Bude mit Silbergeſchirr und Schmuckſachen, an welcher mit großen Buchſtaben zu leſen war: „Lotterie, in der Jedermann gewinnt!“ die allgemeine Aufmerkſamkeit an. Man zahlte 5 Francs Einſatz und warf mit acht Würfeln; nach der Zahl der geworfenen Augen richtete ſich der Gewinn. Alle Diplomaten würfelten und ſchenkten natürlich die Gewinne der Künſtlerin, welche ſie begleiteten. Endlich forderte man auch dieſe auf, ihr Glück zu verſuchen. Sie nahm den Würfelbecher und warf acht Einer, den Paſch, welcher, wie angekündigt war, den ganzen Inhalt der Bude, ſämmtliches Silbergeſchirr und alle Schmuckſachen gewinnen ſollte. Mlle. Devienne ſträubte ſich lange, dieſen großen Gewinn anzunehmen, weil ſie fürchtete, den Inhaber der Bude dadurch zu ruiniren. Der Mann wußte ſich aber zu beruhigen, und ſpäter erfuhr ſie, daß die Diplomaten die Sache mit jenem Handelsmann verabredet hatten, um der Künſtlerin auf eine feine Weiſe ein bedeutendes Geſchenk machen zu können. Sie hatten das Silbergeſchirr vorher gekauft und der Künſtlerin falſche Würfel, welche jenen Paſch werfen mußten, in die Hände geſpielt.

Duprez. Daß die Sänger häufig beſſer verſtehen wollen, was ſie zu ſingen haben, als die Muſikdirectoren und wohl gar die Componiſten ſelbſt, iſt eine bekannte Sache. Bisweilen haben ſie aber doch recht. So hörte Duprez bei der erſten Probe von Roſſini's „Wilhelm Tell,“ 1837, nach den erſten Tacten zu ſingen auf und bat den Capellmeiſter Habeneck, ihn langſamer zu begleiten. „Herr Duprez,“ antwortete der Dirigent des Orcheſters, „ich laſſe nun ſeit fünfzehn Jahren ſo ſpielen und zwar in Gegenwart des Meiſters ſelbſt; mein Freund Nourrit ſang die Arie ebenſo, und ich werde und kann nicht anders ſpielen laſſen.“ „Und ich,“ antwortete Duprez, „habe die Oper ſeit zehn Jahren ſtudirt, und kann die Stelle nicht verſtehen, wenn ſie nicht ſo genommen wird, wie ich ſie ſingen möchte; wollen Sie mich begleiten, wie ich es wünſche?“ „Nein!“ „So empfehle ich mich Ihnen,“ antwortete Duprez und entfernte ſich. Allgemeine Beſtürzung. Der Entſchluß Habeneck's war durch kein Bitten umzuändern, und Duprez blieb eben ſo

fest bei seiner Meinung. Was beginnen? Man schrieb an Rossini, der sich eben in einer Stadt des südlichen Frankreichs seiner liebsten Beschäftigung, dem Nichtsthun, hingab. Er ließ sich durch die dringenden Bitten und Vorstellungen bewegen, kam nach Paris zurück und ersuchte den Sänger, er möge sich zu ihm bemühen. „Nun," sagte er zu demselben, als er erschienen war und ihm die Sache noch einmal auseinandergesetzt hatte, während er sich an das Piano gesetzt „singen Sie einmal, wie Sie es wünschen." Duprez sang. „Gut! gut!" rief der Meister aus; bei der großen Arie: „Freunde helft bei meiner Sache," sprang Rossini sogar auf, drückte dem Sänger die Hand und sagte: „Unser guter Habeneck wird Sie begleiten, wie Sie es wünschen. „Sie sind ein großer Künstler!" Seitdem wird „Wilhelm Tell" stets so gespielt und gesungen, wie es Duprez für passend erkannt hatte.

Eckhof. Dem Schauspieler, der bei der Aufführung des Lustspiels. „Der Mann nach der Uhr" den Magister zu spielen hatte, fiel der Degen aus dem Gehänge, ohne daß er solches gewahr wurde: Eckhof aber, der den Orbil machte, bemerkte es und sagte: „Ei, Herr Magister, ein ordentlicher Mann steckt auch seinen Degen fest;" und verbesserte dadurch das Versehen seines Mitspielers.

— Eckhof. Iffland wurde gleich anfänglich von Eckhof, seines entschiedenen Talentes wegen, besonders vorgezogen. Der gutmüthige Greis ging so weit, ihn zu sich auf sein Zimmer zu nehmen. Hier ärgerte ihn Iffland durch mehrere muthwillige Jugendstreiche, doch verstand er stets dessen Zorn wieder abzulenken, und sich in der erlangten Gewohnheit immer mehr zu befestigen. Eines Tages wurde Eckhof zu Gaste geladen. Er hatte sich eben zwei neue Westen machen lassen, eine weiße seidene mit Silber und eine blaue von Grosdetour mit Gold gestickt. Zwischen diesen beiden wurde beim Ankleiden gewählt und zuletzt die weiße genommen; die blaue blieb auf einem Stuhle liegen. Eckhof ging fort, ermahnte aber vorher Iffland den Pudel, der seinem Herrn überall zu folgen gewohnt war, zurückzuhalten. Iffland versprach es.

Kaum aber war der Eingeladene fort, als Iffland dem Pudel die blaue Weste anzog, ihm einen Haarbeutel in die Ohren band, den Kopf puderte, und ihn so entwischen ließ. Der Hund folgte der Spur seines Herrn, und langte kurz nach Ankunft desselben ebenfalls an. Alles lachte; Eckhof aber ärgerte sich gewaltig. Er kehrte zeitig nach Hause zurück; Niemand als Iffland konnte der Thäter sein, und diesem war eine derbe Strafe zugedacht. Iffland mochte sie erwarten. Er nahm also seine Maßregeln. In der Stunde vor Eckhof's Rückkehr legte er sich in's Bett, verband sich den Kopf, netzte mit einem Schwamme das Kopfkissen, und zog die Haushälterin, die auf ihn große Stücke hielt, in's Complott. Eckhof kam, schalt schon vor der Thüre, und die Haushälterin ging ihm entgegen. Er fragte nach dem Frevler, hörte aber, der junge Mensch werde bald sterben. Er habe heute ein Glas Wein zu viel getrunken, dabei einen unbesonnenen Streich gemacht, jetzt sei der Rausch verflogen, und nun weine und klage er, und wolle sich nicht zufrieden geben u. s. w. Eckhof, schon halb versöhnt, trat ein zu Iffland, der zu weinen und schreien begann, endlich aus dem Bette sprang und sich ihm zu Füßen warf. Eine kurze Ermahnung war Alles, was der gutmüthige Alte hervorbrachte.

— Eckhof. Bei der Schönemann'schen Gesellschaft entstand eine Akademie der Schauspielkunst, an welcher Errichtung Eckhof, der Vater der deutschen Schaubühne, den größten Antheil hatte. Der Einfluß, den diese Akademie auf das ganze deutsche Schauspielwesen hatte, war nicht unbedeutend, doch wäre der Einfluß wichtiger gewesen, wenn diese Anstalt nicht so bald wieder erloschen wäre; denn am 5. Mai 1753 war zu Schwerin die erste Sitzung, welche sich freilich alle 14 Tage wiederholte, aber leider war schon im Jahre 1754 in Hamburg die letzte Sitzung dieses nützlichen Instituts. In jeder Sitzung wurden theils neue Stücke vorgelesen und ausgetheilt, theils alte nur der Ehre der Bühne unwürdige cassirt, theils Abhandlungen vorgelesen, dann wieder über einige Theile der Schauspielkunst gesprochen. Das Hauptaugenmerk wurde jedoch auf folgende Punkte gerichtet: Schauspiel; das Theater und die dahin gehörigen Theile; die Schauspieler und die Verstellungskunst. Der Lehrer, der diese Betrachtungen anstellte, war der würdigste, den die Gesellschaft wählen konnte, es war wieder — Eckhof. Er lieferte alle Vierteljahr das Resultat der angestellten Betrachtungen in einer möglichst kurzen Abfassung. *) Würde es nicht für unsere Zeit wünschenswerth

*) Einige solcher Betrachtungen, welche von der künstlerischen Einsicht und dem eigenthümlichen kernigen Style Eckhof's das glänzendste

sein, einen „Eckhofs-Club“ zu errichten, und wir, und mit uns gewiß noch sehr Viele sind der vollkommensten Ueberzeugung, daß durch einen solchen Club Eckhof's Geist belebend und nützlich auf unsere Schauspieler wirken würde.

— Eckhof schrieb in das Gedenkbuch eines ihm befreundeten Predigers nachstehendes Epigramm:

Freund, ich und Du, wir lehren
Zwar an verschiedenen Orten;
Doch folgt nur unsern Worten
Bei Denen, die uns hören,
Ein inn'rer reicher Segen:
Was ist am Platz gelegen?

— Eckhof spielte einmal in Lüneburg den Bauer im „Wucherer ein Edelmann“ so vortrefflich, daß ein der Vorstellung beiwohnender Bauer überrascht und treuherzig seinen Nachbar frug: „Wu in aller Welt hebben de Lüde den Buren hernahmen?“

Löwen *) an Eckhof im Jahre 1755.

O Freund, Du dauerst mich,
Die Deutschen seh'n und loben Dich;
Doch unter allen Nationen
Sind sie allein zu stolz, die Kunst zu lohnen.
Und Dein Affect, den die Natur Dir gab,
Freund, prophezeit nichts, als ein nahes Grab.
Wärst Du in London das, was Du in Deutschland bist,
Wo jede Kunst geehrt und keine dürftig ist;
Du zähltest wahrlich mehr Guineen,
Als wir in Deutschland Narren sehen.
Und statt, daß Dir dereinst Dein Deutschland kaum vergönnt,
Daß Dich ein Leichstein deckt und man Dich selig nennt:
Freund, würdest Du dort da Dein Grabmal kriegen,
Wo Könige bei Philosophen liegen.

Zeugniß ablegen, finden sich vor im Gotha'schen Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1779.

*) Löwen (Johann Friedrich), geboren 1729 zu Klausthal, gestorben am 23. December 1771, ein deutscher Dichter, dessen „Romanzen“ (Leipzig, Weidmanns Erben und Reich 1771, 2. Auflage) als Vorläufer der komischen Muse Bürger's zu betrachten sind; aber auch seine andern Schriften: Satyren, Lustspiele und dramaturgische Arbeiten zeigen von genialem Geist und reicher Empfindungsgabe.

Ich bin zu klein, um Dein Mäcen zu sein,
Und kann Dir nichts, als dies Bekenntniß weih'n:
„Du zeigst im Trauerspiel, was Wenigen gelingt,
Die Kunst sei die Natur, die man in Regeln bringt."

Eckhof's Antwort.

O Freund, warum bedau'rst Du mich?
Mein Fleiß ist meine Lust; genug, er rührte Dich;
Vergnügt durch ihn will ich, soll's sein, in's nahe Grab,
Preßt er nur Kennern oft gerechte Thränen ab.
Laß Garrick nur Guineen zählen,
Mir wird's auch nicht am Glücke fehlen.
So lang' mein Fleiß gefühlt und Zähren ernten kann,
Bin ich, obschon nicht reich, doch ein glückselig'ger Mann.
Und wenn dereinst an meiner Gruft
Gerührt auch nur ein Kenner ruft:
Die Zähr' die er erzwang, soll hier sorgfältig fließen,
Das ehrt mich mehr, als wenn mich Sammt und Stein umschließen.
Dein Beifall reizt und rührt mich ungemein,
Mein Dank dafür soll dies Gelübde sein:
„Von der Natur geführt, werd' ich mich stets bemüh'n,
Der Menschen Leidenschaft die Larve abzuzieh'n."

— Eckhof. Die Schauspieler nannten Eckhof allgemein ihren Vater, und das war er auch. Sein Beispiel, sein Eifer electrisirte Alle. Der Zögling der Natur, vertheidigte er ihre Rechte, und die der Wahrheit. Er hatte die tiefste Einsicht in die dramatische Kunst. Schnell faßte er das Wahre und Ausgezeichnete eines Charakters auf, Seine von Natur ungünstige Bildung modelte er bis zum Unkenntlichwerden jeglicher Rolle an. Eckhof war nicht allein ein großer Schauspieler, er war auch Redner, Sprachkundiger und Dichter. Die Diction in seinen Schauspielen, deren er mehrere schrieb, sowie in andern schriftlichen Arbeiten, ist kernig und rein. Eckhof war ein guter Bürger und vortrefflicher Mensch. Ein Geistlicher führte einst seine Biederkeit als die beste Widerlegung des allgemeinen — natürlich damaligen — Vorurtheils über Schauspieler an. Er starb den 16. Juni 1778. Seine Leiche ward den 19. Juni früh bestattet, und zwar auf Kosten der hochachtungswerthen Brüder der Freimaurer-Loge „zum Rautenkranz" in Gotha, die sich ausgebeten hatten, diese letzte Ehre ihrem würdigen „Bruder" und „Redner" erweisen zu dürfen.

Elsler, Fanny. Loge heißt in der Theatersprache ein Zimmerchen, in welchem die Künstlerin sich ankleidet und in welches sie sich begibt, wenn sie auf der Bühne nicht beschäftigt ist. Fanny Elsler besaß

ein sehr großes Ankleidezimmer, an dessen Eingange zwei große Lakaien in Livrée Wache hielten; aber man sah darin keine weiche Teppiche, sondern nur — Kreide, Kreide auf dem Tische, Kreide auf dem Fußboden, auf der Toilette, denn die Kreide ist das unentbehrliche Hilfsmittel jeder Tänzerin, die sich die Sohlen ihrer Schuhe damit reibt, um keinen — Fehltritt zu machen. Einst trat ein Bühnendichter, Bural, zu Fanny, die ihm mit den Worten entgegen trat: „Ich bin außer mir; ich soll sogleich auftreten und man hat mir meine Kreide gestohlen. Ich habe Alle schon um Kreide ersuchen lassen, aber Niemand will etwas davon haben; man hat sich gegen mich verschworen, um mich zu hindern, gut zu tanzen. Sie schaffen mir Kreide, nicht wahr?“ — „Aber theures Fräulein, ich weiß nicht, wo ich sie finden soll.“ — „Gehen Sie, ich zahle jeden Preis. Sie haben noch eine Viertelstunde, ehe der Vorhang aufgeht; ich erwarte Sie.“ Es war eilf Uhr Abends und jedes Gewölbe geschlossen. Herr Bural wußte nicht, wo er die ersehnte Kreide finden sollte. Er ging jedoch fort, kam vor der Viertelstunde zurück und brachte zwanzig Stückchen Kreide. — „Wie viel bin ich Ihnen schuldig?“ fragte Fanny. — „Zehn Gläser Zuckerwasser,“ antwortete der Dichter, „denn ich mußte in zehn Kaffeehäuser gehen, um diese Kreide zu stehlen.“

— Fanny Elsler. Im December 1843, als eben zwei Bauernhäuser des Dorfes St. Margarethen im Bezirk Seckau, welches an der Hauptstraße sich befindet, in vollen Flammen standen — bemerkte man — es mochte um 10 Uhr Abends sein — einen sehr netten Reisewagen, mit Postpferden bespannt. Eine Dame, gerührt von dem traurigen Schicksale der Verunglückten, übergab für diese einen namhaften Unterstützungsbeitrag aus dem Wagen. Als man sich den Namen der Spenderin erbat, lautete die Antwort: „Fanny Elsler.“ So konnten die Umstehenden zwar nicht die Kunstfertigkeit, wohl aber die Menschenfreundlichkeit dieser berühmten Dame kennen lernen

— Elsler. Die gefährlichste Rivalin Fanny's während ihres Aufenthaltes in London, war die Cerito. Es hatte zwischen Beiden noch keine persönliche Berührung statt gefunden, bis bei der Probe des Ballets „Echo“ wo es nicht länger zu vermeiden war. Der Balletmeister Perrot, ein Franzose, führte die beiden Lieblinge Terpsichore's zu einander. Ein tiefer Knix erfolgte von beiden Seiten. Nun sollte ein Pas de deux getanzt werden, bei welchem, nach altehrwürdiger Ordnung, die Ehre des Vortritts dem schwächern Theile gebührt. Indessen, wie konnte von Einer der Damen erwartet werden, sich selbst als die Schwächere anzu-

erkennen? Das Hin- und Herreden schien nicht enden zu wollen. Die Cerito verzichtete auf jene zweideutige Ehre und die Elsler nicht minder, namentlich im Gedanken ihrer amerikanischen Kunstreise. Eine Italienerin hat mehr Einfälle als eine Deutsche. Wen könnte diese Wahrheit in Erstaunen setzen? Demoiselle Cerito schlug vor, man möge zwei Rosen, eine rothe und eine weiße, in einen Hut werfen und das Loos entscheiden lassen. Die rothe sollte den Vortritt zu dem hochwichtigen Pas de deux bestimmen. — Also ein neuer Kampf der rothen und weißen Rose in England. Die Sache wurde immer pikanter, staatsgefährlicher sogar. Aber, wenn eine Italienerin mehr Phantasie als eine Deutsche hat, so besitzt Letztere unzweifelhaft mehr Verstand. Fanni lächelte und sagte zu Parrot: „Freund, ich fange an; wahr ist's jeder Anfang ist schwer, doch soll man mir nicht nachsagen, daß ich Schwierigkeiten scheue!"

— Elsler. Während des Aufenthalts der Elsler in London war sie der Gegenstand der Nachstellungen, eines jungen Mannes, der ein Engländer zu sein schien, aber sehr gut französisch sprach. Sie traf ihn fast auf allen ihren Wegen; er sah sie mit rührender, melancholischer Zärtlichkeit an und Abends befand er sich meist an der Thür ihrer Loge, und versuchte, der Tänzerin ein Liebesbriefchen in die Hand zu spielen. Die Künstlerin lachte über dieses Abendtheuer, und als sie sich auf das Schiff begab, das sie nach Hamburg bringen sollte und das Kästchen in der Hand trug, das ihre Diamanten und Papiere von großem Werthe enthielt, reichte ihr ein junger Matrose die Hand, um ihr behülflich zu sein. Sie erkannte in demselben sogleich ihren schüchternen Anbeter aus London. Vielleicht fühlte sie sich durch diese ritterliche Ergebenheit des jungen Mannes geschmeichelt, sie ließ sich aber nichts merken und lächelte im Stillen über die Aufmerksamkeit, die ihr der junge Mann erwies, so wie über die Liebe schmachtenden Blicke, mit denen er sie fortwährend betrachtete. In der Nacht schlief sie und wurde durch ein leises Geräusch geweckt. Als sie die Augen aufschlug erblickte sie einen Mann neben ihr, den jungen Matrosen, ihren Liebhaber, der sie auf die Stirn küßte und im Tone der Leidenschaft sprach: „angebeteter Engel, verzeihen Sie meine Kühnheit, verzeihen Sie meine Liebe. Ich konnte nicht länger leben, ohne Ihnen wenigstens einmal zu sagen, daß ich Sie liebe." „Entfernen Sie sich," sprach die erschrockene Künstlerin, „oder ich rufe um Hilfe." Der Unbekannte flüsterte noch fort von seiner Liebe, die Tänzerin aber bemerkte, daß der Mann dabei mit der rechten Hand nach dem Tische griff, auf welchem das werthvolle

Kästchen stand. „Sie wollen mich bestehlen!“ rief nun die Tänzerin entsetzt, und es entstand ein erbitterter Kampf, in welchem die Künstlerin dem Dieben einen so derben Schlag versetzt haben soll, daß er rücklings taumelte und stürzte, als eben Leute ihm zu Hilfe kamen. Bei der bald darauf erfolgten Ankunft in Hamburg wurde der freche Dieb der Behörde übergeben, und es fand sich, daß derselbe einer der gefürchtesten Spitzbuben von London war.

Farinelli, (war der Sohn eines Müllers, weshalb er sich auch Farinelli nannte), war von der Natur mit dem feinsten Körperbau, mit einem Apollokopf und einer himmlischen Stimme begabt, deren Töne bis in's Innere der Seele drangen. Er liebte die schönen Wissenschaften und die Geschichte, womit er sich sehr ernstlich beschäftigte; auch war er sehr unterrichtet und seine Unterhaltung äußerst angenehm. Er hatte sich vorzüglich bemüht, das Recitativ schön zu singen, und er legte auf diesen Theil der Musik einen so wahren Ausdruck, einen so pathetischen Ton, daß selbst dem zerstreutesten Zuhörer Thränen in die Augen kamen.

— Farinelli kam im Jahre 1711, 17 Jahre alt, mit seinem Lehrer Porpora, der zur Composition für das Alberti-Theater berufen war, von Neapel nach Rom. Hier wetteiferte Farinelli mit einem ausgezeichneten Trompeter jeden Abend, so lange eine Oper wiederholt wurde. Dies schien anfänglich nur Scherz, bis das Publicum an diesem Wettstreit lebhafteren Antheil nahm. Nachdem Jeder im Anschwellen und Aushalten einer Note den Andern an Stärke zu übertreffen gesucht hatte, zeigten sie sich Beide in einem Anschwellen und Triller in Terzen zugleich, und hielten so lange aus, daß Beide endlich erschöpft schienen und wirklich hörte der Trompeter auf, in der Meinung, daß auch sein Nebenbuhler der Fortsetzung müde sein würde; Farinelli hingegen zeigte noch dieselbe Kraft, und mit lächelnder Miene, als ob alles bisherige nur Scherz gewesen sei, hub er von Neuem an, sang anschwellend und trillernd auf einem Tone und durchlief mit Schnelligkeit die schwie-

rigſten Paſſagen, bis nur das Zujauchzen der Menge ihn zum Schweigen brachte.

— Farinelli erzählte ſelbſt dem Dr. Burney, daß ihm zu Wien eine Erinnerung des Monarchen nützlicher geweſen ſei, als alle Lehren ſeiner Meiſter und alle Beiſpiele ſeiner Kunſtgenoſſen. Mit großer Herablaſſung und Güte ſagte einſt der Kaiſer zu ihm: in ſeinem Geſange ſei weder Bewegung noch Stillſtehen, wie bei andern Sterblichen alles ſei übernatürlich. „Dieſe gigantiſchen Schritte," ſagte er, „dieſe nie endigenden Noten und Paſſagen ſetzen zwar in Erſtaunen, aber es iſt nun Zeit, daß Sie auch vergnügen und gefallen. Sie ſind zu verſchwenderiſch mit Ihren Naturgaben. Wenn Sie das Herz zu treffen wünſchen, müſſen Sie einen gleichförmigeren und einfacheren Weg gehen." — Dieſe einſichtsvollen Bemerkungen brachten eine gänzliche Veränderung in ſeiner Manier zu ſingen hervor; ſeit dieſer Zeit vereinte er Pathos mit Geiſt und Lebhaftigkeit, Einfalt mit Erhabenem, und erfüllte ſo ſeine Zuhörer mit Bewunderung und Vergnügen.

— Farinelli und Seneſino waren beide zu derſelben Zeit (1734) in England, aber an zwei verſchiedenen Theatern engagirt; und da ſie immer an gleichen Tagen ſangen, hatten ſie nicht Gelegenheit, ſich zu hören. Ein Zufall führte ſie einſt zuſammen. Seneſino hat einen blutdürſtigen Tirannen, Farinelli einen unglücklichen, in Feſſeln ſchmachtenden Helden darzuſtellen. Farinelli's erſte Arie aber erweicht das harte Herz des grauſamen Tirannen ſo ſehr, daß Seneſino, den Charakter ſeiner Rolle vergeſſend, ſich ihm in die Arme ſtürzt, um ihn entzückt an ſeine Bruſt zu drücken.

— Farinelli. In den erſten zehn Jahren ſeines Aufenthalts am ſpaniſchen Hofe, ſeit 1737, mußte Farinelli dem Könige Philipp V. alle Abend dieſelben Arien ſingen, unter denen die beiden von Haſſe waren: „Pallido il sole" und „Pe questo to dolce amplesso." Als der König in eine Gemüthsſchwäche verfallen war, ſich nicht mehr den Bart abnehmen ließ und zu Staatsgeſchäften untauglich war, verſuchte die Königin nach andern vergeblichen Mitteln, den Einfluß der Muſik auf ihren kranken Gemahl, der für dieſe Kunſt ſehr empfänglich war. Sie ließ in einem Seitenzimmer des Monarchen ein Concert anſtellen, und Farinelli darin eine der reizendſten Arien ſingen, Philipp ſchien zuerſt überraſcht, dann gerührt, und am Schluß der zweiten Arie befahl er, daß Farinelli vor ihm erſcheinen ſolle. Bei ſeinem Eintritt überhäufte ihn der entzückte Monarch mit Lobeserhebungen und Liebkoſungen, fragte wie er ſolche Talente genug belohnen könnte, und erklärte, daß er ihm nichts abſchlagen würde. Farinelli, ſchon dazu

vorbereitet, bat blos, Se. Majestät möchten sich rasiren und ankleiden lassen, und wie gewöhnlich im Conseil erscheinen. Von dieser Stunde wich die Krankheit der Arznei, und der Sänger trug die ganze Ehre der Heilung davon.

— Farinelli. Während seines Aufenthaltes am spanischen Hofe hatte Farinelli sich einen schönen Galla-Anzug bestellt. Als der Schneider die Kleider brachte, und Farinelli die Rechnung verlangte, erhielt er zur Antwort: „Ich habe keine gemacht, mein Herr, und werde auch keine machen. Ich weiß wohl, daß ich mir eine große Gunst ausbitte, eine Gunst, die Sie nur Monarchen gewähren, wenn ich Sie um eine Arie statt der Bezahlung meiner Arbeit bitte.“ — Farinelli versuchte vergeblich, den Schneider zur Annahme seines Geldes zu bewegen. Endlich nach langem Bitten gab er dem eifrigen Gesuch des Schneiders nach, und nahm ihn mit in sein Musikzimmer und sang ihm einige seiner brillantesten Arien, während ihn das Erstaunen seines entzückten Zuhörers ergötzte, und je größer dieß zu werden schien, desto höhere Proben seiner Kunst legte er ab. Als er geendet hatte, dankte ihm der Schneider in den lebhaftesten Ausdrücken, und wollte sich entfernen. „Nein,“ rief Farinelli, „ich bin etwas stolz, und verdanke es vielleicht diesem Umstande, daß ich es etwas weiter gebracht habe als andere Sänger. Ich habe Eurer Schwäche nachgegeben, nun ist es auch schicklich, daß Ihr der meinigen nachgebet.“ Hiermit drang er ihm seine Börse auf, die fast die doppelte Summe enthielt, als der Betrag seiner Kleider ausmachte.

— Farinelli. Eines Tages war der Marquis de Silva so sehr gegen Farinelli aufgebracht, daß er ihn einen niedrigen Eunuchen schalt. Farinelli, ohne außer Fassung zu kommen, erwiderte ihm: „Auch Narses war ein Eunuch, der durch viele Sorge und ausgezeichnete Dienste mehr als eine Krone auf dem Haupte seines Kaisers befestigte. Ich darf mich nicht mit diesem großen Manne vergleichen, allein ich bestrebe mich, dem König, so viel es in meiner Macht steht, zu dienen. Der größte Dienst, den man ihm leisten kann, Herr Marquis, besteht darin, daß man ihm verdienstvolle Personen zu den ersten Stellen im Staate empfehle; darum habe ich den König auch gestern gebeten, Sie zum General-Gouverneur von Vera Cruz zu ernennen. Seine Majestät haben die Gnade gehabt, meinen Wunsch zu erfüllen und diesen Morgen Ihre Bestallung zu unterzeichnen. Herr Marquis, Sie werden die Ausfertigung derselben im Secretariat vorfinden.“

Hierauf machte Farinelli eine Verbeugung und entfernte sich.— Der Marquis, der lange schon diese wichtige Stelle zu bekleiden wünschte,

war erſtaunt und gezwungen, Farinelli nach dieſem Vorfalle zu bewundern und zu ſchätzen.

— Farinelli. Der Herzog von Medina Cöli, der vornehmſte Herr in ganz Spanien, der unermeßliche Reichthümer beſaß, hatte bei dem Könige für ſeinen Neffen (nach Andern für ſeinen natürlichen Sohn) um die erledigte Stelle eines Vicekönigs von Mexico angehalten; der König hatte ihm geantwortet:

„Ich bin es zufrieden, doch ſprechen Sie mit Farinelli davon.“

Der ſtolze Herzog konnte ſich aber nie entſchließen, dieſen Schritt zu thun. Er wartete; da er aber eine Promotion fürchtete, ſo ſprach er noch zweimal mit dem Könige, der immer antwortete: „Ich bin es zufrieden, aber gehen Sie zu Farinelli.“

Der geheime Secretair des Herzogs, der ſeine Unentſchloſſenheit und Verlegenheit bemerkte, rieth ihm, Farinelli zu beſuchen, aber auf eine Weiſe, wie es ſich für ſeine Größe und hohe Geburt ſchicke, das heißt, er ſolle ſeinen ganzen Hofſtaat, ſeine Pagen und Garden vor ſich herſchicken und ſich durch dieſelben mit lauter Stimme anmelden laſſen, wie, wenn der König irgendwo erſcheint, wo man ihn nicht erwartet. Farinelli war davon benachrichtigt worden. Er blieb an dieſem Tage im Schlafrock in ſeinem Cabinet, nnd ſaß mit einer Feder in der Hand am Schreibtiſche. Nun erhob ſich ein großes Geräuſch; die Flügelthüren ſeines Cabinets flogen auf und die Pagen riefen laut: „Seine Durchlaucht, der Herzog von Medina-Cöli!“ — Farinelli machte eine tiefe Verbeugung und bot dem Herzog einen Seſſel an, mit den Worten: „Wie! Ew. Durchlaucht nehmen ſich die Mühe, einer ſolchen Kleinigkeit wegen ſelbſt zu kommen und mich in einem ſo unſchicklichen Regligée zu überraſchen? Auf den kleinſten Ihrer Wünſche, den Sie mir durch einen Befehl zu erkennen gegeben hätten, wäre ich in Ihrem Pallaſt erſchienen. Obgleich der König und die Königin wünſchen, ich möchte nur für ſie allein ſingen, ſo hätte ich doch leicht die Erlaubniß erhalten, mein ſchwaches Talent auch vor Ew. Herrlichkeit hören zu laſſen.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ſetzte er ſich ſogleich an das Clavier und ſang eine Arie, die den Prinzen rührte und ſeine Geſinnung verwandelte.

„Dieſe Arie,“ ſagte Farinelli, „iſt vielleicht zu pathetiſch, wollen Ew. Durchlaucht aber gefälligſt dieſe, welche etwas Sanfteres und Charakteriſtiſcheres an ſich hat, hören?“

Nachdem er dieſe zweite Arie geſungen hatte, fügte er hinzu: „Wenn Ew. Herrlichkeit eine dritte zu hören wünſchen, werde ich . .“

„Nein, nein, Farinelli," ſagte der Herzog. „ich bin zufrieden; aber noch mehr mit Ihrem Geiſte, als mit Ihrem Talent für Muſik; dieſer Augenblick hat Ihnen meine ganze Hochachtung erworben. — Haben Sie mir nichts von Seiten Seiner Majeſtät zu übergeben?"

„Ja, gnädiger Herr," erwiderte Farinelli nun mit der Würde eines Miniſters. Er öffnete eine Schieblade und ſagte: „Hier iſt die Ernennung Ihres Neffen zum Statthalter von Mexico; ich hatte ſchon erwartet, daß Ew. Durchlaucht die Ausfertigung von mir abholen laſſen würden."

Der Herzog bezeugte Farinelli ſeine aufrichtigſte Dankbarkeit und lud ihn für den folgenden Tag zum Mittagseſſen ein.

— Farinelli war Caſtrat und wurde trotzdem zu Madrid zum Ritter geſchlagen; unter den Zuſchauern war auch ein Engländer. Ernſthaft ſah der Britte der ganzen Ceremonie zu, bis dem neuen Ritter die Sporen angelegt wurden; da zog ſich ſein Geſicht zu einem verbiſſenen Lachen. „Warum lachen Sie?" fragte ihn ein Spanier trotzig. „Ländlich, ſittlich," verſetzte der Britte kalt, „in England legt man den Hähnen Sporen an, in Spanien den Capaunen."

— Farinelli ward beim König als erſter Miniſter betrachtet; er gebrauchte aber ſein Anſehen immer nur zu wohlthätigen Angelegenheiten. Als er einmal in des Königs Cabinet ging, wo er jederzeit Zutritt hatte, hörte er einen Officier der Garde zu einem andern ſagen: „Schelme wie dieſer, werden mit Ehre überhäuft und ein armer Soldat, wie ich, bleibt nach dreißigjährigen Dienſten unbemerkt." — Farinelli, ohne ſich das Anhören dieſes Vorwurfs merken zu laſſen, klagte dem König, daß er einen alten Diener vernachläſſigt habe, und verſchaffte dem Manne ein Regiment. Als er dem Officier die königliche Ernennung zuſtellte, ſagte er zu ihm, er habe ihn klagen hören, daß er 30 Jahre gedient habe; aber er thue dem König Unrecht, daß er ihn beſchuldige, ſeine Dienſte unbelohnt zu laſſen.

— Farinelli genoß lange die höchſten Ehren in Spanien, legte aber gleich nach dem Tode des Königs ſein Amt und ſeine Würden nieder, zog ſich nach Italien zurück und ließ eine Stunde von Bologna ein geſchmackvolles Landhaus bauen, auf welches er die Inſchrift ſetzen ließ:

„Amphion Thebas, ego domum."
(Amphion baute Theben, ich dies Haus.)

Hier brachte er den übrigen Theil ſeines Lebens zu, that viel Gutes, ſah aber wenig Menſchen bei ſich.

— Farinelli war ein großer Liebhaber von Juwelen und hatte eine bedeutende Sammlung von Diamanten, Topasen und anderen Edelsteinen, deren Werth man auf fünf Millionen angab. Unter Anderem besaß er auch zwei Claviere, woran die Deckel von einem Ende bis zum andern mit kostbaren Steinen von großem Werth ausgelegt waren.

— Als Farinelli sich seinem Ende nahe fühlte, machte er ein Testament, in welchem er seine Juwelen an Don Philipp, Herzog von Parma und Piacenza, Infant von Spanien, vermachte, weil er ihn als rechtmäßigen Erben seiner Reichthümer ansah. Er hatte einen Neffen, dem er blos sein Haus, seine Meubeln und sein baares Geld hinterließ, das nicht sehr beträchtlich war.

„Wenn mein Neffe vernünftig ist," sagte Farinelli, „so kann er damit noch recht glücklich sein; ist er aber ein Thor, so kann das Uebrige nur dazu dienen, ihn noch thörichter zu machen."

Favart, berühmte Tänzerin und Schauspielerin, geboren 1727 in Avignon, gestorben am 21. April 1772 in Paris. Betrat 1752 die italienische Bühne zu Paris, auf der sie ununterbrochen bis zu Ende wirkte. Ihr offenes, natürlich lebhaftes Spiel und die Bildsamkeit ihres Geistes und Körpers für alle möglichen Charaktere, erwarben ihr den fast unerhörtesten Beifall und machte sie zum gefeiertesten Liebling des damaligen Publikums. Die Servante Maitresse — Frau als Magd — Bastien et Bastienne — Bastian und Bastiane — Ninette à la Cour — Lottchen am Hofe — Les Sultanes — die Sultaninnen — Annette et Lubin — Hänschen und Gretchen und die Liebe auf dem Lande — Le Fée Urgelle — die Fee Urgelle — und Lisuart und Dariolette *) Le Moissonneurs — die Schnitter. In allen diesen Stücken bewies sie eine fast unendliche Vielseitigkeit ihres Talentes und mit welcher überraschender Wahrheit sie die heterogensten Charaktere darzustellen wußte.

— Demoiselle Favart war es, welche zuerst ein richtiges Costüm auf's italienische, so wie die Clairon auf's französische Theater einführte. So trug sie als Bastienne nicht wie ihre Vorgängerinnen einen Reifrock, Handschuhe bis an die Ellbogen und in den Haaren Edelstein, sondern

*) Die letztgenannte Operette ist von Schiebeler und von Hiller in Musik gesetzt, kam in Deutschland zuerst am 25. November 1766 zur Aufführung, und dürfte von diesem Zeitpunkte an der Operettengeschmack seinen Ursprung haben, indem man bis dahin die älteren Opern mehr ihres possenhaften Inhaltes, als wie der Musik wegen, fleißig besuchte.

ein leinernes Kleid, nach Art der Bäuerinnen, einen glatten Haarputz, ein ſchlechtes goldenes Kreuz, die Arme blos und Holzſchuhe. In den „Sultaninnen“ trug ſie zuerſt ächt türkiſches Frauencoſtüm, das in Conſtantinopel ſelbſt, aus inländiſchen Stoffen, verfertigt war. Ja was für die damalige Zeit ſehr merkwürdig war, die Favart trug in einem Zwiſchenſpiel, „die Chineſer“ genannt, ſowie auch die übrigen Mitſpielenden gänzlich chineſiſche Tracht, und die Kleider, ſowie alles ſonſt dazu Nöthige wurden eigens aus Canton beſchrieben, ſowie Zeichnungen zu den Verzierungen wurden in China ſelbſt angefertigt.

— Favart. Es war aber nicht allein ihr großes Talent, was ſie zum allgemeinen Liebling machte, ſondern man achtete und verehrte in ihr eine ungemein ſanfte, rechtſchaffene und häusliche Frau, der Wohlthun und Gefälligſein Bedürfniſſe waren. Die Munterkeit war ihre ſtete Begleiterin, die ſie ſelbſt in ihren letzten Lebensſtunden nicht verließ.

— Favart pflegte nur mit fünf bis ſechs Perſonen, die ſich durch moraliſche Güte auszeichneten, Umgang, und in ihren einſamen Stunden verſchafften ihr die Harfe, ihr Clavier und Bücher das beſte Vergnügen.

— Favart erwartete den Tod ſtandhaft und dichtete und componirte ihre Grabſchrift ſelbſt. — Boran, der Verfaſſer des obengenannten Stückes „Servante Maitresse“ machte ein niedliches Quatrain für ihr Bildniß; es lautet:

Nature un jour épousa l'art,
De leur amour nâquit Favart,
Qui semble tenir de son Père,
Tout ce qu'elle doit à sa Mère.

Foote, Samuel. Wenn irgend Jemand die Gabe, vorzüglich zu gefallen, beſaß, ſo war es Foote. Garrick's Witz und Antworten kamen den ſeinigen bei weitem nicht gleich. Foote war auf keine beſondere Materie beſchränkt: Religion, Politik, Geſetze, Sitten alter und neuer Zeiten; alles Mögliche gab ihm Stoff. — Aber das iſt auch wahr: er allein wollte witzig und unterhaltend ſein. Wenn irgend ein Mann von Genie, Murphy oder Henderſon, eine hübſche Geſchichte erzählte, oder ſonſt unterhielt, und den Beifall der überfließenden Herzen erwarb, fühlte ſich Foote gleich herabgeſetzt. Kaum konnte er dann ſeinen Verdruß und ſeine Eiferſucht zurückhalten, und ſobald der Fremde hinausgegangen war, ergoß er ſeinen Spott, fragte die Uebrigen, ob ſie je ſo „verdammten Unſinn“ gehört hätten, und äußerte ſeine Verwunderung, daß die Kerle bei Tiſche an ſolchen Abſurditäten Geſchmack fänden. War er dagegen bei guter Laune, ſo wandte er ſeine Talente an, die Mängel und

Sonderbarkeiten der Menschen (seine eigenen ausgenommen) durch Nachahmung lächerlich zu machen (Mimik). Fand er nicht sogleich Glauben, so nahm er muthig seine Zuflucht zu seiner immer fruchtbaren Einbildungskraft und hüllte seine Dichtungen in solch' einen Nebel von Wahrscheinlichkeit, Witz und Laune, daß der Trieb zum Lachen unwiderstehlich ward. — Es war der Klugheit gemäß, das Zimmer, wo Foote die Herrschaft hatte, nicht ohne Noth zu verlassen; denn es war gewiß, daß der Hinausgehende dem nächst Hereinkommenden, roh oder gebraten, aufgetischt wurde, und wenn Jener dem Spaßmacher auch eben den wesentlichsten Dienst geleistet hätte. Bei allen diesen Schwachheiten besaß Foote auch vortreffliche Eigenschaften, Edelmuth und Menschenliebe; aber auch Großprahlerei. Er war gastfrei und liebte Gesellschaften an seinem Tische. Lobte man seinen Wein, so konnte man nie zu viel trinken, und er ruhte nicht, bis er seinen besten Claret aufgetischt hatte.

— Foote. Dieser brittische Schauspieler und Lustspieldichter, dem der Zuname des neuen Aristophanes zu Theil ward, stammte aus einer guten Familie im Flecken Truro der Grafschaft Cornwallis ab. Sehr frühe schon zeigte er eine große Fertigkeit in Nachahmung fremder Stimmen, Manieren und lächerlicher Angewöhnungen. Sein Vater war Mitglied des Unterhauses; er hatte seinen Sohn dem Advokatenstande bestimmt und ihn deshalb in die Rechtsschule von Inner-Temple aufnehmen lassen; allein dem jungen Foote waren diese Studien im höchsten Grade zuwider und er blieb ohne alle Fortschritte. Seine Gesundheitsumstände reichten ihm einen Vorwand zum Besuche der Bäder von Bath, wo er mit vornehmen Wüstlingen Freundschaft schloß, sich allen Arten von Luxus und der verderblichen Spielsucht ergab. Der Tod seines Vaters setzte ihn damals in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens, welches er bald durchbrachte und sich dann in Schulden stürzte, die er zu bezahlen außer Stande war, so daß er eine Zeitlang im Schuldengefängnisse saß. Aus Noth ward er nun Schauspieler, und als solcher erschien er zuerst im Jahre 1744 auf der kleinen Bühne von Hay-Market als Othello und in einigen andern tragischen Rollen, die für seine Figur und sein Talent höchst unpassend gewählt waren, so daß ihm nicht der mindeste Beifall zu Theil ward. Gedrängt von seinen Gläubigern mußte er auf andere Hilfsmittel denken, und es gelang ihm, wie man versichert, durch folgende List seiner Verlegenheit ein Ende zu machen. Unter seinen Freunden befand sich Delaval, der nachmalige Sir Francis Blake Delaval, der gleich ihm durch thörichte Verschwendungen zu Grunde gerichtet, sich mittelst einer reichen Heirath zu retten wünschte. Hierzu versprach ihm Foote behilflich zu sein. Er kannte ein sehr reiches Frauen-

zimmer, das ſich verheirathen wollte, ohne noch eine Wahl getroffen zu haben; er rieth ihr, den ſo wichtigen Entſchluß eher nicht zu faſſen, bis ſie einen Zauberer berathen hätte, deſſen geheimnißvolle Weisheit er ihr anpries. Ein zweiter Freund übernahm die Rolle des Zauberers; er ließ der Dame eine Geſtalt in Lebensgröße mit Sir Francis Geſichtszügen erſcheinen, er bezeichnete auch Zeit und Ort, wo ſie das Urbild ſelbſt zum erſtenmal ſehen, und die Kleider, die er alsdann tragen würde. Das übereinſtimmende Eintreffen aller vorhergeſagten Umſtände im Laufe weniger Tage kam der Dame ſo merkwürdig und wunderbar vor, daß ſie nicht anſtund, die Bewerbung des Sir Francis anzunehmen, der ſeinen Freund Foote alsdann reichlich belohnte. Dieſer miethete nun ein Landhaus und begann ſeine verſchwenderiſche Lebensart von Neuem, obgleich ohne Zweifel auch er ſelbſt ihre kurze Dauer vorherſehen mußte. Als er eines Tages ſeinen alten Schullehrer von Worceſter zum Mittageſſen bei ſich hatte, und dieſer, über den Glanz des ſilbernen Tafelgeräths erſtaunt, ſich erkundigte, wie hoch ſolches zu ſtehen kommen möchte, antwortete Foote: „Was es gekoſtet hat, weiß ich nicht, den Verkaufspreis hingegen werde ich in Kurzem kennen.“

— Foote ging einſt in ſeinen jüngeren Jahren in der Nacht durch eine nicht weit von der Oxforder Landſtraße gelegene Gaſſe. Mit vieler Höflichkeit redete ihn ein ſchlecht gekleideter Menſch an und fragte: Um Verzeihung, wo iſt der nächſte Weg nach Tyburn? Foote verſetzte: „Lieber Freund! Ihr braucht nur den Erſten, den Beſten, der Euch begegnet, auszuplündern, ſo werdet Ihr den Weg dahin leicht finden.“ — Der Fragende dankte für den gegebenen Rath, zog aber zugleich ein Piſtol hervor, ſetzte es ihm auf die Bruſt und verlangte ſeine Börſe. Foote mußte ſich in die harte Forderung fügen, äußerſt ärgerlich, auf dieſe Art um ſein Bonmot und ſein Geld gekommen zu ſein.

— Foote war in London wegen ſeiner beißenden Einfälle ſehr gefürchtet. Er ſchonte Niemanden, unter andern hatte er den in dem amerikaniſchen Kriege bekannt gewordenen Lord Sandwich zum Ziel ſeiner Sarkasmen gemacht. Dieſer erfuhr eine Menge Bonmots, die Foote ſich über ihn erlaubt hatte und ward darüber ſehr entrüſtet. Einſt traf der Lord mit Foote in einem Kaffeehauſe zuſammen. Mit finſterer Miene näherte ſich der erſtere dem letztern und fragte ihn im barſchem Tone: „Herr Foote, woran werden Sie wohl ſterben, an einer galanten Krankheit oder am Galgen?“ — „Mylord,“ verſetzte Foote, ohne aus ſeiner Faſſung zu kommen: „das beruht auf einen kleinen Umſtand, was ich ergreife, Ihre Maitreſſe oder Ihre Grundſätze.

— Foote ging eines Abends spät nach Hause. In einer engen Gasse stürzte ein Mensch neben ihm hin, der aus einem Fenster des dritten Stocks herausgeworfen wurde, doch ohne Schaden zu nehmen. Der erschrockene Foote hob den Mann auf und erkannte bald in ihm einen alten Freund, den er wegen seiner heftigen Leidenschaft zum Spiel schon oft, aber immer vergeblich, Vorstellungen gemacht hatte. „Willkommen Freund," sagte Foote; „aber woher so eilig?" — „Ein unangenehmer Handel im Spiel!" — „Schon wieder beim Spiel!" versetzte Foote, indem er auf jenes Fenster wies, hab' ich Ihnen nicht immer widerrathen, so hoch zu spielen?"

— Foote. Einst nahm sich ein ungesitteter Lord heraus, diesen berühmten Schauspieler verächtlich einen Comödianten zu nennen. „Das bin ich," entgegnete Foote, mit einem fest auf ihn gehefteten Blick. „Ich studire so eben einen Caliban." *)

— Foote. Der Herzog von Cumberland, entzückt über Foote's Witz und Humor, sprach einst zu ihm: „Ich verschlinge alle Ihre guten Einfälle." — „Wirklich?" entgegnete Foote. „Dann haben Ew. Königl. Hoheit eine sehr gute Verdauung; denn Sie geben keinen wieder von sich."

— Foote. Ein Spieler von Profession klagte Foote, daß er am verflossenen Abend sehr unglücklich gespielt habe. „Sicher hat man Sie entdeckt und aus der Thür geworfen, versetzte Foote ganz kalt.

— Foote. Garrick hatte zu Shakespeare's Jubiläum, um den unsterblichen Dichter zu verherrlichen, eine Menge Feierlichkeiten in London veranstaltet, und es sollte dabei ein großer öffentlicher Umzug stattfinden. Schon einige Tage vor diesem Jubelfeste war das Wetter sehr schlecht, aber an dem bestimmten Tage so rauh und stürmisch, daß die öffentliche Procession unterbleiben mußte. Garrick begegnete an diesem Tage Foote, und sagte zu diesem im weinerlichen Ton: „Was denken Sie davon? Samuel!" — „Ich denke," erwiderte Foote: „Es ist Gottes Gericht über Eure Eitelkeit."

— Foote. Ein Bekannter Foote's rühmte gegen ihn die Schönheit einer Dame, die allgemein für nichts weniger als schön gehalten wurde. „Warum machen Sie aber ihre Ansprüche auf diese Schönheit nicht geltend?" fragte Foote. — „Aus welchem Rechte könnte ich das?" — „Aus dem Völkerrechte," versetzte Foote, „als der erste Entdecker."

---

*) Caliban, das grobe Unthier in Shakespeare's Sturm.

— Foote. Als Foote sich das Bein abnehmen lassen mußte, rief er einige Mal ungeduldig aus: „Ist denn das Bein noch nicht ab?“ Der Chirurg war ein schwerfälliger verdrießlicher Mann, der ihm mürrisch zur Antwort gab, daß man dergleichen Dinge nicht übereilen müsse. — „Entschuldigen Sie, theuerster Herr Doctor,“ entgegnete Foote in halber Ohnmacht, „es ist das erste Mal, daß ich den Spaß erlebe, ein Bein zu verlieren; das nächste Mal werde ich gelassener sein.“

— Foote mußte nun ein hölzernes Bein tragen. Einst — um Weihnachten — besuchte er den Lord B. auf seinem Schlosse. Hier wurde aber so sparsam geheizt, daß er schon am vierten Tage wieder abreisen wollte. — „Warum wollen Sie schon wieder fort?“ fragte der Lord, „schmeckt Ihnen mein Wein nicht?“

„O vortrefflich, Mylord, aber ich fürchte, wenn ich länger hier bleibe, so kann ich zuletzt nicht mehr stehen.“

„Wie so? Wir trinken doch nicht zu viel?“

„Das wohl nicht; aber es scheint hier Holzmangel zu sein, und eh' ich's mir versehe, hat einmal Ihr Bedienter des Morgens mein rechtes Bein zum Einheizen genommen.“

— Foote hatte einige Tage auf dem Haymarket fast vor leeren Logen und Bänken gespielt. Um viele Zuschauer zu haben, kündigte er darauf an: Heute wird aufgeführt: „Die schöne Büßerin.“ Auf vieles Begehren wird die Rolle der Calista eine Negerin spielen. — Das Haus war bis zum Ersticken voll.

— Foote's Mutter war ebenso excentrisch wie ihr Sohn. An dem nämlichen Tage, wo sie in die Kingsbench (ein Gefängniß in London) gebracht wurde, führte man auch Foote in ein Gefängniß ab. Sie schrieb an ihn:

„Lieber Samuel! ich bin im Gefängniß.

Anna Foote.“

Er antwortete ihr ebenso lakonisch:

„Liebe Mutter! Ich auch.

Samuel Foote.“

— Foote ging einmal mit seinem Freunde Gagahan spazieren, ihnen begegnete ein zerlumpter Bettler, der sie auf das kläglichste um eine Gabe ansprach. Gagahan wollte ihm nichts geben, und als ihm Foote ein Almosen reichte, sagte jener: „Ich wette, der Kerl ist ein Betrüger, der sich nur so elend stellt.“

„Er ist entweder ein höchst unglücklicher Mensch,“ versetzte Foote, „oder der beste Komödiant, der mir je vorgekommen, und als Eins oder das Andere muß ich mich wie ein Bruder seiner annehmen.“

— Foote. Der englische Schauspieler Boddeley war ein Koch. In der ersten Rolle, in der er zu London die Bühne betrat, mußte er ein Schwert tragen. Als Foote ihn sah, rief er ihm zu: „Ich gratulire herzlich, Sie sind auf dem besten Wege zu einer gänzlichen Metamorphose, Sie haben schon Ihren Bratspieß mit einem Schwerte vertauscht."

— Foote. Lord S. rühmte einst mit Heuchelei seinen geraden, freimüthigen Sinn gegen Foote, und schloß mit den Worten: Mein Herz sitzt mir immer auf der Zunge. „Ich habe es immer geahnet, daß es nicht auf der rechten Stelle sitzt," versetzte Foote.

— Foote. Ein Herr, der sich mit Foote in einem Kaffeehause in London befand, nahm eine Zeitung und sagte: „Ich muß doch sehen, was die Minister machen?" — „Wenn Sie das wissen wollen," versetzte Foote lächelnd, „so müssen Sie den Artikel nachsehen: „Sachen so gestohlen sind!"

— Als Foote in Dublin Vorstellungen gab, führte er in einem seiner Stücke, betitelt „die Redner", den berühmten Buchdrucker George Faulkner mit solcher Kunst und Genauigkeit auf, daß seitdem die Jungen auf den Straßen den armen Mann, so oft er sich blicken ließ, mit Spott und Gelächter verfolgten. Wüthend über den Streich, den Foote ihm gespielt hatte, suchte Faulkner sich zu rächen. Eines Abends, da „die Redner" gegeben wurden, belegte er die Plätze im Göttersitz für alle Gehilfen in seiner Druckerei, mit dem gemessenen Auftrage, den Schauspieler so lange mit Pochen und Zischen zu begrüßen, bis er genöthigt sei, abzutreten. Er selbst war im Parquet, um sich an der Schmach seines Feindes zu ergötzen. Als aber der besagte Auftritt an die Reihe kam, wollte Faulkner vor Aerger vergehen; denn statt des Pfeifens und Auspochens bemerkte er von Seiten seiner Freunde und Verbündeten nichts als Zeichen der Freude und des Wohlbehagens. Am andern Morgen machte er ihnen bittere Vorwürfe in der Druckerei, wo sich denn ergab, daß sie ihren Meister in leibeigener Person auf den Brettern gesehen zu haben wähnten, den zu beschimpfen sie nicht wagten. Ein soliderer Triumph tröstete den Buchdrucker. Er verklagte Foote, und dieser mußte dreihundert Pfund Strafgeld bezahlen.

— Foote. Zum Schlusse wollen wir nur noch ein Urtheil Samuel Johnson's über Foote mittheilen, das um so unverdächtiger erscheint, da allgemein bekannt ist, daß Johnson keinerlei Vorliebe für Foote hatte. „Es war — erzählte Johnson selbst im vertrauten Gesprächston — im Hotel Fitzherbert, als ich mich mit Foote zum ersten Mal in Gesellschaft fand. Weil ich eine ziemlich schlechte Meinung von dem Manne gefaßt hatte, so war ich entschlossen, mich an seinen Späßen

nicht zu beluſtigen, und bekanntlich iſt es eine ſchwere Aufgabe, Jemanden zu beluſtigen, der es nicht ſein will. Ich ſetzte mich verdrießlich zu Tiſche und ſchien gar nicht auf ihn acht zu geben. Aber der Burſche war ſo drollig komiſch, daß ich ſehr bald Gabel und Meſſer weglegen und auf meinen Stuhl zurückgelehnt, laut auflachen mußte. Ich verſichere, ſeine Luſtigkeit war ganz unwiderſtehlich!“

Fleck war eine großartig zugeſchnittene Natur. Seine Haltung, jede Bewegung, jede Miene hatte etwas Edles, Würdevolles. Natürliche angeborene Grazie und Hoheit ſprachen ſich darin aus. Alles Gemachte und Geſpreizte lag ihm ebenſo fern wie alles Unedle. Selbſt wenn er es gewollt hätte, er würde nicht gemein haben erſcheinen können. Auch ohne Schwert und Mantel erkannte man den geborenen Heldendarſteller in ihm. Hatte er am Abende eine hochtragiſche Rolle zu ſpielen, ſo beherrſchte ihn dieſes Bild ſchon lange vorher. Man durfte ihn nur über die Straße gehen ſehen, um anzuerkennen, ſo könne nur ein König ſchreiten. Auch war er nicht ohne Bewußtſein ſeines Werthes und künſtleriſchen Stolz.

— Fleck. Auf dem Gottesacker vor dem Halleſchen Thore Berlins ruhen drei der größten Mimen: Iffland, Fleck und die Bethmann. Iffland's Denkmal iſt, wie das der Bethmann, von einem Gitter umſchloſſen; ein Kreis von Rosmarin hält ſein Grab, wie ſeine mimiſchen und mehrere ſeiner dichteriſchen Gebilde das Andenken an ihn, immer grün, und darum glänzt in Marmor mit goldenen Buchſtaben nur der Name: Iffland, und darunter: ſtarb 1814. — Auch auf dem Denkmale der Bethmann, geb. Flittner, iſt nur ihr Geburts- und Sterbetag angegeben. Dagegen lieſt man auf dem Monumente Fleck's, einer einfach ſchönen Urne von Schadow, verziert mit der tragiſchen und komiſchen Maske, folgende Inſchriften der vier Seiten des Poſtamentes:

Johann Friedrich Ferdinand Fleck
erwachte zum Leben
den 10ten Junius 1757 zu Breslau,
und ging ſchlafen
den langen Schlaf *)
Den 20ſten December 1801 zu Berlin.

Der Leidenſchaften Flamme,
des Hochſinns Adel,
der Tugend Göttergeſtalt,

*) Worte Wallenſteins, die letzte Rolle dieſes Mimen.

prägte er mit des Genius Schwunge
staunenden Hörern in's Herz,
und das Laster erbebte.

Dem hartsinnigen Alter,
Dem bespotteten Sonderling,
Dem höfischen Schmeichlervolk
hielt er treu
den Spiegel vor,
und die Thoren errötheten.

Wahr, edel, groß
auf der Bühne und im Leben,
biederherziger Freund,
zärtlicher Gatte und Vater:
ging er droben zu schauen,
was er hienieden ahnend empfand.

Frodsheim verachtete einen Collegen, weil er hörte, derselbe besitze nur oberflächliche Kenntnisse und verstehe weder Schauspielkritik, noch Griechisch und Latein. — Eine Anekdote, worüber sich gar mancherlei Betrachtungen über den wissenschaftlichen Bildungsgrad vieler unserer gegenwärtigen Schauspieler anstellen lassen!

Florida. Man fürchte nicht, daß Fanny Elsler, die Taglioni, oder Cerrito in's Kloster gegangen; wir wollen nur erzählen, wie vor wenigen Jahren noch eine spanische Tänzerin, Mata Florida, nicht blos ganz Madrid, sondern fast das ganze Land in ein Entzückungsfieber versetzte, und daß dieses sogar die Mönche von St. Just ergriff. Diese frommen Brüder sehnten sich weniger nach dem Himmel, als die berühmte Mata Florida tanzen zu sehen. Eines Tages erfuhren sie, die Ersehnte werde nächstens in der Nähe des Klosters vorüberkommen, um nach Lissabon zu reisen, und zwei der Entschlossensten nahmen sich sogleich vor, die Tänzerin in das Kloster zu bringen. Sie erbaten sich und erhielten die Erlaubniß, nur einen Tag ihre frühern Kleidungsstücke anlegen zu dürfen, und legten sich unweit der Straße in den Hinterhalt. Sobald der Wagen erschien, hielten sie ihm wie Räuber die Büchsen entgegen; der Postillon, die Tänzerin und deren Dienerin dachten nicht an Widerstand und wurden in das Kloster gebracht. Sie glaubten in eine Räuberhöhle geführt zu werden. Da endlich sagte einer der Männer zu der Tänzerin: die Mönche von St. Just dürfen Sie in Madrid nicht tanzen sehen und haben deshalb eine List ersonnen, Sie doch zu sehen und zu bewundern; man fiel Sie auf der Straße an, um Ihnen einige Stunden Ihrer Zeit, ein Pas Ihres Füßchens und einige Blicke Ihrer schönen Augen zu

ſtehlen. Die Tänzerin lachte und antwortete: „ja, ich will für Euch tanzen und Ihr betet für mich.“ Die Zelle des Superiors wurde der Tänzerin angewieſen, damit ſie da ausruhe und ſich zu dem Tanze vorbereite. Am andern Tage ſollte der Tanz im Refectorium vor ſich gehen. Die ſämmtlichen Mönche ſaßen ſchweigend in geſpannter Erwartung in dem Saale umher; endlich klangen Caſtagnetten, die Flügelthüren öffneten ſich, und Mata Florida erſchien im reizendſten Anzuge, ſchöner und koketter als je auf einer Bühne. Sie ließ die funkelnden Augen über die Reihen der Mönche hingleiten und begann den feurigen Fandango *) und andere leidenſchaftliche Tänze Spaniens auszuführen, ſo daß die Zuſchauer vor Entzücken faſt außer ſich geriethen. Als Mata Florida wieder in ihren Wagen ſtieg, fand ſie in demſelben koſtbare Stoffe und reiche Juwelen, die vielleicht im Kloſter ſonſt eine ganz andere Beſtimmung gehabt hätten.

Gauſſin, Jeanette Gharlotte. Helvetius war in ſeiner Jugend ſchön wie die Liebe. Eines Abends ſaß er hinter dem Theater ſehr ruhig, nicht weit von der reizenden Schauſpielerin Gauſſin. Ein ſteinreicher Finanzpächter kam zu ihr und liſpelte ihr in's Ohr, doch ſo laut, daß es Helvetius hören konnte: „Mademoiſelle, würden Sie wohl 600 Louisd'or für einige Gunſtbezeugungen nicht verſchmähen?“ — Die Gauſſin verſetzte noch lauter, ſo daß Helvetius es deutlich hören konnte, indem ſie mit dem Finger auf dieſen wies: „Mein Herr! Ich will Ihnen 200 geben, wenn Sie morgen Vormittag in einer ſolchen Geſtalt zu mir kommen wollen.“

---

*) Fandango, ein Nationaltanz der Spanier und Portugieſen. Der Charakter des Tanzes iſt Anfangs ſanft, zärtlich und hingebend aber allmälig ſteigert er ſich bis zum Extreme ſüdlicher Leidenſchaft und alle Freuden der Liebe bis zu den üppigſten Attituden werden darin ausgedrückt. Man ſieht, daß die ſchelmiſche Tänzerin ſich wohl an den frommen Vätern zu rächen wußte.

Garrick, David,*) wurde im Jahre 1716 zu Herford geboren. Sein Vater war Officier, und hielt sich meistens zu Lichfield auf, und daher kommt es, daß man zuweilen diesen letzteren Ort als Garrick's Geburtsstadt angegeben hat. Schon sehr frühezeitig äußerte sich seine Neigung für das Theater. In seinem elften Jahre schon veranstaltete er die Aufführung des „Werbeofficiers" von Kindern beiderlei Geschlechts und spielte darin die nicht leichte Rolle des Sergeanten Kite. Nicht lange nachher ließ ihn sein Oheim, ein reicher Weinhändler, nach Lissabon kommen; aber schon im folgenden Jahre kam er nach Lichfield zurück. Vielleicht war er seinem Oheim zu unstät und lebhaft, um ihn länger bei sich zu behalten. Eben dadurch wurde er von einem anhaltenden Fleiß in seinen Schuljahren abgehalten.

— Garrick's erste Rolle in London war Richard III., weil er sie seiner Größe und Bildung am angemessensten fand. „Denn," sagte er, „wenn ich in der Rolle eines Helden erschiene, oder in sonst einer Partie die gewöhnlich von einem Schauspieler von bedeutender Körpergröße dargestellt wird, so würde man mir aller Wahrscheinlichkeit nach wöchentlich vierzig Schillinge bieten." — Er dachte dabei an die Thorheit mancher Directoren, die das Verdienst eines Schauspielers nach dessen Körperlänge zu messen gewohnt sind. Am 19. October spielte er Richard III. auf dem Theater zu Goodmans-Fields, das sonst nicht zum Besten besetzt war. Garrick's leichter, natürlicher und doch eindringlicher Ausdruck der Sprache und Action setzte die Kritik anfänglich in einige Verlegenheit über die Neuheit und Schicklichkeit seiner Manieren. Sie war seit langer Zeit an eine stark gehobene und dann mit einem Male mechanisch gesenkte Stimme gewöhnt, wodurch man Bewunderung zu erregen und Beifall zu erringen wußte. Die richtige Modulation der Worte

---

*) Den größten Theil der Mittheilungen haben wir aus: „Memoirs of the life of David Garrick" entnommen. Man findet hierin nicht blos Garrick's Biographie, sondern zugleich die Geschichte seiner Zeitgenossen auf der englischen Bühne. Das Buch ist überaus reich an eingemischten Characteren und Anecdoten, und macht überhaupt eine Geschichte der englischen Schaubühne aus, die einen Zeitraum von 36 Jahren in sich begreift. Wir haben um so weniger beanständet, dieses Buch als Quelle zu benutzen, als der Verfasser desselben David Garrick sehr genau kannte und alle erforderlichen Eigenschaften besaß, nicht nur unpartheiisch seinen Character als Mensch im Privatleben zu schildern, sondern auch über seine Verdienste, die er als Schauspieler hatte, richtig zu urtheilen, und folglich seinem moralischen Character sowohl, als seinen großen Talenten völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

und der dazu stimmende Ausdruck der Mienen und Geberden, wie sie blos die Natur veranlaßte, waren ihr seit einiger Zeit ganz fremd geworden. Nachdem die Kunstrichter jedoch mehreren Scenen zugesehen hatten, worin er sichtbare Proben vollkommener Kunst und innigen Vertrautseins mit dem Charakter der Rolle kundgab, verwandelten sich ihre Zweifel in Bewunderung und Erstaunen, wovon sie sich durch lauten und wiederholten Beifall erholten. Vollends wurden sie da bezaubert, als der Schauspieler die Maske des Heuchlers und Staatsklüglers ablegte, und nun den Krieger und den Helden machte. Als Richard die Nachricht erhält, der Herzog von Buckingham sei gefangen genommen, waren Garrick's Blick und Geberden bei den Worten:

— — Herab mit seinem Kopf!
Genug von Buckingham! — —

so bedeutend und so nachdrücklich wegen seiner sichtbaren Freude über diesen Vorfall, daß ein lauter Beifall den Triumph des Schauspielers und die Zufriedenheit der Zuschauer verkündete. Richard's Tod ward gleichfalls ungemein applaudirt. Man spielte dieses Stück sechs bis sieben Mal hinter einander. Ebenso glücklich war er in andern Rollen. Alles lief, um ihn zu sehen, und man verließ seinetwegen die sonst weit besser besetzten Theater Drurylane und Covent-Garden. Das Publicum war so von seiner Trefflichkeit überzeugt, daß es Mangel an Geschmack verrieth, ihn nicht zu bewundern. Pope ließ sich von Lord Orerry bereden, ihn in seiner ersten Ruhmesdämmerung zu sehen, und dieser große Mann, der den berühmten Betterton oft gesehen und bewundert hatte, wurde von der Wahrheit und Schönheit in Garrick's Spiel lebhaft gerührt, und zum überzeugendsten Beweise, wie sehr er dieses Talent anerkenne und schätze, sagte er zu Lord Orerry: „Ich fürchte nur, der junge Mann wird sich verderben, da er keinen Rivalen finden wird.“ — Garrick glänzte wie ein theatralischer Newton; er warf neues Licht auf Spiel und Vortrag; er vermied Verzerrung, Uebertreibung und Grimasse, und setzte Natur, Einfachheit und ächte Laune wieder in ihre Rechte ein.

— Garrick. In der Zeit, wo Garrick zuerst auf der Bühne Aufsehen erregte, war Quin neidisch auf den Ruhm des jungen Schauspielers; er nannte sein Spiel die methodistische Manier, und tröstete sich damit, daß das Publicum bald zu der wahren Kirche zurückkehren würde. — Als an einem Abend beide beliebte Schauspieler in der nämlichen Tragödie aufgetreten waren, und zugleich das Schauspielhaus verlassen wollten, strömte ein Platzregen vom Himmel, und Beide riefen nach einem Wagen. Garrick's Diener fand zuerst einen und schrie: „Platz da, Platz da, für Herrn Garrick!“ — Quin, der vor diesem

ſtand, ſagte mürriſch: „überlaßt mir den Wagen, und ſetzt den kleinen Garrick in Eure Laterne.“ — „Ich würde ſehr ſtolz darauf ſein“ — verſetzte Garrick, der im Herbeikommen Quin's Aeußerung hörte: — „wenn ich irgend wo für einen Quin ein Licht abgeben könnte;“ er verbeugte ſich vor Quin, reichte ihm die Hand, machte ihm durch die Menge Platz und führte ihn in den Wagen.

— Garrick. Quin, den man bis zur Wirkſamkeit Garrick's für den erſten tragiſchen Schauſpieler gehalten hatte, konnte bei dem großen Beifall, den Garrick erhielt, ſeine Unruhe und ſeinen Verdruß nicht verbergen. Nachdem er ihn in einer wichtigen Rolle, wahrſcheinlich in der Richard III., hatte ſpielen ſehen, erklärte er geradezu: „Wenn der junge Mann auf dem richtigen Wege wäre, ſo wäre ich und jeder andere dramatiſche Künſtler bisher auf dem unrechten geweſen!“ Als er hörte, die Bühne in Goodmans-Fields ſei alle Abend gedrängt voll, um den großen Künſtler zu ſehen, ſagte er: „Dieſer Garrick iſt wie eine neue Religion; Whitefield hat auch eine Zeit lang Anhänger gehabt; — aber gebt Acht, bald werden Alle in den Schooß der Kirche zurückkehren.“ Garrick der ein glückliches Talent zu Epigrammen beſaß, verfertigte ein ſolches als Beantwortung dieſes Einfalls, worin er ihn als einen intoleranten Papſt beſchrieb, deſſen Anſehen nicht mehr gelte: denn wenn neue Theſen allgemeinen Beifall fänden, ſo ſei ihr Vortrag und ihre Verbreitung nicht mehr Ketzerei, ſondern vielmehr Reformation. — Quin hatte viele Jahre hindurch als abſoluter Monarch auf der Bühne geherrſcht; jetzt mußte er, wiewohl widerſtrebend, den Thron räumen und den jungen Menſchen — ſo nannte er Garrick — im unbeſtrittenen Beſitz deſſelben laſſen, weil er ſich am Ende doch überzeugt hatte, daß Garrick Recht hätte, und alle übrigen Schauſpieler einen falſchen Weg gegangen ſeien. In der Folge befreundeten ſich Beide und lernten einander ſchätzen. Quin beſaß in der That ſehr gute Eigenſchaften, die ihm mit Recht die Hochachtung Aller erwarben, welche ihn genauer kannten. Garrick verfertigte nach ſeinem Tode eine Grabſchrift auf ihn, die auf dem zu ſeinem Andenken in der Abteikirche zu Bath errichteten Monumente befindlich iſt, und die man eben ſo paſſend auf ihren Verfaſſer anwenden könnte. Sie lautet folgendermaßen:

„Jene Zunge, welche ganze Geſellſchaften rege machte, welche das Ohr des Publicums bezauberte, wird nicht mehr gehört. Geſchloſſen ſind jene Augen auf immer, die, als Beherberger des Witzes, das früher ſprachen, was Shakeſpeare ſchrieb. Kalt iſt jene Hand, die im Leben auf der Freundſchaft Geheiß ſo gern zur Hülfe des beſcheidenen Verdienſtes ausgeſtreckt wurde. — Hier ruhet Jacob Quin. — Lerne hier, o Leſer!

daß, ſo groß die Stärke Deines Körpers, die Kraft Deines Geiſtes, ſo glücklich die Form der Natur auch ſein mag, worin ſie gebildet ſind, — Du doch zuletzt dieſe Geſtalt gewinnen mußt."

— Garrick. Fielding, der Verfaſſer des Tom Jones, war 'geſtorben. Der Verleger hatte verſprochen, das Portrait deſſelben zu geben und konnte nun ſein Verſprechen nicht halten, da Fielding ſich nie wollte malen laſſen. Endlich fiel ihm ein, daß Hogarth ein Freund Fielding's geweſen ſei und er ging zu demſelben; dieſer aber mochte ſeinen Ruf nicht auf's Spiel ſetzen, indem er ein Phantaſieportrait gebe. Der Verleger war ſehr beſtürzt, verlor aber den Muth nicht ganz. Abends gegen 10 Uhr befand ſich Hogarth in ſeinem Zimmer und entwarf einige der pitoresken Figuren zu irgend einem ſeiner Werke, als man ihm ankündigte, es wünſche Jemand mit ihm zu ſprechen. Hogarth wunderte ſich über dieſen nächtlichen Beſuch, ließ den Unbekannten jedoch eintreten. Die Thür öffnet ſich, der Maler fährt entſetzt zurück. Es iſt Fielding, Fielding erſcheint ihm und grüßt ihn. Hogarth glaubte durchaus nicht an Geſpenſter; er reibt ſich die Augen und ſieht von Neuem hin, es iſt Fielding; und der wiederaufgeſtandene Schriftſteller hat ſich vor ihm hingeſetzt und ſcheint zu warten, daß jener den Bleiſtift nehme und ein Portrait entwerfe; aber der Maler konnte von ſeiner Ueberraſchung und ſeinem Schrecken ſich nicht erholen. Das Geſpenſt ſchien endlich die Geduld zu verlieren und rief mit hohler Grabesſtimme: „Mach' raſch, Hogarth, denn ich muß bald in meine Wohnung zurückkehren." Der Maler ſank bei dieſen Worten beinahe in Ohnmacht, das Geſpenſt nahm jedoch ganz gelaſſen die daſtehende Flaſche mit Waſſer, beſpritzte ihm das Geſicht und ſagte, als Hogarth wieder zu ſich gekommen war, im freundlichen Tone: „Erſchreckt Dich der Anblick des Todes ſo ſehr, daß Du nicht ein wenig zu dem Ruhme eines ehemaligen Freundes beitragen kannſt?" Ohne ſich die Erſcheinung erklären zu können, ergriff der Künſtler, den dieſe Appellation an die Freundſchaft weicher gemacht hatte, den Bleiſtift und warf nach dem vor ihm ſitzenden Modell eine Portraitſkizze Fielding's auf das Papier. Als er damit fertig war, beſah das Geſpenſt die Zeichnung und ſagte: „Es iſt gut." Dann aber ſetzte es hinzu: „Nun gib auch dem Schatten Deines Freundes die Hand, ehe er auf ewig von Dir ſcheidet." Hogarth beeilte ſich nicht, dieſes Zeugniß ſeiner Freundſchaft zu geben, das Geſpenſt faßte ihn alſo bei der Hand und drückte ihm dieſelbe ſo kräftig, daß der Maler bei ſich dachte, die Geſpenſter wären doch keineswegs ſo ganz unkörperliche Weſen. Während dieſer Gedanke ihm durch den Kopf ging, verſchwand das Geſicht Fielding's allmälig und an die Stelle deſſelben trat das des Garrick,

des großen Schauspielers, dessen Züge eine so außerordentliche Beweglichkeit hatten, daß er fast jedes andere Gesicht nachahmen konnte. Hogarth lachte von Herzen über den ihm gespielten Streich; der Verleger Fielding's ließ die Skizze in Kupfer stechen; nach ihr sind alle Portraits Fielding's gemacht und sie soll, nach der Aussage von Zeitgenossen, sehr ähnlich sein.

— Garrick sah zu Paris die Schauspielerin Dubois, die in einer Rolle zwar lebhaft declamirte, aber, wenn sie nichts zu sprechen hatte, auch durch ihr Spiel Nichts sagte. „Das ist ein gutherziges Mädchen!" rief Garrick aus, „sie geräth wohl bisweilen in Zorn, aber sie besänftigt sich auch gleich."

— Als Garrick, zum letzten Male in Paris war, lud ihn der berühmte französische Schauspieler Preville ein mit ihm nach seiner Villa auf dem Wege nach Versailles zu fahren. Sie stiegen in eine Miethkutsche, und Garrick befahl dem Kutscher abzufahren; aber dieser wollte es nicht eher bis er vier Passagiere habe. Da wurde Garrick von einer Laune ergriffen und von der Lust seinem Kunstgenossen eine Probe seiner Mimik zu geben. Er schlüpfte leise zur entgegengesetzten Thür hinaus und, sich für einen andern Passagier ausgebend, betrog er zweimal den Kutscher. Er versuchte es zum dritten Male und beinahe wäre er nicht mitgekommen, wenn nicht Preville gesagt hätte, da der Herr ein sehr kleiner Mann zu sein scheine, wolle man Platz für ihn mache. Der Kutscher war bei seiner Ankunft nicht wenig erstaunt zwei Herren in dem Wagen zu finden.

— Garrick. Foote war bekanntlich immer in Geldverlegenheit; er borgte dann überall, hielt aber nie im Wiederbezahlen sein Wort. Einst bat er Garrick um ein Darlehn von 50 Pf. auf vierzehn Tage. Dieser, ihn kennend, gab ihm das Erbetene, in der Voraussetzung, daß er sein Darlehn gewiß erst spät, vielleicht nie zurückerhalten würde. — Foote berichtigte aber seine Schuld an dem bestimmten Tage, zum großen Befremden des Darleihers. Nach einiger Zeit wandte sich Foote auf's Neue an Garrick, um ein ähnliches Darlehn. Garrick schlug es ihm ab. — „Hab' ich Ihnen denn nicht meine Schuld pünktlich berichtigt?" fragte Foote. „Eben deshalb," versetzte Garrick, „zweimal laß' ich mich nicht anführen."

— Garrick. Der König von England reiste im Jahre 1778 zur Besichtigung des Sommerlagers nach der Küste von Winchester, und wollte dort zugleich das Collegium sehen. Für diesen kurzen Aufenthalt des Königs hatte der Doctor Warton, neben anderen ausgezeichneten Männern, auch Garrick hinberufen. — Derselbe bekam Lust, die Mu-

sterung mit anzusehen. Er ritt in's Lager. Beim Absteigen ging ihm sein Pferd durch. Garrick, in der Verlegenheit, sein Pferd wieder zu erhalten, warf sich in die Stellung, wie in seiner Rolle als Richard, und rief den staunenden Soldaten zu: „A horse! a horse! my kingdom for a horse!“ (Ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für ein Pferd!) — Der König hörte es und rief aus: „Dieß kann nur Garrick sein; man sehe, ob er vom Pferde gefallen ist.“ Er wurde gesucht und zum Könige geführt, und dieser redete ihn mit den Worten an; „Unmöglich Garrick, können Sie eine Stelle aus Shakespeare aussprechen, ohne im Augenblick erkannt zu werden.“

— Garrick. Eine Wittwe, jung, schön und reich, kam nach London. Sie hatte schon viel von den bewundernswerthen Talenten Garrick's gehört und brannte vor Begierde, ihn auf der Bühne zu sehen. Ihr Wunsch wurde erfüllt, sie sah den Künstler als Lothario, in dem Stücke „die schöne Büßende“, eine der glänzenden Rollen Garrick's. Der Ton seiner Stimme, jede Gebärde, sein ganzes Wesen entsprachen dem edlen Charakter, den er darstellte. Von Natur schwärmerisch, wurde sie durch sein Spiel so bezaubert, daß sie den Entschluß faßte, dem Künstler, der sich ihr von einer so liebenswürdigen Seite gezeigt hatte, ihr Herz und ihre Hand anzubieten. In der ersten Aufwallung schickte sie zu Garrick und ließ ihn zu sich einladen; er erschien am folgenden Morgen, und sie zögerte nicht, ihn mit der Absicht ihrer Einladung bekannt zu machen. Garrick, überrascht, erkannte dankbar ihre gütigen Gesinnungen, äußerte jedoch bescheiden, wie er ihretwegen wünsche, daß sie ihn erst näher kennen lernen möchte. So schied man von einander. — Am nämlichen Abend verabsäumte die Wittwe nicht, das Schauspielhaus wieder zu besuchen. Garrick trat als Falstaff in den närrischen Weibern von Windsor auf. Der Meister in der Schauspielkunst stellte alle Züge in dem Charakter des Falstaff, Dummheit, Feigheit und Niederträchtigkeit ebenso täuschend dar, wie den Abend zuvor Edelmuth, Charakterfestigkeit und uneigennützige Liebe. Er wurde ihr von dem Augenblick an so zuwider, daß sie es sich gelobte, ihn nie mehr zu sehen, und als sie nichts weiter von sich hören ließ, so hielt er es der Höflichkeit gemäß, ihr nach einigen Tagen einen zweiten Besuch zu machen. Er erfuhr aber zu seinem Befremden, daß sie den Tag nach der ersten Unterredung mit ihm, gleich nachdem sie am Abend aus dem Schauspiel gekommen, wieder abgereiset sei. *)

*) Diese Anekdote ist die Grundidee zu dem bekannten Lustspiel: Dr. Robin.

— Garrick wollte nach seiner Rückkehr aus Frankreich, im Jahre 1765, einen alten Freund besuchen, der in der Nähe von London auf dem Lande wohnte, fand aber die Familie daselbst, besonders die reizende Tochter, in der tiefsten Trauer; sein Freund war gestorben und das Vermögen desselben, auf das die ganze Familie gerechnet hatte, auf betrügerische Weise in andere Hände gekommen. Der Schauspieler nahm an der Trauer der Familie den herzlichsten Antheil, bald kam er aber auf einen seltsamen Gedanken. Er erkundigte sich genau nach dem Verstorbenen und erfuhr, daß er 60 Jahre alt und gebrechlich gewesen, daß er fortwährend gezankt und eine alte Perrücke getragen habe, auch immer vom Husten gequält worden sei. Garrick, auch hier Meister in der Nachahmung anderer Personen, ließ sich die Kleidungsstücke des Alten geben, legte sie an und rief den alten Bedienten, der eben das Theegeschirr in den Saal trug und bei der ihm wohlbekannten Stimme des verstorbenen Herrn so erschrack, daß er todtenbleich wurde und Alles fallen ließ. Die Familie errieth sogleich was geschah und eilte hinaus, um den großen Schauspieler zu sehen; als sie aber die große, gebrechliche Gestalt sahen, die auf das Treppengeländer und einen Stock gestützt, die Treppe herunter kam, fiel Allen die außerordentliche Aehnlichkeit so sehr auf, daß das Lachen sogleich verschwand und der Furcht und dem Entsetzen Platz machte. Garrick begab sich nun zu dem Erbräuber, einem verschwenderischen Neffen des Verstorbenen, der ein großes Haus machte und auf dem besten Wege war, die Verlassenschaft des Oheims bald durchzubringen. Es war Abend, als der Neffe mit einem Male auf eine seltsame Weise an seine Thür klopfen hörte. Er erwartete um diese Stunde Niemanden und öffnete nicht sogleich, bis ein wiederholtes Klopfen ihn dazu vermochte. Garrick oder vielmehr der Geist des alten Oheims, stand unbeweglich, auf den Stock gestützt, auf der Schwelle und blickte stier vor sich hin. William, so hieß der Neffe, wurde von Entsetzen ergriffen; er wich zurück und vermochte kein Wort zu sprechen; seine Zähne klapperten und die Füße begannen ihm den Dienst zu versagen. Garrick ahnte aus diesem Eindrucke, den sein Erscheinen hervorbrachte, einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens. Nach einigen Minuten sprach er sodann in langsamen hohlen Tönen: „William! William! was hast Du gethan? Du hast die Erben meines Ontes beraubt? Du hast gewagt, meinem letzten Willen ungehorsam zu sein und mein Vermögen Denen zu entziehen, für welche ich es bestimmt hatte? Höre aufmerksam auf die Worte, die ich zu Dir sprechen darf und laß sie Dir zur heilsamen Warnung dienen. Dein Gewissen muß Dir sagen, was Du zu thun hast; wenn Du morgen Deine böse That nicht wieder gut gemacht hast, werde

ch um dieſelbe Stunde wieder erſcheinen und Dich abholen zur langen Reiſe.“ Er begleitete dieſe Worte mit einer ſchrecklichen Gebärde, entfernte ſich darauf langſam und verſchwand im Dunkel der Nacht. Der Betrüger hatte geglaubt, ſein letztes Stündlein habe geſchlagen; er war auf ſeine Knie geſunken, hatte in dieſer Stellung die entſetzliche Rede angehört und ſchätzte ſich glücklich, mit der Herausgabe des unrechten Gutes davon zu kommen. Er ſtand auf, als das Geſpenſt ſich entfernt hatte, verſchloß die Thür, ſuchte alle Papiere, aus denen die Erbſchaft beſtand, zuſammen, ſiegelte ſie ein und machte ſich ſogleich auf den Weg, um ſie den rechtmäßigen Erben zu übergeben. Garrick war unterdeſſen in aller Eile zu ſeinen Freunden zurückgekehrt, hatte den Anzug abgelegt und Platz im Kreiſe der Familie genommen. Er erzählte noch von ſeinem Beſuche, von dem Neffen, als ein Bedienter dieſen ſelbſt anmeldete. „Ich glaubte,“ ſprach er, „irriger Weiſe, das Vermögen des Oheims gehöre mir und ich habe mir dasſelbe deshalb angeeignet. Jetzt bin ich beſſer unterrichtet, ich bringe Ihnen zurück, was Ihnen gehört und bitte blos, das Vergangene zu vergeſſen.“ Garrick hatte ſich unterdeſſen entfernt und die Kleider des alten Oheims wieder angelegt. Als William ſich entfernen wollte, trat er ihm entgegen und ſagte: „Ich ſehe, daß meine Warnung nicht vergebens geweſen iſt und daß wir die große Reiſe nun nicht mit einander zu machen haben.“ Der Dieb ſtand verblüfft da; er erkannte jetzt, in welche Schlinge er ſich hatte fangen laſſen; aber es war zu ſpät, und er konnte weiter nichts thun, als ſich ſo eilig als möglich zu entfernen, um dem allgemeinen Spotte und Gelächter zu entgehen.

— Garrick hatte beſonders Umgang mit dem Schauſpieler Préville, welchen er ſehr ſchätzte. Auf einem Spazierritte, den ſie mit einander in die Umgegend von Paris machten, wurden ſie einmal äußerſt luſtig und Préville bekam den Einfall, einen Betrunkenen darzuſtellen. „Sie haben etwas vergeſſen, mein Freund!“ ſagte ihm Garrick, nachdem er das einige Zeit getrieben, „Sie haben es an etwas ſehr Weſentlichem fehlen laſſen.“ „Und das wäre?“ fragte Préville. „Sie haben Ihren Beinen nichts zu trinken gegeben. Sehen Sie einmal her, ich will einen rechten Stock-Engländer machen, der, nachdem er in der Taverne zu Mittag gegeſſen, ohne ſich zu verzählen, 50 Gläſer geleert hat, zu Pferde ſteigt, und von einem Jockey begleitet, welcher eben ſo voll iſt, wie ſein Herr, nach ſeinem Landhauſe in der Nähe von London reitet. Er geht alle Stufen der Trunkenheit durch. Kaum iſt er aus den Thoren, ſo dreht ſich die ganze Welt um ihn. Er ruft ſeinem Jockey zu: „William, ich bin die Sonne, die Erde läuft um mich herum.“ Nun nimmt ſeine

Trunkenheit immer mehr zu. Er verliert seinen Hut, kommt aus den Steigbügeln, galoppirt, schlägt sein Pferd, spornt es, zerbricht seine Peitsche, läßt seine Handschuhe fallen und gelangt endlich an die Mauern seines Parks. Hier findet er das Thor nicht mehr, und will mit aller Gewalt, daß sein Renner, dem er das Gebiß fast zerreißt, durch die Mauer hindurchsetzen soll. Das Thier rast, bäumt sich und wirft seinen Reiter am Ende ab." — Nach dieser Einleitung fing Garrick an. Er legte nach und nach alle die Abstufungen in seine Scene, deren sie nur immer fähig war und gab sie mit solcher Wahrheit, daß Préville, als jener vom Pferde fiel, einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Seine Furcht wurde noch größer, als ihm Garrick auf alle Fragen keine Antwort mehr gab. Nachdem er ihm den Staub abgewischt hatte, fragte er ihn, von Freundschaft und Unruhe bewegt, ob er sich nicht wehe gethan habe? Garrick, der beide Augen geschlossen hatte, öffnete nur eins davon und sagte schluchzend: „Bringst Du mir ein Glas Rum?" — Nun stand er auf, lachte und schloß Préville in die Arme. Mit Begeisterung antwortete ihm dieser: „Lassen Sie den Schüler seinen Lehrer umarmen und ihm für die große Lection danken."

— Garrick. Kurz nach der Erscheinung der freien Gedanken (Loose thoughts) der Mistreß Macauley fragte Jemand Garrick: Ob er diesen Titel für die Schrift einer Frau nicht unschicklich halte? „Keineswegs!" antwortete er, „je eher ein Frauenzimmer sich von solchen Gedanken losmacht, desto besser!"

— Garrick wurde von Wilkes in einer Gesellschaft gefragt, was er unter Rechtschaffenheit verstehe. „Wozu die Frage?" erwiderte Garrick, „mischen Sie sich doch nicht in Dinge, die Sie nicht verstehen."

— Garrick wurde gefragt, was ein Odontalgist *) sei? „Es ist," sagte er, „ein Mensch, der einem andern den Kinnbacken abreißt, damit er seine eigenen bewegen kann."

— Garrick. Die Schauspielerin Frau Crawford, die Siddons ihrer Zeit, wünschte einst zu ihrem Vortheile den Hamlet zu spielen und bat Garrick, damals Vorstand des Drurylane-Theaters, um seine Zustimmung. Er gewährte ihr nicht nur dieses Gesuch, sondern bot sich an, sie in dieser Rolle zu unterrichten, die er selber so meisterhaft spielte. Das Haus war gedrängt voll, und Frau Crawford fand als Hamlet so viel Beifall, daß sie nach dem ersten Aufzuge, entzückt über die günstige Aufnahme, zu Garrick trat und ihm für seine Belehrung dankte, welcher sie den erlangten Beifall zuschrieb oder zuzuschreiben vorgab. „Lieber

*) Zahnarzt.

Garrick," setzte sie hinzu, „wissen Sie, daß das halbe Haus mich für einen Mann hält?" — „Aber ich will darauf schwören," sagte Garrick, „die andere Hälfte weiß, daß Sie eine Frau sind."

— Garrick's Begräbniß fand den 17. Februar 1795 statt. Der Ruhm und die Zierde der Schaubühne wurde in der Abtei Westminster, etwa zwei Fuß von Shakespeare's Denkmale, begraben.

Bereits von 10 Uhr des Morgens an war der Platz der Adelphen *) nebst den daran stoßenden Gassen mit Menschen angefüllt; um 11 Uhr versammelten sich die Trauernden; zu Mittag war der Strand **) und der ganze Weg bis zur Abtei schon voll Menschen. Die Fenster und alle Häuser waren mit Zuschauern angefüllt; auf den Straßen hielt eine so große Menge Kutschen, daß man nicht mehr durchkommen konnte. So groß war die Neugier, zu sehen, was vorgehen würde.

Um 1 Uhr etwa ging der Leichenzug in folgender Ordnung vor sich: Vier Träger mit Stäben und Federn geziert; diesen folgte der Leichenwagen und sechs Bedienten zu Fuß an jeder Seite. — Sechs Reiter in Mänteln. — Ein einzelner Reiter mit einer Fahne. — Zwei Andere neben ihm, ihn zu unterstützen. — Wiederum sechs Reiter in Mänteln. — Der Schatzmeister und der Castellan des Theaters von Drurylane. — Eine leere Staatscarosse. — Eine Kutsche mit vier Geistlichen. — Fünf Kutschen mit vornehmen Herren, das Leichentuch in der Kirche zu halten; nämlich in der ersten Kutsche: der Herzog von Devonshire, Lord Camdden; in der zweiten: Lord Spencer, Lord Ossory; in der dritten Lord Palmerston, Herr Rigby; in der vierten: Sir Wynne, Herr Stanley in der fünften: Sir Wallis, Lord Paterson. — Eine andere Kutsche, in der Herr Sheridan als Leidtragender saß. — Dann eine Kutsche mit der Familie des Verstorbenen, seinen drei Vettern. — Eine Kutsche mit seinem Arzte und Apotheker.

Diesen folgte der Baumeister und Bibliothekar von Drurylane, in Mänteln zu Pferde. — Vier Wagen mit Schauspielern von Drurylane. — Drei mit Schauspielern von Convent-Garden; bei jedem zwei Mann zu Pferde. — Fünf Kutschen mit Mitgliedern vom gelehrten Club. — Eilf mit Freunden des Verstorbenen. — Die leere Kutsche des Verewigten. — Die Kutschen aller derjenigen, welche in den vorerwähnten saßen, 34 an der Zahl, allein; die Kutscher und Lakaien in schwarzer Kleidung, mit Schnüren um die Hüte und mit Handschuhen.

Die Zahl der Kutschen belief sich also im Ganzen auf 67.

---

*) Der Name des Quartiers zu London, wo Garrick wohnte.
**) Eine der größten Straßen in London.

Der Biſchof von Rocheſter verrichtete den Dienſt in der Kirche, nach deſſen Beendigung viele von den Trauernden ſich entfernten, aber in andern Kutſchen, als worin ſie gekommen. Die Kutſchen waren ſämmtlich mit ſechs Pferden beſpannt und die Bedienten gingen zu Fuße an beiden Seiten.

Der Sarg war mit carmoiſin Sammet bezogen und die Nägel waren vergoldet; der Beſchlag zeigte zu Häupten das Wappen des Verſtorbenen und zu Füßen das Wort „resurgam“ mit ſeinem Namen, ſeinem Todestage und ſeinem Alter; Alles in lateiniſcher Sprache. Alle diejenigen, welche beim Leichengefolge geweſen ſind, ſollen einen Kupferſtich von dem Beſchlage bekommen haben.

Man war auch Willens, Allen Trauerringe zuzuſtellen. Jedoch wurden bis zum Tage des Leichenbegängniſſes nur fünfzig fertig. Die Koſten des Leichenbegängniſſes betrugen 1500 Pfund Sterling.

— Garrick. Sehr wahr und vortrefflich iſt die Grabſchrift, die Goldſmith auf Garrick machte, ſie lautet:

Here lies David Garrick, describe me who can,
An abridgement of all that was pleasant in man;
As an actor, confest without rival to shine,
As a wit, if not first, in the very first line;
Yet with talents like these, and an excellent heart,
The man had his failings, a dupe to his art;
Like an ill-judging beauty, his colours he spread,
And beplaster'd, with rouge his own natural red.
On the stage he was natural, simple, affecting,
'Twas only that, when he was off, he was acting:
With no reason on earth to go out of his way,
He turn'd and he varied full ten times a day;
Tho' secure of our hearts, yet confoundedly sick;
If they were not his own by finessing and trick,
He cast of his friends, as a huntsman his pack,
For he knew when he pleas 'd he could whistle them back.
Of praise a mere glutton, he swallow'd what came,
And the puff of a dunce, he mistook it for fame;
Till his relish grown callous, almost to disease,
Who pepper 'd the highest, was surest to please.
But let us be candid, and speak out our mind,
If dunces applauded, he paid them in kind.
Ye Kenricks, *) ye Kellys, **) and Woodfalls ***) so grave
What a commerce was your's, while you got and you gave!

*) Dr. Kenrick.
**) Hugh. Kelly, Eſq. Verfaſſer der False Delicacy u. ſ. w.
***) Der Verleger des morning Chronicle.

Hier liegt David Garrick, beſchreib' ihn wer kann,
Ein Menſch wie noch Keiner, ein Wunder von Mann,
Als Schauſpieler einzig; als ſchöner Geiſt,
Wenn der Erſte nicht, vorn doch, ſtets fertig und dreiſt.
Trotz dieſen Talenten, ward durch ſeine Kunſt
Sein Herz, ſein Verſtand ſogar, kläglich verhunzt,
Wie geſchmackloſe Schönen, ſchminkt' er ohne Noth,
Und beklebt mit Rouge ſein natürliches Roth.
Auf der Bühne, durch Einfalt und Herzlichkeit rührt' er,
Wenn er abtrat, erſt dann, und dann nur agirt' er.
Bei durchaus keinem Grund, nicht gerad' aus zu gehn,
War's ein ewiges Lenken, ein ewiges Drehn.
Aller Herzen gewiß, war er mürriſch und krank,
Wenn er nicht durch Intrigue den Beifall errang.
Freunde ließ Garrick laufen, wie Jäger die Hunde,
Denn ein Pfiff — und ſie kamen ja wieder zur Stunde.
Im Lob nur ein Vielfraß, verſchlang er was kam,
Und erſchrack, wenn ein Tropf ungepfiffen entkam,
Bis, den Gaumen kallös, und faſt ohne Gefühl,
Wer am dickſten ihm pfeffert', am beſten gefiel.
Doch laßt uns geſtehn, (denn was wahr iſt, bleibt wahr)
Wenn ihn Dunze beklatſchten, bezahlt' er ſie baar.
Ihr Kelly's, ihr Woodfalls, ihr wurdet gelabt.
Was war's, was ihr nahmet? Was wars, was ihr gabt?

Gabrieli. Der Vicekönig von Sicilien hatte die Künſtlerin nebſt dem vornehmſten Adel von Palermo einſt zur Tafel eingeladen. Als ſie ſich zur feſtgeſetzten Stunde nicht einfand, ſchickte er zu ihr, um ihr anzuzeigen, daß die Geſellſchaft ſie erwarte. Man fand ſie leſend im Bette. Sie ließ ſich mit gänzlicher Vergeſſenheit der Einladung entſchuldigen. Der Vicekönig war geneigt, ihr dieſe Unhöflichkeit zu vergeben, aber als die Geſellſchaft ſich in die Oper begab, ſpielte ſie ihre Rolle mit äußerſter Nachläſſigkeit und ſang alle ihre Arien sotto voce. Darüber entrüſtet, bedrohte ſie der König mit einer Strafe. Aber ſie wurde nur noch hartnäckiger und erklärte, daß man ſie durch Zwang wohl zum Schreien, aber nicht zum Singen bringen könne. Der Vicekönig ſchickte ſie in's Gefängniß, wo ſie 12 Tage blieb. Während dieſer Zeit gab ſie köſtliche Gaſtmäler, bezahlte die Schulden aller Gefangenen und theilte mitleidig beträchtliche Summen Geldes aus. Man war gezwungen nachzugeben, und ſie wurde mitten unter Zujauchzen der Armen wieder in Freiheit geſetzt. Nach London zu gehen, konnte ſie ſich nicht entſchließen. „Auf dem Londoner Theater," ſagte ſie, „würde ich nicht meinen eignen Willen haben; wenn ich mir in den Kopf ſetzte, nicht zu ſingen, würde das Volk mich beleidigen und vielleicht gar mißhandeln, ich will lieber hier in gutem Wohlſein ſchlafen, wäre es auch im — Gefängniß!"

— Gabrieli. Im Jahre 1765 berief die Kaiserin Katharina sie nach Petersburg und engagirte sie auf 2 Monate. Als von ihrer Gage die Rede war, forderte sie 5000 Ducaten. „Fünftausend Ducaten!“ antwortete die Kaiserin, „so viel erhält keiner meiner Feldmarschälle.“ — „So dürfen,“ antwortete die Sängerin, „Ew. Majestät ja nur einen Ihrer Feldmarschälle singen lassen!“ — Die Kaiserin zahlte die verlangte Summe.

Großmann. Es war im Jahre 1790, als sich der Theaterdirector und Schauspieler Großmann nebst seiner Gesellschaft in Kassel befand und wegen seiner Reellität allerwärts die größte Achtung genoß. Großmann, obschon von Figur sehr klein, war ein Mann von vorzüglichen Geistesgaben, vieler Sprachkenntniß, feinster Weltbildung und vollkommenster, sowohl theoretischer als praktischer Bühnenkenntniß; der während seiner Directionsführung, die er mit größter Umsicht und glücklichem Erfolg leitete, manchen wackeren Künstler bildete. Wie sein Biograph Reichard sagt, spielte er einen Lord Trinker, einen Riccaut de la Marliniére mit aller diesen Geschöpfen eigenen Etourderie und Impertinence; sein höchster Triumph aber war Marinelli und Nathan der Weise, weshalb er Lessing über Alles schätzte und fast wie einen Heiligen verehrte. Wehe dem Schauspieler, der bei ihm während der Probe eines Lessing'schen Stückes sich einen Scherz erlaubt, oder sonst sein Augenmerk auf andere Dinge gerichtet; er war nahe daran, vom Director gekündigt, oder augenblicklich entlassen zu werden. Seit langer Zeit schon sah man diesen kleinen Mann über etwas nachsinnen; er schien einen Lieblingsgedanken zu haben, der in's Werk gesetzt werden müsse, wenn ihm nicht längere Unruhe als Thatkraft hemmen sollte.

Eines Abends, nach der Vorstellung von Emilie Galotti, lud er die Mitglieder seiner Bühne zu sich in seine Wohnung, wo er ihnen dann eröffnete, wie er damit umgehe und es längst sein Dichten und Trachten sei, dahin zu wirken, daß man dem großen Lessing ein Denkmal setze. Zur Erreichung dieses Zweckes laßt uns Minna von Barnhelm aufführen. Ich meine, es müsse sich hier in Cassel ein leidliches Sümmchen erschwingen lassen, und wenn alle Bühnen Deutschlands mit einstimmten, so wollte ich baarhäuptig von Theater zu Theater wandern und mitwirken, bis es prangte, das erhabene Standbild des großen Denkers und Dichters, dessen Geist uns befreit vom Alexandriner und der französischen Tragödie. — All' die versammelten Mitglieder der Großmann'schen Bühne waren damit einverstanden. Der Director traf die nöthigen Vorkehrungen, und der Tag der Aufführung nahte heran. Nachdem Vormittags die Generalprobe abgehalten war, ging Großmann

in die Kassen-Expedition. „Nun mein Lieber, wie steht's?" redete er den Cassirer an. Dieser zuckte mit den Achseln und sagte: daß er bis jetzt nicht mehr als ein Duzend Billets verkauft habe. Ohne ein Wort zu entgegnen, schlich sich der Director hinaus und setzte seine Hoffnung auf den Abend. — Schon waren sämmtliche diesen Abend beschäftigten Schauspieler völlig angekleidet im Conversations-Zimmer beisammen. Von Zeit zu Zeit gingen sie auf die Bühne und sahen durch das Guckloch im Vorhang in den Raum hinaus. Still machten sie die kleine Blechklappe wieder zu und gingen betrübt zurück. Keiner sprach ein Wort; denn nur hie und da gewahrte man einen Zuschauer, der es für gut erachtet, des großen Deutschen zu gedenken. Spärlich saßen die Zuschauer da, meist auf den entfernteren Plätzen. Die Logen waren dunkel und leer. Selbst die Söhne des Mars, die Herren Officiere waren abwesend, heute, in einem Militärstück von so ächtem norddeutschen Gehalt. Sie hatten es vorgezogen, einem Schmause beizuwohnen; da ihnen wahrscheinlich ein Pudding lieber war, als der Lessing.

„Kaum die Kosten," murmelte Großmann für sich hin, als er in die Oede hinausgeblickt. In der Hoffnung, daß vielleicht Billets zum Besten des Zweckes abgeholt oder mit einem höhern Gelde als der Eintrittspreis honorirt worden wären, schickte er den Theaterdiener an die Casse. Nach wenigen Minuten kam selbiger mit einem Zettelchen zurück. Hastig griff Großmann darnach und las mit lauter Stimme: Total-Einnahme zum Besten eines Lessing-Denkmals fünfzehn Thaler und zwölf Groschen. — Mit den Worten: „So ehrt Deutschland seine großen Todten!" entfiel das Blatt seiner Hand. Er war unschlüssig, ob er solle den Vorhang aufziehen lassen, und überlegte mit sich selbst. Plötzlich aber trat er in die Mitte der Seinigen und rief: Kinder, nein! diese Schmach soll dem großen Mann, soll uns nicht angethan werden. Laßt uns heute so recht aus vollem Herzen ein Lessingfest feiern! Jedes Wort, jeder Ton seiner herrlichen Dichtung sei heute ein ganzer Act, ein ganzes Stück! Auf! das Publikum ist zwar klein, aber es ist ein Häuflein Geweihter, die uns verstehen werden. Agire heute ein Jeder, als wenn der große Lessing vorn in der Loge säße und unserm Spiele lausche.

Zündende Funken in das Pulver der Begeisterung waren diese Worte: „Platz, vom Theater!" rief der Inspicient, der jetzt mit der Klingel das Zeichen zum Anfang der Musik gab. Alles war Fülle und Kraft; Gluth und Begeisterung. Selbst der alte ergraute Souffleur ging mit Schritten, welche in der Scansion das heroische Versmaß bezeichnen, nach seiner unterirdischen Behausung. Die Ouvertüre brauste dahin, als sei des Directors Wort gleich einem elektrischen Schlag auch unter die

ger Garat von einer Akademie, in welcher er alle Zuhörer in Entzücken versetzt hatte, um die Mitternachtsstunde durch die Straßen von Paris nach Hause zurück. Voll der Erinnerung an den eben gefeierten Triumph trillerte er einige Arien fort, als er plötzlich den Werdaruf einer Patrouille vernahm, welche dann nach seiner Sicherheitskarte fragte. Da er zufällig an dem Abende mit keiner solchen versehen war, so wurde er in die Wachstube geführt. Hier glaubte der Sänger durch Nennung seines Namens vor dem wachhabenden Officier jeder weitern Verdrießlichkeit überhoben zu sein. Als aber der Officier erwiederte, dies könne unmöglich sein, da Garat, den er erst zwei Tage zuvor gehört hatte, viel größer und stärker aussähe, und ihm daher nichts anders erübrige, als den Verhafteten ins Munizipalgefängniß abführen zu lassen, gerieth Garat in die lebhafteste Aufregung, und betheuerte feierlichst die Wahrheit gesagt zu haben. — Jetzt sprach der Officier gelassen: — „Statt so viele Worte zu verschwenden, gäbe es ein einfacheres Mittel, Ihre Behauptung zu erweisen; es gibt in Frankreich Niemanden, der sich mit Garat messen könnte; singen Sie daher etwas zur Legitimirung.“ — Garat suchte vergebens sich dieser Art der Beweisführung zu entziehen, doch er mußte die Pille verschlucken. Er sang eine Arie, auf welche ein stürmischer Beifall von Seite der Zuhörer, und vorzüglich des Officiers folgte, welcher hiebei ausrief: — „Gut, sehr gut, aber noch immer nicht wie Garat.“ — Der Sänger, dessen Ehrgeiz sich durch diese Bemerkung gestachelt fand, sang eine Romanze, dann eine zweite, und endlich die berühmte Arie aus der „Zauberflöte.“ — Jetzt fiel Alles in Ekstase; die Pfeifen waren ausgelöscht, die Spielkarten lagen in einem Winkel aufeinander, diejenigen Soldaten, welche anfänglich schliefen, standen nun mit offenem Munde vor dem Sänger, kurz, Alles war außer sich. Der Officier trat nun dem Künstler mit den Worten entgegen: — „Vergeben Sie den Scherz, Herr Garat, ich habe Sie wohl gekannt, ich konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, Sie singen zu hören; aber Scherz bei Seite, Sie haben heute sich selbst übertroffen. . — „Hol' Sie der T —,“ fiel ihm Garat lebhaft in die Rede; als er aber dann selbst darüber mitlachen mußte, fuhr er fort: — „ich werde morgen kein lautes Wort mehr sprechen können; aber ein zweites Mal lasse ich mich nicht fangen, denn ich lasse mir meine Karte heute noch an den Hut nageln.“ —

Georges. Der Prinz von L. . war ein großer Freund der Musik und des Gesanges. Er gab daher oft Concert in seinem Hotel, und lud zuweilen die vorzüglichsten Sänger und Sängerinnen zur Tafel ein. Es befand sich damals eine beliebte Sängerin in Paris, Demoiselle Geor-

ges. Er ließ sie bitten, in einem Concerte bei ihm zu singen, und sie versprach, sich einzufinden. Der Tag und die Stunde erschien, wo dieß Concert stattfinden sollte. Alle Tonkünstler, Sänger und Sängerinnen hatten sich eingestellt; die Versammlung war sehr zahlreich; das Concert begann, Demoiselle Georges kam nicht. Sie war übler Laune, denn es war ihr eingefallen, daß sie noch nicht die Auszeichnung genossen, bei dem Prinzen zu speisen; sie fand in dem Gedanken einen Genuß, wie man nun nach ihr fragen, um sie in Verlegenheit, und besorgt sein würde, daß sie erkrankt, oder ihr sonst einen Unfall zugestoßen sei. So fand sie ein Bedienter des Prinzen, den er nach ihr geschickt hatte. „Mein Gott! rief sie aus. Sie sehen es ist unmöglich. Ich bin noch im völligen Negligé; ehe ich meine Toilette mache, ist das Conzert längst zu Ende. Ich muß es mit Beschämung gestehen, ich habe es ganz vergessen, was ich Sr. Hohheit versprochen hatte." Damit war die Sache abgethan, und es verflossen mehrere Wochen. Nun wurde die Vergeßliche von dem Prinzen zu einem Diné geladen. Geschmückt wie eine Fürstin, schön wie eine Hebe und in der frohsten Laune fuhr sie zu dem Prinzen. Sie wird in ein Vorzimmer geführt, Niemand läßt sich dort von den Gästen sehen; ungeduldig und frierend — denn es war im Winter und das Zimmer nur wenig geheizt — wartete sie über eine halbe Stunde. Endlich erscheint der Kammerdiener des Prinzen und bringt ihr mit Bedauern die Nachricht, Sr. Hohheit hätten die Einladung ganz vergessen und speiseten heute bei Hofe.

— Georges. Das erste Auftreten des Schauspielers Ligier, im Odeon, war mit einem großen Scandal begleitet. Mit ziemlicher Ruhe waren die vier Acte der Iphigenia in Aulis durchgespielt, wenn gleich von Zeit zu Zeit durch Murren und Zeichen des Misfallens unterbrochen. Endlich bei der zweiten Scene des fünften Acts declamirte Mad. Demoiselle Georges, die sich schon einige Gedächtnißfehler hatte zu Schulden kommen lassen, den Vers:

C'est le pur sang du dieu qui lance le tonnere,

mit so ungebührlichem Geschrei, daß das Publikum seine Unzufriedenheit darüber auf unzweideutige Weise äußerte. Wenig an eine solche Behandlung gewöhnt, sagte sie, auf das Publikum mit verächtlicher Miene herabschauend ganz laut: „Dies ist eine abscheuliche Kabale," und verließ die Bühne mit Ungestüm. Das Parterre, mit Recht aufgebracht, rief sie mit großem Geschrei zurück. Der Director, für den Epilog bereits angekleidet, trat auf den Rand des Theaters vor, und erklärte Mademoiselle Georges sei nicht im Stande zu erscheinen; sie habe Nervenzufälle, und endlich es wäre eine wirkliche Unmöglichkeit, daß sie dem

Wunsche des Publikums entspreche. Als das unerbittliche Publikum fortfuhr, eine Genugthuung zu verlangen, erschien ein Polizei-Commissair, mit seiner Schärpe angethan und sprach in folgenden Worten: „Meine Herren, Mademoiselle Georges hat gegen das Publikum gefehlt; das Publikum verlangt mit Recht Genugthuung und soll dieselbe erhalten; die Behörde wird Maasregeln treffen damit Mademoiselle Georges morgen um Verzeihung bitte; erlauben Sie für heute, daß das zweite Stück gespielt werden dürfe." Diese Anrede stellte die Ruhe wieder her, und das zweite Stück wurde ohne Störung gespielt. Indessen hatte sie diese Genugthuung, die man schon am Sonntage bei sehr gefülltem Hause von ihr erwartete, nicht geleistet; aber auch die Bühne nicht wieder betreten.*)

Grange, Anna de la. Die Elite der Pariser Cirkel hatte beschlossen, zum Benefiz der dort wohnhaften Polnischen Refügiès, die Vorstellung einer neuen Oper durch Liebhaber aus ihrer eigenen Mitte ausführen zu lassen. Den Text zu dem bald geschriebenen Libretto gab die Geschichte der berühmten Herzogin von Guise — die Oper hieß: „la Duchesse de Guise". Außer dem Texte bedurfte es zweier wichtigen Elemente — eines Componisten und eines Theaters. Herr v. Flotow, der nämliche, der späterhin „Stradella" und „Martha" componirte, übernahm die Composition, und der Graf v. Castellana, dieser reiche Mäcen der Künstler, Bewohner eines der splendidesten Hôtels im Fauxbourg St. Germain, überwachte in seinem eigenen Locale die Errichtung eines prächtigen Theaters, wo schon die Proben der neuen Oper in ganz Paris bei der eleganten Welt ein fieberhaftes Interesse erweckt und lebendig erhalten hatten. Denn es war zum ersten Male, daß die Dilettanten aus den ersten Classen der Hauptstadt, und Damen — wie sich das von selbst versteht — von dem gebildetsten Tone, der nur unter ihnen zu finden ist, sich auf einer Bühne versuchten, deren gewöhnliche Sitten und Gebräuche so wenig in Einklang mit den ersten Eindrücken ihrer Jugend, mit ihrer Erziehung und mit ihren täglichen Gewohnheiten standen. Daß bei dieser Gelegenheit die üblichen Rivalitäten und Ausbrüche kleinlicher Eifersucht, die man sonst nur hinter den Coulissen zu finden pflegt, nicht ausblieben, war zu erwarten. Eines fehlte noch — eine talentvolle Sängerin, um die Rolle der Herzogin zu übernehmen. Man

*) Jedoch hatte sich diese Künstlerin damals in einem im Journal des Debats abgedruckten, sehr geistreich abgefaßten Brief wegen dieses Vorfalls an das Publikum gewendet.

wollte die Bühne nur von Dilettanten betreten wiſſen und war in Verlegenheit. Man wandte ſich an Bordogni, dem ehemaligen erſten Tenor der Italieniſchen Oper und jetzigen erſten Profeſſor des Geſanges im „Conservatoire de Musique“, und bat ihn, die fähigſte unter ſeinen Schülerinnen zu bezeichnen — er nannte unſere Anna, die in ihrem Blüthenalter ſtand. Die angeknüpfte Unterhandlung wegen ihres Beitritts hatten allen Erfolg, Anna verſuchte ſich bald darauf in den Proben. Man hatte einige geübte Künſtler berufen, um Herren und Damen an die Hand zu gehen, die in der großen Welt ihre Rolle mit der erforderlichen Würde und Gewandtheit ausführten, in der neuen Theaterwelt aber weder ordentlich auftreten, gehen, ſtehen, noch ihre Haltung zu finden im Stande waren. Anna war unter dieſen improviſirten Schauſpielern die einzige, der man allen Rath verſagte — man hatte bald die Entdeckung gemacht, daß ſie eine natürliche Würde und Leichtigkeit in der Bewegung beſaß, die deſſelben entbehren konnte, und ſomit ward beſchloſſen, ſie den Eingebungen ihres eigenen Genies, oder — wie man vulgariter zu ſagen pflegt — ſie zufrieden zu laſſen. Endlich kam der Tag der Vorſtellung. Nie hatte Paris, ſeit langer Zeit, ſelbſt in den Hoffeſten Ludwig Philipps nicht, wohin der hohe Adel aus dem Fauxbourg St. Germain ſich ſelten begab, und alle Mal, wenn es geſchah, über die Menge von „Epiciers“ (Gewürzkrämern) und National-Gardiſten die Naſe rümpfte, eine ſolche Elite geſehen. Es waren bis zu fünfhundert Franken für eine Loge von vier Perſonen bezahlt worden. Alles, was der Fauxbourg St. Germain an Schönheit, an Eleganz und Reichthum aufbieten konnte, war da — von den Gewürzkrämern auch nicht der mindeſte Geruch. An der Spitze dieſer Elite befand ſich die königliche Familie, welche die erſten Logen, die ſogenannten Theater Logen, auf beiden Seiten der Bühne, einnahm. Kaum hatte Anna die Bühne betreten, als ſich ein Beifallsſturm erhob, den man bis dahin von ſolchen Quellen nie hatte ausſtrömen gehört. Die königliche Familie ſelbſt gab dazu das Signal. Die überraſchende Erſcheinung eines neuen Meteors am muſikaliſchen Himmel, der ſich in Anna's erſter Arie blicken ließ, erregte ein freudiges Erſtaunen — man ſah ſich an, ſchien ſich zu beſinnen und in Verſuchen zu verlieren, neue Arten des Beifalls zu erfinden. Denn was ein Jeder begriff, war, daß man die Erſtgeburt eines ſolchen Talentes nicht auf gewöhnliche Weiſe bewillkommen konnte. Doch auch hier mußten Blumen die Dollmetſcher eines ungewöhnlichen Enthuſiasmus werden, nur regneten ſie nicht vom Theater herab, noch ſtahlen ſie ſich aus

den Schlupfwinkeln des Parterres heraus. Der Impuls kam von königlichen Händen — die Prinzessin Clementine, Louis Philipps jüngste Tochter, riß, wie plötzlich von einem Zauber ergriffen, ein Bouquet von ihrem Busen und warf es unserer Anna zu. Alle Damen wetteiferten unter einander, dem Beispiel der Prinzessin zu folgen, — sie empfanden insgesammt, daß das, was in ihren Herzen vorging, denselben Weg eingeschlagen haben würde, wenn nicht eine Etiquette, welche bis dahin jedes Aufwallen der Herzlichkeit mit einer Eisrinde bedeckte, dem königlichen Ausbruch dieses Gefühls Fesseln auferlegt hätte. Dieses war der berühmten Gesangskünstlerin Anna de la Grange erstes öffentliches Auftreten.

— De la Grange. Trotz des eminenten Erfolges, welches sich die berühmte Künstlerin, wie wir oben mittheilten, zu erfreuen hatte, war es doch nicht ihr Wille, daß die Kunst ihr einen materiellen Erfolg bringen solle, und dieses um so weniger, als ihre Familie nicht nur zu den achtbarsten, sondern auch zu den wohlhabendsten gezählt wurde. Allein die Zeit war gekommen, wo die Vergänglichkeit irdischer Dinge sich auch an Anna's Schicksal bewähren sollte. Auch sie mußte die Härte und zugleich die Philosophie des Sprichworts erfahren: Andere Zeiten, andere Sitten! Denn ein Glückswechsel, den die Macht der Umstände hervorrief, traf die Familie, in die sich Anna eingebürgert hatte, und an die Stelle des ehemaligen Ueberflusses trat ein ungewohnter Mangel ein. Doch Anna besaß ein edles Herz. Sie hatte die Freuden der Familie, der sie anzugehören schien, mit ihr getheilt, und sie hielt es jetzt für Pflicht, dieselbe während der Tage ihrer Prüfungen nicht zu verlassen. Ungeachtet ihrer entschiedenen Abneigung gegen eine theatralische Laufbahn, war es doch diese, wohin die rettende Hand, die sie ausstrecken wollte, unwillkürlich hinwies; — sie faßte also kühn den Entschluß, sich in Italien zu vervollkommnen und dort den Rang einer „primá donna di cartello“ zu erobern, der sie den Ufern des Pactolus zuführen, ihren Eltern und sich selbst die „aisance“ wiedergeben sollte in der sie aufgewachsen war. Die nöthigen Mittel zu dieser Reise wurden durch den Erfolg mehrerer in den Hauptstädten des südlichen Frankreichs, in Bordeaux, in Toulouse, in Montpellier und in Marseille von ihr gegebenen Concerte schnell erhoben und sodann die Reise nach Mailand in Gesellschaft ihrer Mutter angetreten.

— De la Grange. Während ihres Aufenthaltes in Pavia fand ein räthselhafter Vorfall statt, der nicht allein Anna's künstlerische, sondern auch ihre irdische Laufbahn abzuschneiden drohte.

Unter dem Regen von Blumen und Sträußen, womit bei ihrem jedesmaligen Auftreten die Bühne überschüttet ward, befand sich auch eines Abends ein ungewöhnlich großes Bouquet. Anna's Kammerfrau hatte sie alle aufgehoben und in ihre Loge gebracht, war jedoch bei dem Versuch, das große Bouquet zu berriechen, plötzlich fast leblos niedergesunken. Ein Arzt stürzte schnell, ohne Weiteres, nach Anna's Loge mit dem Verbot, irgend eine Blume zu berühren — aus einer Unterredung, die er gehört, hatte er erfahren, daß eines der Bouquets vergiftet sei. Man hatte erwartet, daß von der besonderen Schönheit der Blumen angezogen, auch Anna dem Beispiel der Kammerfrau folgen und an dem Strauß riechen würde. Der Doctor fand die letztere von den heftigsten Convulsionen ergriffen und brachte sie nicht ohne Mühe während der Nacht wieder zu sich selbst. Des vergifteten Straußes hatte sich die Polizei bemächtigt. Die Kenntniß des wunderbaren Vorfalls hatte sich unter dem vor dem Theater versammelten Volke wie ein Lauffeuer verbreitet, und als Anna aus dem Opernhause auf die Straße trat, um ihren Weg nach Hause zu nehmen, umringte sie das Volk in der Absicht, sie dahin zu begleiten, aber die Polizei wollte dies nicht zugeben. Ein Peloton Soldaten umgab sie und führte sie glücklich in ihr Logis zurück, was sie jedoch kaum erreicht hatte, als das Bedürfniß, sich an der Luft einer Italienischen Sommernacht zu erfrischen, sie zu dem Balcon ihrer Gemächer führte. Doch kaum hatte sie sich dort gezeigt, als ein von unten plötzlich hinauf geschleudertes Stück vom Straßenpflaster ihrem Kopfe nahe vorbeiflog und die nächsten Fensterscheiben klirrend zerbrach. Anna flog in ihr Zimmer zurück. Die Polizei war schnell auf den Beinen und fand es zweckmäßig, Anna's Theaterbesuch jeden Abend zu beschützen, daher ihr dann auch auf dem Wege hin und zurück täglich eine hinlängliche Escorte gegeben ward. Alle Versuche, den Urheber des Attentats zu entdecken, waren vergebens, aber man erfuhr mit ziemlicher Gewißheit, daß ein ganz junger Mensch, der Anbeter einer von Anna's Nebenbuhlerinnen auf der Bühne, von der ihre seltenen Erfolge sie einstweilen entfernt hatten, sie rächen und von der lästigen Rivalin hatte befreien wollen. Seitdem wurde Anna's Hôtel jede Nacht von Hunderten von jungen Leuten bewacht, die Chöre zu ihren Ehren sangen. Als Anna endlich Pavia verließ, umgaben sie ihren Wagen und escortirten denselben bis zu den Thoren hinaus.

— De la Grange. Als die la Grange nachher nach Bologna zu Rossini, wohin sie sich schon gesehnt, kam, empfing sie

dieſer große Meiſter der Kunſt mit offenen Armen und erbot ſich, die letzte Hand an ihre muſikaliſche Erziehung zu legen. Anna genoß hier das ſeltene Glück, faſt ein ganzes Jahr ſich ſeiner Lehren erfreuen zu dürfen und dadurch eine Vollkommenheit zu erlangen, die ſich nicht beſſer als in Roſſini's eigenen Worten beſchreiben läßt. Als der Impreſſario des Theaters zu Livorno mit Anna in Unterhandlung wegen eines Engagements getreten war, ſuchte er bei Roſſini Auskunft über ihre Fähigkeit. Roſſini's Antwort, die Anna, als ſie Bologna verließ, mitnahm, war dieſe: „Sie verlangen Auskunft über unſere junge Anna — hier iſt ſie! Ein anziehendes Aeußere das vollendete Talent eines Profeſſors der Muſik, ein herzanſprechendes und dramatiſches Organ (voce simpatica e drammatica), welches den Stimmen-Umfang der Sonntag und der Malibran in ſich vereint.“ — Zum Abſchied componirte der Maeſtro eine himmliſche Romanze, welche eigenhändig von ihm in ihr Album eingetragen und von einigen herzlichen Worten begleitet, ihr mit auf den Weg gegeben ward.

Heidegger befand ſich in einer Geſellſchaft, wo viele Perſonen von verſchiedenen Nationen zugegen waren und es ward die Frage aufgeworfen: Welche europäiſche Nation die größten Genies aufzuweiſen habe? Heidegger behauptete zur allgemeinen Verwunderung, ſeinem Vaterlande käme der Ruhm zu, indem er ſich ſelbſt als Beweis ſeiner Behauptung anführte. „Ich bin ein geborener Schweizer,“ ſagte er, „und kam ohne einen Heller nach England, und in England habe ich Mittel gefunden, jährlich 5000 Pfund Sterling zu verdienen und zu verthun. Wenn nun ein Engländer oder ein anderer Europäer es in der Schweiz ebenſo weit bringen kann, ſo will ich die Ueberlegenheit ihres Genies anerkennen.“

— Heidegger ſagte einſt zu einem Manne, der ſich gegen ihn manche bittere Aeußerungen erlaubte: „Ich weiß ſchon, was Sie beabſichtigen, Sie erwarten, daß ich Sie im Zorn einen Schurken ſchelten ſoll, damit Sie mir eine Injurieklage anhängen können. Nein! ich ſag' es nicht, daß Sie ein Schurke ſind.“

— Heidegger war wohl gewachsen, aber von einer so auffallenden häßlichen Gesichtsbildung, daß er eine mit dem Grafen Chesterfield eingegangene Wette, daß kein häßlicheres Gesicht als seine in London zu finden sei, in der That gewann, trotzdem von Seiten des Grafen keine Mühe und Mittel gescheut wurden, um einen wahrhaften Congreß aller weiblichen und männlichen Häßlichkeiten herbeizuführen. Schade, daß damals keine „Pastrana" existirte, die hätte gewiß dem Grafen seine Wette gewonnen gemacht.

Hahn-Neuhaus. Nachdem Graf Hahn seinen achten Geburtstag im väterlichen Hause nach herkömmlicher Sitte begangen hatte, sandte ihn der alte Graf nach Stockholm zu einem Onkel, der dort ein Regiment commandirte. Durch Vermittlung dieses Onkels wurde Graf Carl unter die Leibpagen *) Königs Gustav III. aufgenommen. Am Hofe dieses kunstsinnigen, prachtliebenden Monarchen, der namentlich für das Theater so viel that und selbst dramatischer Dichter war (sein Tycho de Brahe fand auch auf den deutschen Bühnen eine glänzende Aufnahme), hier, sage ich, mag wohl der Keim zu der überschwenglichen Theaterliebe in die Seele des jungen Grafen gelegt worden sein, wenigstens sprach er noch als hochbetagter Greis mit Entzücken von den prachtvollen Opernvorstellungen, den großartigen Balleten, dem Glanz der Costüme und Decorationen, wie er das Alles in Stockholm gesehen. Ebenso erinnerte er sich deutlich jener verhängnißvollen Ballnacht im Opernhause, wo König Gustav durch die Mörderhand Ankarströms fiel; eben in jener Nacht hatte der damals zehnjährige Knabe den Dienst als Page.

— Hahn. Es war im Jahre 1805, als die Königin Louise von Preußen ihre hohen Verwandten in Mecklenburg-Strelitz besuchte. Ihr Weg führte sie über Remplin und hier ließ sich's Graf Hahn nicht nehmen, ihr einen festlichen Empfang zu bereiten und sie wahrhaft königlich zu bewirthen. Die Königin verweilte bis zu einbrechender Nacht auf Schloß Remplin, wo ihr zu Ehren prachtvolle Aufzüge, Concert, Ball, Illumination des Schlosses und Parks, endlich ein großes Feuerwerk, das allein mehrere tausend Thaler kostete, veranstaltet waren. Das Feuerwerk nahm die hohe Frau von einem Zelte aus, welches eigens zu diesem Zwecke aus den kostbarsten orientalischen Stoffen im Mittelpunkt des Parks errichtet war, in Augenschein. Als das Feuerwerk zu Ende war und die Königin sich erhob, um in dem bereits harrenden Wagen ihre Reise fortzusetzen, bot ihr der Graf den Arm, um sie durch den

*) Dazu wurden nur Grafensöhne genommen.

Park bis zum Wagen zu führen. Die Königin warf im Davongehen noch einen bewundernden Blick auf das prachtvolle Zelt; der Graf, dies bemerkend, sprach mit ritterlicher Galanterie: Nach Preußens angebeteter Monarchin soll kein Sterblicher dies Zelt betreten! — und auf ein gegebenes Zeichen ging vor den Augen der staunenden Königin der Prachtbau in Flammen auf.

— Hahn. Nicht lange nach der Zeltgeschichte gastirte Iffland in Schwerin. Es versteht sich von selbst, daß Graf Hahn keine Vorstellung, in der der bewunderte Künstler mitwirkte, versäumte, und ruhte er auch nicht eher, bis „der König der Schauspieler" endlich zugesagt hatte, eine Rolle auf dem Liebhaber-Theater des Grafen als Gast zu geben. Im Triumph führte der Graf seinen gefeierten Gast mit sich auf Schloß Remplin, und daß er hier den liebenswürdigsten Wirth machte, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung. Iffland war entzückt über seine Aufnahme und ließ es sich gefallen, daß der Graf für sein Gastspiel Kotzebue's Ritterschauspiel „die Kreuzfahrer" gewählt hatte, worin Iffland den Balduin von Eichenhorst spielen sollte. Graf Hahn selbst spielte den Emir und die übrigen Rollen waren durch Mitglieder benachbarter adeliger Familien besetzt, so daß Iffland in der allernobelsten Gesellschaft, die sich denken läßt, gastirte.

Was das Publikum betraf, so war es durchaus nicht so exclusiv. Allerdings nahm die Noblesse der Umgegend die ersten Plätze ein, aber auch an bürgerlichen Gästen fehlte es nicht, und als der Graf kurz vor Beginn des Stückes durch das Lugloch im Vorhang blickend, bemerkte daß die Gallerie nicht ganz gefüllt war, befahl er sofort seinem Jäger: die draußen vor dem Schlosse gaffenden Bauern in's Theater zu treiben; „Iffland soll bei mir nur vor überfülltem Hause spielen!" rief er — natürlich daß die Bauern mit Freuden in's Theater gingen und herzhaft mit applaudirten.

Iffland, als er in die Garderobe trat, um sich zur Vorstellung anzukleiden, gewahrte auf seinem Platze eine vollständige Ritterrüstung von gediegenem Silber. Erstaunt fragt er den vor Freude strahlenden Grafen: „Soll ich den Balduin in dieser kostbaren Rüstung spielen?" und als ächter Edelmann erwidert Graf Hahn dem Künstler: „Der König der Schauspielkunst möge sie als sein Eigenthum auch in anderen Rollen tragen!"

Nach der Vorstellung sandte er ihm nicht nur die Rüstung, sondern auch noch einen kostbaren Brillantring auf sein Zimmer.

Iffland verweilte noch 8 Tage als Gast auf Schloß Remplin und der Graf gestand ihm, daß die prachtvolle Einrichtung seines Schloß-

theaters allerdings nicht weniger als 60,000 Thaler gekoſtet habe. Der Graf ließ von Remplin bis Berlin Relais legen und die ſchönſten Pferde aus ſeinem Marſtall führten ſeinen gefeierten Gaſt nach der preußiſchen Hauptſtadt zurück.

Als nun das letzte Relais von vier prächtigen Hengſten den Mimen glücklich nach der Charlottenſtraße gebracht hatte und der Wagen vor Iffland's Wohnung hielt, fragte der Kutſcher des Ausſteigenden in ſeiner breiten mecklenburgiſchen Mundart: „Wo ſchall ick denn nu de Peer un'n Wag'n unerbring'n?“ — „Ja, mein Sohn,“ verſetzte Iffland, „das weiß ich nicht, das iſt deine Sache!“ — Darauf der Wagenlenker: „Na, he mutt doch woll ſülwſt weeten, wohin he ſien Tüg ſtell'n will!“ und damit übergab er dem erſtaunten Iffland einen Brief vom Grafen, der die Bitte enthielt, Wagen und Pferde als Andenken an Schloß Remplin und deſſen Beſitzer anzunehmen.

— Hahn, dem von Seite des Herzogs Friedrich Franz alle möglichen Hinderniſſe für ſeine Theaterliebhaberei gemacht wurden, ſiedelte nach Altona, woſelbſt das Theater unter der Direction Albrechts in ſeiner Blüthe ſtand, und ließ es weder an Opfern noch Thätigkeit fehlen, ſeiner Leidenſchaft in Betreff des Theaters freien Lauf zu laſſen. Er brachte es ſogar dahin, daß er 1813 — 1814, während Altona durch Truppen der Verbündeten angefüllt war und das Theater unter einer proviſoriſchen Direction von Schauſpielern ſtand, als ſtiller Mitdirector die Leitung führte. Dieſes war der einzige und faſt einzigſte Glanzpunkt des Altonaer Theaters, denn abgeſehen, daß Graf Hahn die beſten Künſtler und Künſtlerinnen engagirte, ließ er eine Sophie Schröder, Tenor Gerſtäcker, die Gley mit Mann und Schweſter, Opitz, die ſchöne Sängerin Radicke *), Guſtav Hagemann, Arreſto u. ſ. w. gaſtiren. Auch Devrient gaſtirte und ſpielte den Rudolph in Körner's „Hedwig“, die Drillinge, den Schewa und den Schneider Fipps, zuletzt noch den armen Poeten und man mag ſich denken, wie er den Grafen entzückte. Abends nach der Vorſtellung wurde mit mehreren Künſtlern wacker poculirt und phantaſirt. Den Abend vor Devrient's Abreiſe erſchien auch Graf Hahn in dem kleinen Kreiſe und ließ den Champagner in Strömen fließen.

Als Devrient am andern Morgen nicht ohne eine kleine Anwandlung von Grauſen, denn er hatte etwas viel darauf gehen laſſen, ſeine Gaſthofsrechnung verlangte, überreichte ſie ihm der Wirth mit einer tiefen Verbeugung und der Bemerkung, ſie ſei bereits berichtigt. „Berichtigt?“ fragte ſtaunend Devrient, „von wem?“

*) Später Gräfin Hohenthal-Stedten.

„Von einem Verehrer des Herrn Hofschauspielers."

„Wie heißt der?"

„Ich habe versprechen müssen, den Namen des Herrn nicht zu nennen." — Curios! brummte Devrient, indem trat ein junger Freund ein; Devrient theilte ihm den Vorfall mit und fügte hinzu: „Ich gestehe dir, der Spaß ist nicht übel, denn ich habe hier gotteslästerlich gelebt, die Rechnung ist bedeutend genug, um mich für den Augenblick, hätt' ich sie bezahlen müssen, in Verlegenheit gebracht zu haben. „Wenn ich nur wüßte, wer sich so für mich interessirt hat."

„Und das erräthst du nicht," versetzte Lyser lachend. „Kein anderer als Graf Hahn, darauf setze ich meine Nase zum Pfande und du magst sie mir mit deinem Shylockmesser abschneiden, wenn ich falsch gerathen habe."

Devrient schmunzelte: Ein närrischer Kerl dieser Graf, aber nobel bei Ja und Amen, ich werd' es ihm nicht vergessen.

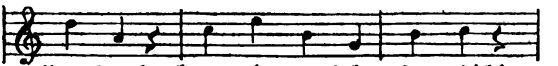
— Hahn. Wir könnten noch viele, sehr viele Mittheilungen machen, welche von der beispiellosen, leidenschaftlichen Splendität, die Hahn für's Theater, ohne Bedenken für die Zukunft opferte, Zeugniß ablegen würden, doch mußten wir derselben Erwähnung thun, damit es erklärlicher wird, wie das Vermögen Hahn's immer mehr und mehr abnahm und so, da er nicht mehr die Mittel besaß, größeren Bühnen vorzustehen, sich entschloß, wandernde Truppen zu bilden und mit ihnen in kleinerrn Städten „Kunstvorstellungen" zu geben. Es war im Jahre 1835, als ein Tenorist bei der Truppe des Grafen Hahn engagirt wurde, welcher sich zur Zeit in Altenburg befand. Mit frohem Muthe und heiterem Sinn zog der Neuengagirte mit dem Contract in der Tasche gegen Altenburg. Da Graf Hahn schon damals längst eine interessante Persönlichkeit in der Theaterwelt war, brannte der Sänger vor Neugierde, den Mann von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, der solche bedeutende Summen Thalien geopfert. Der Sänger kehrte in der „Stadt Gotha" ein. Am Fuße der großen Rampe, die zum Schloß führt, lag ein so sehr bescheidener Gasthof, daß man ihn eher als „Herberge" bezeichnen könnte, welche die noch bescheidenere Wohnung des Mannes enthielt, der Paläste sein eigen nannte. Nachdem er eine Magd, die des Weges kam, fragte, wo das Zimmer des Grafen sei, zeigte sie auf eine Thüre mit den Worten: „Da wohnt der Comödiantenherr!" — Der Sänger klopfte leise an. Ein gleichsam gesungenes „Herein" ertönte ihm entgegen, er trat ein und voller Erstaunen erblickte er eine imposante Figur im abgetragenen, zusammengeflickten Schlafrock, eine Dampfwolke von Taback hüllte gleichsam einen der schönsten alten Köpfe, die er je sah'

in einen Nebel ein. Diese Figur trat ihm von einem Pulte entgegen, wo sie mit Notenschreiben beschäftigt war. Das ganze Zimmer war ein Chaos! Ueberall lagen Noten, Rollen, Bücher, Garderobenstücke und Pfeifen bunt durch einander umher.

„Was wollen Sie, mein lieber Herr?“ fragte mein Sokratskopf aus der Tabackswolke, die unaufhörlich einem alten schwarz gebrannten Meerschaumkopfe entstieg.

„Ich wünsche den Herrn Grafen von Hahn zu sprechen.“ Da richtete sich die Figur kerzengrad auf, legte die ungeheure Pfeife bei Seite und sagte sich verneigend, wie ein ächter Edelmann: „das bin ich, mit wem habe ich das Vergnügen?“

Nun denke man einen Mann, der ehemals kostbare Brillantringe und Equipagen sammt Kutschen und Bedienten verschenkte, vor sich im Costüm des Mangels zu sehen. Jeder Flicken auf dem Schlafrock des Grafen erschien wie ein Wappenschild, solch' einen imposanten Eindruck machte der Mann durch sein cavaliermäßiges Benehmen, und man wird sich das Staunen des Tenoristen leicht erklären. Er stotterte, nachdem er noch einmal gefragt wurde, was er wolle: „Herr Graf, ich bin durch Herrn von Alvensleben für Ihre Bühne als jugendlicher Tenor engagirt worden.“ Das bisher freundliche Gesicht des Grafen umzog eine Wolke. „Ist Alvensleben toll!“ platzte er plötzlich heraus. „Sie sind ja viel zu jung! haben Sie denn Stimme?“ Ohne seine Antwort abzuwarten, riß er eine Thüre auf, die nach einem Gang führte und sang mit einer sonoren Stimme gleichsam im Recitativ:



Ein gedrungener Mann mit mächtigem Haarwuchs tritt nach des Grafen Recitativ sofort auf, sah den jungen Mann von oben bis unten, ohne ihm einen Gruß zu zollen an, und fragt den Grafen in nicht eben anständigem Tone: „Na, was solls?“

Dieser Mann war der bekannte, einst gefeierte Tenorist Urspruch. „Da schickt mir Alvensleben einen Tenor,“ begann der Graf wieder, dabei sah er ihn spöttisch an. „Laß doch den jungen Herrn einmal etwas singen.“ Urspruch warf, ohne ein Wort zu erwidern, sämmtliche Sachen, die auf einem Fortepiano lagen: als Kleider, Helme, Noten u. dgl. an den Boden, öffnete es und fragte ihn: „Was wollen Sie singen?“ Unter den so ohne alle Rücksicht herunter geworfenen Sachen sah der Sänger den ersten Act der Partitur von „Joseph in Egypten“ liegen. Sein Entschluß war gefaßt, „die erste Arie des Joseph“ war seine schnelle Ant-

wort. Der Graf hob ſogleich die Partitur vom Boden auf, legte ſie auf's Inſtrument und ſchlug die Arie auf. Die zarte und klangvolle Stimme gefiel dem Grafen außerordentlich, er überhäufte ihn mit Artigkeiten und beehrte ihn gleich nach ſeiner Manier mit dem traulichen „Du!“ Er fragte ihn, ob er die Partie des Joſeph ganz inne hätte? Als er bejahte, ſprang er wie ein junger Mann im Zimmer umher, ſchlug Urſpruch auf die Schulter, indem er freudig rief: „Nun wollen wir Joſeph geben. Du, Urſpruch, den Simeon, die Stein den Benjamin, Riſe, wenn er nicht ſäuft, den Jacob und der Kleine hier den Joſeph.“

Plötzlich ließ er ein zorniges Recitativ los. „Wenn nur erſt der verdammte Knüpfer von Lübeck mit den Monaten da wäre.“ Der Graf nämlich hatte ſeinen Gläubigern in Magdeburg, wo er ein Jahr früher war als in Altenburg, die Garderobe und Bibliothek als Pfand zurücklaſſen müſſen. Dieſer Knüpfer, der ſo eben mit einem Recitativ vom Grafen beſungen wurde, war ausgeſandt, um das auf den Strand gerathene Schiff wieder flott zu machen.

— Hahn. Als Hahn's Theaterangelegenheiten immer kritiſcher wurden, ja ſogar gänzlich aus dem Leim zu gehen drohten, entſchloß er ſich, ſelbſt die Bühne zu betreten. Eines Abends ſpielte der Graf in dem Stück: „Napoleons Anfang, Glück und Ende“ einen franzöſiſchen Marſchall; er hatte ſich dazu eine neue Uniform machen laſſen und nahm ſich wahrhaft ſtattlich aus. Bei ſeinem Erſcheinen auf der Bühne ſoll man zwei Kanonenſchüſſe hören. Der Graf, der an der Thüre ſeines Stichworts harrt, bittet den Inſpicienten, ihn die Piſtolen losdrücken zu laſſen, dieſer weigert ſich, der Graf gibt nicht nach, ergreift beide Piſtolen, drückt ab, doch o Schrecken! — beide verſagen. Unſer Graf, ohne die Faſſung zu verlieren, reißt die Thüre auf und ruft laut: „bum! bum! der Feind iſt da, Majeſtät!“ Das ganze Haus brach in ein ſchallendes Gelächter aus, ja ſelbſt der große Kaiſer der Franzoſen konnte vor Lachen keine Silbe mehr hervorbringen.

— Hahn konnte auch in der ſchlimmſten Epoche, wo er alles Geldes und aller Hilfsmittel baar war, des Umgangs mit theatraliſchen Perſönlichkeiten, der Freude, ſie gaſtfreundlich bei ſich aufzunehmen, nicht entbehren. Wie war das jedoch anzuſtellen, da der Hotelinhaber vom Sohne und dem Curator des Grafen die ſtrengſte Weiſung hatte, nur für die Bedürfniſſe einer einzigen Perſon, eben des Grafen ſelbſt, und dies gegen die feſtgeſetzte Summe einzuſtehen? Der Ausweg, den der Theatermäcen einſchlug, charakteriſirt auf's Rührendſte zugleich ſeine unüberwindliche Neigung für die Bühne und ſein gütiges Herz. Er ſagte

dem Wirth, daß er ſich unwohl fühle, daß er während der nächſten Tage mit einer Suppe Mittags vorlieb nehmen werde, daß er ſich aber die Nachlieferung ſeiner Mahlzeiten und des dazu gehörigen Weins vorbehalte. Hatte er nun in Folge ſeiner Enthaltſamkeit eine Anzahl von Couverts erſpart, ausreichend, um eine Einladung darauf zu begründen, dann ſuchte der Graf Hahn ſeine Lieblinge am Theater auf, bat ſie zu Tiſch und ließ reichlich auftragen, was er ſich ſelbſt eine Woche lang entzogen. Hörte er doch wieder einmal friſchweg von Dingen erzählen, die ihm denn einmal die anziehendſten waren, von Bühnendingen, und konnte er doch wieder einmal dem Verlangen ſeines Herzens genügen, heitere Künſtler als ſeine Gäſte zu bewirthen. War dann von den eingeladenen Schauſpielern in ein paar vergnügten Stunden das Guthaben des Grafen verthan worden, ſo fühlte ſich der nun bereits alt gewordene Herr alsbald wieder unwohl — natürlich nach ſolch' einem Gelage, wobei er Andern ſo tapfer vorgelegt und eingeſchenkt hatte, — und vielleicht ſchon Morgens wieder konnte ſein Magen nicht mehr als eine leichte Suppe vertragen.

— Hahn, nachdem er einige Zeit ſo verbracht hatte, ſehen wir endlich wieder in den kleinen Städten Mecklenburgs, Pommerns und Holſteins herumſchwärmen, bald hier bald dort einer wandernden Truppe ſich anſchließend, und in einem Landſtädtchen Mecklenburgs war es, wo Graf Hahn den Grund zu unſeren jetzigen Tivolibühnen legte. Der Landdroſt, Freiherr von Bülow in Ludwigsluſt, ſchrieb damals an einen Freund nach Hamburg darüber: „Auf meiner jüngſten Tour führte mich mein Weg durch **. In dem Wirthshausgarten war ein Theater im Freien errichtet, wo eben Körner's „Tony" ganz fürchterlich verarbeitet wurde. Der Garten war mit Zuſchauern überfüllt, die liebe Straßenjugend hatte die Bäume erklommen, um beſſer ſehen und hören zu können. Was meinen Sie aber, wer den Grafen Felseck ſpielte und überhaupt die ganze Geſchichte leitete? Niemand anders als unſer guter Graf Hahn!"

— Hahn kam eines Morgens ſehr verſtimmt zu einer Probe im Theater zu St. Pauli.*) Er ſetzte ſich ſtumm, ohne die geringſte Spur ſeiner ſonſt ſo heiteren Laune, auf einen Seſſel und folgte dem Gange der Probe. Alle Anweſenden glaubten, der alte Herr ſei unwohl, bis ein Sänger zu ihm trat und ſeine Beſorgniß wegen deſſen Verſtimmung ausſprach. „Ich bin ganz wohl," war des Grafen Hahn Antwort,

*) Eine Vorſtadt Hamburgs und auch Altona zunächſt liegend.

„und Jemand, der mir lieb und theuer war, ist noch wohter. Ich komme soeben von Altona; Plock *) ist heute Nacht dahin gegangen, wo kein Wiederkehren ist. Sagen Sie es doch den Herrschaften vom Personal, sie würden mir eine stille Freude bereiten, wenn sie den Plock zur Ruhe begleiten wollten; Sie mit den übrigen Herren von der Oper werden dem Plock ein Lied singen.“ Sofort theilte der Sänger seinen Collegen den Wunsch des Grafen mit. Alle waren bereit, dem Manne, den jeder als Künstler wie als Mensch hochachtete, diese letzte Ehre zu erzeigen. Am Tage der Beerdigung Plock's versammelten sich sämmtliche Mitglieder der Theater Hamburgs, sowie die Mitglieder des Stadttheaters in Altona, dessen Director der Verstorbene war. Am Tage der Beerdigung Plock's war der Himmel trübe und dunkel, als wenn er gleichsam um den dahingeschiedenen Mimen seine Trauer verkünden wollte. Dicke Regenwolken senkten sich tief herab und zogen trübe über die Stadt. Die Straße, worin der Verstorbene wohnte, war eher eine Gasse zu nennen, so eng und schmal war dieselbe. Die Neugierde und auch Theilnahme hatte eine Menge Menschen versammelt, die sich dem Hause zudrängten. Mitten im Knäuel dieser Menschenmasse hielt plötzlich ein Wagen, dem es unmöglich war, weiter vorzudringen. Ein Diener in Trauerkleidern öffnet den Schlag des Wagens und Graf Hahn in rother Kammerherrn-Uniform mit allen seinen Orden nebst Kammerherrn-Schlüssel geziert, entstieg demselben. Es sah wirklich einzig in seiner Art aus, wie sich der Greis durch die Menge, die ihm so viel wie möglich ehrerbietig Platz machte, bis zum Sterbehause durchdrängen mußte. Als er das Haus betrat, blieb er am Sarge, der Plock's Hülle barg, einen Augenblick tief gerührt stehen, wandte sich dann nach seinem Diener um, der ihm einen einfachen Lorbeerkranz reichte, legte denselben mit thränenden Augen auf den Sarg und eilte schnell die Treppe hinauf, um der gebeugten Wittwe des Verstorbenen seinen Trost zu spenden. — Als sich der Trauerzug in Bewegung setzte, fing es heftig an zu regnen, demungeachtet schritt der Graf mit unbedecktem Haupt hinter dem Sarg in ernster Trauer daher.

— Hahn's letzte Pilgerfahrt in der Theaterwelt war 1856, wo er das Sommertheater in Sommerhude bei Altona übernahm. Zunehmende Schwäche und Krankheit hießen ihn endlich aufhören, die Direction zu führen.

*) Ernst Friedrich Plock, geboren 25. August 1800 zu Frauenstadt, gestorben am 8. Juni 1843 als Theaterdirector zu Altona, war sowohl als Privatmann wie als Künstler (er spielte komische Rollen) gleich würdig und ehrenhaft.

Er bezog in Altona sein eigenes Haus. Sein Sohn ordnete seine Verhältnisse, damit der alte Herr ohne Sorgen die Stunde abwarten konnte, die seines Lebensspieles Vorhang fallen lassen würde. Hier lebte er, von der Gicht geplagt, Rollen und Noten zum Zeitvertreib ausschreibend, bis zum 25. Mai 1857, wo man ihn vom Schlage getroffen, todt im Bette fand. Ich hatte damals mein Domicil in dem mir unvergeßlichen Hamburg und nahm Gelegenheit, still dem Sarge zu folgen, der die Hülle eines edlen Menschen und für die Kunst begeisterten Mannes barg. Wehmüthiger wurde ich, als ich keinen einzigen namhaften „Herrn von der Feder" und nur einen einzigen Schauspieler gewahrte, der diesem Ehrenmanne das letzte Geleite gab. Aber die Spitzen der höchsten Behörden Altonas begleiteten den Sarg, der mit der Grafenkrone und den Orden des Grafen geziert war, bis zum Bahnhof, von wo er zur letzten Ruhestätte in's Erbbegräbniß der Familie nach Neuhaus befördert wurde. Sanft möge der Geschiedene schlummern.

Iffland, August Wilhelm. Die Kunst des Schauspielers ist, im Ganzen genommen, der Lebensdauer nicht sehr günstig. Sie reibt geistig und körperlich die Kräfte zu sehr auf. Schon Iffland klagt: (1787) „Ja wohl geht Alles schneller bei uns zu Ende; Freuden und Leiden und auch das Leben! Diese Thränen, die wir vergießen machen, dies Lächeln, das wir so gerne geben: sie kosten uns ein frühes Grab. *)

*) Indessen fehlt es nicht an Ausnahmen in Menge. Man denke nur an Schröder, Koch, Unzelmann, Bösenberg, Christ, die Starke, die Döbelin, Mars, und an die noch jetzt lebenden: Sophie Schröder, Emil Devrient, Joseph Tichatschek, Gloy und Schäffer, beide letztere Mitglieder des Hamburger Stadttheaters; Ersterer ist noch immer activ und Schäffer feierte am 5. September 1854 sein 50jähriges Künstlerjubiläum. Derselbe, einer der ehrwürdigsten und anmuthigsten Greise, war noch (im April 1861) rüstig, frisch und froh. Sein Aeußeres, so freundlich es auch ist, gebietet dennoch Ehrfurcht und wenn ich ihn selbst nicht persönlich kennte und

— Iffland. Als Iffland in Weimar den Franz Moor ſpielte, verlangte der Regiſſeur der dortigen Bühne, Herr B., welcher ſelbſt den alten Moor machte, daß er bei einer gewiſſen Stelle niederknieen müſſe, weil der Dichter dies vorgeſchrieben habe. Iffland erwiederte beſcheiden: daß er das Knieen gerade nicht nothwendig finde, auch nicht glaube, daß der Dichter habe jeden Künſtler durch ſeine Vorſchrift in der Darſtellung binden wollen. Der Herr Regiſſeur beſtand indeß auf ſeine Meinung, und man ward endlich einig Schiller ſelbſt, der in Weimar war, die Entſcheidung zu überlaſſen. Schiller antwortete: „Es ſei ihm nicht eingefallen durch ſeine Vorſchrift einen denkenden Künſtler in ſeinen Darſtellungen binden zu wollen.“ Und Iffland kniete nicht. —

— Iffland. Carl von Holtei erinnert im „Novellen-Album für Bojanowo“ (Breslau, 1858) an einen Abend, wo Iffland, damals General-Director des Berliner Hoftheaters, nach der erſten Aufführung einer neuaus geſtatteten Gluck'ſchen Zauber-Oper („Alceſte“ oder „Armide?“), ſämmtliche Mitwirkende, auch den Decorateur, zu ſich eingeladen hatte, um bei einem leckeren Nachtſchmauſe Triumphe zu feiern. Deren gab es leider keine, denn durch ein unglückliches Zuſammentreffen war Alles mißlungen: die erſte Sängerin hat falſch geſungen, weil ſie unwohl geworden; das Orcheſter hatte gepudelt; die Chöre hatten umgeworfen; die Maſchinerie war in's Stocken gerathen; wie denn ſchon ſolche Unglücksabende eintreten. — Iffland empfing ſeine Gäſte verſtimmt und kalt. Man ſaß ernſt und ſchweigend um die Tafel, aß wenig, trank wenig, von der Oper ſprach Niemand. Jeder ſehnte ſich nach dem Aufbruch. Um Mitternacht erhob ſich Iffland von ſeinem Stuhle, ergriff einen Armleuchter, verneigte ſich gegen ſeine Gäſte und ſagte in dem nur ihm möglichen feierlich-komiſchen Tone: „So wollen wir uns denn ſchmachbedeckt zur Ruhe begeben!“ Es entſtand ein ſchallendes Gelächter, das Eis war gebrochen, die Rede kam in Fluß, alle Gebrechen der Darſtellung wurden ehrlich dargelegt, man ſprach ſich aus und ging einige Stunden ſpäter froh und erleichtert nach Hauſe.

— Iffland. Als Schiller's „Jungfrau von Orleans“ zum erſten Male über die Berliner Bühne ging, und das Publicum den großen Krönungszug im vierten Acte mit lautem Jubel begrüßte, weil der-

---

demſelben begegnete, ich würde demnach, unwillkürlich, meine Hand zum Hute führen, um den Kopf zu entblößen, einen ſolchen Eindruck gewährte mir ſtets dieſer Kunſtveteran. Wenn ich ihn begegnete freuete ich mich ſtets ſeines Anblicks — und hatte ich ihm begrüßt, ich blieb immer ein Weilchen ſtehen, blickte ihm nach und konnte mich eines freudigen Lächelns nicht erwehren.

TAYLOR INST. OXFORD

gleichem Opernpomp zu jener Zeit noch etwas Unerhörtes war, da wandte ſich Iffland zu dem Schauſpieler, der den Baſtard ſpielte, und ſagte: „Ich glaube, Ihr ſeid nicht der einzige Bankert, den wir heute auf der Bühne haben; dieſer Firlefanz von Krönungszug iſt ein unehelches Kind, das leicht das echte Drama von der Bühne verdrängen kann; ich fürchte, dieſer Opernpomp verdirbt das Publicum, und untergräbt das Schauſpiel.“ Ob Iffland's Prophezeihung eingetroffen iſt? — —

— Iffland ſagte von Fleck: Der Menſch ſpielte wohl zuweilen, daß man ihn mit Hunden vom Theater hetzen ſollte, wenn er nämlich viel getrunken hatte, allein kam die gute Stunde über ihn, ſo riß er auch wieder Alles zur Bewunderung hin, daß ich vor dem verfluchten Kerl hätte auf die Knie ſtürzen mögen.“

— Iffland ſagte einſt — als von der dem Schauſpieler nöthigen Geiſtesgegenwart die Rede war — nicht nur die Mitſpieler verſchwören ſich öfters gegen unſer wohlberechnetes Spiel, ſondern Requiſiteurs, Maſchiniſten, Lampenputzer und wie ſonſt alle die nothwendigen Theaterübel heißen. Das widerfuhr mir erſt vor Kurzem in Magdeburg, wo vergeſſen ward, Dintenfaß, Papier und Oblaten auf den Tiſch zu legen, um einen Brief ſchreiben und ſiegeln zu können. Da ich nicht ſicher war, ob, wenn ich zur Herbeiſchaffung dieſer Requiſition klingelte, ſolche auch im Augenblick vorhanden waren, zog ich es vor — und es ging füglich — den Brief als bereits geſchrieben zu betrachten, und übergab dem wartenden Bedienten ein Billet, welches ich kurz vor Anfang des Stücks in der Garderobe aufgeſetzt und zu mir geſteckt hatte, mit den Worten der Rolle: „Sogleich zu beſorgen!“ Dieſer Bock war nun glücklich corrigirt; — welch' ein neuer ſchwebte aber über meinem Haupte! — Mein Billet war ein Abſagungsſchreiben an einen Kaufmann, der mich nach dem Theater zum Abendeſſen geladen und dem ich zugeſagt hatte. Mich reuete aber die Sache und ich ſchrieb ihm mein Kommen ab, vorſchützend, ich ſei von der Vorſtellung ermüdet und angegriffen. Ich ſetzte die Zeilen im Voraus auf, um ſie ſogleich nach beendigtem Stücke zu expediren und den Kaufmann nicht auf mich warten zu laſſen. Dem Theaterdiener theilte ich früher, um ſicherer auf ihn rechnen zu können, mit, daß er nach der Vorſtellung ein Billet an Herrn — ſo und ſo — zu tragen habe. Dieſer war aber zugleich jener Bediente im Stücke. Was thut die Beſtie? Er ſieht das ihm übergebene Billet als einen Wink an, es ſogleich an ſeine Adreſſe zu beſorgen, und trägt es mir nichts dir nichts dem Kaufmanne, den er vor der Bühne aus in einer Loge bemerkte, augenblicklich hinauf: Im Zwiſchen-

acte berichtet er mir seinen Diensteifer. Ich glaubte vor Schreck in die Erde zu sinken. Dem Manne hatte ich meine Erschöpfung als nach beendigter Vorstellung geschehend, angezeigt, und er sieht mich nun guten Muthes zwei ganze Acte noch fort agiren, das Quid pro quo aber wohl verstehend, und sich darüber nicht wenig ärgernd. — Was war zu machen? — Ich mußte dem Dinge nothgedrungen einen andern Mantel umhängen, fuhr nach der Vorstellung sogleich zu ihm, und langte noch früher als er selbst in seinem Hause an. Zum Glücke hatte der gute Mann Humor genug, den Vorfall mit mir herzlich zu belachen.— Ich glaubte die Farce nun beendigt. Keineswegs! Sie verfolgte mich selbst bis nach Berlin noch, wo ich, kaum angekommen, in einem öffentlichen Blatte mit einem Wischer mich bedient sah, indem ein Recensent meines Gastspiels in Magdeburg den Requisiteur-Sündenbock unter meinen Extemporir-Sünden mit aufzählte und so schloß: „Ei, ei, Herr Director, das war ein wenig zu stark, den Dichter so hintenan zu stellen und die von ihm wohl berechneten Vorschriften: sich an den Tisch zu setzen, zu schreiben, zu siegeln, so ganz willkürlich wegzulassen und einen bereits fertig geschriebenen in der Tasche habenden Brief dem Bedienten zu übergeben. Solche Willkürlichkeiten verdienen an einem so ausgezeichneten Schauspieler, der zugleich Dichter ist, doppelte Rüge!" — Späterhin, nachdem er den eigentlichen Thatbestand erfahren hatte, entschuldigte er sich schriftlich bei mir, und bat um Verzeihung. Das hätte er übrigens nicht nöthig gehabt, da mich dergleichen Recensenten-Irrthümer nicht sonderlich berühren.

— Iffland wußte einen reichen Schatz von Theater-Anecdoten und hatte eine wahre Virtuosität im Vortrage derselben. So erzählte er die komische Geschichte eines Gastwirthes, der Schauspieler beherbergt hatte, und da sie die Zeche nicht bezahlen konnten, von ihnen bewogen wurde, mitzuziehen als Schauspieler, und sich auf solche Weise bezahlt zu machen. Iffland führte den drolligen Kauz von Gastwirth erzählend ein, und sagte nach der Expositions:

„Die verfluchten Kerls konnten mich nicht bezahlen, und da meenten se, ich sollte man mit se reesen und en Comedijante werden:. Se meenten, ich sollte die beesen Keenige spielen, dazu jeheert nicht viel, et wirde schon jehen. Aber — heren Se, et jung se jar nich! Darnach erst haben Se mich laßen den ollen Mohr spielen, und den hab' ich jar nicht kennen in'n Kopp rinkriegen. Und da haben se mir in ein Sarg jelegt und und haben mir fortjetragen, und immerst weiter, und haben enen rödigen Hund in meiner Väter Gruft jelegt und haben jesagt: „Det were ich!"

Es iſt aber in der That unmöglich, die Art und Weiſe, wie Iffland es vortrug, nachzuahmen.

— Iffland. In dem Salon eines reichen jüdiſchen Banquiers in Berlin, pflegten ſich ab und zu die Notabilitäten der Wiſſenſchaft und Kunſt zu verſammeln. Bei Gelegenheit eines Familienfeſtes wozu außerordentliche Vorbereitungen getroffen waren, erging auch eine beſondere Einladung an Iffland, den damaligen General-Intendanten der königlichen Schauſpiele. Iffland begab ſich zur beſtimmten Zeit in das Haus des Feſtgebers und war nicht wenig verwundert, in den Vorzimmern eine Pracht und orientaliſche Ueppigkeit entfaltet zu ſehen, wie man ſolche gewöhnlich nur in fürſtlichen Gemächern zu finden pflegt. — Er ergötzte ſich an den reizenden Wandgemälden, Guirlanden und Feſtons, während die übrigen Eingeladenen in einem der anſtoßenden, fein drapirten Hauptzimmer bereits an gewürzreicher Tafel verſammelt waren.

„Sie, Herr General-Intendant?“ — frug ein eintretendes ſchnippiſches Kammermädchen etwas betroffen, „die Geſellſchaft iſt ſchon beiſammen!“ — „Sie wundern ſich wohl,“ fuhr ſie fort, „über die Pracht und Eleganz im Hauſe eines Juden, wenn Sie aber mit unſerm Fräulein zu tändeln und zu ſchäckern, oder ſie zu umſchlingen verſuchten, ſo würden ſie bemerken, daß ſie eben ſo gut „Herr Jeſus“ ſchreit, als eine geborne Chriſtin!“ —

Kaiſer. In der Dresdener Capelle, die unter der Leitung des würdigen Heinrich Schütz ſchon während des dreißigjährigen Krieges und beſonders von dem Jahre 1621 bis 1631, eine reiche Blüthenepoche hatte, befand ſich um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Baſſiſt Kaiſer, auf welchen der Capellmeiſter große Stücke hielt. Seine Stimme rühmte der Veteran der ſächſiſchen Componiſten als eine der vorzüglichſten und er verwendete ſich ſtets bei Hofe für ihn, wenn Kaiſer Miene machte, den Dresdener Dienſt zu verlaſſen. Im Auguſt 1651 hat Kaiſer um eine Gehaltszulage, und ſeine Selbſtbekenntniſſe in dem

betreffenden Schreiben lassen sich nur dadurch erklären, daß man damals glaubte, eine Stimme könne ohne etwas Saufen gar nicht bestehen. Kaiser's im „Dresdener Archiv" (vergl. K. A. Müller's „Forschungen." 1. Lieferung) aufbewahrtes Gesuch lautet: „Weil ich über 14 Jahre des österreichischen und ungarischen starken Weins gewohnt und das Bier hier zu Lande (wie ich mich darnach gesehnt) gar und gar nicht trinken kann, denn es mir nur den Magen erkältet und den ganzen Leib (wie zu sehen) aufdoftet, daß also nur einzig und wegen des Weins, welcher hier in etwas theuer, mit meiner Besoldung mich kaum hinbringen konnte, geschweige Weib und Kind davon zu ernähren." Seine Bitte scheint nicht berücksichtigt worden zu sein; denn der hochgeehrte Capellmeister tritt vermittelnd bei einem Hofbeamten auf: „Der Bassist ist nichts anders, denn eine Bestia im Walde verwildert. Er will aus Mangel durchaus davon gehen, ist aber schade und immer schade um solche köstliche Stimme, daß sie aus der Capelle verloren gehen solle. Wahr ists, daß sonst an seinem Humor nichts sonderlich Taugliches, und seine Zunge täglich in der Weinkanne will abgewaschen sein. Allein eine solche weite Gurgel bedarf auch mehr Nässe, als manche andere." Dennoch will ihn Schütz nicht für einen Verschwender erklären, und nennt Kaiser in demselben Briefe einen guten Kerl. — Diese Kirchen- und Hof-Sänger vertraten damals Theater- und Opern-Personal. Und wenn die jetzigen Sänger bei 5000 Thaler Gehalt oftmals nicht auskommen und andern Personen die Bezahlung ihrer Schulden zumuthen, so wird man einem durftigen Bassisten wohl verzeihen, wenn er bei einer Besoldung von 160 Gulden baar, bei freier Wohnung, Heizung und einem Feierkleide, um eine Gehaltserhöhung bat. Gewiß ahnte aber Kaiser nicht, daß sein Brief einst als historisches Document dienen würde, eben so wenig, wie mancher Sänger der Jetztzeit daran denkt, daß auch aus seiner Lage die Nachwelt ebenfalls Stoff zur Sittenschilderung unserer Zeit schöpfen wird. Der Archive bedarf es dazu nicht mehr. Die Zeitungen, die alle Tagesgeschichten verzeichnen, sammeln die Thatsachen viel vollständiger.

Kemble, Philipp, war in den ersten Jahren seiner dramatischen Laufbahn sehr arm. Seiner Wäscherin in Tewksbury schuldete er einst die unerschwingliche Summe von 15 Pence (10 Sgr.). Die Unbarmherzige wollte ihm seine Paar Hemden nicht vor berichtigter Schuld verabfolgen lassen. Gespielt mußte werden, und Kemble hatte eine Rolle in Shakespeare's „Alles für Liebe," den Ventidius — „ohne Hemd." Doch war er so glücklich, eine einzige Manchette zu erhalten. — Er steckte sie unter seinen rechten Aermel, wickelte den linken Arm in seinen römischen Mantel und fistulirte mit vieler Keckheit und Anstand. Es

ging glücklich von Act zu Act, nur daß er von Scene zu Scene die Manchette wechſelte und bald den rechten, bald den linken Aermel verſteckt hielt.

— Kemble war ſeinem Wirthe in Stafford die Miethe ſchuldig und durfte weder ausziehen noch ausgehen. In ſeiner Noth hörte er durch eine dünne Wand, die ihn von dem Wirthe trennte, daß der Arzt dem Wirthe, der krank war, viel Ruhe empfahl. Kemble verſchaffte ſich ſogleich einen Brummkreiſel und fing an, denſelben auf ſeinem Zimmer zu treiben.

Die Wirthin ſtürzte ängſtlich herein, gebot ihm Ruhe, ſprach von ihrem kranken Manne und dem Verbote des Arztes.“

„Ich bin auch krank,“ antwortete Kemble, „und mein Arzt ſchreibt mir Bewegung vor, ich habe die Gicht; meine Geſundheit iſt mir die nächſte.“ — Bei dieſen Worten fing er den Kreiſel von Neuem und ſtärker als vorher zu treiben an.

„So ſcheeren Sie ſich aus meinem Hauſe,“ ſchrie die Frau.

„Das kann ich nicht, ich bin Ihnen ja ſchuldig.“

„Ich ſchenke Ihnen die Miethe und Alles, machen Sie nur, daß Sie fortkommen.“

Beim Abgehen ſchenkte er der Wirthin den Kreiſel, für den Fall, wenn ihr Mann auch die Gicht bekäme.

— Als Kemble das Covent-Garden-Theater verwaltete, trat ein Herr bei ihm ein, welcher wegen des Engagements ſeiner Tochter mit ihm zu ſprechen wünſchte; zufälliger Weiſe erwartete Kemble in der ſelben Stunde den Beſuch eines Pferdehändlers, den er beſtellt hatte um mit ihm wegen des Kaufes einer Stute zu unterhandeln. Kemble dem die letztere ſehr am Herzen lag, glaubte, den Pferdehändler in der Perſon des Fremden zu ſehen und fragte ihn ſogleich: „Wie alt iſt ſie?“ „Sie hat vergangenen Mai das 16. Jahr erreicht,“ erwiderte der Gefragte. „O, dann iſt ſie alt und kann zu ſchwerer Arbeit nicht verwendet werden! Iſt ſie ruhig?“ — „Vollkommen, ich habe nie ein ſanfteres Geſchöpf gekannt,“ entgegnete der Fremde etwas betroffen von der komiſchen Weiſe, womit der Theater-Director ihn über ſeine Tochter ausfragte. „Iſt ſie ſchon lange in der Stadt?“ — „Faſt vor einer Woche traf ſie mit mir aus Grinſtead hier ein.“ — „Iſt ſie gehörig eingeſchult?“ — „Herr Thellwell hat ihr einige Lectionen gegeben.“ — „Hat ſie gut zwiſchen den Pfeilern geſtanden?“ — „Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr!“ — „Nun, es iſt nicht der Rede werth, wenn Ihre Bedingungen nicht übertrieben ſind, ſo werden wir ſchon übereinkommen.“ — „Dieſen Punkt überlaſſe ich Ihnen ſelbſt, mein Herr, ſie iſt unten, ſoll

ich ſie Ihnen heraufbringen?“ — „Sie heraufbringen!“ rief Kemble mit ſpöttiſchem Lächeln. „O nein, übergeben Sie dieſelbe Ihrem Burſchen, er wird ſie in den Stall führen.“ — „In den Stall?“ rief der Fremde mit immer wachſender Verwunderung. — „Ja, ja, mein Herr in den Stall, und da Sie ſagen, ſie ſei ganz ſanft, und, wie ich vermuthe, völlig geſund, ſo bin ich entſchloſſen, mich ihr anzuvertrauen. Mein Freund Wocton ſchreibt jetzt ein Melodram, worin ich auftrete, und ich bin ſobald wir Handels einig werden, entſchloſſen, in dieſem Stücke auf ihrem Rücken zu debütiren.“ — „Auf ihrem Rücken, auf meiner Tochter Rücken, Herr, wollen Sie mich beleidigen?“ — „Ich bitte zehntauſend Mal um Verzeihung, mein Herr, aber kommen Sie nicht aus dem Geſtüt in Cumberland?“ — „Nein, ich komme aus Oſt-Grimſtead!“ — „Mit einem Pferde?“ — „Nein, mit meiner Tochter!“ — „Behüte der Himmel,“ rief der betroffene Schauſpiel-Director darauf, „ich war in ungeheurem Irrthum; nur gut, daß wir zufällig allein waren (indem er bedächtig und feierlich eine Priſe nahm), dergleichen Vorfälle dürfen nur unter vier Augen vor ſich gehen!“

— Kemble. Im Jahre 1787 verheirathete er ſich mit der Witwe Brereton, und die befreundete Familie Bannifter wollte ihm das Hochzeitsmahl geben. Durch eine zufällige Aenderung der Vorſtellungen aber, mußte Kemble an jenem Abende in Drurylane den Hamlet ſpielen. Er verließ deshalb ſeine Braut und die Geſellſchaft in Bannifter's Hauſe, um ſich in das Theater zu begeben. Er ſpielte und ſpielte, und als die fünf Acte durchgeſpielt waren, hatte er völlig vergeſſen, daß er heute getraut worden war. Er ging deshalb, wie gewöhnlich, in ſeine Wohnung, ſetzte ſich in ſeinen Armſtuhl mit einem Buche neben die Lampe und las. Die Braut und die Geſellſchaft warteten vergebens auf die Rückkehr des Künſtlers. Bannifter mußte die junge Frau zu ihrem Gatten führen, der ziemlich erſtaunt war, zu ſo ſpäter Zeit noch Beſuch zu erhalten.

— Während Kemble in Dublin ſpielte, war er Mitglied der freiwilligen Stadtwehr. Eines Tages, als dieſe bewaffnete Mannſchaft gemuſtert wurde, hatte er Urlaub vom Theater, um ſeiner Dienſtpflicht genügen zu können. Am Abend nach der Muſterung ſpeiſte er mit ſeinen Waffenbrüdern. Munter kreiſ'ten die Becher. In geſprächiger Weinlaune wendete ein Nachbar ſich zu Kemble und flüſterte ihm in's Ohr, es ſollte eben ein herrlicher Spaß im Theater vorgehen. Kemble war neugierig. „Nun,“ ſprach der Nachbar, „Sie ſollen wiſſen, Lord Mannwilliam hat die Abſicht, Fräul. Philips nach dem Schauſpiel zu entführen. Die Officiere werden ihm Beiſtand leiſten. Ich ſollte auch dabei

ſein, aber ich dachte, es würde mir hier beſſer gefallen.“ Dieſe Mittheilung machte Kemble ganz nüchtern. Es hatte ſich zu jener Zeit ein freundliches Verſtändniß zwiſchen ihm und der ſchönen Sängerin gebildet, und es konnte ihm daher nicht gleichgültig bleiben, daß der Lord, der eine Reiterabtheilung in der Nachbarſchaft befehligte, der Schauſpielerin Aufmerkſamkeiten bewies; aber nie hatte er gearg wohnt, daß ſolche Huldigungen ernſtlich gemeint wären oder zu unwürdigen oder ſtrafbaren Schritten führen könnten. Er blieb ruhig auf ſeinem Platze, ohne die dem Muthe eigne Kaltblütigkeit zu verleugnen, die ihn nie verließ, und ſchien die Mittheilung luſtig aufzunehmen, aber er trank dem Nachbarn ſo munter zu, daß der Mann bald den Kopf auf den Tiſch ſinken ließ. Kemble ging nun unbemerkt hinaus und erreichte das Schauſpielhaus, ehe das letzte Stück zu Ende war. Einige Schritte vom Eingange ſah er ſchon, daß ſein Tiſchnachbar nicht gelogen hatte. Ein Wagen mit vier Pferden wartete auf den Lord. Hinter der Bühne erhielt er den vollſtändigen Beweis. Ein Officier ſtand an jeder Ecke und der Lord ging auf und ab. Das Ankleidezimmer der Sängerin ſtieß unmittelbar an die Bühne. Kemble ſtellte ſich vor die Thür, entſchloſſen aber unbefangen. Lord Clanwilliam und ſeine Gefährten ahnten nichts weniger als ſeine Abſicht, aber aus Furcht, er könnte ihre Plane ſtören, ſuchten ſie ihn wegzubringen und luden ihn zum Eſſen ein. Kemble widerſtand der Verſuchung, und als der Vorhang gefallen war, ging er zu Fräulein Philips. „Ich habe Etwas gehört,“ ſprach er, in Gegenwart Aller, „was ich ungern glauben möchte; aber ich bin hierher gekommen, mich zu überzeugen, daß man den unwürdigen und ſchändlichen Plan gemacht hat, Sie nach dem Schauſpiele zu entführen.“ Schauſpieler, Officiere und Theaterdiener, Alle waren beſtürzt. Fräulein Philips ſchlug die Hände zuſammen. „Sein Sie unbeſorgt,“ fuhr Kemble fort, „ich bin gekommen, Sie zu beſchützen. Kommen Sie in den Wagen, der draußen wartet, ſo ſoll es nur mit Ihrer Einwilligung geſchehen oder wenn ich die Kraft verloren habe, dieſen Degen zu führen.“ Mit dieſen Worten führte er ſie in ihr Ankleidezimmer und, ſeinen Degen ziehend, ſtellte er ſich vor die Thür. Seine Uniform gab ihm ein kriegeriſches Anſehen, und ſeine kräftige Geſtalt verkündete, daß er der Mann war, jede Drohung auszuführen. Die Officiere ſahen daß ihre Liſt vereitelt war. Sie ſchlichen ſich Einer nach dem Andern hinweg, während ihr Anführer ſich beſtürzt an eine Theaterwand lehnte. Als Fräulein Philips endlich aus ihrem Zimmer kam, nahm ſie Kemble's Arm, der ſich vor dem Lord verbeugte und ſie aus dem Theater führte. Er ging bei den Officieren vorüber, die draußen verſammelt

waren, ungehindert und unbeleidigt, und brachte ſeine ſchöne Begleiterin nach Hauſe.

— Kemble. Talma hatte einen Neffen und dieſer Neffe diente unter dem Kaiſer; in Spanien aber wurde er von den Engländern gefangen genommen und auf jene Pontons gebracht, welche ſo vielen Franzoſen das Leben koſteten. Anfänglich ertrug er ſein Schickſal mit vieler Geduld, endlich aber ſtellte ſich die Langeweile ein. Nach vielem Nachdenken ſagte er endlich zu ſich ſelbſt: „Mein Oheim behauptet, die Künſte reichen einander die Hand, er ſprach viel von einem engliſchen Schauſpieler Kemble; ich möchte ihm ſchreiben, daß ich der Neffe Talma's ſei.“ Und der junge Mann nahm die Feder und ſchrieb an Kemble. Mit dem nächſten Courier erhielt er Geld, es fand ein Austauſch von Gefangenen ſtatt und Kemble erlangte es, daß auch der Neffe Talma's darunter mit inbegriffen ſei. Die Verbindungen blieben indeß unterbrochen und Talma blieb der Schuldner ſeines Collegen jenſeits des Kanals. Endlich kam das Jahr 1814 und Kemble konnte von Talma ſowohl ſeine Auslagen zurückerhalten, als auch den Dank einer ganzen Familie empfangen. Kemble kam nach Frankreich und wurde von Talma aufgenommen, wie er es verdiente. Man veranſtaltete ihm zu Ehren ein Diner, dem alle ausgezeichneten Künſtler der Hauptſtadt beiwohnten. Man ſprach von Shakeſpeare, dann von Corneille, Racine, Voltaire und Crébillon. Endlich ſagte Michot zu Kemble: „Aber Sie vergeſſen unſern Molière.“ — „Molière, mein Herr,“ entgegnete Kemble, „iſt kein Franzoſe. — „Wie, Molière iſt kein Franzoſe?“ fuhr Michot auf. — „Nein, mein Herr,“ fuhr Kemble mit der größten Kaltblütigkeit fort. „Gott ſagte eines Tages zu ſich ſelbſt, ich muß einmal einen Menſchen ſchaffen, der zum Lachen reizt, wenn er die Wahrheit ſagt und auf dem Theater das Leben abſpiegelt. Er ſchuf Molière, hielt ihn in der Hand, ließ ihn auf der Erde fallen und der Zufall wollte, daß bei der Umdrehung der Erde Frankreich ſich gerade unter der Stelle befand, wo eben Gott ſtand; aber Molière hätte eben ſo gut unter uns oder nach Italien, nach Spanien, nach Deutſchland fallen können. Molière iſt kein Franzoſe, er iſt ein Mann aller Länder.

— Kemble beſaß ein ſo großes Maaß von der allgemein bekannten Schauſpieler-Eitelkeit, daß er, als er in Lauſanne wohnte, auf den Montblanc vollſtändig und ernſtlich eiferſüchtig war, indem es ihn im höchſten Grade verdroß, daß die Leute ſo oft fragten: „Wie ſieht heute der Montblanc aus?“

Kean, Edmund. Als im Jahre 1803 Kean und Jack Hughes, um ihren leeren Beutel einigermaßen zu reſtauriren, ein Debut in Gloucester ſich zu geben entſchloſſen, waren bereits alle Anſtalten und Vorbereitungen zur Aufführung getroffen. Man wollte das bekannte und wenigſtens dem Titel nach anziehende Stück: „Cure for the heartache“ (Ein Mittel für Herzweh), aufführen und Kean ſollte in der Rolle des Young Rapid auftreten. Die Komödienzettel, mit mehr Eleganz als ſonſt ausgeſtattet, waren bereits vertheilt worden. Die Thüren waren bereits geöffnet, die Lampen angezündet und der Vorhang rauſchte ſchon auf, als man leider von der Bühne aus die traurige Bemerkung machte, daß nur zwei Perſonen im Theater waren. Es wurde ſogleich ein Privatconſeil gehalten und beſchloſſen, eiligſt die Lampen zu verlöſchen, um nicht mehr, als das eingenommene Kaſſengeld betrug, Oel zu verbrennen. Hierauf erſchienen die bedrängten Financiers beide Arm in Arm auf die Bühne und empfahlen ſich dem Publicum mit einer ſtummen Verbeugung. Und dieſe bildete die ganze Vorſtellung des Abends; durch welche Einfachheit aber auch ſo viel bewirkt ward, daß die in der Kaſſe vorhandenen 18 Pence wieder an die Billetabnehmer zurückgegeben werden mußten. Ein Parlamentsglied heutzutage würde ſagen, daß an jenem unglücklichen Abend „kein Haus zuſammenkam“. Wenn in unſerer Zeit anmaßende Debutanten, welche auf ihre ſteifen Manieren und geſchraubten Effecte ſo über die Gebühr ſtolz ſind, öfters einen ähnlichen Succeß machten, ſo würde ſich der ganz bodenloſe Künſtlerſtolz der mittelmäßigen Acteurs unſerer Tage bald legen.

— Kean hatte die üble Gewohnheit, die ihm oft zu ſchnell entſchlüpfenden Behauptungen mit einer Hartnäckigkeit zu vertheidigen, die ihn häufig zu Abſurditäten verleitete. Einſt befand er ſich mit einem alten Officiere von ſeiner Bekanntſchaft bei „Abercromby's Kopfe,“ und das Geſpräch drehte ſich um den Helden, deſſen Name eben derſelben Taverne beigelegt worden war; der große Krieger war kürzlich gefallen, und jeder von ihnen bemühte ſich, irgend eine Anecdote aus dem Leben deſſelben vor den übrigen Gäſten aufzutiſchen. Der Officier gab ihrer auch einige zum Beſten, an denen aber Kean ſtets Einiges zu berichtigen fand. — „Himmel und Erde!“ rief endlich der Offizier vor Ungeduld aus; „ich werde ihn doch genau kennen, denn ich habe mit dem Manne gedient, und habe Abercrumby ſchon gekannt, wie er noch Lieutenant war.“ — „Was hat das zu bedeuten?“ — erwiederte raſch der Schauſpieler; „und ich kenne ihn ſchon, ſeitdem er ein Wirthshausſchild iſt.“

— Kean. Dieſer große Mime Englands, und Gefährte Lord Byron's bei deſſen nächtlichen Gelagen, zeichnete ſich durch Excentricitäten aus. So warf er eines Abends im Drurylane-Theater, in der Rolle des Macbeth, die er unter begeiſtertſtem Beifalle des Publicums gegeben, nach der Schlußſcene des fünften Actes, übermannt von einem jener wunderlichen, barocken Einfälle, Schwert und Schild weg und ſchlug zum Erſtaunen und Entſetzen des ſämmtlichen vornehmen Publicums drei wilde Purzelbäume, die ihn in einem Nu bis dicht vor dem Souffleurkaſten brachten. Hier ſprang er auf und ſprach, ſich mit einer merkwürdigen Geberde gegen das Parterre wendend: „Das war mein erſtes Handwerk, Gentlemen, und ich glaube, wenn es ſo fort geht, muß ich wohl wieder zu ihm meine Zuflucht nehmen.“ Die Verblüfftheit des Publikums wird man ſich leicht vorſtellen können. Ein anderes Mal ſpielte er die Rolle eines Huſarenoffiziers und hatte als ſolcher eine Reitpeitſche in der Hand, mit welcher er allerlei Evolutionen ausführte. Nun kam aber eine tragiſche Rührſcene, wo er ſeine Geliebte umarmen und die Reitpeitſche wegwerfen ſollte. Kean aber erblickte in dem Augenblicke in einer Proſceniumsloge einen Journaliſten, der, wie bekannt, Mitredakteur des miniſteriellen Couriers, eines Organs des Lords Caſtlereagh, dieſes unpopulärſten aller engliſchen Miniſter, war. Plötzlich geht Kean auf die Proſceniumsloge zu und ſpricht, mit der Reitpeitſche auf den Journaliſten zeigend: „Dieſes kleine Ruthchen hier ſollte ich eigentlich wegwerfen, aber ich behalte es, um damit gelegentlich den Herrn Redacteur da zu züchtigen.“ Das Publicum war über dieſes unverſchämte Impromptu ſo erſtaunt, daß Niemand ſich regte und Kean ruhig abtreten konnte.

— Kean. In einem Cachemir Schlafrock eingehüllt, lag ein Mann von 32 Jahren auf einem blauſeidenen, mit ſchwarzen Franzen garnirten Ruhebette ausgeſtreckt. In der rechten Hand hielt er eine Cigarre, in der linken ein Manuſcript, in das er dann und wann einen Blick hineinwarf und einen Augenblick darauf das, was er eben leiſe geleſen, laut wiederholte. Dieſer Mann war der Erbe des Garick'ſchen Ruhmes, der König der Bühne, der größte Schauſpieler der drei Königreiche, England's Talma, der Abgott der Frauen, der gefürchtete Nebenbuhler aller Männer, der Stolz ſeiner Collegen, mit einem Worte: es war Edmund Kean. — Das Heft, das er in ſeiner Hauptrolle in Maſſinger's „Juden“, ein Schauſpiel, worin er am andern Tage im Drurylane auftreten ſollte, eine Rolle, die er bereits fünfzig Mal geſpielt und gleich das erſte Mal ſo vollendet geſpielt, daß ihm ſeine Kunſt-Cameraden aus Hochachtung für ſein Talent einen goldenen Pocal geſchenkt, der jetzt mit Champagner gefüllt, auf einem Acajou-Tiſch neben

dem Sopha ſtand. Er wollte eben den Becher zum Munde führen, als ein Jockei in reichgallonirter Livree eintrat.

„Was bringſt Du mir, kleiner Toms?“ — „Ein Billet von S. H. dem Prinzen von Wales.“ — „Gieb her, mein Junge.“ — Kean entfaltete den Brief und las leiſe vor ſich hin: „Mein theurer Kean! Sie haben geſtern Abends als Hamlet mich dergeſtalt entzückt, daß ich es nicht erwarten kann, Ihnen für den Genuß, den mir Ihr meiſterhaftes Spiel verſchafft, mündlich meinen Dank abzuſtatten. In einer Stunde erwarte ich Sie zu einem kleinen Gabelfrühſtück in Carltonhauſe. Ihr wohlgeneigter George.“ — „Grüße den Prinzen und ſage ihm, daß ich kommen werde.“ — „Adieu, Herr Kean.“ — Adieu, kleiner Toms. Dieſe Guinee, mein Junge, bitte ich in Deine Sparbüchſe zu legen.“ — „Danke, Herr Kean“, ſagte der Kleine und hüpfte, trällernd zur Thüre. — — In einer Stund ſoll ich dort ſein. Zuerſt muß ich meine Rolle durchleſen. Die Kunſt vor Allem. — Der Prinz kann warten. —— Kean legte ſich aufs Sopha zurück, las ſeine Rolle bis zu Ende und klingelte dann ſeinen Bedienten, der ihm beim Ankleiden behülflich ſein mußte. Dann fuhr er in einem Mieth-Cabriolet nach Carltonhouſe, wo George von Wales, der Prinz-Regent, der ſchönſte liebenswürdigſte und gebildetſte Mann Englands, das Ideal aller Frauen, der großmüthige Beſchützer aller Künſtler und Künſtlerinnen, der Freund und Gönner der Fanny Kemble und Edmund Kean's, mitten in der üppigen Pracht eines indiſchen Mogols reſidirte. — Der Prinz von Wales ſaß in ſeinem Cabinette von einer reich beſetzten Tafel, und war eben in beſtem Zuge, als der Kammerdiener die Ankunft Kean's meldete. — „Laß ihn herein.“

„Königliche Hoheit,“ ſprach der Eintretende, „ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünſchen.“ — „Guten Morgen, Kean, Du haſt lange auf Dich warten laſſen. Weißt Du, was der Lateiner ſagt: Tarde venientibus ossa.“ — „Sie wiſſen, mein Prinz, daß das Lateiniſche meine ſchwache Seite iſt. Ich bitte Sie, mir das zu überſetzen.“ — „Den Spätkommenden die Knochen. Hätteſt Du mich länger auf Dich warten laſſen, ſo würde ich Alles allein aufgegeſſen haben, denn ſchon ſeit langer Zeit war ich nicht bei ſo vortrefflichem Appetite als heute. Setze Dich, Roscius, iß und trink, was Dir ſchmeckt. Thu', als ob Du zu Hauſe oder in der erſten beſten Taverne wäreſt. Unter Freunden keine Gêne! — Geſtern Abend ſind friſche Gänſeleber-Paſteten aus Straßburg und heute Morgen friſche Auſtern und Hummer aus Colcheſter angekommen. Das ſind Deine Lieblingsgerichte und deshalb habe ich Dich rufen laſſen; greife zu Kean? — „Königliche Hoheit,

ich werde tüchtig einhauen." — „Thu' das. Aber höre, Kean, iſt es wahr, was ich geſtern gehört habe?" — „Was haben Sie gehört, mein Prinz?" — „Daß Du ſchon wieder bis über die Ohren in Schulden ſitzeſt und wegen einer Schuld von 500 Pf. St. die ein Weinhändler eingeklagt, nach Kings-Bench wandern ſollſt?" — „So iſt's, mein Prinz. Wenn Ew. K. Hoheit Schulden haben, ſo macht dieſes weiter nichts. Sie ſind Prinz-Regent und können nicht eingeſperrt werden. Aber mit uns armen Teufeln macht die hohe Juſtiz keine Umſtände; wegen fünf Pfund können wir bis zum Tage des jüngſten Gerichts im Gefängniſſe ſitzen. Ach, die vermaledeiten Schulden!" — „Schweig Kean, auch ich weiß ein Lied davon zu ſingen. Willſt Du nicht die Paſtete verſuchen? Ich liebe ſie nicht — ſie iſt einzig und allein für Dich beſtellt, greife zu." Kean rückte die Paſtete an ſich heran und nahm den Deckel ab. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er im Innern dieſer Paſtete ſtatt der Trüffeln, weiter nichts als einen Haufen funkelnagelneuer Goldſtücke liegen ſah! — „Königl. Hoheit, dieſe Guineen" — „Sind heute erſt aus der Münze gekommen. Ich mache Dir ein Geſchenk damit; bezahle Deinen Weinhändler, hörſt Du, ſonſt bin ich böſe!" — „Mein Prinz, es fehlen mir Worte, Ihnen für dieſen neuen Beweis königl. Huld meinen innigſten Dank abzuſtatten." — „Höre, Kean, Du haſt mir geſtern mehr als je gefallen. Schenk ein, Talma, Dein Hamlet iſt eine meiſterhafte Leiſtung, ſo erhaben groß, daß könnte Meiſter Shakeſpeare Dich ſehen, er vor Freude Dich an ſein Herz drücken und ausrufen würde: Du haſt mich verſtanden! Aber warum trinkſt Du nicht? Wollen Sie hundertmal gebeten ſein, Herr Kean?" — „Auf das Wohl des liebenswürdigſten aller Prinzen, rief Kean und leerte einen großen Becher Portwein." — „Ich danke Dir, Garrick redivivus. Du haſt, wie ich bemerke, den Becher mit einem Male geleert. Das war ein ſchöner Zug von Dir. Sage mir doch Kean, wie hat Dir meine kleine Ophelia-Kemble gefallen?" „Ew. Königl. Hoheit fragen mich, wie mir Fanny Kemble als Ophelia gefallen," wiederholte Kean und ſtürzte einen zweiten Becher hinab. „Soll ich die Wahrheit ſagen?" — „Das verſteht ſich, Kean." — „Nun denn, ſo hören Sie, mein Prinz, die Kemble hat mir ganz und gar nicht gefallen," exclamirte Kean, ſeinen Becher füllend. — „Und weshalb nicht?" — „Sie war nicht das unſchuldige Mädchen, wie unſer William ſie gezeichnet, Sie war eine Courtiſane, der aus allen Poren eine Gefallſucht hervorguckte, die andere vielleicht entzückt haben mag, mich aber, aufrichtig geſagt, angeeckelt hat," perorirte Hamlet, den dritten Becher hinabſtürzend. — „Du biſt ein Grobian, Kean," ſagte der

Prinz, der seine Fanny Kemble zu lieb hatte, um sie von irgend Jemand beleidigen zu lassen. — „Ich bin ein Grobian? zugestanden; aber Fanny Kemble ist doch weiter nichts, als eine gewöhnliche Kokette, eine Erz-Kokette, die keine Idee von Shakespeare's Ophelia hat." — „Ha! ha! Aus Dir sprechen Neid und Eifersucht; glaubst Du, ich hätte es nicht schon längst bemerkt? Du bist in sie verliebt und sie — sie will Dich nicht erhören." — „Ich in sie verliebt? Wer unterfängt sich, das zu behaupten?" — „Der Prinz von Wales," erwiderte der Regent, „der zu hoch stand, um nicht zu wissen, daß der Zorn des vom Wein erhitzten Schauspielers ihn nicht beleidigen könne." — „Und wenn Sie mehr noch wären, als Sie sind, ich lasse mich selbst von einem Könige nicht beleidigen." — „Das ist schön von Dir, mein lieber Kean. Aber Du mußt hübsch unparteiisch sein und mir gestehen, daß Fanny Kemble ein großes erhabenes Talent ist." — „Das ist zum Todtlachen, mein Prinz." — „Ich sage noch mehr, Fanny Kemble ist die erste Schauspielerin England's, ja der ganzen Welt. Stoß an, Kean Ophelia-Kemble lebe hoch!" —

Vom Weine erhitzt, vom Widerspruche aufgereizt, erhob sich Kean und sprach: „Ich stoße nicht an. Wenn Sie zu behaupten wagen, mein Prinz, daß Fanny Kemble das größte Talent Englands ist, so muß ich Ihnen sagen, mein Prinz, daß Sie von unserer Kunst nicht mehr verstehen, als ein Blinder vom Scheibenschießen." — „Kean!" rief der Prinz, den ein Anflug von Zorn übermannte. — „Das ist meine Meinung, und damit Punktum," rief Kean. — „Sie haben Recht," sagte der Prinz, dessen Aufwallung sich bald wieder gelegt hatte. Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen?" — „Mit Vergnügen, Königl. Hoheit" — „Bemühen Sie sich doch zur Thüre hin und klingeln Sie gefälligst." — Kean riß am Klingelbande. Gleich darauf trat der erste Kammerdiener ein. — „Lasse meinen Wagen anspannen, Herr Kean will nach Hause fahren." „Auf Wiedersehen," sprach der Prinz, sich von der Tafel erhebend. „Wenn Sie Miß Fanny sehen, so grüßen Sie sie von mir," fuhr er fort, und ging in ein anderes Zimmer. — Kean stand wie vom Blitz getroffen. Diese unerwartete Katastrophe hatte ihn plötzlich nüchtern gemacht. Er war allein und wußte nicht, was er thun sollte. — — „Herr Kean, der Wagen wartet bereits," sagte der eben eintretende Kammerdiener. — „Goddam," murmelte der neue Garrick, ging und — fuhr nach Hause.

Eine Stunde später erhielt Kean folgendes Billet:

„Herr Kean hat seine Pastete bei mir stehen lassen. Ich sende sie ihm mit dem Wunsche, daß sie ihm wohl bekommen möge. George."

Fünf Jahre nach dieſer Frühſtücks-Scene, am 29. Januar 1820, beſtieg der Prinz von Wales als Georg IV. den Thron ſeines Vaters und an demſelben Tage ſchiffte ſich Kean, ſeit jenem Augenblicke der unverſöhnlichſte Feind ſeines großmächtigen Gönners, mit dem Packetboot Waſhington nach New-York ein.

— Kean ſah bisweilen etwas zu tief in's Weinglas, welches ſeinem alten, treuen Diener, Namens Miller, ſehr leid that. So oft daher ſein Herr zu einem Diner ging, deſſen Reſultat Miller fürchtete, ſtellte er ſich auch ein, und wurde beim Nachtiſch die Dienerſchaft aus dem Zimmer entlaſſen, ſo nahm er vor der Thüre Poſto und fragte von Zeit zu Zeit die etwa Herauskommenden ungefähr in folgender Weiſe: „Um Verzeihung, mein Herr, wie befindet ſich Herr Kean?“ — „O, ganz gut.“ — „Iſt er nicht vielleicht...?“ — „Was?“ — „Ein wenig betrunken, wenn Sie befehlen.“ — „Nur ein wenig angeſchoſſen.“ — „Dacht' es wohl, daß es dahin kommen würde,“ ſeufzte dann Miller, „ungeachtet ſeines Verſprechens, ſich heute zu mäßigen.“ — Nach einer halben Stunde dieſelben Fragen, und auf die letzte vermuthlich die Antwort: „Hat nur einen ſtarken Anſatz zu einem Haarbeutel. Iſt aber auch eine luſtige Geſellſchaft. Will uns eben ein Lied ſingen.“ — „Ein Lied ſingen? Bitte, mein Herr, was für ein Lied?“ — „Den Sturm.“ — „Den Sturm?“ ſeufzte Miller, „nun weiß ich Alles. Wenn er den Sturm ſingt, iſt er daran, ſich ſehr zu betrinken.“ — Nach wieder einer halben Stunde, und wenn Niemand herauskam, lauſchte Miller am Schlüſſelloche, öffnete wohl auch die Thür, ſchloß ſie aber ſchnell und murmelte in großer Betrübniß: „Jetzt iſt Alles vorbei — keine Hoffnung mehr— er iſt complet fertig, denn er ſpricht lateiniſch.“

— Als Kean eines Abends wegen ſchlechten Memorirens ſeiner Rolle, als Heinrich V., die unfreundliche Behandlung des Coventgarden Publicums erfuhr, trat er vor und redete das Haus folgendermaßen an: „Dieſer Augenblick, wo ich zum erſten Male Ihr Mißfallen zu erregen das Unglück habe.“ Das Parterre einfallend: „Nein, nein, keineswegs zum erſten Male!“ Kean fortfahrend: „Verurſacht mir ungemeine Betrübniß; ich bin ſtets eifrig für Ihre Unterhaltung befliſſen geweſen.“ Das Parterre: „Dafür wurden Sie gut bezahlt!“ Kean: „Dieſe ununterbrochenen Anſtrengungen, der Zahn der Zeit und anderweitige Umſtände, haben ohne Zweifel einen ungünſtigen Einfluß auf meine geiſtigen und körperlichen Kräfte ausgeübt.“ Stimmen von der Gallerie: „Warum trinken Sie ſo unmäßig?“— Nach einer ziemlich langen Pauſe fuhr Kean, welcher ſehr betreten, ja erſchüttert ſchien, fort: „Ich fühle, daß ich in einem ſehr erniedrigenden Zuſtande vor Ihnen ſtehe.“ —

Mehrere Stimmen: „Nein, was Ihnen widerfuhr, daran sind sie selbst Schuld!“ — Kean schloß nun seine Anrede und entfernte sich. Als er einige Abende später wieder, und zwar in „Heinrich IV.“ auftrat, wurde er mit ungemeinem Beifall, wie in seinen schönsten Tagen, empfangen, und hatte auch besser memorirt.

— Kean hatte einst in London den Richard gespielt und mußte außer den Anstrengungen, welche ihm die Rolle kostete, auch die Lobsprüche seines alten Feindes Raymond mit anhören. Er ließ sich also eine Bowle Punsch geben, um sie hinunter zu spülen. Als diese bis an den Rand gefüllt, und dampfend angekommen war, ließ er den Director Raymond zu sich einladen, um den Punsch zu kosten. Raymond, der nichts ahnte, folgte dem Boten auf den Fersen, setzte sich, (es war in Kean's Ankleidezimmer) nieder, und wollte, nach einigen angenehmen Redensarten zugreifen. Ehe dies aber geschah, hielt Kean folgende Anrede an ihn: „Jetzt, wo ich Ihnen Geld in Ihre Casse bringe, finden Sie, daß ich ein guter Schauspieler bin. Als ich den Shylok probirte, sagten Sie mir, ich würde damit durchfallen. Damals war ich ein armer Mann, ohne Freund, und Sie thaten alles Mögliche, mich niederzudrücken. Jetzt erdrücken Sie mich fast mit Complimenten. Es ist billig, daß ich dieses erwidere. Und nun zum Henker mit ihren glatten Worten: da nehmen Sie das hin!“ Und mit diesen Worten goß er dem, zur Bildsäule gewordenen Director, den ganzen Inhalt der Punschbowle über den Kopf.

— Kean hatte das Publicum nur einmal zum Besten. Er war ein Paar Stunden von London in Gesellschaft einiger guter Freunde und wollte zur Theaterzeit wieder zurück sein. Aber die Versuchung der Flasche war stärker als er; er berauschte sich und vergaß Shakespeare, Shylock und das Theater. Seine nüchternen Freunden schickten deshalb den Bedienten Kean's mit dessen leeren Wagen zurück und trugen ihm auf, zu erzählen, die Pferde wären vor einer Heerde Gänse scheu geworden, durchgegangen, hätten den Wagen umgeworfen und Kean habe sich dabei die Achsel ausgefallen. Der Schauspieldirector theilte dies Mährchen dem Publicum im Theater mit, und es schien sich dadurch zufrieden zu stellen.

Am andern Morgen war Kean höchst verlegen, als er hörte, es seien bereits mehrere seiner vornehmen Gönner angekommen, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen. Er wollte schon aus dem Bette springen, seine Trinkfreunde hatten indeß mehr Geistesgegenwart und trieben die Mystification noch weiter. Der Dorfchirurg wurde in das Geheimniß gezogen und bestätigte mit der größten Kaltblütigkeit den

Vorfall; Kean ſelbſt mußte eine Rolle in der Comödie übernehmen. Man ſchloß die Fenſterladen, um das Zimmer dunkel zu machen, rieb ihm das Geſicht mit Kreide und verband ihm den Arm. Dann führte man einige Lords hinein, die natürlich nicht im mindeſten zweifelten. Um den Spaß zu krönen, trat Kean kurz darauf, nachdem er bekannt gemacht hatte, ſeine Dankbarkeit gegen das Publicum treibe ihn an, einen Verſuch zu machen, ob er ſpielen könne, drei Abende hinter einander mit dem Arme in der Binde auf und ſpielte als halb Kranker die angreifenden Rollen als Richard, Macbeth und Othello.

Kynaſton. Das engliſche Theater wurde erſt ungefähr im Jahre 1670, unter Carl II., von Damen betreten, deren Rollen bis dahin von Knaben und dem Alter dieſer naheſtehenden Jünglingen geſpielt worden waren. Der letzte Schauſpieler, welcher ſich in weiblichen Rollen als Knabe berühmt gemacht hatte, ſo daß er der Liebling aller Damen war, lebte noch weit in's 18. Jahrhundert hinein, und hieß Kynaſton. Häufig fuhren die vornehmſten Lady's, wenn er die Rolle der Julia oder Cordelia geſpielt hatte, mit ihm im Hydepark umher und weideten ſich an ſeiner Grazie, Zurückhaltung und dem ſchönen Anſtande, ſowie an der Täuſchung, von welcher das große Publikum befangen war, wenn es den Knaben für eine junge, reizende Miß hielt. Es hatte lange gedauert, ehe die engliſche Bühne der ſpaniſchen, italieniſchen und franzöſiſchen gleich kam; während auf der italieniſchen und ſpaniſchen wenigſtens ſchon ſeit hundert Jahren weibliche Talente einen Namen erworben hatten, und als es endlich geſchah, machte die Sache — wie alles Neue — nicht wenig Aufſehen. Auch fehlte es nicht an Sittenrichtern, welche mit Spott und Ernſt dagegen auftraten. Auch Epigramme wurden gedruckt, und wir führen nachſtehendes an:

„Da jetzt die Tugend farblos geht,
Der Frau'n Geſchlecht ſelbſt ohne Scham daſteht,
So hat es ſich den Männern zugeſellt
Und tritt nun im Theater auf für's Geld."

Krüger. Der König von Preußen gab ihm ein Empfehlungsſchreiben nach Petersburg an ſeine Tochter die Kaiſerin von Rußland. Freudetaumelnd eilte Krüger nach Petersburg. Er fand daſelbſt die glänzendſte Aufnahme. Die Kaiſerin ließ ihn in ihre Loge rufen und lud ihn zu ſich nach Gaskoje-Selo ein. Liebe zur Heimat macht auch auf der Höhe des Thrones ihr Recht geltend. Die Kaiſerin befragte Krüger um tauſend Kleinigkeiten, er mußte ihr Berliner Anekdoten und Schwänke erzählen. So kam denn auch das Geſpräch auf den Eckenſteher Nante, der zu jener Zeit durch die muſterhafte Darſtellung Beckmann's im Kl-

nigsſtädter Theater eine noch nicht da geweſene Senſation erregte. — Die Kaiſerin bat Krüger, ihr etwas daraus zu erzählen. Er that's, die Klänge der Heimat, die Berliner Witze verſetzten die Kaiſerin in die heiterſte Stimmung, ſie kam nicht aus dem Lachen heraus. Zwei Tage ſpäter, als der Kaiſer in Sarskoje-Selo ſeine Garde muſterte, befand ſich Krüger, nicht 30 Schritte von ihm entfernt, unter der Schaar der Zuſchauer. Der Kaiſer winkte dem Krüger, welcher ſich dem Kaiſer näherte. „Die Kaiſerin," begann der Kaiſer mit huldvoller Herablaſſung, „hat mir viel von Ihrem Nante erzählt. Sie müſſen uns ihn einmal vorſpielen, denn auch ich lache gerne." — „Ew. Majeſtät haben nur zu befehlen!" erwiderte Krüger. — Der Kaiſer wandte ſich hierauf zum Fürſten Wolkonsky und ſagte zu ihm: „Herr Krüger wird uns das Vergnügen erweiſen, morgen Abend im Schloſſe als Nante aufzutreten. Treffen Sie ſogleich die dazu nöthigen Anſtalten." — Krüger wollte Anfangs das Ganze blos für Scherz halten, als ihm aber 5 Stunden ſpäter die Probe angeſagt wurde, überfiel ihn ein Schreck, den er, wie er ſich ſelbſt äußerte, nicht beſchreiben konnte. Warum? Man denke ſich: Krüger, der bisher nur tragiſche Helden geſpielt, der erſt drei Abende vorher als Don Cäſar in „Donna Diana" gaſtirt, ſollte jetzt vor dem Hofe als Eckenſteher Nante auftreten. Er lief zum Fürſten Wolkonsky und bat ihn, ihn von ſeiner Rolle, die ganz außer ſeiner Sphäre lag, zu entbinden. — „Sie haben es dem Kaiſer zugeſagt; Sie müſſen Wort halten. Der ganze Hof freuet ſich auf die Vorſtellung, Sie werden unſer Vergnügen nicht ſtören wollen." — Was blieb nun Anderes übrig? — Der Abend kam und Krüger mußte ſich in das Coſtüm des Eckenſtehers werfen, es war ihm zu Muthe wie einem armen Teufel, dem man das Sündenkleid anzieht, um ihn zum Richtplatz zu ſchleppen. Krüger äußerte ſelbſt: „Ich ſah mich in den geflickten Leinwandhoſen, in der groben Tuchjacke, und hätte vor Ekel in die Erde ſinken mögen. Ich hielt mich und meine Kunſt, die mir für das Höchſte galt, durch dieſen Schritt entwürdigt, profanirt. In dieſer fieberhaften Stimmung, in der ich in die Newa hätte ſpringen können, mußte ich nun vor dem kaiſerlichen Hofe, der ganz dicht an den Lampen ſaß, den „Eckenſteher" ſpielen. Die Qual, die ich empfand, kann ich Keinem beſchreiben. Während die Zuſchauer nicht aus dem Lachen kamen, während ich äußerlich Poſſen riß, hätte ich im Innern bittere Thränen weinen mögen. Der Hof applaudirte — ich aber —" ſeine Stimme ſtockte und eine Thräne blitzte in ſeinem Auge.

Lekain, Henry Louis, war ſehr häßlich, ſobald er aber die Bühne betrat, überſtrahlte ſein Feuergeiſt ſein Angeſicht und gab demſelben ein ganz anderes Ausſehen. Der große Künſtler befand ſich einſt in Bordeaux und trat zuerſt als „Tancred“ auf. Als er im zweiten Acte auf die Bühne kam, bat er den Regiſſeur, ihm den Figuranten zu zeigen, der ihm Lanze, Helm und Schild nachzutragen habe. Dies geſchah, und Lekain gab dem Manne Inſtructionen, der ſich gleich darauf zu einem Bekannten umdrehte und ſagte: „Das iſt Tancred? Mit dieſem Geſichte und dieſem Körper? Und für den ſoll Amenaide ſich lebendig verbrennen laſſen? In's Geſicht wird ſie ihm lachen!“ In dieſem Augenblick trat Lekain als „Tancred“ auf und ſagte zu dem Figuranten: „Folge mir!“ — Dieſer drehte ſich um und als er vor ſich ein ganz anderes Geſicht ſah, glaubte er Anfangs, es ſei ein ganz anderer Mann erſchienen; er folgte zitternd dem Helden. Bei dem erſten Verſe, den Lekain ſprach, blieb er betroffen ſtehen; beim zweiten entfielen ihm Lanze, Helm und Schild und die Vorſtellung wurde unterbrochen. Lekain war Anfangs höchſt aufgebracht, verzieh jedoch dem Figuranten, als er die Urſache der Beſtürzung desſelben erfuhr, und trat von Neuem unter dem größten Beifalle des Publikums auf, das bereits von dem Vorfalle in Kenntniß geſetzt war.

— Lekain. Ein ſchlechter Schauſpieler declamirte ſtolz vor dem berühmten franzöſiſchen Roscius, *) Lekain. „Uebernehmen Sie ſchon Rollen im Trauerſpiel?“ fragte Letzterer. — „Ja, mein Herr, ich ſpielte Abel's Rolle.“ — „Sie irren,“ ſagte Lekain, „es war Kain's Rolle denn ich bin gewiß, daß Sie den Abel maſſacarirt haben.“

— Lekain hatte auch, wie faſt alle ausgezeichneten Männer, ſein Steckenpferd, und zwar ein ſehr ſeltſames; er liebte nämlich die Execution, und verfehlte keine Gelegenheit, einen Menſchen hängen, rädern

*) Roscius (Quintus), von Geburt ein Gallier, war einer der größten Schauſpieler Roms und Zeitgenoſſe Cicero's, der ihn ſeiner Freundſchaft würdig hielt.

oder köpfen zu ſehen. Er war auf dem Grèveplatze in Paris deshalb auch ſo bekannt, daß, wenn ein Knecht des Henkers ihm begegnete, er ſogleich ſeinen Kameraden und den Soldaten winkte und denſelben zurief: „Laſſet den Herrn durch, er iſt ein Liebhaber!“ worauf Lekain ohne Schwierigkeit in den Kreis eingelaſſen wurde. Das Parlament hatte einſt einen Mann zum Rade verurtheilt und Lekain eilte an dem Tage der Hinrichtung nach dem Grèveplatze, als er dem Dichter Desfontaines begegnete, den er mit ſich nahm, ob derſelbe ſich gleich gewaltig ſträubte. Sie kamen mit einander an Ort und Stelle an; Lekain wurde auf die gewöhnliche Anzeige ſogleich durch die Menge hindurch gelaſſen, aber Desfontaines zurückgehalten, da ihn hier Niemand kannte. Lekain hatte kaum bemerkt, daß man ſeinen Freund vom ihm getrennt, als ihm ein Gedanke kam; er wendete ſich gegen die Soldaten und ſagte: „Laſſen Sie den Herrn durch, er iſt der Henker von Orleans.“ Da öffneten ſich die Reihen von Neuem auch vor Desfontaines. Lekain nahm ſeinen Freund am Arm, führte ihn an das Schaffot und erklärte ihm alle Vorrichtungen, obwohl dem Dichter übel dabei wurde. — Nachdem die Execution vorüber war, ſagte Lekain dem Dichter, es werde den Abend in der comédie française ein neues Stück aufgeführt, er ſelbſt müſſe in Fontainebleau ſpielen, wünſche aber den Erfolg des Stückes zu wiſſen, und erſuchte den Freund, ihm denſelben durch ein Billet mitzutheilen, das er an Jemanden am Hofe übergeben möge. Desfontaines verſprach, ihm den Gefallen zu erzeigen, ging Abends in das Theater, konnte aber den Namen „Henker von Orleans“ nicht aus dem Gedächtniß bringen. Nach Beendigung des Stückes ſchrieb er das Briefchen und trug es dahin, wo die Hofwagen warteten. Es war nur noch ein einziger da, in welchen eben der Prinz von Condé ſteigen wollte. Desfontaines erſuchte ihn, das Briefchen mitzunehmen und es an Lekain übergeben zu laſſen. Der Prinz war ſogleich bereit dazu, fragte aber nach dem Namen des Ueberbringers, der ſich einen vertrauten Freund Lekain's und endlich, als die Frage wiederholt wurde, „der Henker von Orleans“ nannte, da er dieſen Namen noch immer nicht vergeſſen konnte. Der Prinz wunderte ſich nicht wenig, ließ in Fontainebleau ſogleich Lekain rufen und ſagte ihm, er wundere ſich über die ſeltſamen Bekanntſchaften, die ein ſo berühmter Künſtler habe, da ihm ein Mann, der ſich „Henker von Orleans“ und „Lekain's Freund“ genannt, einen Brief übergeben habe. Sein Staunen wuchs, als Lekain ihm ſagte, dieſer Henker ſei ein ausgezeichneter franzöſiſcher Dichter, der namentlich mehrere Trauerſpiele geſchrieben habe. Erſt als der Künſtler den Zuſammenhang der Sache erzählt hatte, lachte der Prinz über das Abenteuer. Desfontaines

aber verfiel in Folge davon in eine schwere Krankheit, die mehrere Monate dauerte.

— Lekain. Ein französischer Dichter, der in seinen theatralischen Arbeiten unglücklich gewesen war, befand sich an dem Tage der ersten Vorstellung des Siège de Calais im Schauspielhause zu Paris und verlästerte das Stück, dem er den Sturz prophezeite. Lekain war zugegen und hielt sich berechtigt, dem Kritiker, der ohne Zurückhaltung seinen Grimm ausließ und laut sagte, das Stück sei abscheulich und das Publikum besäße weder Geschmack noch Urtheil, einige Gegenvorstellungen zu thun. Wie dieser endlich in seiner Erbitterung so weit ging, zu behaupten, daß aus dem Siège de Calais kein einziger guter Vers zu citiren sei, stellte ihm Lekain sehr bescheiden seine Ungerechtigkeit vor und sagte, daß das Stück sehr schöne Verse enthalte.

„Führen Sie nur einen einzigen an," rief der Dichter, „und ich gebe mich gefangen."

Lekain, unwillig, ging auf ihn zu und recitirte folgenden Vers:

„Vous êtes malheureux et vous êtes cruel!" *)

Dieser Vers, der dem Dichter den Sturz seines Trauerspiels in's Gedächtniß rief, machte ihn stumm und Lekain's Geistesgegenwart erhielt von den Anwesenden den verdienten Beifall.

Larivée, J. Maubint de. Sehr viele berühmt gewordene Sänger sind aus niederem Stande hervorgegangen, und der Schatz, den sie in ihrer Kehle bargen, wurde oft auf seltsame Weise entdeckt; so auch im nachstehenden Falle. Der berühmte Rebel richtete seine Geschäfte so ein, daß er keinen Augenblick von der Zeit verlor, welche er der Leitung der königlichen Akademie der Musik widmete. Sein Perrüquier kam mit mathematischer Pünktlichkeit um sieben Uhr früh, und meldete sich durch zweimaliges, eigenthümliches Schellen an. Während er in die Küche ging, um sich mit dem warmen Wasser und dem nöthigen Geräthe zu versehen, hüllte sich Rebel in den weißen Pudermantel, nahm seine Nachtmütze ab, ließ das Haar herabfallen und setzte sich mit dem Rücken nach der Thür und dem Perrüquier zu. Dieser ging sofort an seine Arbeit, denn Rebel hatte ihn der Ceremonie des Grüßens überhoben, wenn er ihm auch erlaubte, während des Frisirens zu plaudern. Eines Tages hustete der Perrüquier leise, ehe er ein Wort gesprochen und ehe der Director etwas gefragt hatte. Dieses Husten, das aus einer merkwürdig harmonischen Brust zu kommen schien, fiel sofort Rebel's musikalischem Ohr auf; er drehte sich um und erblickte ein jugendliches Gesicht, das

*) Ihr seid grausam, denn Ihr waret unglücklich!

er nicht kannte. „Husten Sie noch einmal, lieber Freund; husten Sie stärker, genieren Sie sich gar nicht, ich liebe solches Husten.“ — „Herr, mein Meister ist krank; ich bin an seiner Statt gekommen und habe so gehandelt, wie er es mir vorgeschrieben.“ — „Ich freue mich ungemein über seine Krankheit.“ — „Der Herr sind gar zu gütig.“ — „Was machen Sie mit Ihrer glockenreinen Stimme?“ — „Nichts oder sehr wenig; mitunter singe ich beim Trinken ein Liedchen.“ — „Sie wäre vielleicht besser anzuwenden; ich denke, Sie könnten allen unseren Bassisten einen Bart machen.“ — „Ich habe seit drei Monaten die Ehre, sie zu rasiren.“ — „Das meine ich nicht. Aber singen Sie mir doch ein Liedchen, ein Trinklied, kräftig aus voller Brust heraus, gerade, als wenn Sie im Wirthshaus säßen.“ Der Perrückenmachergeselle gab der Aufforderung nach und stimmte sein Lied an. Während er so sang, daß die Fensterscheiben klirrten, musterte ihn Rebel vom Kopf bis zu den Füßen. Der junge Mann gefiel ihm, er engagirte ihn auf der Stelle, ließ ihm einige Zeit lang Unterricht ertheilen, und der Perrückenmachergeselle Larrivée wurde bald einer der berühmtesten Sänger. Gluck schrieb alle seine ersten Partieen für ihn.

— Larrivée. Zur Zeit, als in der großen Oper zu Paris Gluck's musterhafte Meisterwerke Erstaunen und Entzücken verbreiteten, rühmte Larrivée sich, eine solche Verschiedenheit in der Darstellung der ihm übertragenen scenischen Personen durch angemessene Veränderung der Stimme, der Gangart, der Haltung des Spiels u. s. w. hervorbringen zu können, daß, wie er zu sagen pflegte, „seine besten Freunde ihn nicht zu erkennen vermögten.“ Diesem Sänger wurde in Gluck's „Iphigenia in Aulis“ die Rolle des Agamemnon zu Theil. Bei den ersten Proben war Gluck mit Allem, was ihn betraf, wohl zufrieden; nur eine einzige Stelle schien ihm nicht im Geiste der Rolle gegeben zu sein, was er dem Sänger freundschaftlichst bemerkte. Dieser antwortete aber: „Lassen Sie mich nur erst in das Costüm gekleidet sein, und Sie sollen mich nicht erkennen.“ Der Meister wartete sonach ruhig die Generalprobe ab, die auf jener Bühne immer mit Costüm und Decorationen, gleich einer ersten Vorstellung, gehalten wurde. Gluck, der in einer der Bühne nahen Loge saß, um die Wirkung seiner Musik als Zuhörer beurtheilen zu können, bemerkte, daß die kritische Stelle nicht besser als bei den früheren Proben gegeben ward, und rief Larrivée zu: „Mein Freund, ich erkenne Sie!“

— Larrivée gab einst einem Componisten eine merkwürdige Antwort, die vielen dramatischen Tonsetzern zur heilsamen Lehre dienen könnte. Er sang bei der Probe einer neuen Oper ein Recitativ von

der größten ſceniſchen Kraft, in welchem der Compoſiteur zwei Perioden, die ihrem Sinne nach und einer richtigen Declamation gemäß, ungetrennt bleiben ſollten, durch eine kurze Zwiſchenmuſik von zwei Tacten getrennt hatte. Der Sänger bat den Tonſetzer, jene Zwiſchenmuſik wegzuſtreichen, und ſetzte ihm die Gründe auseinander, welche für dieſe Aenderung ſprachen. Der Tonſetzer, der die zwei Tacte aus muſikaliſchen Rückſichten für nöthig hielt, vielleicht auch von dem Sänger ſich nicht wollte belehren laſſen, ließ jedoch das Ganze, wie es war. Bei der Generalprobe trug Larrivée, von der Situation entflammt, die Stelle im Zuſammenhange vor, ohne die ſtörende Zwiſchenmuſik abzuwarten. Der Orcheſter-Director rief ihm zu: „Hier ſind zwei Tacte.“ — „Die können Sie nachher ſpielen! antwortete Larrivée, und ſang ſein Recitativ zu Ende.

Leo. Auf einem Spaziergange mit E. T. A. Hoffmann und F. Kunz ſetzte Leo den Character des Hamlet auf eine Weiſe auseinander, die beide Hörer eben ſo ſehr überraſchte, als begierig machte, ihn als ſolchen zu ſehen. Der Wunſch ward bald verwirklicht, und der Abend der Darſtellung erſchien. Die von Hoffmann und Kunz ausgeſtreuten Berichte, daß das Publicum einen ganz ungewohnten Genuß haben werde, hatten daſſelbe in großer Anzahl herbeigelockt. Kurz vor der Vorſtellung durchlief die Menge das Gerücht, Leo ſei ſo unwohl geworden, daß er ſchwerlich würde auftreten können. Kunz eilte mit Hoffmann auf die Bühne, dann in die Garderobe, und ſie fanden Leo, bereits im Coſtüm, in einem Armſtuhle in Ohnmacht liegen. Der ebenſo ausgezeichnete Arzt als Menſch, Medicinal-Director Markus, ſtand vor ihm, ihm den Puls fühlend. Auf deſſen Frage, nachdem ſich Leo etwas erholt: „Wie iſt Ihnen denn?“ erwiderte er: „Elend, matt, hinfällig zum Sterben, — ich kann nicht ſpielen — verfluchtes Schickſal!“ Der Arzt erſuchte ſchleunig eine Flaſche Cambertin herbeizuſchaffen. „Trinken Sie!“ ſagte er zu Leo, „ich ſtehe Ihnen dafür, es wird Ihnen beſſer!“ Leo trank ein, zwei und drei Gläſer nach einander, und fühlte ſich bald ſehr gehoben; doch bedurfte es großen Zuredens von Seiten der beiden herbeigeeilten Freunde, ihn zum Spiel zu bewegen. Markus rieth ihm, nach und nach, während der Vorſtellung, die Bouteille Burgunder zu leeren; ſeine Schwäche würde ſich dann ganz heben, und da er ſeine Conſtitution kenne, ſo dürfte er auch verſichern, daß dies Hinaufſchrauben nicht nachtheilig auf ihn wirken werde.

Der Vorhang ging endlich auf, Leo erſcheint bald darauf, ſtürmiſcher Applaus bewillkommnete ihn. — — Und wie ſpielte er? — Mit einer Wahrheit und Meiſterſchaft, die ſich nicht beſchreiben läßt.

So sah man den Hamlet nie! Hamlet von der Fußsohle bis zum Scheitel! Alle Vorbilder verschwanden wie Nebel vor der Sonne! Hoffmann war tief ergriffen, Thränen standen in seinen Augen, krampfhaft packte er seinen neben ihm sitzenden Freund Kunz, um die schönen Stellen mit ihm zu theilen, — zu reden wagte Hoffmann nicht! —

„Halte man diese Schilderung ja nicht für übertrieben," sagt L. Finck in dem ersten Bande seiner: „Erinnerung aus meinem Leben," „ich darf versichern, daß von allen nahmhaften Hamlet's, die ich sah, keiner Leo erreichte, weder Brockmann, Reinecke, Opitz, noch Schmidt, Beschort, Wolf, Urban, Krahn und Kunst. (Löwe nenne ich nicht.)" — Das Merkwürdigste bei dieser Darstellung ist, daß Leo diesmal selbst mit sich zufrieden war.

— Leo. Nach der Vorstellung des „Hamel" lud E. T. A. Hoffmann Leo zum Souper in der „Rose" ein: aber vergebens! Leo haßte es, an öffentlichen Orten und unter vielen Menschen zu sein. So baten ihn einst seine Freunde Hoffmann und Kunz, als er ihnen auf einem Spaziergange begegnete, mit nach Bug zu gehen. Leo erwiderte: „Nimmermehr! da ist viel zu viel Comödiantenpack; wird's mir schon schwer genug, mit diesem Volke mich auf den Brettern zu vertragen!" Höchst komisch klang aber der Zusatz, den Leo tiefseufzend aus hohler Brust, in fast pfeifendem Tone, sprach: „Ich bin am liebsten zu Hause, bei der Person, mit der ich lebe*), die stört mich nicht!" Als Leo die beiden Freunde verließ, brach Hoffmann in ein schallendes Gelächter aus, von dem er sich lange nicht erholen konnte, und einen solchen Eindruck machte die Aeußerung Leo's auf ihn, daß sie zu einer stereotypen Floskel bei ihm ward, so daß er lange Zeit scherzend, bei jeder Zusammenkunft, von seiner Frau sagte: „Die Person, mit der ich lebe, empfiehlt sich."

— Leo. Die Eigenheiten und Launen Leo's führten oft weit. So sagte dieser Künstler eines Abends von der Bühne herab, zu der nächsten Loge hinauf, wo mehrere Damen einen lauten Wortwechsel führten, der ihn störte: „Wenn Gänse schnattern, schweige ich!"

— Leo. Ein anderes Mal war Leo, und wie es ihm schien, unverdienterweise hervorgerufen. Er kam, verbeugte sich, wandte die Augen gen Himmel und sprach mit gefalteten Händen: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

---

*) Dies war nämlich Leo's Geliebte, die zugleich seinen kränklichen Körper mit großer Sorgfalt pflegte und seine Diogenes-Laune willig ertrug.

Lablache, Louis. Lablache wollte ſchon ſehr frühzeitig auf der Bühne auftreten. Fünfmal entwich er aus dem Conſervatorium in Neapel, um die dramatiſche Laufbahn zu beginnen; einmal engagirte er ſich in Salerno für fünfzehn Ducati monatlich, und erhielt die Gage auf einen Monat voraus, blieb noch zwei Tage darauf in Neapel und brachte dieſe kleine Summe ganz durch. Da er jedoch in Salerno nicht ohne einiges Gepäck ankommen oder doch etwas mitbringen wollte, das wie Gepäck ausſähe, ſo nahm er einen Koffer und füllte denſelben mit Sand. Zwei Tage darauf machte ihn der Vicedirector des Conſervatoriums, der ihn ſuchte, in Salerno ausfindig und ließ ihn von den Sbirren ergreifen, die ihn zurückbrachten. Der Theaterdirector, der um ſeine fünfzehn Ducati beſorgt war, eilte ſogleich auf die Poſt und legte Beſchlag auf den Koffer des Künſtlers, um ſich von dem Inhalte deſſelben wieder bezahlt zu machen. Der Koffer wurde in Gegenwart von Zeugen geöffnet, und mit großem Erſtaunen fand man darin — was Lablache hineingethan hatte.

— Lablache, ebenſo durch ſeinen Geſang wie durch ſeine coloſſale Figur berühmt, war immer ein Liebling der Engländer. Im Jahre 1839 befand er ſich auch in London, und zählte da zu ſeinen Schülern einen jungen, ſchönen, außerordentlich reichen, aber etwas melancholiſchen Italiener. Trübſinniger als je erſchien derſelbe eines Tages bei Lablache, der ihn ſofort theilnehmend fragte, was ihm fehle, ob er krank ſei, vielleicht noch eine Million geerbt habe, oder ob er an Langeweile leide. So war es. Der junge reiche Herr fühlte in ſeinem Herzen eine gewiſſe Leere, oder vielmehr eine gewiſſe überſchwängliche Sehnſucht, die ihn um alle Freude und Ruhe brachte. „Ich ſuche," geſtand er ſeinem Lehrer endlich, „ein Weſen, das von einem Schleier des Geheimniſſes umhüllt iſt, und das ich von fern lieben und anbeten kann, wie die Sonne. Ich ſehne mich meine Gedanken ausſchließlich einem Weſen zuzuwenden, ohne daß dieſes etwas davon ahnete." Sie wünſchen ſich alſo der Seltſamkeit wegen eine unglückliche Liebe?" fragte Lablache. „Ich will ein Weib nur von fern anbeten, weil jede Erdentochter auch ihre Mängel an ſich hat, die bei näherer Bekanntſchaft mit ihr vielleicht grell hervortreten; ſie würden meine Liebe völlig zerſtören, denn ich ſuche nur die tadelloſeſte Vollkommenheit." Während der melancholiſche Italiener ſo ſprach, blätterte er gedankenlos in einem Album, das prachtvoll in Sammet und Gold gebunden war, einen lieblichen Geruch um ſich verbreitete und die Inſchrift trug: „Meinem Muſiklehrer." „Von wem haben Sie dieſes herrliche Album, Lablache?" „Von einer meiner Schülerinnen." „Ihr Name?" Lablache zögerte

und antwortete: „Ihren Namen kann ich Ihnen nicht nennen.“ „Warum diese geheimnißvolle Vorsicht? Sie reizt meine Neugierde nur um so mehr. Ist denn die Dame schön?“ „Allerliebst.“ „Ihr Haar?“ „Blond.“ „Ihre Augen?“ „Blau.“ „Ist sie groß?“ „Sie ist mehr klein als groß, hat aber eine majestätische Haltung, bewunderungswürdige Zähne und besitzt neben scharfem Verstande eine unvergleichliche Anmuth.“ „Ist sie verheirathet?“ „Nein, noch ist sie frei.“ „So will ich sie sehen, ihr meine Huldigungen darbringen, und wenn sie mir gefällt —“ „sie heirathen?“ „Allerdings.“ „Sie werden ihre Hand nie erhalten. Es stehen diesem Vorsatze unübersteigliche Hindernisse entgegen.“ „So sorgen Sie wenigstens dafür, daß ich sie einmal sehe.“ „Wollen Sie mir schwören, nie einen Versuch zu machen, sie anzureden, wollen Sie sich mit der stummen Verehrung begnügen, von welcher Sie so eben sprachen?“ „Ich schwöre es und verspreche Ihnen überdies, den Tag darauf London und England zu verlassen.“ Abends führte Lablache den Italiener in ein Concert, das bereits begonnen hatte, als sie eintraten. Alle Blicke waren auf eine sehr einfach gekleidete Dame gerichtet. „Das ist sie,“ sagte Lablache. Der Italiener stand während der Dauer des Concerts in verzückter Bewunderung da, und am nächsten Tage reis'te er wirklich nach Venedig ab. Erst nach einem Jahre sah er Lablache in Paris wieder, sofort aber fragte er denselben nach der Unbekannten. „Ich denke noch immer an sie,“ setzte er hinzu, „und sehe sie oftmals in meinen Träumen. Ist sie noch ihre Schülerin?“ „Ja, sie ist eine ausgezeichnete Sängerin geworden, hat sich aber vor Kurzem verheirathet.“ „Verheirathet!“ wiederholte der Italiener seufzend, „das ist Schade“ Der Italiener blieb den Winter über in Paris. Er sprach noch oft von der unbekannten Sängerin, ja er drückte das prachtvolle Album, das sie Lablache geschenkt hatte, nicht selten an seine Lippen; aber jeder Traum entflieht, und die Wirklichkeit macht ihre Anforderungen geltend. Unser Italiener kehrte in sein Vaterland zurück und verheirathete sich dort mit einer unermeßlich reichen Fürstin. Im vorigen Jahr endlich wollte er seiner Gemahlin die Weltstadt Paris zeigen. Er kam auch nach Ems, und zwar gerade als dort ein ungewöhnliches Leben eingezogen war. Da, unter Fürsten und hochgestellten Damen erblickte er mit einem Male eine junge Frau, die er sofort erkannte. „Großer Gott!“ rief er aus, „das ist sie, die Schülerin Lablache's, meine unbekannte Sängerin.“ Und rasch trat er zu einem Officier, den er mit bebender Stimme fragte: „Mein Herr, können Sie mir wohl den Namen dieser Dame sagen?“ — „Der Dame im Rosakleid mit dem weißen Krepphute?“ — „Ja.“ — „Mein Herr,“ antwortete der Officier, „die Dame,

die Sie mit so seltsamen Blicken betrachten, ist — Victoria, Königin von England!"

— Lablache, der so viele Länder gesehen, so viele berühmte Männer gekannt, so viele pikante Anekdoten selbst erlebt hat, von der Zeit an, wo er die Fäden an den Marionetten von San Carlino zog, bis zu der, in welcher ihm Kaiser und Könige vertraulich auf die Schulter klopften, hatte unter andern Manien auch eine große Vorliebe für die Einsamkeit. Auf dem Pausilipp hatte er sich eine prächtige Villa bauen lassen, in welcher er, wie man sagt, seine Tage beschließen wollte. Zu Ende des letzteren Jahres litt es ihn nirgends mehr, und er setzte es durch, daß ihm ein dreimonatlicher Urlaub gegeben wurde, den er in seiner lieben Villa verbringen wollte. Mit wahrhaft kindischer Freude reiste er ab, und kam in der Villa an, aber schon nach einem Monat langweilte er sich da, und nach zwei Monaten reiste er wieder fort. Er gedachte recht bequem zu reisen. Nach der ersten Tagesreise wollte er in einem Wirthshause übernachten, aber da erzählte man ihm die Geschichte von dem Bajazzo, der in der Nähe von Räubern gemißhandelt worden war, und nun litt es den armen Lablache nicht mehr. Er ließ sofort anspannen und fuhr die halbe Nacht. Da erreichte man ein hübsches Städtchen, und in dem erträglichen Gasthause desselben sollte ausgeruht werden. Man wies dem Reisenden mit seiner Frau ein Zimmer an, und um dasselbe zu empfehlen, erzählte man, in demselben Bette habe noch vor zwei Tagen der Geistliche geschlafen, den die Räuber am vorigen Morgen erschlagen hätten. „Fort!" schrie Lablache mit seiner Donnerstimme, denn es überlief ihn kalt. Er ließ wieder einpacken, und fuhr, ohne sich in Rom aufzuhalten, bis nach Bologna zu seinem alten Freunde Rossini, denn er glaubte immer von Räubern verfolgt zu werden.

— Lablache. Am liebenswürdigsten war Lablache in seinem Hause im Kreise von Freunden. Nie aber kam er nach Hause, ohne die vielen fabelhaft großen Taschen seines Paletots so vollgepackt von Einkäufen zu haben, daß er noch einmal so dick aussah, und seine Frau seufzend gen Himmel blickte. Alle Tage kaufte er Tabacksdosen, Muscheln, Statuetten, Spielereien, die er unterwegs gesehen und auf die er sich freute wie ein Kind. Hatten alle Anwesenden die Einkäufe bewundert, dann erst ging er zu Tische, und da war es, wo er seine Anekdoten zu erzählen pflegte.

— Lablache. Als einst Husten, Schnupfen, Grippe, allgemein grassirt hatten, sagte Lablache: das beste Mittel gegen Heiserkeit und Schnupfen ist Folgendes: Ich war in Wien bei einem Concert am

Hofe. Als ich an das Piano trat, war ich plötzlich ſo heiſer geworden, daß ich keinen Ton aus der Kehle bringen und mich des Nieſens nicht enthalten konnte. Der König von Neapel, der alte Ferdinand, der mir immer viel Zuneigung bewieſen hatte, nahm mich bei Seite und fragte: „Willſt Du ſogleich geſund werden?“ — „Ach, gäbe es der Himmel!“ — „Ich kenne ein unfehlbares Mittel“ — „Majeſtät, retten Sie mich“ (und ich nieſ'te wieder). „Du nimmſt einen ſchwarzen Rettig. Kennſt Du Rettig?“ — „Sehr gut.“ — „Den ſchneideſt Du in ſehr dünne ganz gleiche Stückchen, beſtreuſt dieſe mit Zucker und läſſeſt etwa ſo zwei Stunden lang den Saft herausziehen.“ — „Vortrefflich.“ — „Einen Theelöffel voll davon nimmſt Du, wenn Du zu Bette gehſt und einen andern am nächſten Morgen früh.“ — „Dann?“ — „Das iſt Alles; dann biſt Du geſund.“ — „Ich danke Ew. Majeſtät unterthänigſt.“ Zwei Tage darauf ſang ich im Theater und war nie beſſer bei Stimme geweſen. Der König Ferdinand, der in ſeiner Loge war, applaudirte vorzugsweiſe, und nach dem erſten Acte ließ er mich rufen. — „Nun, was habe ich Dir geſagt?“ begann der König mit triumphirender Miene, „Du haſt doch mein Mittel benutzt?“ — „Ja, Sire,“ antwortete ich. — „Und wie haſt Du es gemacht?“ fragte der König weiter, dem außerordentlich viel an der Sache zu liegen ſchien. „Nun,“ erzählte ich, „zuerſt ließ ich mir einen ſchwarzen Rettig holen, den zerſchnitt ich, dann that ich viel Pfeffer, Salz, Oel und Weineſſig daran, und aß ihn als Salat.“ — „Spitzbube!“ entgegnete der König, der böſe werden wollte, aber doch lachen mußte.

— Lablache. Zu der Zeit, wo Tom Pouce ſich in Paris ſehen ließ, kam ein ehrlicher Provinziale nach der Hauptſtadt und war untröſtlich, daß er die rechte Zeit verpaßt hatte und der wunderbare Liliputaner nicht mehr zu ſehen war. Er wohnte bei einem Freunde des durch ſeine Kunſt und Corpulenz berühmten Lablache, und klagte dieſem ſein Unglück. „Ach, das hat Nichts auf ſich,“ tröſtete der Freund Lablache's, „er iſt nur für das große Publicum nicht ſichtbar, allein ich kenne Tom Pouce, er wohnt auf der und der Straſſe in dem Hauſe Nr. .; grüßen Sie ihn von mir und Sie werden von dem Zwerge ſehr freundlich aufgenommen werden.“ Voller Freude läuft der Provinziale nach der bezeichneten Wohnung, ſteigt die Treppe hinauf und klingelt. „Ach, treffe ich vielleicht Herrn Tom zu Hauſe?“ Der Neugierige ſtand vor Lablache. „Sehr wohl, mein Herr! Das bin ich!“ antwortete der coloſſale Sänger. Der verſteinerte Provinziale ſtammelte einige Worte der Ueberraſchung und des Erſtaunens. „Ich dachte, ich meinte.“ — „Daß ich ein Zwerg wäre?“ fragte lächelnd Lablach

„ja, sehen Sie, vor dem Publicum bin ich Das, das ist wahr; allein zu Hause bediene ich mich ganz nach meiner Bequemlichkeit.“

— Lablache. Es ist bekannt genug, welch' ganz persönliche Gründe oft Einzelne aus dem Publicum veranlassen, einen Künstler auszupfeifen. Eines der auffallendsten Beispiele dieser Art ist Folgendes: Lablache schickte einst einen Diener fort, weil ihn derselbe schamlos bestahl. Der kecke Mensch steckte das Geld ein, das ihm Lablache noch auszahlte, nahm dann ein hundert Sous-Stück, hielt es dem Künstler hin und sagte: „Damit werde ich Sie heute Abend auspfeifen.“ Und wirklich, als das Publicum Lablache gerade voll Entzücken beklatschte, schallten pfeifende Töne gellend durch das Haus, zu allgemeiner Verwunderung. — „Achten Sie nicht darauf,“ sagte Lablache ganz gelassen zu dem Publicum, „es ist mein Diener, den ich heute fort gejagt habe.“

— Lablache war auch zuweilen sehr zerstreut. Bei seinem Aufenthalte in Neapel wurde er oft zum König gerufen, der sich stets an den guten Humor des gefeierten Sängers ergötzte. Einst folgte er wieder der königlichen Einladung, eilte in den Palast, wartete im Vorzimmer, bis er zum Könige gerufen werden würde und unterhielt sich mit den anwesenden Hofleuten, die er um Erlaubniß bat, seinen Hut aufbehalten zu dürfen, da er an Schnupfen leide. Plötzlich rief der dienstthuende Kammerherr: „Seine Majestät befehlen die Gegenwart des Signor Lablache. Der Sänger eilte, dem Rufe nachzukommen, und da er vergessen hatte, daß er seinen Hut aufbehalten, so griff er rasch nach einem andern und trat in das Cabinet des Königs. Dieser empfing ihn mit einem herzlichen Gelächter, was Lablache einigermaßen in Verwirrung brachte, doch faßte er sich bald wieder und fragte den König ehrerbietig, wodurch seine Heiterkeit erregt worden sei. „Mein lieber Lablache,“ antwortete der König, „sagen Sie mir doch, welcher von beiden Hüten ist der Ihrige, der, den Sie in der Hand haben, oder gehören sie beide Ihnen, aus Vorsicht, daß Sie einen vergessen möchten?“ — „Ah, Maledetto!“ rief Lablache mit einer Miene komischer Verlegenheit, als er seine Unbesonnenheit entdeckte, „zwei Hüte sind in der That für einen Mann zu viel, der keinen Kopf hat!“

— Lablache. Im Jahre 1825 ließ eine Gesellschaft musikalischer Freunde in Wien von dem Graveur Böhm ein Medaillon auf Lablache verfertigen. Dasselbe wog zwei Loth vom feinsten Silber und kostete ein Einzelnes 4 Thlr. 16 Gr. Auf dem Avers ist das Bild des Künstlers mit der Aufschrift: Aloysio Lablache. Auf dem Revers

ſtehen die von einem damals in Wien lebenden Sicilianer Gelehrten, Marcheſe Gargollo, verfaßte Inſchrift:

ACTIONE. ROSCIO
IOPAE *) CANTU. COMPARANDUS
UTRAQUE. LAVRV. CONSERTA
AMBOBVS. MAIOR
VINDOBONAE. MDCCCXXV,

Lacombe, Roſe. Unter allen Frauen, die in der Schreckenszeit der Revolution und unter der Gewalt Robespierres eine Rolle ſpielten ſteht die Schauſpielerin Roſe Lacombe mit oben an. Sie führt, den Vorſitz in einem Frauen-Club, war thätig bei den Mordſcenen am 10. Auguſt und trug vor den Schranken des Convents im Namen aller Frauen Frankreichs auf die Abſetzung aller Adeligen an, die ſich noch im Beſitz von Aemtern befänden, ſo wie aller Beamten überhaupt, deren republicaniſche Geſinnungen nicht über allen Zweifel erhaben ſeien. Nach der Ermordung Marats durch Charlotte Corday ſagte ſie ſich feierlich und ihr Geſchlecht von jeder Verwandtſchaft und Gemeinſchaft mit jenem „Ungeheuer“ (dem heldenmüthigen Mädchen) los. Nach einer ſeltſamen Fügung des Schickſals, mußte dieſe Furie in Liebe zu einem Adligen entbrennen; als er verhaftet war, bot ſie Alles auf, um ſeine Freilaſſung zu erlangen, und ſie ging in ihrem Eifer ſogar ſo weit, daß ein Jacobiner von ihr ausſagte, ſie habe die ſchmählichſten Reden gegen ſeine Mitbrüder gehalten; ein anderer Jacobiner klagte ſie an, ſie habe „die Tugend ſelbſt in der Perſon Robespierres“ beleidigt, und gewagt, ihn einen „Herrn“ zu nennen. Später, als die Frauen-Clubs geſchloſſen wurden, zog ſich Roſe nothgedrungen aus dem öffentlichen Leben zurück und wurde Wirthin einer kleinen Schenke im Luxemburgiſchen.

Löwe, Ludwig. Zur Zeit als er noch Mitglied des Prager deutſchen Theaters war, ſpielte einſt den Karl Moor. Im vierten Akte bei den Worten: „Auf, ihr Klötze, ihr Eisklumpen, will Keiner erwachen?“ faßte er das Piſtol, das wahrſcheinlich eine ſchlechte Feder hatte, und mitten im Hahnſpannen geht das Gewehr los und er zerſchmettert ſich den vierten und fünften Finger. Er preßte die Hand, an der das Blut fort und fort herunterlief, zuſammen, und ſpielte zu Aller Entſetzen und Erſtaunen die ganze folgende Szene mit voller Kraft und Feuer zu Ende, da aber, durch den großen Blutverluſt geſchwächt, brach er ohn-

*) Für Nichtphilologen möge zu wiſſen dienen, daß Jopas, königl. karthagiſcher Kammerſänger bei der ſchönen Dido war, nach Virgil's Aeneide I. 740.

mächtig zusammen. So bewies Löwe, was einst Fleck gesagt haben soll, daß im Affekt des Spiels aller körperlicher Schmerz an dem Darsteller spurlos vorübergehe. Der Arzt erklärte am andern Tage, die Flechsen wären dergestalt zerrissen, daß der Verwundete nur die Wahl habe ob der kleine Finger aufrechtstehend oder gekrümmt geheilt werden solle. „Natürlich krumm," erwiedert Löwe, „denn wenn ich die Hand zu ballen habe, möchte es doch ganz verzwickt aussehen, wenn der kleine Finger wie ein Meilenzeiger emporstünde."

— Löwe legte sein schönstes Glaubensbekenntniß über die Schauspielkunst in meinem Album nieder, er schrieb nämlich wie folgt: „Garrick sagte von der Clairon: „Kunst über allen Ausdruck und auf die feinste Art, aber auch nur — Kunst!" —— „Wehe dem Künstler (fügt Löwe dem obigen Ausspruch bei) wo das bewegte Herz nicht mehr sagt!"—

Prag den 17. August 1847. Ludwig Löwe.

Lind, Jenny. Das sonst so stillbewegte Göttingen schwelgt vielleicht noch immer in Erinnerungen an Jenny Lind. Unter anderen enthusiastischen Vorfällen, während des Aufenthalts der Lind in Göttingen, wollen wir nur folgenden, wahren Bericht mittheilen. Jenny Lind war fünf Tage in Göttingen und gab zwei Concerte; sie war fast nie so heiter und glückselig und hat vielleicht noch nie so vollendet und bezaubernd gesnngen, wie in dem luftigen Zusammensein hier, sie hatte noch kaum je so das schöne luftige Treiben der academischen Jugend kennen gelernt, und ihre Lust und Freude darüber fanatisirte die junge Welt auf's Höchste. Was es nur an studentischen Ehren gibt, wurde ihr zu Theil, Deputationen im Prachtcostüm mit den Schärpen und Schlägern, die schönste Morgenmusik, Serenaden, Fackelzug, das glänzendste Comitat, wobei alle Ritter die schwedischen Farben trugen. Beim Abschied auf der ersten Poststation hielt sie den an langen Tafeln feierlich sitzenden Studenten eine gar schöne herzlich ergreifende Abschiedsrede, worin sie auch sagte, daß sie freilich viel Schönes nnd Erhabenes, ihr zum Danke gespendet, erlebt habe, aber es sei ihr wohl nie etwas so zu Herzen gedrungen und habe ihr solche tiefe Freude bereitet, wie diese Göttinger Tage, welche den goldigsten Schimmer über ihr ganzes Leben verbreiten werden. — Höchst komisch war die Geschichte, daß die Studenten in ihrer Extravaganz beim ersten Concert die Pferde vom Wagen ausspannten; als die Lind dieß im Saale erfuhr, war sie nicht zu bewegen, fortzugehen, da es ihr zu schrecklich erschien, sich von Menschenhänden ziehen zu lassen, die jungen Herren waren aber auch nicht zum Gegentheil zu bewegen, und um dem Dinge nun ein Ende zu machen,

mußte endlich die Frau des Muſikdirectors Wehner, bei welchem die Sängerin wohnte, gebeugten und verhüllten Hauptes mit der Kammerjungfer unter Anleitung der Polizei durch das Militairſpalier raſch durchſchlüpfen; die Studenten, getäuſcht, zogen mit furchtbarem Hurrah den Wagen im Galopp durch die Straſſen; am Hauſe angekommen, empfing ſie Wehner's Schwager, mit einem Armleuchter in der Hand und rief ganz laut, als die Wagenthür ſich öffnete und die Studenten wieder losbrauſen wollten mit ihrem Hoch: „Ach, da biſt Du ja, Pauline!“ — Nun hätten Sie das ſchreckliche Gelächter hören ſollen, daß die Studenten ſich hatten hinter das Licht führen laſſen, über die ganze Stadt hin war es zu hören, und nun donnerten ſie einen Wolkenbruch von Hoch's auf die Frau Muſikdirectorin Wehner! Mittlerweile kam Wehner mit der Lind ganz ſtill an und Beide ſtimmten in das allgemeine Gelächter ein.

— Lind. Es iſt bekannt, welches ungeheure Honorar die Lind in Anſpruch nahm, wodurch die Theaterdirectoren, bei welchen ſie ſang, ſich genöthigt ſahen, die Eintrittspreiſe ungewöhnlich zu erhöhen. In Folge deſſen erſchien im Jahre 1847 folgendes Epigramm:

Jenny Lind.

Ein Engel iſt ſie der Vollendung,
Geſchickt zu uns von Gottes Thron;
Nur fordert ſie für ihre Sendung
Unmäßig hohen Botenlohn!

— Lind. Kurz nach dem unglückſeligen 18. September des Jahres 1848 kam zu Frankfurt am Main auf der Zeil in einen Kaufladen ein Fremder und verlangte das Buch „Jenny Lind von Becher.“ Der Buchhändler bedauerte recht ſehr, dem Wunſche augenblicklich nicht entſprechen zu können, indem das einzige Exemplar, das er auf dem Lager gehabt habe, vor ein paar Tagen (am 18. September 1848) durch einen Schuß, der in den Erker des Ladens eingedrungen wäre, dermaßen verletzt worden, daß es nicht mehr verkäuflich ſei. Die Verletzung ſei eigenthümlich, da der Schuß mitten durch das Buch gedrungen wäre, und ſo den Namen des Verfaſſers gänzlich weggenommen habe. Der Fremde erklärte, dieſe Verletzung mache ihm das Buch noch wünſchenswerther, und er verlange daſſelbe um jeglichen Preis. Der Buchhändler beeilte ſich, dem Wunſche des Käufers auf's Schnellſte zu entſprechen, konnte aber das Buch auf dem beſtimmten Platze und im ganzen Laden trotz eifrigen Suchens nicht auffinden. Der Fremde drang in den Buchhändler, ihm das verletzte Werk auf den andern Tag vor ſeiner Abreiſe zu

beſchaffen. Der Verkäufer, für den das unvollſtändige Buch keinen beſonderen Werth hatte, verſicherte demſelben, daß er ſich alle Mühe geben wolle, ſeinem Verlangen nachzukommen. Der Fremde kam am anderen Tage wieder, das Buch war aber nicht aufgefunden worden. — Zu Wien, den 23. November desſelben Jahres, drang eine Kugel mitten durch die Bruſt des Verfaſſers vom Buche Jenny Lind, und der Name Becher war ſomit aus der Liſte der Lebenden geſtrichen. *)

— Jenny Lind und Anderſen. Der däniſche Dichter Anderſen erzählt in ſeiner Selbſtbiographie, das „Märchen meines Lebens", ſein mehrmaliges Zuſammentreffen mit Jenny Lind und ſchildert den Eindruck, den die große Sängerin auf ihn gemacht, auf folgende intereſſante Weiſe: „An dieſen Zeitpunkt (Anderſen ſpricht von der Anerkennung, welche die vier Hefte ſeiner Märchen bei ihrem erſten Erſcheinen fanden) knüpft ſich eine Bekanntſchaft von großer geiſtiger Bedeutung. Schon früher habe ich einzelne Perſonen und öffentliche Charaktere beſprochen, die von Einfluß auf mich als Dichter geweſen ſind; aber keiner iſt es mehr und in edlerer Bedeutung geweſen, als die Dame, zu der ich mich hier wende, durch welche ich gleichſam mein eigenes Ich vergeſſen, das Heilige in der Kunſt fühlen und den Beruf, den Gott dem Genie gegeben, erkennen lernte. Ich kehre zum Jahre 1840 zurück. Eines Tages ſah ich im Hotel, wo ich in Kopenhagen wohnte, unter den Namen der Fremden aus Schweden Jenny Lind aufgeführt. Ich wußte ſchon damals, daß ſie Stockholms erſte Sängerin ſei. Ich war in demſelben Jahre im Nachbarlande geweſen und hatte Ehre und Wohlwollen dort gefunden; ich glaubte daher, daß es für mich nicht unpaſſend ſei, der jungen Künſtlerin meine Aufwartung zu machen. Sie war zu jener Zeit außerhalb Schweden völlig unbekannt, ſo daß ich annehmen darf, daß ſelbſt in Kopenhagen nur Wenige ihren Namen kannten. Sie war, wie ſie ſagte, mit ihrem Vater auf einer Reiſe nach dem ſüdlichen Schweden begriffen, auf einige Tage nach Kopenhagen gekommen, um dieſe Stadt zu ſehen. Wir ſchieden fremd von einander und ich hatte den Eindruck einer ganz gewöhnlichen Perſönlichkeit, welcher bald erloſch. Im Herbſt 1843 kam Jenny Lind wieder nach Kopenhagen; einer meiner Freunde, Balletmeiſter Bournonville, Gatte einer Freundin von Jenny Lind, unterrichtete mich von ihrer Anweſenheit, daß ſie ſich

*) Es iſt bemerkenswerth, daß damals die erſten vier Verurtheilten ſo zu ſagen als Vertreter vier verſchiedener Religionen zu bezeichnen ſind und zwar: Meſſenhauſer, römiſch-katholiſch — Becher, Proteſtant — Jelinek, Jude — und Blum, Deutſchkatholik.

meiner freundlich erinnere und meine Schriften geleſen habe. Er erſuchte mich, mit ihm zu ihr zu gehen und meine Ueberredungskunſt anzuwenden, damit ſie einige Gaſtrollen auf dem königlichen Theater gebe; ich würde von dem, was ich zu hören bekäme, ganz entzückt werden. Nicht als Fremder wurde ich jetzt empfangen; herzlich reichte ſie mir die Hand und ſprach von meinen Schriften und von Friederike Bremer, die auch ihre theilnehmende Freundin ſei. Die Rede kam auf das Auftreten in Kopenhagen und Jenny Lind äußerte Furcht davor. „Außerhalb Schweden bin ich nie aufgetreten; in meiner Heimat ſind alle liebreich und gut gegen mich und wenn ich hier auftrete und ausgepfiffen würde! Ich darf es nicht wagen;“ ſo ſagte ſie. Ich ſagte ihr, daß ich zwar ihren Geſang nicht beurtheilen könnte, da ich ihn niemals gehört habe, aber davon hielte ich mich überzeugt, daß, ſo wie die Stimmung augenblicklich ſei, ſie mit leiblicher Stimme und etwas Spiel Glück machen würde; ſie könne es ſicher wagen. Bournonville's Ueberredung verſchaffte den Kopenhagenern einen der größten Genüſſe, die ſie je gehabt haben. Jenny Lind trat als Alice in Meyerbeer's „Robert der Teufel“ auf. Es war wie eine neue Offenbarung im Reiche der Kunſt; die jugendfriſche ſchöne Stimme drang in alle Herzen; hier herrſchte Wahrheit und Natur, Alles erhielt Bedeutung und Klarheit. In einem Concert ſang ſie ſchwediſche Lieder; es war etwas eigenthümlich Hinreißendes; man dachte nicht an den Concertſaal, die Volksmelodien übten ihre Allmacht, vorgetragen von einer ſo reinen Weiblichkeit mit dem unſterblichen Gepräge des Genies; ganz Kopenhagen befand ſich in Verzückung. Jenny Lind war die erſte Künſtlerin, der die däniſchen Studenten eine Nachtmuſik brachten; die Fackeln leuchteten rings um die gaſtliche Villa, wo der Geſang gebracht wurde; ſie ſprach ihren Dank dadurch aus, daß ſie wieder einige ſchwediſche Lieder ſang und ich ſah ſie dann in den dunkelſten Winkel eilen und ihr Gefühl ausweinen. „Ja, ja,“ ſagte ſie, „ich will mich anſtrengen, ich will ſtreben, ich werde tüchtiger ſein, als ich bin, wenn ich wieder nach Kopenhagen komme.“ Auf der Bühne war ſie die große Künſtlerin, die über ihre ganze Umgebung hinwegragt, daheim im Zimmer ein weiches, junges Mädchen mit dem Gemüth und der Frömmigkeit des Kindes. Ihr Auftreten in Kopenhagen hatte Epoche in der Geſchichte unſerer Oper gemacht, es zeigte mir die Kunſt in ihrer Heiligkeit — ich hatte eine ihrer Veſtalinnen erblickt. Sie reiſte nach Stockholm, und von dort ſchrieb mir bald darauf Friederike Bremer: „Ueber Jenny Lind als Künſtlerin ſind wir vollkommen einig, ſie ſteht ſo hoch, als eine Künſtlerin unſerer Zeit ſtehen kann, aber Sie kennen ſie noch nicht, in ihrer ganzen Bedeutung. Sprechen Sie mit

ihr über Kunst und sie werden ihren Verstand bewundern und ihr Antlitz leuchten sehen; sprechen sie mit ihr von Gott und über Heiligkeit der Religion, und Sie werden Thränen in den unschuldigen Augen erblicken: Sie ist groß als Künstlerin, aber noch viel größer in ihrem rein menschlichen Wesen!]

„Im folgenden Jahre," in Berlin, bei Meyerbeer, kam das Gespräch auf Jenny Lind; er hatte sie die schwedischen Lieder singen hören und war hingerissen. „Aber wie spielt sie?" fragte er, und ich sprach mein Entzücken darüber aus, indem ich ihm einige Züge von der Darstellung ihrer Alice erzählte; er sagte, es wäre vielleicht möglich daß er sie bestimmte, nach Berlin zu kommen. Es ist bekannt genug daß sie dort aufgetreten ist, Alles in Staunen und Entzücken versetzt und in Deutschland einen europäischen Ruf gewonnen hat. Im letzten Herbst kam sie wieder nach Kopenhagen und der Enthusiasmus war unglaublich; die Glorie des Rufes macht ja, daß das Genie Allen anschaulich wird, die Menschen bivouaquirten förmlich vor dem Theater, um ein Billet zu erlangen. Sie erschien noch größer in ihrer Kunst als zuvor, denn man erhielt Gelegenheit, sie in mehreren und höchst verschiedenen Rollen zu sehen. Ihre Norma ist plastisch, jede Stellung könnte einem Bildhauer zum schönen Modell dienen, und doch fühlt man, daß dies Spiel die Eingebung des Augenblicks und nicht vor dem Spiegel einstudirt ist. Norma ist keine rasende Italienerin, sie ist das gekränkte Weib; das Weib, welches das Herz besitzt, sich für eine unglückliche Nebenbuhlerin aufzuopfern; das Weib, bei dem in der Heftigkeit des Augenblicks der Gedanke entstehen kann, die Kinder eines treulosen Liebhabers zu ermorden, daß aber sogleich entwaffnet ist, da sie den Unschuldigen ins Auge blickt. „Norma, du heilige Priesterin," singt der Chor, und diese „heilige Priesterin" hat Jenny Lind aufgefaßt und zeigte es uns in der Arie: „Casta diva." In Kopenhagen sang sie schwedisch, die übrigen Singenden dänisch, und die beiden verwandten Sprachen verschmolzen sehr hübsch in einander; es wurde nichts Störendes gefühlt: selbst in der „Tochter des Regiments," worin viel Dialog ist, hatte das Schwedische etwas Anmuthiges; und welches Spiel! Sie zeigt uns ganz das echte Naturkind, im Lager aufgewachsen, doch der angeborne Adel geht durch jede Bewegung. „Die Tochter des Regiments" und „Die Nachtwandlerin" sind sicher Jenny Lind's unübertrefflichste Rollen, keine Zweite wird ihr in diesen an die Seite gestellt werden können. Man lacht, man weint, es thut einem wohl wie ein Kirchgang, man wird ein besserer Mensch; man fühlt, daß Gott in der Kunst ist und wo Gott Angesicht gegen Angesicht vor uns steht, da ist eine heilige Kirche. In

Jahrhunderten, ſagte Mendelsſohn zu mir von Jenny Lind, wird nicht eine Perſönlichkeit gleich der ihrigen geboren, und ſein Wort ſprach meine volle Ueberzeugung aus. Nichts Anderes kann den Eindruck von Jenny Lind's Größe auf der Bühne verlöſchen, als ihre Perſönlichkeit daheim. Ein kluges und kindliches Gemüth übt hier ſeine erſtaunliche Macht; ſie iſt glücklich, der Welt gleichſam nicht anzugehören, eine friedliche einſame Heimath iſt das Ziel ihrer Gedanken — und dennoch liebt ſie die Kunſt von Herzen und fühlt ihren Beruf in ihr. Ein edles Gemüth wie das ihrige wird durch Huldigungen nicht verdorben. Ein einziges Mal hörte ich ſie ihre Freude über ihr Talent und ihr Selbſtgefühl ausſprechen; das war in Kopenhagen während ihres letzten Aufenthaltes daſelbſt. Faſt jeden Abend trat ſie in Opern oder Concerten auf, jede Stunde war in Anſpruch genommen, da hörte ſie von einer Geſellſchaft reden, deren Zweck es iſt, unglücklichen Kindern zu helfen, die von ihren Eltern gemißhandelt oder zum Betteln oder Stehlen gezwungen werden. Jährlich gaben die Theilnehmer eine Summe zur Unterſtützung der Kinder, die Mittel waren indeß noch gering. „Aber habe ich denn nicht noch einen freien Abend?“ ſagte ſie, „laſſen Sie mich eine Vorſtellung zum Beſten dieſer armen Kinder geben, aber da wollen wir doppelte Preiſe nehmen!“ Die Vorſtellung wurde gegeben und lieferte eine bedeutende Einnahme; als ſie erfuhr, daß dadurch einer Anzahl armer Kinder für mehrere Jahre geholfen werden konnte, da leuchtete ihr Antlitz und Thränen ſtanden ihr in den Augen. „Es iſt doch ſchön,“ ſagte ſie, daß ich ſo ſingen kann.“ Mit dem vollen Gefühl eines Bruders ſchätze ich ſie, ich fühle mich glücklich, daß ich eine ſolche Seele kenne und verſtehe. Gott ſchenke ihr den Frieden, das ſtille Glück, welches ſie ſich wünſcht! Durch Jenny Lind habe ich zuerſt die Heiligkeit der Kunſt empfunden, durch ſie habe ich gelernt, daß man ſich ſelbſt im Dienſte des Höheren vergeſſen muß. Keine Bücher, keine Menſchen haben beſſer und veredelnder auf mich als Dichter eingewirkt, als Jenny Lind, und darum habe ich hier ſo lange und lebhaft von ihr geſprochen.

An einer ſpäteren Stelle: Jenny Lind kam nach Weimar, ich hörte ſie in einem Hofconcert und im Theater, und beſuchte mit ihr die Orte, die durch Schiller und Göthe geheiligt worden ſind; wir ſtanden bei ihren Särgen, wohin uns der Kanzler von Müller geführt hatte. Der öſterreichiſche Dichter Rollet, der uns hier zum erſten Male begegnete, ſchrieb darauf ein Gedicht, welches mir zur ſichtbaren Erinnerung an dieſe Stunde und dieſen Ort dienen wird; man legt ja hübſche Blumen in ſeine Bücher, als eine ſolche lege ich hier ſeine Verſe ein.

Weimar, den 29. Januar 1846.

Märchenroſe, die du oftmals
Mich entzückt mit ſüßem Duft
Sah dich ranken um die Särge
In der Dichterfürſten Gruft.

Und mit dir an jedem Sarge
In der todtenſtillen Hall'
Sah ich eine ſchmerzentzückte
Träumeriſche Nachtigall.

Und ich freute mich im Stillen,
War in tiefſter Bruſt entzückt,
Daß die dunkeln Dichterſärge
Spät noch ſolcher Zauber ſchmückt.

Und das Duften deiner Roſe
Wogte durch die Todtenhall'
Mit der Wehmuth der in Trauer
Stumm gewordnen Nachtigall.

Mézétin, eigentlich Angelo Conſtantini, trat mit gleichem Glücke auf der italieniſchen wie auf der franzöſiſchen Bühne auf, und hatte auf der letzteren ſich von einer Rolle, die er mit beſonderer Meiſterſchaft zum Entzücken der Pariſer ſpielte, den Namen Mézétin erworben, ſo daß man ihn in Paris unter ſeinem wahren Namen kaum kannte. Seine Blüthezeit fiel in die achtziger Jahre des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Der lebensluſtige und genußſüchtige Prinz Friedrich Auguſt von Sachſen, „der Starke," ſpäter Kurfürſt von Sachſen und König von Polen, lernte 1688 als achtzehnjähriger Prinz den berühmten Mézétin in Paris kennen. Als ſechs Jahre ſpäter Friedrich Auguſt ſo unerwartet Kurfürſt wurde, dachte er daran, das Staatsgepränge, mit dem er ſich umgab, durch eine italieniſche und franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft zu vermehren, die in Dresden Vorſtellungen geben ſollte. Der Verſuch im Jahre 1696, eine Brüſſeler Geſellſchaft nach Dresden zu verpflanzen, ſcheiterte aus mancherlei Urſachen. Einige Jahre ſpäter gab

der junge Kurfürſt dem berühmten Mézétin den Auftrag, eine franzöſiſche und italieniſche Schauſpielertruppe für den Dresdener Hof zu werben, und Conſtantini durchreiſete zu dieſem Zwecke Frankreich und Italien. Er führte den Auftrag des Kurfürſten zu deſſen vollkommenſter Zufriedenheit aus, und gefiel demſelben als Schauſpieler ſo, wußte ſich überhaupt ſo ſehr in Gunſt bei dem ſchau- und genußluſtigen Herrn zu ſetzen, daß er von ihm in den Adelſtand erhoben und mit der Stelle eines geheimen Kämmerers, eines Schatzmeiſters der menus plaisirs und eines Aufſehers der Schmuckkammer mit einem anſehnlichen Gehalte beliehen wurde. Dieſe Würden und Ehrenbezeigungen, verbunden mit dem Vertrauen, ja der Vertraulichkeit des jungen Fürſten, der freilich zu ſeinen menus plaisirs ſolcher Leute bedurfte, ſtiegen dem Glückspilz zu Kopfe, und machten ihn übermüthig und unverſchämt. Er entbrannte in eine der ſchönen und gefälligen Freundinnen des Kurfürſten, und machte ihr nicht nur ſehr zudringliche verliebte Anträge, ſondern ging ſogar ſo weit, die Schwächen des Kurfürſten bei ihr zu verhöhnen und lächerlich zu machen. Die Maitreſſe war über dieſe Keckheit eines Emporkömmlings beleidigt, ſtellte ſich aber, als nehme ſie Mézétin's Huldigungen an. Dadurch kühner gemacht, glaubte der geadelte Schauſpieler ſchon ſeines Sieges gewiß zu ſein. Die Schöne verrieth nun Mézétin's Benehmen dem Kurfürſten, der, bei ihr in einem Cabinet verſteckt, mit eigenen Ohren hörte, wie der freche Schauſpieler ſich über ihn, ſeinen Wohlthäter, in den giftigſten Ausfällen luſtig machte. Mit gezücktem Degen ſtürzte Auguſt hervor, und würde den Unverſchämten durchbohrt haben, wenn die Maitreſſe ihm nicht das Leben gerettet und den Kurfürſten vom Blutvergießen abgehalten hätte. Hierauf ließ der Kurfürſt den undankbaren Menſchen auf den Königſtein, der ſächſiſchen Baſtille, bringen, und hier mußte der unglückliche geadelte Schauſpieler zwanzig lange Jahre ſchmachten, eine grauſame und gräßliche Strafe, die zu ſeinem Verbrechen (kaum kann man ſeine Undankbarkeit ſo nennen) in gar keinem Verhältniſſe ſtand. Wie Mézétin vom Schickſal beſtimmt war, durch eine Maitreſſe ſeines ehemaligen fürſtlichen Gönners in's Unglück zu kommen, ſo brachte ihn eine andere Maitreſſe dieſes maitreſſenreichen Herrſchers wieder heraus. Friedrich Auguſt, nun König Auguſt, zeigte nämlich einer neuen Freundin den Königſtein und deſſen innere Einrichtungen. Ein bleicher, armſelig ausſehender Mann, mit ungeheurem Bart, der ihm in zwanzig Jahren nicht geſchoren war, wirft ſich plötzlich dem Könige zu Füßen und fleht um Gnade und Erlöſung; das mitleidige Herz der Dame vereinigt ſeine Bitten um Gnade mit denen des unglücklichen Mézétin. Vergebens; der König blieb ungerührt. So ſchwer können Könige em-

pfangene, persönliche Beleidigungen vergessen und vergeben. Aber die edle Seele der Favorite ließ nicht ab, das Herz ihres königlichen Liebhabers zu bestürmen, und er mußte mit jeder Gunstbezeugung neue Bitten hinnehmen, bis er nach einigen Monaten, des steten und unabläßigen Flehens müde, dem Schauspieler die Freiheit gab, und seine Habe mit der Weisung zustellen ließ, die sächsischen Staaten unverzüglich zu verlassen.

Mézétin ging wieder nach Paris. Noch war er nicht vergessen. Die Pariser hatten an seinem Schicksal den innigsten Antheil genommen und er ward mit Jubel auf der Bühne begrüßt und erntete neuen Beifall, eine kleine Entschädigung für sein schweres Unglück, die ihm wohl zu gönnen war. Doch seine Gesundheit war zerrüttet. Mit Ruhm und Gold, die er auf's Neue in Paris erworben, kehrte er in seine Vaterstadt Verona zurück, wo er im Jahre 1729, noch nicht 60 Jahre alt, starb. Der Dichter Lafontaine verewigte Constantini's bedeutendes Schauspielertalent durch folgende Verse unter dem Kupferstich desselben von Vermoulau:

„Ici de Mézétin, rare et nouveau Protée,
La figure est representée,
La nature l'ayant pourvu
De dons de la metamorphose;
Qui ne le voit pas, n'a rien vu,
Qui le voit, a vu toute chose."

Mara, Gertrud Elisabeth. Die Kindheit der Mara war höchst beschränkt und kümmerlich. Die Mutter war bald nach ihrer Geburt gestorben. Geschwister hatte sie nicht. Der Vater, ein armer Stadtmusikus, konnte keine Wärterin bezahlen und mußte den größten Theil des Tages in Unterrichtsstunden außer dem Hause zubringen. Er setzte also das schwächliche Kind auf einen kleinen Lehnstuhl, der vorn eine Krampe hatte, so daß es darauf aushalten mußte, und überließ es so bei verschlossenen Thüren sich selbst und seiner Langeweile. Das Kind wurde zweiwüchsig (rhachitisch); dennoch konnte nichts für dasselbe gethan werden.

So ward Gertrud vier Jahre alt. Der Vater verschaffte sich einen kleinen Nebenerwerb durch Ausbessern musikalischer Instrumente. Einstmals, von einer Unterrichtsstunde abgerufen, hatte er eine Geige, die eben in Arbeit war, liegen lassen. Diese suchte die von Langeweile geplagte Kleine zu erreichen. Es gelang: Gertrud gab Töne an — sie hatte einen Zeitvertreib. Der Vater ertappte sie dabei; sie ward bestraft, aber der Genuß war zu süß und die Geige ward immer wieder

vorgenommen. Der Vater überraschte sie nach einiger Zeit wieder; da hörte er mit Erstaunen, daß sie die Töne der Scala rein intonirte und wie es sich gehört, angab. Jetzt ertheilte er ihr einigen Unterricht und brachte es bald dahin, daß sie kleine Duette mit ihm spielte. Das Wunder ward ruchbar. Mehrere wollten sich überzeugen. Da trug denn der Vater das Kind, das jener Krankheit wegen noch nicht gehen konnte, in die Häuser der Musikliebhaber und spielte dort mit ihm seine Duette. Das außerordentliche Talent war nicht zu verkennen; einige Wohlhabende erbarmten sich seiner und unterstützten das Kind. Einer, der sein Geschäft zu Frankfurt am Main führte, nahm Vater und Tochter mit sich dahin. Sie ließen sich hier in kleinen Zirkeln hören, erregten Erstaunen, fanden Belohnung, und einige wohlwollende Familien brachten durch Unterzeichnung so viel zusammen, daß der Vater bestehen und die Tochter besseren Unterricht empfangen konnte. Sie machte von dieser Zeit an die raschesten Fortschritte, auch ihre Gesundheit verbesserte sich, und so entschloß sich ihr Vater, seine Kunstreisen mit dem kleinen Töchterchen fortzusetzen.

— Mara wurde hauptsächlich von Hiller in Leipzig herangebildet und zwar ausschließlich zur Concertsängerin; denn der Ort, wo große Sängerinnen am glänzendsten hervortreten, blieb ihr fast verschlossen, denn sie war nicht nur allein nicht hübsch, sondern es mangelte ihr auch an allem dem, was auf der Bühne wirkt. Ihr Körper war unausgebildet und ihre Haltung höchst eckig und verschroben. Als sie das 21. Lebensjahr erreichte, wurde sie auf Befehl der damaligen verwittweten Kurfürstin Marie Antonia nach Dresden berufen, um sich in der Hauptrolle einer Hasse'schen Oper zu versuchen. Die Mara hatte nie eine Bühne betreten, nie Etwas in und an sich ausgebildet, was auf dieser gilt, ja selbst die Haltung und Bewegung, wie viel mehr die Auszierung ihrer Person, in hohem Grade vernachlässigt, so daß sie nach Hiller's Ausdruck weder gehen noch stehen konnte. „Das wird gut werden," sagte Vater Hiller. — „Man muß Alles versuchen!" meinte Gertrud. — Sie reiste ab, kam an, wurde der Fürstin vorgestellt, und diese sah sogleich, woran es ihr fehlte. Sie erbarmte sich ihrer, ließ ihr nachhelfen, wie weit das in so kurzer Zeit möglich war — das heißt freilich: gar nicht weit, und verstattete sogar, daß sie Hauptscenen und entscheidende Situationen auf ihren Zimmern und sogar vor ihren Augen probirte. Gertrud trat nun auf und kehrte reich belohnt nach Leipzig zurück. Neugierig empfingen sie die Freunde. „Nun, wie ist's in Dresden gegangen?"

„Ach was weiß ich!“ antwortete Gertrud.

„Du haſt doch gefallen?“

„Sie ſagen's. Sie haben an mir gerenkt und gerückt; hernach haben ſie mich angeputzt wie einen Haubenſtock; endlich haben ſie mich hinausgeſchoben. Da bin ich denn hingetreten und habe geſungen. Ich mag mich auch wohl wie ein Haubenſtock ausgenommen haben als Königin Semiramis.“

„Nun, man hatte Dir ja eingelernt, was Du thun und wie Du Dich benehmen ſollteſt.“ —

„Freilich; ich wußt' auch alle Mal, wie es hätte ſein ſollen, wenn ich abgegangen war.“

— Mara. Sie war unglücklich verheirathet, ihr Mann beredete ſie ſogar, ihr glänzendes Engagement in Berlin aufzugeben, d. h. um ihre Entlaſſung einzukommen. Sie that es, wie ſie Alles that, worauf ihr Mann beſtand. Der König — Friedrich der Große — ſchlug das Geſuch in ſehr unſanften Ausdrücken ab. Verdruß und Sorge, immer neue, brennende Leidenſchaft für den nicht einmal getreuen Mann und endlich eine unglückliche Niederkunft mit einem todten Kinde, warfen die Mara auf's Krankenlager. Sie erholte ſich nur langſam; der Arzt rieth ihr, die böhmiſchen Bäder zu gebrauchen. Sie ſuchte um Erlaubniß nach. Der König entſchied: „Freienwalde iſt auch gut!“ Er wußte wohl, war ſie über die Grenze, ſo kam ſie nicht wieder. Sie berief ſich auf ihren Vorbehalt, als ſie in des Königs Dienſte getreten, nach Italien zu gehen. Da entſchied denn der König: „Die Mara mag gehen; Er aber bleibt.“ Es war vorauszuſehen, daß ſie ohne ihn nicht ging. Wiederhergeſtellt ſang ſie und nur um ſo rührender; das ganze Publicum nahm Theil an ihrer unſeligen Lage; der König ebenfalls und er bewies ſich gnädig. Bei ſeiner Entſcheidung blieb es jedoch. Erbittert, voll nagenden Grolls, verſuchte ſie es nun auf eine andere Weiſe. Der Großfürſt, nachheriger Kaiſer Paul von Rußland, kam an den Hof; eine große Oper gehörte unter die glänzenden Feſte, die ihm der König gab; Gertrud hatte die erſte Rolle und ſollte vor Allen hervorſtechen. Am Morgen des Tages, wo die Vorſtellung angeſetzt war, meldete ſie ſich krank. Der König ließ ſie warnen — ſie blieb krank; die Vorſtellung hätte unterbleiben müſſen, und eine andere Unterhaltung für den Abend anzuſtellen, war nicht mehr Zeit. Zwei Stunden vor Anfang der Oper erſchien ein Wagen, umgeben von acht Dragonern, vor Gertrud's Wohnung. Ein ſchnurrbärtiger Hauptmann trat in's Zimmer. „Madame, ich muß Sie lebendig oder todt in's Opernhaus liefern.“ —

„Sie ſehen, ich liege im Bette.“ — „Wenn's nicht anders iſt, ſo nehme ich Sie ſammt dem Bette.“ — Da half kein Bitten, kein Widerſtreben. Gertrud mußte aufſtehen und ſich ankleiden. Nun bot ihr der Hauptmann höflichſt den Arm, ſetzte ſich zu ihr und lieferte ſie in der Operngarderobe ab. Unter heißen Thränen ließ ſie ſich ſchmücken. Ihre erſte Scene kam. Sie trat heraus, ſang matt und ſchwach — Alles nur, wie es eben in der Partie vorgeſchrieben war. Ebenſo in den folgenden Scenen. Aber der fremde Fürſt, meinte ſie, müſſe auch erfahren, was ſie vermöchte, und ſo bot ſie in ihrer letzten Arie vor dem Finale der Oper, ja erſt in den letzten Tacten derſelben, bei der Haupt-Fermate — alle ihre Kunſt und Kraft zu einer weit ausgeführten Cadenza auf, dergleichen noch Niemand gehört haben wollte. Gertrud ſchloß dieſe Cadenza mit einem ſo lange ausdauernden, vom leiſeſten bis zum ſtärkſten, vom langſamſten bis zum ſchnellſten Wechſel der beiden Töne geſteigerten, in gleichem Verhältniß wieder abnehmenden und endlich erſterbenden Triller, daß der Zuhörer neben dem Entzücken zugleich die Angſt fühlte, es möchte ihr die Bruſt zerſprengen. Der Großfürſt ſelbſt ſtand auf und applaudirte, zur Loge herausgebeugt; das gedrängt gefüllte Haus folgte ſeinem Beiſpiele mit donnerndem Jubel.

— Als die Mara Berlin verließ, machte ſie eine Kunſtreiſe, auf welcher ſie auch nach Baſel kam. Alles wünſchte ſie zu hören, und ſie verlangte 300 Thlr. — Nicht blos ein erſtes Concert kam ſogleich zu Stande, ſondern man erſuchte ſie auch, unter derſelben Bedingung ein zweites zu geben. Jeder, der ſie hörte, war über ihren Geſang entzückt und da einige Liebhaber deſſelben in ſie drangen, ſich zum dritten Male hören zu laſſen, ſo war ſie bereit, wenn wieder 300 Thlr. unterzeichnet würden. Man konnte aber nur 200 Thlr. zuſammenbringen, und Madame Mara wollte für dieſe nicht ſingen. Indeſſen verbürgte ſich der Unternehmer dieſes Concerts für das dritte Hundert, und Madame Mara nahm nunmehr keinen Anſtand, ihre herrliche Stimme zum dritten Male hören zu laſſen. Am Abend des letzten Concertes war ſie von dem Unternehmer zu Tiſche gebeten, wo ſich unter den Gäſten auch ein Stegreifsdichter befand. Von ungefähr kam das Geſpräch auf das Epigramm, und da ſich die ganze Geſellſchaft eins von ihm ausbat, ſo konnte auch Madame Mara nicht umhin, ihn um eins zu erſuchen. Anfänglich entſchuldigte er ſich mit der Beſorgniß, ſeine Muſe werde die Vorzüge einer Mara nicht würdig genug beſingen können, allein da ſie darauf beſtand, machte er aus dem Stegreif folgendes Gedicht:

Hier liegt begraben Madame Mara.
Sie war lüsterner als Sara,
— — — — — —
Ihr Singen gleicht der Philomele Ton,
Jedoch mit diesem Unterschiede,
Daß diese singet ohne Lohn,
Und jene wird des Nehmens niemals müde.

— Die Mara hieß mit Vornamen Elisabeth, und wenn sie bei Hiller's Unterricht eigensinnig war und er sie quälen wollte, nannte er sie Bethel. — Nachdem die Künstlerin ihren Lehrer seit 40 Jahren nicht gesehen hatte, kam sie wieder nach Leipzig. Kaum war ihre Anwesenheit dort bekannt geworden, so erhielt sie in dem Gasthofe, in welchem sie wohnte, Besuche von angesehenen Männern, zum Theil von Bekannten aus alter Zeit. Auch der bejahrte Hiller ging zu ihr. Eingetreten in das Zimmer, trat er vor sie hin und fragte:

„Kennen Sie mich?"

Die Sängerin betrachtete ihn von oben bis unten und versetzte dann: „Nein!"

„Wie, Bethel! Du kennst mich nicht mehr?" rief Hiller aus.

Bei diesen Worten stand die alte Zeit plötzlich wieder lebendig vor ihre Seele.

„Vater Hiller!" entschwebte ihren Lippen und Beide sahen sich eine Weile prüfend an.

„Ei," begann Hiller dann, „wir sind alt geworden."

„Und garstig auch!" meinte die Mara.

„Gewiß!" rief Hiller, und allen Anwesenden entlockte diese überraschende Scene ein Lachen.

— Mara feierte am 23. Februar 1831 in Reval in Esthland ihren 82. Geburtstag. Goethe und Hummel hatten sich vereinigt, um die Gefeierte durch eine poetische Gabe zu überraschen. Goethe dichtete zu diesem Behufe einige Verse, in welchen er den Eindruck schilderte, den die Sängerin auf ihn machte, als sie 1771 als Demoiselle Schmeling in Leipzig das Hassische Sta. Elena al Calvario sang. Hummel setzte die Worte des Dichters klar und kräftig im älteren Style der Musik, und diese wurden vierstimmig der berühmten Sängerin vorgetragen; dann überreichte die jüngste Tochter des Dramatikers Kotzebue den Text des Gedichtes selbst, welcher folgender ist:

Der Demoiſelle Schmeling

nach Aufführung der Haſſiſchen Sta. Elena al Calvario. Leipzig 1771.

„Klarſter Stimme, froh an Sinn,
Reinſter Jugendgabe,
Zogſt Du mit der Kaiſerin
Nach dem heil'gen Grabe.
Dort, wo Alles wohlgelang,
Unter die Beglückten,
Riß Dein herrſchender Geſang
Mich, den Hochentzückten."

War ſchon durch dieſes Gedicht die greiſe Sängerin, welche dadurch auf das ſchmeichelhafteſte an die Zeit ihrer Jugend erinnert wurde, innigſt bewegt, ſo wurde ſie noch mehr durch den zweiten Theil des Gedichtes gerührt, welcher die Freude des Dichters bezeugt, ſie, die im gleichen Alter mit ihm ſtehende und auf ein durch Geſang reich geſchmücktes Leben zurückſchauende, noch mit einem Liede begrüßen zu können:

An Madame Mara zum frohen Jahresfeſte.

Weimar, Februar 1831.

„Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Bruſt erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt erheiternd.
Nach dem Ziele, denk' ich heut
Jener Zeit, der ſüßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut,
Segnend Dich zu grüßen."

Auch dieſes Gedicht hatte Hummel, und zwar in modernem Style componirt. Der Rath Hagen überreichte beide Gedichte und Compoſitionen der Gefeierten in den eigenhändigen Handſchriften Goethe's und Hummel's als das wertheſte Angebinde, und dieſe ſprach für die zarte, überraſchende Aufmerkſamkeit tiefgefühlten Dank gegen Goethe und Hummel in ihren Briefen aus.

An Madame Mara.

Du ſangſt. Ich ſtaunte, war ganz Ohr,
Bewunderte, wie Deine Stimm' empor
Sich hob zum höchſten Ton, und ſchnell
Herunter ſank zum tiefſten, ſilberhell
Und gleich der Seraphinen Stimme rein;

Doch klatschend, Mara, Beifall Dir zu weih'n!
Entweihung ist's, wenn man Dir solchen Weihrauch bringt;
Wer klaschte je, wenn Philomele singt?

Albrecht Wittenberg. *)

Matthews besaß von Jugend auf eine ungewöhnliche Kunst, sich sehr alt zu machen, so daß oft Streit über sein eigentliches Alter entstand. Einst in der „Nacht in York" worin er gespielt hatte, kam eine Gesellschaft Herren zu ihm, die sich in einem Wirthshause versammelt hatten, um eine Wette über sein Alter zu entscheiden. Sie hatten ihn zusammen und einzeln sehr oft spielen gesehen. Jeder schrieb das Alter, das er dem Künstler gab, auf ein Stück Papier, und es ergab sich, daß ihn einer für neunzehn, ein Anderer dagegen für achtzig Jahre alt hielt.

— Matthews wurde im Anfang seiner glänzenden Laufbahn mit einigen Freunden von einem gewissen A., der später ein reicher Silberarbeiter, damals aber Pfandsverleiher war, zu Tische geladen. Während der Mahlzeit wurde A. aus dem Speisezimmer hinter seinen Laden abgerufen. Mattews änderte sogleich mit wunderbarer Schnelligkeit sein Haar und seine Züge, nahm einen Hut und den großen silbernen Vorlegelöffel von dem Tische, eilte damit hinaus und kam gleich darauf in den Laden des Pfandverleihers, bei dem er den eigenen Vorlegelöffel versetzte, ohne daß A. den Künstler erkannte. Mit gleicher Schnelligkeit eilte derselbe darauf in das Speisezimmer zurück, setzte sich wieder und legte sein Gesicht in die gewöhnliche Form, ehe A. selbst wieder erschien. Es geschah dies in Folge einer Wette und ehe die Gesellschaft sich trennte, wurde das Kunststück dem erstaunten A. erzählt.

Mars, Hippolyte Boudet. Als Rachel endlich eine Stelle am théâtre français bekommen sollte, mußte sie zuerst in einer Probe vor eigens dazu erwählten Richtern reussiren. Die Rachel gieng gerne darauf ein. Es ward ein Comité zusammenberufen, das aber nicht wie früher aus den classischen Richtern des Conservatoire, sondern aus Schauspiel-Directoren und Künstlern bestand. Den Vorsitz hatte die Mars. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgt das kleine Auditorium Rachels Vortrag, und kaum hat sie in der „Andromache" die ironischen Verse recitirt, so erkannten die geübtesten Künstler unter ihrer fieberhaften Erregung die tragische Empfindung, jenes unerläßliche Element der Kunst.

---

*) Siehe dessen: Epigramme und andere Gedichte. Altona, gedruckt bei J. D. A. Eckhard. 1779.

Die Mars umarmt Rachel und weiht sie mit einem Kuß zu ihrer Collegin auf der Bahn des Ruhms, zu ihrer Nachfolgerin in der Gunst des Publikums ein. Auf den Einwand, daß sie wohl zu klein sei, um die ersten Rollen und die Königinnen übernehmen zu können, antwortete die Mars, daß die Tragödin Mad. Maillard auch nur klein gewesen sei; „übrigens," fügte sie mit einem prophetischen Tone hinzu, „Rachel wird noch groß werden!"

— Mars. Die liebenswürdige Künstlerin hatte nicht versäumt, dem ersten Debut der Rachel beizuwohnen. Sie hatte sich schon früh vor dem Anfang der Vorstellung eingefunden und als sie durch den Foyer des Theaters ging, begegnete sie ihrer Freundin, Mademoiselle Desbordes-Valmore.

„Wissen Sie!" rief sie ihr zu, „daß wir heute eine Debütantin haben?"

„Es scheint, daß sie nichts Außergewöhnliches verspricht."

„Im Gegentheil; sie scheint viel zu verheißen, denn die competentesten Richter behaupten es. — Doch beurtheilen wir sie lieber selbst. — Kommen Sie mit mir!"

Mademoiselle Desbordes-Valmore begleitete mit Vergnügen die Mars in ihre Loge. — Als die Rachel auftrat, folgte die Mars mit gespanntester Aufmerksamkeit allen ihren Bewegungen, und sich mit leichter Beugung des Kopfes zu ihrer Freundin wendend, sagte sie mit inniger Befriedigung:

„Sie geht gut." *)

In dem Augenblicke, als sie auf der Bühne erscheint, spricht der Vertraute einige Worte zu Hermonie. Rachel hatte noch die Lippen geöffnet, als die Mars sich auf's Neue zu ihrer Freundin wendet, sie triumphirend betrachtet und mit prahlender Freude sagt:

„Sie hört gut!" **)

Hermonie ergreift das Wort, aber kaum sind einige Minuten verflossen, seit sie zu sprechen begonnen hat, als die Mars mit einer un-

*) Diejenigen, welche das Theater kennen, besonders dramatische Künstler, wissen, welches Lob diese einfachen Worte aus dem Munde einer Mars enthalten.

**) Die Mars war eine zu feine und tiefe Künstlerin, um nicht mit Entzücken jede leise gelungene Nuance zu erfassen, und vor Allem die Kunst zu bewundern, mit der ganzen Person, mit den Gesten, den Augen, der Stellung und allen Mienen — zu hören! Gut hören ist eine erhabene, seltene Kunst, welche wenige Schauspieler besitzen, weil sie schwer ist, schwerer vielleicht als die: gut sprechen.

endlichen Satisfaction und dem Ausdruck einer unaussprechlichen Befriedigung ausruft:

„Ah enfin, sie declamirt nicht, sie spricht!"

— Mars. Papillon de Ferté, Superintendent der Theater, sagte zur Mars in einem freundlichen und galanten Ton: „Schöne Rose, wann werden Sie aufhören, ein Veilchen zu sein?" — „Wenn der „Papillon" (Schmetterling) ein Adler werden wird," sagte sie.

— Die Mars war eine enthusiastische Verehrerin Buonaparte's, Im Jahre 1815 erschien sie in Paris nie, ohne auf irgend eine Weise mit dem Symbol seiner Anhänger, einem Veilchen, geschmückt zu sein. Einer ihrer Freunde, ein eifriger Royalist, sagte darüber zu ihr: „Mich wundert dieß nicht, denn der Kaiser hat Mars immer für die erste Gottheit gehalten." — „Das räum' ich ein," erwiderte sie, „aber auch Mars hielt ihn für den ersten aller Sterblichen."

— Mars. Als die Schülerin der Schauspielerin Mars, Mlle. Doze, in der Rolle der Minette in dem damals neuen Lafontaine'schen Lustspiele: „Ein Gewissensfall" vielen Beifall gefunden hatte, und man der Lehrerin dazu Glück wünschte, jedoch sogleich hinzusetzte: „Sie ist und bleibt trotzdem noch weit hinter ihrem Vorbilde," antwortete sie: „Sie fängt an und ich ende!" — Welche seltsame Künstlerbescheidenheit!

— Mars war eine der liebenswürdigen Künstlerinnen, die sich eine fast unvergängliche Jugend zu bewahren wissen. In ihrem sechszigsten Jahre entzückte sie noch die Pariser durch den Zauber ihrer Laune, die Frische ihrer Naivetät, den Reiz ihrer Anmuth und die Feinheit ihrer Koketterie. Vierzig Jahre war das teâtre francais der Schauplatz ihrer Siege gewesen und als Sociétaire desselben bezog sie ein Einkommen von 40,000 Frs. Später wurde sie sogar vom Minister des Innern zur Oberaufseherin der dramatischen Studien am Conservatoire ernannt und ihr Urtheil erlangte dadurch eine zweifache Wichtigkeit.

Marr. Zur Zeit als Marr Oberregisseur des Stadttheaters in Leipzig war, wurde sein Sohn Wilhelm Marr, der sich eine Zeit lang mit Literatur beschäftigte aus Leipzig mit noch mehreren Andern verwiesen. Marr Vater äußerte sich sehr bezeichnend darüber: „Gott, wie wichtig behandeln sie meinen Jungen! daß er sich nur nichts in den Kopf setzt!" —

— Marr. Bald nachdem Marrs Sohn aus Leipzig verwiesen wurde, erschien ein: „Lied der Ausgewiesenen aus Leipzig mit Chor." Ein Scherz in Versen. Unter den Solostimmen gehörte wie natürlich auch Wilhelm Marr, sein Soli lautete:

„Ich glaube faſt, man hat mich fortgejagt,
Weil mein Papa den Leuten nicht behagt,
An Heinrich Marr haben genug ſie ſchon
Gott ſchütze ſie für Vater und vor Sohn.

Macready hatte als er noch Mitglied der Manſell'ſchen Geſellſchaft war, auf der Bühne unnöthiger Weiſe einen Fluch herausgeſtoßen. Dies war den Geſetzen der damaligen Geſellſchaft des Manſell völlig zuwider, ja derſelbe hatte ſogar feſtgeſetzt, daß jeder Schauſpieler, der unnöthiger Weiſe einen Fluch ausſprechen würde, fünf Schillinge zu zahlen habe, welches Strafgeld den armen und kranken Schauſpielern zu Gute kommen ſollte. Als man nun auch dieß Bußgeld von Macready forderte, unterwarf er ſich den beſtehenden Geſetzen nicht nur mit großer Bereitwilligkeit, ſondern reichte ſogar ſtatt der verlangten fünf Schilling, eine Banknote von 10. Pfund hin, indem er bemerkte, er wünſche daß alle Schauſpiel Directoren dieſes Geſetz einführten, denn das unanſtändige Fluchen auf der Bühne ſei eine Herabwürdigung der Kunſt, und mußte durchaus vermieden werden.

Malibran, Maria. In Neapel iſt es Sitte, daß die Sängerin, welche zum erſten Male auftreten ſoll, ſich zu dem König begeben und bitten muß, Se. Majeſtät wolle ihr erſtes Auftreten mit ſeiner Gegenwart beehren. Mad. Malibran begab ſich demnach auch in den Palaſt, erſuchte aber den König, am nächſten Abend nicht in das Theater zu kommen. Der König wunderte ſich über die Bitte und fragte um die Urſache derſelben. „Ich habe gehört," erwiderte die Sängerin, daß Neapel die Etikette verlangt, in Ew. Majeſtät Gegenwart nicht zu applaudiren, wenn Sie nicht ſelbſt das Zeichen dazu geben. Ich aber bin ſo ſehr daran gewöhnt, gleich beim erſten Auftreten auf der Bühne mit Applaus empfangen zu werden, daß ich ſicherlich keine Note werde ſingen können, ſobald der Applaus fehlt." Der König beruhigte ſie darüber und verſprach, ſelbſt das Zeichen zum Klatſchen zu geben. Er hielt ſein Verſprechen.

— Malibran. Als die berühmte Malibran nach einer durchtanzten Nacht früh nach Hauſe kam, fiel es ihr ein, daß ſie den Abend zu ſingen habe; ſie legte ſich alſo gleich zu Bette und ſchlief bis gegen Mittag. Als ſie aufſtand, ließ ſie ihr Pferd ſatteln, galoppirte fort, kam um 6 Uhr wieder nach Hauſe, nahm eilig ihr Mittagsmahl ein und begab ſich in das Theater, wo ſie als Arſaces auftreten ſollte. Nachdem ſie ſich zu dieſer Rolle angekleidet hatte und eben melden wollte, daß ſie bereit ſei, wurde ſie in Folge der Erſchöpfung ohnmächtig. Man verſuchte zwanzig verſchiedene Mittel und brachte zwanzig Fläſchchen mit

riechenden Dingen herbei, unter andern auch eines mit Hirschhorn. Dieses Letztere nahm der Director, der in Folge dieses unglücklichen Vorfalles ganz und gar den Kopf verloren hatte, und hielt es auf die Lippen der ohnmächtigen Prima Donna, statt unter die Nase derselben. Madame Malibran kam nun allerdings wieder zu sich, aber das Hirschhorn hatte große Blasen auf ihre Lippen gezogen. Das war ein neuer, unvorhergesehener Unfall; das Haus war bereits mit Zuschauern gefüllt, welche anfingen, ungeduldig zu werden. Es war zu spät, eine andere Vorstellung anzusetzen, — der Director wußte nicht, was er zu seiner Entschuldigung anführen sollte. „Warten Sie," sagte endlich Madame Malibran, „ich will dem abhelfen." Mit diesen Worten nahm sie eine Scheere, trat an einen Spiegel und schnitt, trotz des heftigen Schmerzes, den sie empfand, von ihren Lippen die Haut ab, welche in Blasen aufgetreten war. Zehn Minuten darauf sang sie mit der Semiramis Sonntag auf der Bühne.

— Malibran. Bei einer Vorstellung des „Othello," worin sie die Rolle der Desdemona gab, bekanntlich eine ihrer bewunderungswerthesten Leistungen, hatte ein Enthusiast mitten unter dem Blumenregen, der die Bühne überfluthete, eine Banknote von 1000 Pfund Sterling hinabgeworfen. Die Malibran sah dieselbe zu ihren Füßen niederfallen und gewahrte alsdann, daß es ein werthvolles Papier der englischen Bank war. Das Parterre, welches von den besonderen Eigenthümlichkeiten dieses Papiers nicht unterrichtet sein konnte, erhob sich in Masse und rief: „Lesen Sie doch das Billet!" Der erste Tenor hob es auf und las mit erstaunlichem Phlegma, welches durch seinen italienischen Accent einen noch komischeren Effect machte, folgende Worte: „Bank von England, Tausend Pfund Sterling. Nach Sicht belieben Sie an Inhaber dieses zu zahlen. ꝛc" Hier hielt er plötzlich unter dem schallenden Gelächter der ganzen Versammlung inne, wechselte mit der Malibran einige Worte und fuhr dann, an den Vordergrund der Bühne tretend, fort: „Meine Damen und Herren! wir können und dürfen dieses Billet nicht weiter verlesen, — wir haben es irrthümlicher Weise geöffnet, — da seine Adresse an die „Armen" dieser Hauptstadt lautet." Man kann sich denken, mit welchem rauschenden Beifallssturm diese zarte Manier, dem ungeschickten Enthusiasten eine Lection zu geben, aufgenommen wurde.

— Die Malibran hatte, mit Ausnahme der Musik, die sie von Grund aus kannte, nichts gründlich gelernt, und trotzdem zeigte sie in allen Dingen einen richtigen Tact, und wußte fast immer den Nagel auf den Kopf zu treffen. So errieth sie z. B. die Geschichte; es war

hinreichend, ihr den Anfang einer Begebenheit zu erzählen, und auf der Stelle sagte sie die Fortsetzung und das Ende her, ohne sich fast zu irren. Eine instinktmäßige Kenntniß des menschlichen Herzens half ihr stets zur Auffindung des Fadens im Labyrinth der Leidenschaften. Sie sprach und schrieb vollkommen im Englischen, Französischen, Spanischen und Italienischen. Keine der genannten Sprachen war aber eigentlich die ihrige. Sie hatte sich zu ihrem vertrauten Umgange eine Nachahmungssprache gebildet, worin ihre Freunde einen unbeschreiblichen Reiz fanden. Erzählte sie Etwas, was ihr eben zugestoßen war, so äffte sie, natürlich unmerklich, in der Lebhaftigkeit ihres Vortrags die Stimme, den Ton und die Aussprache der Personen nach, von welchen sie sprach; entging ihr der Name eines Vogels, so ahmte sie auf der Stelle dessen Gurgellaut nach. Man glaubte der von ihr beschriebenen Scene wirklich beizuwohnen; ihre Sprache war fast sichtbar und handgreiflich. — Eines Tages wollte sie sich in der italienischen Poesie versuchen; als sie nun ihre Verse zugleich mit einigen ihrer Zeichnungen einem Bekannten vorlegte, rieth dieser ihr, lieber beim Zeichnen zu bleiben. — „Schade," erwiderte sie lachend, „ich hätte der Poesie gerne meine Erkenntlichkeit bezeigt, denn die Dichter haben mich immer gut behandelt, während die Maler mich zehnmal häßlicher dargestellt haben, als ich bin."

— Malibran. Es ist über die Sing-, Reit-, Zeichnen- und Conversations-Talente der unvergeßlichen Madame Malibran bereits alles Mögliche gesagt worden; nur von ihrem Style hatte man bisher noch kein Muster ihren Verehrern geliefert. Um nun diese biographische Lücke auszufüllen, machte die „Revue de Paris" das nachfolgende, an den Capellmeister Severini gerichtete und den muntern und lebhaften Geist der Künstlerin bezeichnende Billet bekannt:

„Weder ich, noch meine Leistung, mit oder ohne Vergleich, zählen Etwas gegen die unermeßliche Ewigkeit unsers Gottes und Herrn. Und, so groß Er auch ist, so wollte Er, nach sechs Tagen der Schöpfung, sich dennoch einen Erholungstag gönnen. Ich habe nur an einem einzigen und elenden Tage geschaffen, und, wie sie sich leicht denken können, ist mir zur Erholung Ein Tag keineswegs hinreichend.

Ich bin nicht wie Penelope, ich kann am nächsten Morgen die Arbeit des vorangegangenen Tages nicht ungeschehen machen; ja ich bin sogar das Gegentheil; am Vorabende bin ich nicht krank, aber den Tag darauf kann ich nicht mehr. Als ich gestern Abends nach Hause kam, war ich sehr unwohl. Heute leide ich an einer Gliedersteife oder vielmehr an einer Gelenksteife in allen Gliedern. Es fällt mir höchst

ſchwer, dieſe wenigen Zeilen aufzukritzeln. Alſo, mein lieber Severini, keine Malibran für Morgen; ich könnte nicht einmal die Roſine geben!

Erbarmen Sie ſich der armen Gliederlahmen!

Mittwoch Abends.“ ꝛc

— Die Malibran liebte die Blumen leidenſchaftlich. Bei einer Vorſtellung des „Othello,“ die zu ihrem Beneſiz ſtattfand, äußerte ſie dieſe Vorliebe für die Blumen in einer ſeltenen Weiſe. Als Desdemona todt auf der Bühne lag und der Mohr in ſeiner Verzweiflung ſich anſchickte, ſich ſelbſt den Todesſtoß zu geben, der ihn neben die Gattin hinſtrecken ſollte, rief ihm die Malibran, weil ſie für die Bouquets und Kränze fürchtete, die um ſie her lagen, leiſe zu: „Nehmen Sie meine Blumen in Acht! Zerdrücken Sie meine Blumen nicht!“

— Malibran ſang wie ein Engel und ritt wie der Teufel. Wenn die von Allem gehuldigte Königin des Geſanges, hoch zu Roß, durch Hydepark ſprengte, ſo entzückte dieſe Amazonenkunſt den Adel von London nicht minder, als wenn Madame Malibran „Garcia“ Beriot auf der Bühne die Glocke ihrer Bruſt erklingen ließ und das Theater zum Tempel machte, in dem ſie als die angebetete, allein ſelig machende Göttin von den Enthuſiaſten gefeiert wurde. An einem Septembertage des Jahres 1836 erſchien der junge Lord St-ley bei der Sängerin, um ſie zu einem Ritte durch Hydepark abzuholen. Die Pferde ſtampften vor dem Hauſe. Das Wiehern der ungeduldigen Renner war Muſik in ihren Ohren, und ſie folgte der Einladung zu der Cavalcade, wie oft ſie auch ſchon ihrem Gemahl verſprochen hatte, nicht mehr zu Pferde zu ſteigen. Es war, als ob Beriot ahnte, daß die wilde, verwegene Reiterin den Tod davon haben würde.

Sonſt hatte Maria Malibran ſich im Sattel ſo behaglich und ſicher gefühlt, wie andere Frauen im Tanzſalon. Heute erzitterte ſie unwillkührlich beim erſten Sprunge des Pferdes, und nur eine falſche Scham vor den Herren, denen ſie ſich immer als kühne Amazone gezeigt, hielt ſie zurück, auf der Stelle wieder abzuſteigen. Waren es die warnenden Vorboten des drohenden Unheils, oder regte ſich vielleicht ein anderes Leben unter ihrem Herzen, denn Maria hatte ſich erſt vor Kurzem mit Beriot vermählt, genug, ihre Unruhe nahm in dem Grade zu, als der Ritt ſchneller wurde. Das Beiſpiel der andern Renner feuerte ihr Pferd zu gleichem Geſchwindlaufe an, und kaum merkte das Thier, daß keine feſte Hand es im Zaume halte, da verdoppelte es ſeine Schritte und bald jagte es Allen voraus.

Madame Malibran ſprengte auf eine Barrière los, die ein Mann ſoeben halb geöffnet hatte, um die Reiter, die er aus der Ferne

kommen geſehen, durchzulaſſen. Die Reiterin, die das Pferd ſchon nicht mehr in der Gewalt hatte, winkte dieſem Menſchen von Weitem, das Thier anzuhalten. Doch dieſer, zu feig, um dem Pferde in die Zügel zu fallen, und zu einfältig, um die Folgen ſeines Mittels zu bedenken, glaubte den Renner dadurch zum Stehen zu bringen, daß er demſelben plötzlich ſeine Mütze entgegen ſchleuderte und einen wüthenden Schrei ausſtieß. Jetzt wurde das Pferd vollends ſcheu, nahm die Stange des Zügels zwiſchen die Zähne, und ging durch. Die andern Reiter wagten im erſten Schreck nicht, ihr ſofort nachzuſetzen, aus Furcht, das Pferd vor ihnen noch wilder zu machen. Nach Verlauf einiger Secunden fühlte Maria, wie die Gabel des Damenſattels, worin ihr rechtes Knie ruhte, nachgab und gleichzeitig wich auch der pantoffelförmige Steigbügel, die Stütze ihres Fußes. Einer Ohnmacht nahe ſah ſie in kurzer Entfernung eine zweite Barrière vor ſich, aber Niemand ſtand dabei, der ihr Pferd hätte aufhalten können. Das eine der hohen Gatter war in die Höhe gezogen und gewährte einen ſchmalen Durchgang. Bei der raſenden Schnelligkeit, womit das Thier vorwärts ſtürzte, mußte die Reiterin, das Aeußerſte befürchten. Sie ſah ihre einzige Rettung darin: während das Pferd unten durchging, das aufgezogene Gatter oben zu erfaſſen, in der Hoffnung, daß das Thier ſeinen Weg fortſetzen, und es ihr dann gelingen werde, das Gatter durch das Gewicht ihres daran hängenden Körpers nieder zu ziehen und ſo unbeſchädigt auf den Boden zu kommen. Aber in dem entſcheidenden Augenblicke, wo ſie in die Höhe fuhr, um mit den Armen das Gatter oben zu erlangen, blieb ihr Fuß im Steigbügel hängen. Sie fiel rückwärts auf das Kreuz des Pferdes, wurde abgeworfen und eine ganze Strecke geſchleift bis ihr Fuß ſich von ſelbſt aus dem Pantoffel des Steigbügels riß.

Man fand ſie bewußtlos auf der Straße, das Geſicht unkenntlich durch Blut und Schmutz. In dieſem Zuſtande wurde ſie nach Hauſe gebracht. Als ſie dort aus ihrer Ohnmacht erwachte, erkundigte ſie ſich vor allen Dingen, ob ihr Gatte zu Hauſe ſei und ſchon von dem Unglück wiſſe. Man verneinte es.

„Es iſt gut“, ſagte Madame Malibran mit wunderbarer Stärke, ſtand auf, ſtellte ſich vor einen Spiegel und betrachtete ſich.

Ein ſchrecklicher Anblick!

Die eine Wange war ganz ſchwarz, die Stirn bis an die Augen mit Blut überſchwemmt, während die andere Seite des Geſichts leichenblaß war und die Haare in wilder Unordnung vom Blute ihrer Kopfwunde klebten.

Julius Benedict, der Director der Opera buffa in London, trat in diesem Moment ein und er schrie auf, als sähe er ein Gespenst. „Erschrecken Sie nicht, lieber Benedict," redete ihn die Sängerin an. „Ich bin vom Pferde gestürzt, aber Beriot darf nichts erfahren. Ich singe diesen Abend."

„Unmöglich, Madame! in diesem Zustande!" „Ich singe diesen Abend. Verlaßen Sie sich darauf, und kein Wort zu Beriot." „Aber wenn er Sie sieht, Madame. Er müßte ja blind sein —"

„Er wird blind sein! Sie werden sehen, lieber Benedict."

Und sie lächelte. Aber dieses Lächeln war ein neues Entsetzen für den Freund, denn er glaubte das Grinsen des Todes darin zu erkennen.

Madame Malibran machte sich auf der Stelle daran, mit Hülfe ihres Spiegels auszukügeln, durch welche Mischung von Schminken sie die blauen Flecke und Quetschungen am besten verbergen konnte, die ihr Gesicht so entsetzlich verunstalteten. Sie legte warme Umschläge auf die Wunden ihres schönen Hauptes und bedeckte sie dann mit Pflastern.

Ebenso suchte die heroische Frau, jeden Schmerz verbeißend, ihre übrigen Verletzungen zu vertuschen, denn ihr ganzer Körper war in einem bejammernswürdigen Zustande.

Als ihr Mann gegen Abend nach Hause kam, täuschte sie ihn über das Vorgefallene durch die Angabe: sie sei, während sie die Treppe hinaufgegangen, gestürzt und mit dem Kopf auf eine der steinernen Stufen gefallen; allein sie habe so wenig Schmerzen, daß sie jedenfalls die für heute Abend angesetzte Vorstellung nicht stören, sondern ihre Rollen spielen werde. Um die Mittheilung des Geschehenen zu verhüten hatte sie sogleich, trotz der Schmerzen, unter denen ihre Seele seufzte und ihr Leib blutete, an den Lord geschrieben, der sie zu dem unglücklichen Spazierritte eingeladen, und ihn bei seiner Ehre beschworen, Herrn Beriot nichts von der eigentlichen Ursache ihrer Zerrüttung zu sagen.

Abends begab sie sich wie gewöhnlich zur Vorstellung ins Theater. Hier, einen Augenblick vor ihrem ersten Auftritte, fühlte sie die Anwandlung einer Ohnmacht, so daß sie sich an einer Koulisse halten mußte. Dennoch behauptete ihr energischer Geist die Herrschaft über den leidenden Körper, und es gelang ihr, sich so lange aufrecht zu halten, bis ihr Stichwort sie in die Scene rief. Dort, von einem Donner des Applauses begrüßt, kehrte ihre volle Kraft zurück, und die wunderbare Künstlerin war wie immer das Entzücken der Hörer. Außer den Zeugen des schrecklichen Unfalles ahnte Niemand, was Mad. Malibran dieser neue Triumpf kostete, und während ihre Töne die Menge in

einen Rauſch von Enthuſiasmus verſetzten, fielen ſie wie klingende Bluttropfen auf das Herz des im Theater anweſenden Lords. Am Ende der Arie ergoß ſich die Begeiſterung des Publikums in einen einſtimmigen Da — capo Ruf. Es war dem Lord, wie er nachher erzählte, als müße Mad. Malibran in der Scene ſterben, wenn ſie den Wunſch der Wiederholung erfülle. In ſeiner Seelenangſt fängt er an zu ziſchen; allein dieſes Zeichen, daß den andern wie mißfälliger Widerſpruch erſcheint, hat nur zur Folge, daß man um ſo beharrlicher Da — capo ſchreit. Der nach der Malibran aufgetretene Sänger muß ſich wieder zurückziehen, und der Sturm des Beifalls beſchwichtigt ſich nur, als die Sängerin von Neuem ihre himmliſche Stimme erhebt, die durch die Reſonanz des innern Schmerzgefühls gerade heut jedes Gemüth um ſo tiefer, gewaltiger ergreift.

Die Vorſtellung hatte, wie es in der Theaterſprache heißt, den glücklichſten Erfolg, aber Maria Malibran ſeitdem den Tod im Herzen. Sie litt fortan an dem heftigſten Kopfweh, das ſie ſtillſchweigend ertrug, und es ſtellten ſich die bedenklichſten Nervenzufälle ein, ſo daß ihr Leben nur noch ein geheimes Krankſein war. Mit um ſo brennenderem Eifer gab ſie ſich der Compoſition ihrer letzten Sammlung Romanzen hin. Es war, als ahne ſie, daß dieſe ihr Schwanengeſang ſein würden.

Obwohl ſich ihr Zuſtand täglich verſchlimmerte, folgte ſie ihrem Gatten doch nach Mancheſter zu dem großen Muſikfeſte, wo ſie contractlich ſechs Conzerte geben ſollte. Bei ihrer Ankunft dort war ihre erſte Frage, wo Lablache wohne, und ſie ſtieg in demſelben Gaſthauſe ab; denn Lablache war ihr unter allen Sängern der liebſte Kunſtverwandte. Sie verlebte in deſſen Geſellſchaft den heiterſten Abend und Beriot hatte ſeit langer Zeit Maria nicht ſo aufgeräumt und wahrhaft kindlich froh geſehen. Endlich ſetzte ſie ſich an's Pianoforte und bat Lablache, ihr ſein Urtheil über ihre Romanze „der Tod“ zu ſagen. Den Text dieſer Romanze war von Benelli. Er ſtarb zwei Monate nachher, als er ſie gedichtet hatte, Maria Malibran ſtarb einen Monat nach deren Compoſition — zwei Monat nach ihrem Sturz vom Pferde, am 26. September 1836.

Gedächtnißrede der Madame Malibran

von M. G. Saphir.

Eine Roſe iſt zerpflückt, und ein Juwel iſt erblindet, und ein Stern iſt erloſchen, und eine Nachtigall iſt verſtummt, und eine Lorbeerkrone iſt geſunken, und Genius iſt entſchwunden auf immer!

Die Malibran iſt todt! Sie war eine Roſe im Garten des Lebens, ein Juwel im Schmucke der Schöpfung, ein Stern am Himmel der Kunſt, eine Nachtigall im liederreichen Haine des Geſanges, eine Lorbeerkrone auf dem Haupte des Jahrhunderts, und ein Genius des Wohllauts, des Troſtes und der geiſtigſten Freude jedem fühlenden Hörer! —

Die Malibran iſt todt! Die Engel hörten ſie ſingen, und ſie ſagten: „was ſoll dieſer Ton der reinſten Harmonie in jener Welt voll Disharmonie? wie verirrte ſich dieſer himmliſche Wohllaut in jene Welt voll Zerriſſenheit?“ und ſie hoben ſie empor aus dem Reiche der Diſſonanzen in ihre Heimath, in das Land der ewigen Harmonie!

Der blaſſe, odemloſe Bote des Himmels, der bleiche Vollſtrecker des ewigen Geſetzes, der Tod, wandelt herum, mit dem ausgeſpannten lebloſen Blicke, unter den Lebenden, die Fackel hat er ausgelöſcht, damit man ſein Nahen nicht ſchaue, und er berührt mit dem Stabe des ewigen Schlummers die Menſchen im Finſtern, ohne eigene Wahl, nach dem Gebote des Herrn, deſſen Lächeln iſt ewiges Leben, und deſſen Zorn iſt ewiger Tod!

Aber er geht vorüber an dem haargelichteten Haupte deſſen, der lebensſatt ihn anruft, und ergreift die lockige Fülle des lebensfreudigen Hauptes; er geht vorüber an dem rothgeweinten Auge, das ihn zu ſehen ſich ſehnt und wirft ſeine Nacht auf das funkelnde Auge des Glücklichen; er geht vorüber an dem zeriſſenen Herzen, das ihm entgegenpocht, und heißt plötzlich ſtille ſtehen die Jubelſchläge des fröhlichen Herzens; er wendet ſich weg von dem gekrümmten Rücken lebensmüder Greiſe, und nimmt die Roſe des blühenden Kindes hinweg von dem lebensvollen Buſen der Mutter; er bricht nicht die gelbe Todtenblume, die ſeiner harret auf der Wange des Siechen, und pflückt lieber die rothe Blume der Kraft und der Jugend von dem glühenden Antlitz; er wendet hinweg ſeine erlöſende Lippe von den Tauſenden, die wirren Geiſtes und zerrütteten Sinnes dahinſchleppen das grüßliche Räthſel ihres Daſeins, und führt mit ſich fort aus dem Kreiſe des Lebens das Haupt, dem die Gottheit gelächelt, dem die Kunſt die Lippe gelöſ't, dem die Schönheit Ohr und Auge gelichtet, und dem die geiſtige Weihe aufſchloß das, dem profanen Sinne hermetiſch verſiegelte Geheimniß des Geiſtes und der Geiſter! Und daran und darum ſtarb die Malibran! Der Tod brach das rothe Siegel ihres jugendlichen Lebensbriefes, und die Geiſter werden nun ſeine harmoniſchen Zauberzüge entziffern, die wir nur hörten, empfanden, bewunderten, aber nicht erklären konnten!

Habt ihr ſie geſehen, ſie, die da war, wie eine Granatblüthe ihres Vaterlandes, in fülliger Gluth und Friſche? Dieſe Blüthe iſt zerſtäubt für immer! — Habt ihr geſehen dieſe Augen, nächtlich wie der Arctur, tiefleuchtend wie Hiſpaniens Morgenhimmel, mit den langen Wimpern, wie die zerflatternde Abenddämmerung? Dieſe Augen werden nicht mehr leuchten! — Habt ihr geſehen dieſe Lippen, wie eine Roſenknospe, die im Schwellen ſich geſpaltet? — dieſe Lippen werden nimmer im ſinnigen Spiele der Rede ſich regen! —

Habt ihr gehört dieſe Stimme, dieſe Stimme, rein wie die Thräne des Mitleids, weich wie ein jungfräulich Gemüth, voll wie das Herz der Liebe, ſeelenhaft wie das Auge eines Kindes, troſtreich wie der Segen des Frommen, und erhebend, wie der Glockenton auf Abendlüften ſchwimmend? Dieſe Stimme wird nicht mehr ertönen!

Weinet ihr Tauſende, die ihr gehört habt dieſe Stimme, euch iſt noch das Herz voll, der Buſen geſchwellt, die Seele erhoben, und das Gemüth wehmüthig durchſchüttert vom Schauer ſüßer Erinnerung! —

Ihr aber weint doppelt, die ihr nicht gehört habt dieſe Stimme, ihr habt nur vier Sinne kennen und lieben gelernt! Wie viel ſüße Thränen hat ſie, die ſüßtönende, nicht entlockt, wie viel bittere Thränen hat ſie die Wohlthätige, nicht getrocknet? Wie viel Roſenblätter hat ſie nicht geſtreut in den dornenvollen Pfad des Lebens? Wie viel Erinnerungen der Liebe, der Jugend, und der ſüßeſten Gefühle haben ihre flammenbeflügelten Töne nicht wach geſungen und herausgejubelt aus dem Hintergrunde unſers Herzens. Aber, wenn zerronnen iſt der Schalljubel des Momentes, wenn abgetropft iſt das Entzücken der Dilettanti, wenn zerfloſſen iſt der ſchwülſtige Nebel-Hof dieſer Sonne, wenn zermürbt ſind die papiernen Zeitungs-Kronen, was haben wir Alle denn für Alles, das ihr Anderes wieder zu bieten, als eine Thräne, und ein Cypreſſenblatt, und eine Erinnerung? —

Doch, eine Thräne iſt viel, denn in ihr ſpiegelt ſich eine Welt, und ein Cypreſſenblatt wiegt ſchwer auf der Blumenwage der Empfindung, und jede Erinnerung an Tugend und Kunſt, an Glück und Schönheit, iſt eine Unendlichkeit, ein Univerſum in uns, das uns nicht genommen, nicht geraubt, nicht vorenthalten werden kann!

Wir, ja wir gedenken mit Thränen ihrer, die wie ein Roſenblatt war, und zur Erinnerung wurde; ſie aber lächelt in Ruhe und Freude, denn ſie ging heim in dem wolkenloſen Frühroth ihres Lebens, bevor des Tages Schwüle und Gewitter den Himmel ihres Daſeins trübten. Nicht die Alles verheerende Hand der Zeit ſollte dieſe zarte Pflanze berühren, nicht Minute um Minute, nicht Stunde um Stunde ſollten

hämisch nach einander herziehen, und den Schmelz ihrer Blüthe abstreifen: nicht der schwüle Sommer sollte seine gelben Zahnpunkte in diese Jugendfrische drücken, nicht der fröstelnde Herbst sollte diese üppige Blätterkrone anhauchen, nicht der grämelnde Winter sollte diesen Frühling überschneien, nicht das, alle lang getragenen Kränze zerpflückende Schicksal sollte an diesem reichen Lorbeerkranze rütteln, kein Blättchen sollte aus dem Kranze der Lebensblume, kein Blättchen aus dem Kranze der künstlerischen Krone gezogen werden. Die flatternden, üppigen, frisch grünen Kränze des Lebens, der Kunst, des Ruhms und der Liebe trug sie unversehrt, unangetastet von Zeit, Welt und Spätreif mit hinüber in das Reich der ewigen Jugend, und sie kehrt dahin zurück, wie sie ausgesendet wurde, eine schöne, jugendliche Dichtung, die eine Morgenstunde lang durch die Menschen hinzog, um sie zu beglücken.

Sie war schön, sie war unübertroffen und unübertrefflich in ihrer Kunst, sie war mehr: sie war gut, sie war bescheiden, sie war edel!

Und somit ruhe sie sanft, und am Tage der Auferstehung erwecke sie eine Stimme, sanft, milde und beseligend wie die ihrige!

Maria Malibran.

Verstummen soll der Widerhall klangreicher Brust,
Die jetzt durchweht des Todesodems Brand,
Das Herzblut, Deiner Lieder süße Lust?
Vertrocknen in der Grabeswüste Sand
So heller Wortlaut, jeder Fiber Schlag
Stecken in dumpfem, sargesschwarzem Schrei'n!
Wie Sturm die Rose brach am grünen Hag,
Der Wolke Bruch verlöschte Sternenschein!

Erloschen ist der Liedesstrahl, der zuckend noch
In unser Herz aus Deinem Himmel schlug,
Gebannt der Zauber, der vom Erdenjoch
Uns auf zu Deiner Geisterhöhe trug,
Verschwunden ist der Menge dichter Schwarm,
Der kaum erst tobend Deine Spur gegrüßt,
Zurückgekehrt allein der düstre Harm,
Den Deines Liedes Lippen weggeküßt.

Umsonst hast Du Dein Gottgeschenk verschwenderisch
Den Völkern zweier Welten ausgestreut,
Umsonst gleichwie ein Vogel frei und frisch
Hast Du manch' liederdurst'ges Herz erfreut,

Und ob erschöpft auch, unerschöpflich gleich
Gespendet der Begeist'rung Leidenschaft,
Bis Du im mächt'gen Kampfe müd' und bleich
Erlagst verzehrend Deiner Seele Kraft.

Weh' Euch, ihr hellen Hallen, wo sie jüngst geschwebt,
In die sie zog auf ihrem Lied zu Roß!
Weh' denen, deren Geist von Klängen lebt,
Daß sich so tönereich ein Mund verschloß!
Weh' dir, du süßer Taumel, dem sie rief,
Daß auch dein Leben bricht so herbe Zeit!
Doch dreimal Weh ihr selbst, — daß sie so tief
Hinabstieg in des Grab's Vergessenheit!

Wenn einst die arme Welt im Frost der Nacht vergeht,
Der Sonnenstrahl das dunkle Thal vergißt,
Der gold'nen Töne letzter auch verweht,
Der Lieder letztes auch gestorben ist:
Dann werden alle Grabesstätten leer,
Die Töne steigen auf zum Sternenzelt,
Zu leuchten in dem hohen Riesenmeer
Des Klanges, der durchbraust die Sphärenwelt!

Dresden, den 18. October 1836. Robert Lippert.

— Malibran. Das schöne Monument der Sängerin Maria Malibran, welches ihr Gatte Bériot zu ihrem Andenken auf dem Friedhofe von Laeken hat errichten lassen, bildet einen Tempel, in welchem eine colossale Frauengestalt (die Malibran als Norma) in weißem Marmor gemeißelt ist. Lamartine hat dieser Todten zu Ehren folgende Verse gedichtet, die in goldenen Buchstaben am Sockel eingegraben sind:

Beauté, génie, amour furent son nom de femme,
Ecrit dans son regard, dans son coeur, dans sa voix,
Sous trois formes au ciel appartenait cette âme:
Pleurez, terre, et vous cieux, accueillez-la trois fois.

Noel, Jean. Die Kunſt des Schauſpielers iſt, im Ganzen genommen, der Lebensdauer nicht ſehr günſtig. Sie reibt geiſtig und körperlich die Kräfte zu ſehr auf. — Schon Iffland klagte 1787: „Ja wohl geht Alles ſchneller bei uns zu Ende; Freuden und Leiden und auch Leben! Dieſe Thränen, die wir vergießen, dies Lächeln, das wir ſo gern geben: ſie koſten uns ein frühes Grab.“ Indeſſen fehlt es nicht an Ausnahmen in Menge. Man denke nur an Schröder, Koch, Unzelmann, Böſenberg, Chriſt, die Starke, die Döbelin ꝛc. Der älteſte Schauſpieler unter allen war aber wohl Jean Noel, der am 13. Januar 1829 in Paris, 118 Jahre alt, ſtarb und noch im 100. Jahre auftrat. Er hatte vom 8. Jahre an die Bühne betreten, 92 Jahre lang auf ihr nicht mit großem Ruhme, aber doch ſteter Brauchbarkeit gewirkt und 2760 Rollen geſpielt: 28010 Mal war er aufgetreten, 1040 Mal geſtorben, 130 Mal König, 920 Mal ein ehrlicher Mann und 23,500 Mal ein Schurke und Unglücklicher geweſen ohne je die heitere Laune und ſein gutes Herz zu verlieren. — Bei den Römern findet ſich ein Seitenſtück zu ihm. Die Schauſpielerin Luceja betrat noch in ihrem 112. Jahre und Galenia Copiala, Tänzerin und Schauſpielerin, 90 Jahre nach ihrem erſten Beginnen das Theater, um den Pompejus zu complimentiren. Sie erſchien ſogar noch einmal unter Auguſtus.

Neuber. Ein an Gottſched gerichteter Brief des Schauſpielers Neuber, deſſen Gattin vor hundert Jahren als die eigentliche Schöpferin des regelmäßigen Schauſpiels in Deutſchland auftrat, lautet:

„Nürnberg, 21. Juli 1731.

Es hätte freilich wohl eher als jetzt geſchehen ſollen, daß ich berichtet, wie hier unſere Schauſpieler aufgenommen werden; da wir aber die Woche nur zweimal agiren (und zwar geſchah dies auf der Bühne ohne Dach, die den alten Meiſterſängern gehört hatte und die damals zum letzten Male gebraucht wurde), ſo habe ich erſt die Zeit erwarten müſſen, bis ich erfahre, ob es möglich ſei, den Hieſigen einen Geſchmack davon beizubringen. Das hat nun anfänglich bei den Meiſten gar nichts heißen wollen, wenn geſagt worden; Eine Comödie von lauter Verſen. Nunmehr ſind doch die Vornehmen, wie ich glaube, gewonnen, und be-

kommen viele Luſt, Etwas von der neuen Leipziger Bühne zu leſen. Unſer erſtes Stück war der „Cinna;“ da fügte ſich's ſo glücklich, daß der Herr Ueberſetzer ſelbſt einen Zuhörer abgab, welcher jetzt hier der vornehmſte Rathsherr iſt, und Caſtellan genannt wird. Er wohnt auf dem hieſigen Schloſſe, und hat durchgängig das größte Wort zu ſprechen. Dieſer hieſige Patriot hat uns durch ſeinen Beifall guten Nutzen geſchaffen, und wenn es ſo fortfährt, wie es jetzo ſteht, dürften die Nürnberger wohl gar Liebhaber von Leipziger Verſen werden. Am meiſten bedaure ich, daß ich nicht ſo viele Stücke habe als nöthig ſind, keine andere als ſolche aufzuführen. Was den hieſigen Verdienſt und Einnahme betrifft, ſo iſt's zwar genug, denn es kann nach den Umſtänden nicht beſſer ſein. Nur zweimal in der Woche zu ſpielen! wie leicht wird nicht durch das garſtige Wetter ein Tag davon verdorben. Vielleicht (doch nicht gewiß) würden wir etliche Thaler mehr erobert haben, wenn wir lauter abgeſchmackte hieſige Modeſtücke aufführten; da wir aber einmal was Gutes angefangen, ſo will ich nicht davon laſſen, ſo lange ich noch einen Groſchen daran zu wenden habe, denn gut muß doch gut bleiben! und ich hoffe beſtändig durch Dero gütige Beihülfe durchzudringen, und ſollte es auch noch länger als ein Jahr anſtehen. Hier haben wir auch wieder ein junges Frauenzimmer-Mamſellchen bekommen. Herr Koch malt erſchrecklich, und künftige Michaelismeſſe werden wir unſere Schaubühne mit lauter neuen Verwandlungen ausputzen. Kleider werden alle Tage noch mehr verfertigt, endlich wird doch was daraus werden müſſen. Jüngſt reiſte der Herzog von Braunſchweig hier durch, dem mußten wir verſprechen, auf's Carneval zu ihm zu kommen. Alſo fehlt jetzo nichts mehr zum Wachsthum unſeres Schauplatzes, als Stücke und eine Mannesperſon, von der man hoffen könnte, daß in etlichen Jahren ein guter Agirer aus ihm werden könnte. Zu guten Stücken, ſonderlich Tragödien, können Ew. Hochedelgeboren aushelfen, und vielleicht findet ſich auch eine Perſon. Wie ſieht's denn im gelehrten Leipzig aus? Von dem andern Leipzig habe ich wohl Nachricht, aber von dieſem nicht. — Meine Frau empfiehlt ſich gehorſamſt und ich bin u. ſ. w.

Johann Neuber.

Nicolini. In Dresden war von der Mitte des letzten Jahrhunderts bei dem Operntheater ein Sänger angeſtellt, der wegen ſeiner ungeheuren Dicke von Allen angeſtaunt wurde, denen er vor Augen kam. Sein Name war Nicolini. Die Länge ſeines Körpers betrug nicht mehr als drei Ellen, vier und einen halben Zoll; die Dicke ſeines Leibes hingegen vier und eine halbe Elle, die ſeines Armes eine Elle 4¼ Zoll und ſeines Schenkels 1¼ Elle 1½ Zoll. Er wog zu der Zeit, als

er am corpulentesten war, fünf Centner und sechzig Pfund. Er brauchte vierzehn Ellen von dem breitesten Tuche und fünfundzwanzig Ellen Seidenzeug zu einem Kleide, eilf Ellen Calmant zu einem Paar Beinkleider, 3¾ Ellen zum Hosenbunde und eine reichliche Elle zum Latz. Ein solcher Kunde, wenn er eben so ausgezeichnet galant in seinem Anzuge sich trug, als er dies war, konnte allein einen Handlungsanfänger in Aufnahme bringen und einen Schneidermeister beständig mit Arbeit versehen. Man erzählt, daß ein kleiner Mann, der aus dem Nicolinischen Nachlaß ein Paar tuchene Hosen erstanden, sich daraus eine vollständige Kleidung habe machen lassen. Ohne Hülfe eines Andern konnte Nicolini nicht essen. Wenn er Suppe aß, so sah es auf den ersten Anblick nicht anders aus, als ließe er sich zum Rasiren einseifen, weil derjenige, der ihn fütterte, allemal den Teller unter dem Kinn ansetzte, um nicht bei jedem Löffel Suppe den ganzen Bauch umsegeln zu müssen. Auf die Bequemlichkeit der Sänften und Wagen mußte er Verzicht thun. Zu keiner Thüre konnte er aus- und eingehen, wenn nicht beide Flügel geöffnet waren, vor vielen mußte er daher wieder umkehren. Am liebsten ging er der Kühle und Sicherheit wegen in neugebaute Häuser, hütete sich vor den alten baufälligen und besonders vor hölzernen Treppen, wenn er, wo dergleichen waren, Geschäfte hatte, so bat er die darin Wohnenden, herunter zu kommen und sprach mit ihnen im Hofe. In den heißesten Sommertagen hielt er sich meistens in den Kirchen auf, wohin er auch seine Bekannten beschied, wenn er mit ihnen zu sprechen hatte. Als seine Dicke den äußersten Grad ihres Umfanges erreicht hatte, spielte er auf dem Theater, wie gewöhnlich, einen Vertrauten. Seine Rolle brachte einen Fußfall mit sich. Es wurde ihm zwar sehr sauer auf die Knie zu fallen, aber ganz unmöglich wieder auf die Beine zu kommen. Da lag er seinem Gebieter zu Füßen! Vergeblich rief dieser ihm einmal über das andere zu: „Steh auf!“ Er blieb liegen und mußte weggeschleift werden. So beschloß er seine schwerfällige theatralische Laufbahn, denn nie betrat er nach diesem Vorfall die Bühne wieder. Er starb zu Dresden in einem Alter von 54 Jahren. Sein Sarg war von ungeheurer Größe. Als er begraben werden sollte, konnte man denselben in keinen Wagen der Länge nach hineinschieben; man mußte ihn also auf einen der stärksten Frachtwagen in die Quere setzen, und so hinausfahren. Er war ein guter Gesellschafter, ein mittelmäßiger Sänger, besonders aber ein sehr guter Wirth. Sein größter Aufwand bestand in Westenknöpfen, die er nicht schön genug finden konnte.

Mestroy, Johann. Es war im Jahre 1826, zu jener Zeit, als Anton Stöger Director des ständischen Theaters in Graz, als zum Be-

neſiz der ſpäter am Burgtheater engagirten berühmten Karoline Müller Raimund's „Alpenkönig“ zur Aufführung kam. Neſtroy gab den „Rappelkopf.“ Das Haus war in allen Räumen überfüllt, als während des erſten Actes in einem Hauſe auf dem Hauptplatze Feuer ausbrach. Das Publicum wollte ſich raſch entfernen. Neſtroy aber trat an die Rampe und ſprach zu demſelben: „Wenn's ein Feuer ſehen wollen, ſo warten's bis zum zweiten Act.“*) Homeriſches Gelächter folgte dieſer improviſirten Anrede und das Publicum blieb ruhig im Theater.

— Neſtroy. Nach der Vorſtellung des „Zeriſſenen,“ welcher zum zwanzigſten Male bei überfülltem Hauſe zur Aufführung kam, ſtellte ſich dem Verfaſſer ein Mann vor mit der Bitte: „Wenn Sie ſchon auf der Bühne eines Zerriſſenen ſich ſo angenommen haben, daß er ſein Glück machte, ſo ſtoßen Sie einen weit Zerriſſenern im Leben nicht zurück!“ Neſtroy beſchenkte dieſen Mann reichlich. —

— Neſtroy. Wallner erzählt: Als ich am Theater an der Wien engagirt, bei einer der unzähligen Wiederholungen der Poſſe „Lumpaci Vagabundus,“ bei plötzlicher Erkrankung des genialen Scholz unter bangem Herzklopfen raſch die Rolle des Schneider Zwirn übernehmen mußte und ihn bat, mir im Enſemble-Quodlibet des zweiten Aktes eine captatio benevolentiae an das Publikum zu ſchreiben, was er auch that, theilte er mir zu meinem Erſtaunen mit, daß er keine Ahnung mehr habe, was im zweiten Akte des von ihm geſchriebenen Stückes, in welchem er als Schuſter Knieriem nicht beſchäftigt war, vorgehe. Da er ſich grundſätzlich, wenn er nicht auf der Szene zu thun hatte, nie auf der Bühne aufhielt, ſondern ſtets eiligſt in die Garderobe zurückkehrte, da er ſich ſelbſt bei den Proben nie um die Szenirung ſeiner Stücke kümmerte, ſondern dies lediglich dem bewährten Talent ſeines Dir. Carl überließ, ſo war es mir, ſo unglaublich dies auch klang, vollkommen einleuchtend, daß er ſich nicht mehr auf eine Silbe der Handlung ſeiner Poſſe erinnerte. Neſtroy pflegte, ſelbſt wenn er das erſte Wort in einem Stücke zu ſprechen und die ſchwierigſte Maske ſich zu machen hatte, ſtets erſt im letzten Augenblick, und ſelten vor Beginn der Ouverture in die Garderobe zu kommen. In einer neuen Poſſe, von Kaiſer, wenn ich nicht irre, hatte Neſtroy beim Beginn des Stückes in einer Portechaiſe zu ſitzen, aus der er aber erſt in der 4. Szene vor das Publikum herauszutreten hatte. Bei ſeiner Sucht, ſo ſpät als möglich

*) Bekanntlich wird im zweiten Act des „Alpenkönigs“ eine Feuersbrunſt dargeſtellt.

ins Theater zu kommen, paſſirte ihm das Malheur, daß er einmal wirklich zu ſpät kam; der Vorhang war aufgezogen, die Portechaiſe ſtand auf der Bühne, aber kein Neſtroy ſaß in derſelben; der Inſpizient in gräßlicher Verlegenheit, mußte den Vorfall dem ſehr ſtrengen Direktor Carl anzeigen. Dieſer, der für Alles Rath wußte, ließ ſchnell zwei Statiſten ankleiden, die die Portechaiſe auf offener Szene auf eine kleine Verſenkung ſtellen mußten, dieſe wurde herabgelaſſen, der Boden der Portechaiſe herausgeſchnitten, und dadurch dem ſäumigen Komiker ein Weg gebahnt, unter der Bühne hinauf und in den Kaſten hinein zu kriechen. Alles war in einer fieberhaften, bei einer neuen Vorſtellung doppelt begreiflichen Angſt und Aufregung, ob die Prozedur gelingen würde. Da dieß der Fall war, und Neſtroy ohne irgend welche, dem Publikum merkbare Störung, aus der Portechaiſe mit ſeinem Auftrittsliede auf die Szene kam, ſo wurde ihm von Carl nur eine mäßige Disciplinarſtrafe diktirt, die Neſtroy bei allen folgenden Wiederholungen des Stückes wieder bezahlte, überaus glücklich darüber, daß er nicht vier Szenen lang müſſig im Kaſten zu ſitzen brauche. Jeden folgenden Abend kroch er in der letzten Minute, durch die Verſenkung in ſeine Portechaiſe, und war nie zu beſtimmen, ſich auf ordnungsmäßigem Wege vor dem Beginn der Vorſtellung in dieſelbe hinein zu ſetzen.

— Neſtroy. Ein bekanntes, noch jetzt lebendes Mitglied des Leopoldſtädter, nachher Carl-Theaters, in Wien, gehörte gerade nicht zu denjenigen Schauſpielern, welche in allen ihrem Thun und Laſſen frei und offen auftreten und ſchien ſehr Intriguen zu lieben. Eines Tages forderte er Neſtroy auf, ihm etwas in ſein Stammbuch zu ſchreiben, was derſelbe bereitwilligſt that; er ſchrieb:

Sei gegen Alle Ligurianer,
Nur gegen mich ſei kauer:
Denn Ligurianer haßt (heißt) Jeſuit,
Und die Kerl mog i nit!

— Neſtroy. Nach den letztwilligen Anordnungen des verſtorbenen Directors Carl durften ſeine Erben das Theater nur ein halbes Jahr fortführen, hatte ſich bis dahin kein Käufer oder Pächter gefunden, ſo mußte das Theater in ein Zinshaus umgeändert werden, wozu Carl 160,000 Gulden baar deponirt hatte, und bei ſeinen Lebzeiten noch den Bauplan anfertigen ließ. Aber ſchon vor der gegebenen Friſt hatte ſich Neſtroy entſchloſſen, die Direction dieſes Theaters auf eigene Rechnung fortzuführen und unterzeichnete daher am 2. October 1854 mit den Erben einen Pachtcontract auf zehn Jahre, jedoch mit dem Vorbehalt, daß nach Ablauf von fünf Jahren es jedem der beiden Contrahenten

sei stehe, zu erklären, es sei mit Ablauf des sechsten Jahres der Contract zu Ende. Kaum hatte Nestroy den Pachtcontract unterzeichnet, so forderte er seinen langjährigen Freund und Collegen Wenzel Scholz auf, ihm in Bezug auf sein Engagement seine Bedingungen zu übersenden. Scholz antwortete hierauf und schrieb unter Anderm auch die Bedingung, daß Nestroy auch als Director das vertrauliche freundschaftliche „Du" nicht wegfallen lassen dürfe. Hierauf schrieb Nestroy an Scholz folgende Zeilen.

„Lieber Freund Scholz!

Indem ich Dir beifolgend Deinen neuen Contract zusende, hoffe ich, Du wirst es als einen Beweis meiner Freundschaft anerkennen, daß ich das Risico übernommen, ein Mitglied ohne Probespiel und ohne den Beisatz: „Auf Gefallen oder Nichtgefallen" zu engagiren. Du willst auch unser „Dusagen" contractlich gesichert haben, darüber wünsche ich einen Separatvertrag, mit der Klausel, daß Du für jedesmalige Unterlassung eine Monatsgage als Strafe zu zahlen hättest.

Wien, den 10. October 1854.

Dein alter Freund und junger Director
Johann Nestroy."

— Nestroy. Am 6. October 1857 erfolgte der Tod Wenzel Scholz's, dieses unvergeßlichen Prototyp der theatralischen Volks-Komik. Nestroy erlitt durch das Hinscheiden dieses seines langjährigen Freundes und Collegen einen harten Verlust. Seine rührende Theilnahme während der Krankheit seines Freundes Scholz, hatte Alle, die davon Zeugen waren, tief ergriffen. Nestroy ließ es an keiner Aufmerksamkeit fehlen, besuchte ihn täglich zwei Mal und ließ ihm jede Erleichterung zu Theil werden. Am Tage der Beerdigung beachtete Nestroy den Verlust einer Abend-Einnahme nicht, und es fand keine Vorstellung statt. Dann widmete er der Wittwe des Hingeschiedenen den ganzen Ertrag der ersten Vorstellung der „Tannhäuser-Perodie". Ueberhaupt zählte Nestroy nicht nur zu den ausgezeichnetsten Künstlern, sondern war auch einer der besten Menschen, der, wie man zu sagen pflegt, „das Herz auf dem rechten Fleck hat!" Seine Wohlthaten erstrecken sich dabei nicht auf einzelne Persönlichkeiten allein, sondern auch auf die Förderung und Unterstützung aller Wohlthätigkeits- und Humanitäts-Anstalten, denen er in aller Herren Länder des In- und Auslandes bereits mehr als 50,000 Gulden zufließen ließ; und so ist es erklärlich, daß sich Nestroy das unauslöschlichste Denkmal für alle Zeiten gesetzt hat: „Die allgemeine Achtung und Verehrung, sowohl als Mensch, wie als Künstler."

— Neſtroy. Es war im J. 1860, als in Peſt die ſogenannte Cylinderhüte verpönt waren, und durch einige übermüthige und wie ſich leicht denken läßt, nicht den gebildeten Ständen angehörige Nationalitäts-Enthuſiaſten, das „Antreiben“ ſolcher Hüte nicht ſelten vorkam. Zur jener Periode erhielt Neſtroy von der Direction des deutſchen Stadttheaters in Peſt den Antrag gegen ein Honorar von 400 fl. pr. Abend zu gaſtiren; er ſchlug damals jenes Anerbieten aus indem er auf den Antrag antwortete: „Ich kann nicht kommen, da ich mir ſoeben einen neuen Cylinder gekauft habe!“

— Neſtroy. Ein Schauſpieler, der ſeiner Zeit für die ſchönen Männer engagirt war, alsdann nach und nach aber in das Fach der würdigen Männer überging, und eine ſehr ſchmeichelhafte Meinung von ſeiner Gabe der „Repräſentation“ kultivirte, hatte in einem Stücke einen Inkognito-Prinzen zu ſpielen, der erſt zum Schluſſe ſich als echter Prinz enthüllt. Den Mimen, welchem der Prinz mehr ans Herz gewachſen war, als das Inkognito, verdroß es, daß er erſt im letzten Akte ſich zu ſeiner vollen Würde entfalten, bis dorthin aber das Publikum im Unklaren darüber laſſen ſollte, welche hohe Perſönlichkeit es eigentlich vor ſich habe. Er wendete ſich an Neſtroy — der damals Direktor war — mit der Frage, was er thun ſolle, um das Publikum gleich anfangs errathen zu laſſen, daß eine prinzliche Hoheit vor ihm ſtehe. „Wiſſen's was?“ — lautete der Rath Neſtroy's — nehmen's halt Hermelinſtrupfen.

— Neſtroy's am 31. Jänner 1861 zu Graz abgefaßtes Teſtament, beginnt wie folgt: „In nachſtehendem gebe ich meine letztwilligen Verfügungen kund, und erklärte zugleich hiemit, daß dieſe Verfügungen bis zur Ausfertigung eines in vollſtändig juridiſcher Form abgefaßten Teſtaments, oder wenn mich der Tod vor Ausfertigung eines ſolchen ereilen ſollte, in aller Kraft eines Teſtaments zu Recht zu beſtehen haben.

Das Einzige, was ich beim Tode fürchte, liegt in der Idee der Möglichkeit des Lebendigbegrabenwerdens. Unſere Geſetzgebungen gewähren in dieſer höchſt wichtigen Sache eine nur ſehr mangelhafte Sicherheit. Die Todtenbeſchau heißt ſo viel wie gar nichts, und die mediciniſche Wiſſenſchaft iſt leider noch in einem Stadium, daß die Doctoren, ſelbſt wenn ſie Einen umgebracht haben — nicht einmal gewiß wiſſen, ob er todt iſt. Das in die Erde Verſcharrtwerden iſt an und für ſich ein widerlicher Gedanke, der durch das obligate Sargzunageln noch widerlicher wird. Mit einem Stoßſeufzer denke ich hier unwillkührlich, wie ſchön war dagegen das Verbranntwerden — als Leiche nähmlich — wo die Subſtanzen in die freien Lüfte verdampfen

und die Asche in einer schönen Urne bei zurückgelassenen Angehörigen in einem netten Cabinetchen stehen bleiben konnte. — So that man vor 2000 Jahren; aber freilich, bis die Menschen wieder so gescheit werden, wie sie vor 2000 Jahren gewesen, können immerhin noch 2000 Jahre vergehen. — Nun, nachdem ich dem Fortschritt mein Compliment gemacht, wieder zur Sache. Ich habe, was meinen Leichnam anbelangt, folgenden Beschluß gefaßt. Ich lasse mir vielleicht bald, vielleicht auch erst, wenn ich in ein höheres Alter vorgerückt sein werde, auf einem hießigen Friedhofe eine Gruft bauen. Sollte jedoch der Tod mich vor Ausführung dieses Planes überraschen, so hat der Bau dieser Gruft sogleich nach Eröffnung dieser Zeilen in Angriff genommen zu werden. Selbstverständlich kann und muß so ein Bau, welcher eigentlich kein Bau, sondern nur die Ausmauerung einer Grube ist — in drei, längstens vier Tagen vollendet sein. Eine derlei Wohnung kann auch ohne Sanitätsgefahr für die Wohnpartei sogleich bezogen werden. Mein Leichenbegängniß wünsche ich mit ganzem Conduct, aber durchaus nicht nach zweimal vierundzwanzig Stunden (welche Frist in der Praxis unverantwortlicherweise mit der leichtsinnigsten Lüderlichkeit oft auch noch um zwölf oder noch mehrere Stunden verkürzt wird) — sondern darf erst mindestens volle dreimal vierundzwanzig Stunden nach dem Todesmoment statthaben. Selbst dann noch will ich, nach vollendeter Leichen-Ceremonie, in einer Todtenkammer des Friedhofs in offenem Sarge mit der nöthigen Vorkehrung, um bei einem möglichen, wenn auch noch so unwahrscheinlichen Wiedererwachen ein Signal geben zu können, noch mindestens zwei Tage (vollständig gerechnet) liegen bleiben, dann erst in die Gruft — aber selbst da noch mit unzugenageltem Sargdeckel — gesenkt werden.

Nachdem ich mich nun lange genug, beinahe schon zu lange bei meinem Leichnam aufgehalten, begeben wir uns von der steinernen Gruft zur eisernen Kasse.“ Und nun folgen alle Familien-Humanitäts Legate und Vermächtnisse.

Nestroy im Himmel.

Ein Erinnerungsblatt

von

C. F. Stix.

In'n Himmel möcht' i jetzt hinein,
Im Himmel muß's jetzt lustig sein,
Wo jetzt beisamm' das alte Wien
Mit sein Humor und frohem Sinn!

D'rum iſt der Himmel ſo vergnügt,
Daß er ein g'ſegn'tes Jahr uns ſchickt,
Kein finſt'res G'ſicht der Petrus macht,
Gottvater ſelbſt im Himmel lacht!
Caſtelli, Bäuerle, Saphir,
Die ſorg'n im Himmel ſchon dafür
Mit Anekdoten, G'ſpaß und Witz,
Die mehr noch zünden als der Blitz,
Daß Alles fangt zum Lachen an,
Wie Einer nur'n Mund aufthan!
Und daß ein' Abwechslung dabei,
Sein jetzt beinand d'Fidelſten drei,
Das Kleeblatt: Knieriem, Leim und Zwirn,
Die jetzt'n „Lumpazi" Ob'n aufführ'n!
No, da is's doch per se ausg'macht,
Daß bei der Hetz — der Himmel lacht!
Den Jubel nur von Zwirn und Leim,
Daß endlich kehrt der Knieriem heim;
Und wie aufgangen d'Himmelsthür
Schreit Zwirn: „Ob's d' hergehſt glei' zu mir!"
Und Leim ruft zu ihm voller Freud:
„G'ſchwind, Brüderl! den Contract ernent!"
Da ſalutirt der Sansquartier:
„Herr Schuvernör! gar ka Idee,
Im Himmel gibt's Contracte nicht,
Wann ſie der Tod auf Erden bricht!"
„Dös is — ſagt Zwirn — a' alte G'ſchicht'".
Und macht dazu ſein g'wiſſes G'ſicht!
Und Alles lacht, der Petrus auch,
Und halt't ſich ſeinen Pförtnerbauch!
„Wie geht's im lieben Wien jetzt zua,
„Hab'n d'Wiener noch zum Lachen g'nua?"
„„Herr Schuvernör! ſagt Sansquartier,
Die Wiener ſein zwar flott, wie eh',
Doch ſcheint mir, thun's ſich oft genirn,
Weil 's ſich ſo gern jetzt maſchkerir'n,
Wann's woll'n im Faſching luſtig ſein!
Dös is ihr größte Freud allein!
Seit dem z'ſamg'riſſen 's alte Wien,
Hat auch ein' Riß der — frohe Sinn!
Der Steffel is auch ernſter wor'n,
Er hat ſogar ſein „Spitz" verlor'n!
Vor Theu'rung, — Steuern, — Preßnovell',
Kommt der Hamur nit von der Stell,
Vor Politik und Deficit
Kommt's neue Wien zum Lachen nit!""
„Dös wär nit z'wider!" brummt der Zwirn,
„Wann d'Weaner ihr'n Hamur verliec'n!"
D'rauf preßt's dem Leim die Frag heraus:
„Wie ſchaut's denn mit'n Theater aus?"

Der Knieriem ihn auf d'Seiten zieht
Und singt à la Kometenlied:
„No, mit die Theater, grundgütigster Gott,
Da hab'n jetzt die Wiener ihr g'rimmigste Noth!
Das eine is g'sperrt und das and're — petschirt,
Im dritten wird jetzt: „Schnädregäng!“ nur parlirt!
Ja, da wird am halt angst und bang —
D'Welt steht auf kan Fall mehr lang, lang, lang, lang!“
„Das sein ja andere Verhältniß jetzt?“
Der Zwirn ganz traurig d'rauf versetzt —
„I glaub's, daß's da in Wean nit z'froh,
Doch ich kann's nit ändern, es is halt a so!
No, Brüderl, und wie steht's mit mir?
Denkt Wien an mich noch seit ich hier?
Is nit vergessen schon der Scholz?
Ihr Beifall war ja einst mein Stolz!“
„Vergessen — Du?“ sagt Knieriem d'rauf,
„In Wien kein zweiter Scholz steht auf!
'S hab'n, Brüderl, g'nug Dich schon copirt,
Die falschen Scholz's habn's nit gontirt,
Das Publikum hat g'weint, statt g'lacht,
Hast denn dei' Komik Kein' vermacht?“
„Versteht sich!“ sagt Zwirn mit Bedacht,
„Nur hab i 's ihnen so vermacht,
Daß 's Kaner halt no g'funden hat!“
„Es kummen d'Stern, es wird schon spat!“
Singt Knieriem, „d'rum gebt's mir an Fried,
Mi schlafert schon, i bin so müd!“
„Im Himmel — schlafen? das gibt's nit,“
Sagt Leim, „kommt's zu die Andern mit!“
Und Raymund, Schuster, Krones eil'n
Auf Knieriem zu durch d'Wolkensäul'n,
Und führ'n ihn zu an Göttertisch,
D'rauf Nektar und Ambrosia frisch;
Horch! Hört's nit den Rumor da ob'n?
Ihr glaubt's: a Wetter thut so tob'n?
Nein, 's Lachen ob'n im Himmel is's, —
Extemporirt hat — Nestroy g'wiß!
Vor Lachen zittern d'Wolkenhall'n,
Und weil's auch unserm Herrgott g'fall'n,
So donnert Beifall er vor All'n,
Und Nestroy darf — ka Straf ihm zahln!
D'rauf halt a „Vorlesung“ Saphir,
Dann sorgt Castelli für's Plaisir;
D'rum möcht ich jetzt in 'n Himmel h'nein,
Im Himmel muß's jetzt lustig sein,
Wo jetzt beisamm das alte Wien
Mit sein' Humor und frohem Sinn! —
Der Petrus wischt sich d'Augen aus
Und blickt von seinem Pförtnerhaus

Auf's alte Wien, das trauernd weint
Um Neſtroy, ſeinen — letzten Freund!
Den Reich und Arm mit Stolz ſo nennt,
Der ſelbſt ſich's ſchönſte Monument
Geſetzt, das länger halt't als Erz,
Im dankbartreuen Wienerherz!
Auf dieſem, g'wiß auch ſchönſten Ort,
Prangt Neſtroy's Denkmal ewig fort!

So leb' denn wohl, ruh' ſanft Dich aus
Am Friedhof in Dein' ſtillen Haus,
Vom Himmel freundlich auf uns blick',
Ganz Wien denkt ſtets an Dich zurück!!

Odry. Ein Stück, in welchem Odry eine Rolle hatte, ward bei der erſten Vorſtellung ausgepocht, obgleich ſowohl er als die übrigen Mitwirkenden Alles gethan hatten, was in ihren Kräften lag, dies zu verhüten.

„Es iſt nicht Ihre Schuld," ſagte der Verfaſſer zu ihm, „man hat mich übereilt und das Stück zu früh auf die Bühne gebracht. Ich hätte es noch feilen ſollen. Die Birne war noch nicht reif."

„Aber ſie iſt doch abgefallen?" erwiderte Odry.

— Odry. Als man an einem Tage das Trauerſpiel „Iphigenia in Aulis" auf dem théatre français und im Odeon gab, ſagte Odry: „Nun wird man es doch nicht mehr in Abrede ſtellen, daß die großen Theater dem Publicum keine Opfer bringen, um ſich bei demſelben beliebt zu machen.

— Odry befand ſich einſt bei dem Leichenbegängniß eines Collegen, der mehr wegen ſeines Herzens als ſeiner künſtleriſchen Leiſtung Achtung verdiente und genoſſen hatte. In dem Moment, wo der Sarg in die Erde verſenkt wurde, vernahm man zufällig ein gellendes Pfeifen. „Der arme N.," ſagte Odry mit wehmüthigem Ton, „auch noch nach ſeinem Tode wird er ausgepfiffen."

— Odry. Bei einer Gemälde-Ausſtellung verweilte eine wegen ihren Liebes-Intriguen berüchtigte Schauſpielerin lange bei einem Ge-

mälde: „Ixion im Tartarus“. — „Haben Sie es nun recht genau in Augenschein genommen?“ fragte sie einer ihrer Begleiter. — „Ich kann mich gar nicht satt daran sehen,“ erwiderte sie, „ich bin zwar keine Kennerin, aber meiner Meinung nach ist es das schönste Stück auf der ganzen Ausstellung.“ Odry, der dies Gespräch mit angehört hatte, sagte zu einem Nebenstehenden: „Mich wundert das gar nicht. Sie hat immer eine große Vorliebe für die roués *) gehabt.“

— Odry sagte: „Die Thiere sind jetzt nicht allein dazu nützlich, ein Theaterstück beliebt zu machen, sie verschönern auch das weibliche Geschlecht. Ich sah jüngst eine junge Dame; ihr Halsschmuck und ihre Ohrringe bestanden aus Schlangen, sie trug einen Ring mit sich schnäbelnden Tauben, ihre Armbänder zeigten Löwenköpfe, ihr Gürtel hatte ein Schloß in Gestalt eines Schmetterlings, auf ihrem Shawl waren Papageien und auf ihrem Kopfe prangte ein Paradiesvogel. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß eine Dame, die dergleichen Putz liebt, auch ihren Mann, wider seinen Willen, mit einem Schmuck aus dem Thierreiche versieht.“

— Odry. Ein Pariser Journal machte aus Spott bekannt, daß das Theater Odéon geschleift und den Gärten des Palais Luxembourg einverleibt werden solle. Odry benutzte diesen Einfall, und machte nun eine Beschreibung, mit welchen Bäumen, Stauden, Blumen und Kräutern die einzelnen Theile des Theaters bepflanzt würden:

„In dem Amphitheater: Schaafgarbe und Saubohnen.

Im Peristyl: Cypressen und Trauerweiden.

In der Casse: Glanzgras und Minze.

Im Parterre (wo schon Gras wächst): Wolfsmilch und andere Schmarotzerpflanzen.“

In dem Badezimmer: Nachtschatten und Schaflinsenkraut.

Im ersten Range: Monatsrosen.

Im Balkon: Gänse- und Maiblümchen.

Im Paradiese: Knoblauch, Zwiebeln und Kümmel.

Im Orchester: Mohn, Aurikeln (Franz. Bärenohren).

An die Stelle des Kronleuchters: die Sonne.

Auf der Auffahrt: eine Allee von Taxusbäumen.

In dem Souffleurloch: ein großer Pilz.

Auf der Bühne: Chinesische Parasols und Lusthäuser in mancherlei antiquen und modernen Formen.

---

*) Roués heißt Geräderte, wird aber auch wie Jederman weiß, als Bezeichnung ausschweifender Menschen gebraucht.

In dem Zimmer, in welchem die neuen Stücke vorgelesen werden: Zwerglorbeerbäume.

Im Foyer: Orangen.

In der Loge der Schauspieler: sich schmiegender Epheu.

In der Loge der Schauspielerinnen: Zaunrebe.

In dem Cabinet des Directors: Passionsblumen.

In dem des Cassirers: Windhalm.

Rund herum: Granatbäume.

Oldefried, Anna. Pope, der berühmte Zeitgenosse der Oldefried, stellt diese Künstlerin als die Dame seiner Zeit dar, die es im Luxus und im sinnlichen Vergnügen am weitesten gebracht hätte und läßt sie, als höchst eitles Weib, bei der Ahnung ihres nahen Endes und der damit verbundenen Schmucklosigkeit ihres Körpers ausrufen: „Himmel, blos ein wollenes *) Sterbekleid? Wie empörend! Ich vermag es nicht zu fassen!“

— Oldefried. Als sie in ihren letzten Zügen lag, wandte sie sich zu der bei ihrem Todtenbette stehenden Kammerjungfer mit den Worten: „Bringt mir meine Spitzen und Mousselin-Gewänder in Ordnung, sie werden meinen Körper, meine Züge beleben, wenn die natürliche Farbe sie verläßt. Vor Allem spart die rothe Schminke nicht! Der Gedanke, häßlich zu sein, ist unerträglich, selbst wenn man todt ist!“ — Dieses waren die letzten Worte, welche den Lippen der großen Künstlerin entflohen.

Opitz. Zur Zeit, wo der als Heldenspieler bekannte Opitz die Direction des Leipziger Stadttheaters führte, war eine seiner Lieblingsrollen „Carl Moor“ in Schiller's „Räuber“. Er bediente sich in diesem Trauerspiele, wie das noch häufig heutzutage sogenannte routinirte Schauspieler zu thun pflegen, besonders Knall-Effecte, um dem Publicum zu imponiren. So in der Scene des vierten Actes, wo er nach Wiederauffindung seines Vaters das Pistol über die schlafenden Räuber abfeuert. Als seine Räuber hatte er Leipziger Stadtsoldaten (sogenannte Meisen) engagirt, die damals sehr lange Zöpfe trugen. Der Knall hatte pflichtgemäß das Theaterpublicum erschreckt, die Räuber waren aufgesprungen, aber einer blieb liegen und krümmte sich am Boden hin und her. Opitz, mit dem Effect allein beschäftigt, wollte eben seine großartige Rolle losdonnern, als er den zu seinen Füßen Liegenden erblickte; wild schnaubte er ihn

*) Nach einer Parlamentsacte der damaligen Zeit mußten die Leichen in Flanell eingewickelt werden. Durch dieses Gesetz bezweckte man die Erzeugung der inländischen Wolle zu vermehren.

an und gebot ihm aufzustehen. Der Statist aber schrie im ächten Leipziger Dialect und convulsivisch zappelnd: „Herr Jeechen, Herr Opitz, se treten m'r ja auf mei Zupp!“ Brausendes Gelächter erfüllte das Haus. Der Effect dieser ernsten Scene war erreicht — ob auch anders als der Heldenspieler gewollt.

Paris. Im zweiten Epigramm des zweiten Buches hat Martial einem Tänzer, Paris, ein Denkmal gesetzt, das, ist es nicht für Geld gedichtet — denn Martial war arm, wie viele Dichter, und sang dann auch wie Viele, wo es Aussicht auf Gewinn gab, — diesen Künstler als das Ideal seiner Kunst zu jener Zeit darstellt. Sein Leichenstein stand zur Seite der Flaminischen Straße und scheint in gutem Style prachtvoll gearbeitet gewesen zu sein; denn eben von ihm nahm Martial Gelegenheit, den Ruhm des Künstlers auf die Nachwelt zu bringen. Ob Fanny Elsler, die Taglioni, die Ceritto wohl auch nach 1600 Jahren so dem Kenner noch bekannt sein werden, wie — sei's mit Recht oder Unrecht, mit Wahrheit oder aus Schmeichelei — dieser Paris? Man höre:

Laß ja nicht unbeseh'n den edlen Marmor,
Gehst Du die Straße des Flaminius.
Die Freude unsrer Stadt, Aegyptens Witz,
Die Lust und Grazie, das Spiel, die Wonne,
Die Zierde und der Schmerz der Bühn' in Rom,
Die Liebesgötter und Göttinen alle
Sind in dem Grabe, wo hier Paris ruht!

Die sieben Verse des Originals, welche hier mit ebenso viel deutschen fast Wort für Wort übersetzt sind, haben so den Namen des Künstlers erhalten, welchen ein Marmorstein verewigen sollte. Der Stein ist längst zu Staub geworden; das Epigramm des Martial aber lebt noch heute und wird noch lange leben. Welche Denkmäler sind nun die besten und die dauerhaftesten? Die papiernen! Wo sie nicht dem Erz und Stein zu Hilfe kommen, da werden letztere umsonst den Ruhm verkünden.

Préville betrat zuerst die Bühne in Paris im Jahre 1753 als Crispin in dem Stück: „Der Universalerbe“ und als St. Germain in: „La Famille extravagante“. Er erndtete den lautesten und ungetheil-

testen Beifall, aber er hatte auch schon zuvor in vielen Provinzialstädten, und namentlich in Rouen gespielt, wo ihm eine Belehrung zu Theil ward, die er sich nicht umsonst sagen ließ und die auch noch jetzt angehende Schauspieler seines Rollenfaches wohl beherzigen mögen. Préville war nämlich der Liebling des Publikums in Rouen, er betrat nie die Bühne, ohne die lautesten Beifallsbezeugungen davon zu tragen; wer dort Ansprüche auf ästhetische Bildung machte überhäufte ihn mit Lobeserhebungen. Mitten unter diesen allgemeinen Ausbrüchen des Beifalls wurde er oft unter den Zuschauern einen bejahrten Mann, in einem schwarzen Kleide, gewahr, der sich ihm bemerklich zu machen strebte. Er blickte auf Préville mit einem mitleidigen Lächeln, schüttelte bedenklich den Kopf, zuckte die Achseln, hob die rechte Hand in die Höhe und drohte mit dem Zeigefinger, dann aber, ohne einen Laut von sich zu geben, zog er sich wieder unter die übrigen Zuschauer zurück. Préville lachte anfänglich über diesen Sonderling, da aber der schwarze Mann dies Manöver immer wieder erneuerte, so reizte dies seine Neugier. Er redete daher einst den Unbekannten an und fragte ihn, was er mit seinem sonderbaren Geberdenspiel eigentlich sagen wolle! „Mein Herr!“ versetzte der Befragte, „Sie haben alle Anlagen, einst ein vorzüglicher Schauspieler zu werden, wenn sie sich aber nicht mäßigen, werden Sie sich nie über einen gewöhnlichen Possenreißer erheben.“ Er ließ sich nun in eine Zergliederung der Rollen ein, welche Préville seither gespielt hatte; er zeigte ihm, wo und wie er bei seinem Spiel gegen die Wahrheit des dargestellten Characters verstoßen, wie er den Anstand durch Lazzi verletzt, wodurch er sich zwar den rauschenden Beifall der Menge, aber auch den gegründeten Tadel der Kenner zugezogen habe, und ähnliche Mißgriffe. Préville war bescheiden und verständig genug, sich die Bemerkungen dieses Aristarchen zur Richtschnur dienen zu lassen. Sein scharfsinniger Tadler war ein alter Procurator, der aber von seinen Jünglingsjahren an schon eine entschiedene Vorliebe für die Bühne gehabt und dies Steckenpferd auf alle mögliche Weise gehegt und gepflegt hatte. Préville bewarb sich von diesem Augenblick an um die Freundschaft des Greises und holte sich bei ihm Rath. Er legte die Mängel ab, worauf ihn sein Freund aufmerksam machte, und die, wenn sie ihm erst zur andern Natur geworden, sich in grobe Fehler verwandelt haben würden.

— Préville hatte, auf die Empfehlung mehrerer Freunde eingewilligt, ein junges Mädchen, das sich durch seine Schönheit auszeichnete und das sich zum Theater ausbilden wollte, durch seinen Rath und Unterricht zu unterstützen. Das Mädchen hatte ein angenehmes Organ,

ſprach ihre Mutterſprache ſehr rein und Alles dies ließ, vereinigt mit ihrem Aeßern, erwarten, daß ſie eine gute Aufnahme bei dem Publicum finden würde. Préville hatte, um dieſe ſchöne Statue zu beleben, ſie die Rolle der Ariadne einſtudiren laſſen. Eines Tages machte er ſie auf die Schönheiten dieſer Rolle aufmerkſam und ſuchte ihre Einbildungskraft dadurch zu entflammen, daß er ihr die Leiden dieſer unglücklichen, von ihrem Geliebten betrogenen und verlaſſenen Fürſtin ſchilderte. Nachdem er, voll Feuer, ſeiner Schülerin dies auseinander geſetzt, ſagte er ihr: „Nun, Mademoiſelle, überlaſſen Sie ſich jetzt ganz Ihrer Empfindung: glauben Sie nicht, daß Sie zu viel thun; Sie müſſen Gefühl, müſſen Seele zeigen. Nun, laſſen Sie hören.“ Das junge Mädchen ſagte die Rolle her, aber ganz kalt. In Préville's Innerem kochte es vor Ungeduld; er nahm ſich indeß zuſammen. „Wie,“ ſagte er, „Mademoiſelle, Sie bleiben kalt in einer ſo rührenden Situation? Sehen Sie, ich ſelbſt muß weinen, wenn ich dieſe Verſe herſage, ſo bewegt bin ich. So gerathen Sie doch in Bewegung (ſchrie er ihr aus vollem Halſe zu) weinen Sie, ſchluchzen Sie; fangen Sie noch einmal an. — Aber Sie empfinden nichts, das ſehe ich ſchon? laſſen wir alſo Ariadnen ſein, und reden wir von ihnen ſelbſt. Wir wollen etwas zuſammen plaudern. Sie werden doch auch einmal heirathen wollen, nicht wahr? Antworten Sie mir.“ O, — ja, mein Herr. „Nun, ſehr wohl, Mademoiſelle. Wenn nun Ihr Geliebter, ich will ſagen, Ihr Verlobter, der, den Sie erwählt haben, ſich von Ihnen entfernte wenn er Sie im Stiche ließe, was würden Sie da thun?“ Mein Herr — „Nun, antworten Sie mir frei heraus, ohne Umſtände!“ Nun — ich würde mir einen Andern nehmen. „Was? Sie würden ſich einen Andern nehmen! Mademoiſelle, dieſe Stunde iſt die letzte, die ich Ihnen gebe; laſſen Sie es ſich nie einfallen, im Trauerſpiel oder im Luſtſpiel auftreten zu wollen. Sie werden es nie zu etwas bringen: das ſage ich Ihnen! Werden Sie Ladenmädchen, Näherin, oder was Sie ſonſt wollen. Ich empfehle mich Ihnen!“

— Préville ſpielte einſt in Fontainebleau in dem Luſtſpiele: „Le Mercure galant“. Wie er als Soldat gekleidet, die Bühne betreten will, hielt ihn die Schildwache für einen betrunkenen Soldaten mit der Tabackpfeife im Munde und ſtieß ihn unſanft mit den Worten zurück: „Kamerad! um Gottes Willen, bleibt zurück, ſonſt komm' ich in Arreſt!“ Préville entwiſchte ihm, erſchien auf dem Theater, und das laute Beifallklatſchen, womit er empfangen wurde, ſetzte die Schildwache in ein ſolches Erſtaunen, daß der Verdutzte mit offenem

Munde und ſtieren Augen lange unbeweglich da ſtand, wie eine Bildſäule.

Paſta. Die Paſta wurde einſt in Trieſt von einem dreijährigen Kinde, in Lumpen dürftig gehüllt, angeſprochen. Es näherte ſich ihr ſchüchtern, und bat um ein Almoſen für eine blinde Mutter. Der Angeſprochenen traten die Thränen in die Augen, raſch reichte ſie dem Kinde alles dar, was ſie bei ſich hatte. Ihre Begleitung lobte zwar ihre Mildthätigkeit, aber der Eine und der Andere äußerte doch, man könne nicht immer ſolcher Schilderung völligen Glauben beimeſſen und müſſe behutſamer ſein. Nachdem ſich die Künſtlerin die Augen getrocknet, ſagte ſie:

„Ich kann Ihnen eben ſo wenig in dem mir ertheilten Lobe als in Ihren Bedenklichkeiten beipflichten. Dies Kind hat mich auf eine zu rührende und ungekünſtelte Weiſe um eine Gabe gebeten. In ſeinen Augen ſtand das Unglück ſeiner Mutter gar zu deutlich geſchrieben, das Elend in der armſeligen Wohnung, der Mangel der Kleidung, Hunger und Froſt. Ich würde eine große Schauſpielerin ſein, wenn ich einmal ſolch tiefes Elend durch Mienen und Geberden ſo ſprechend ausdrücken könnte.“

Quin, James. Thomſon, der ſowohl in Großbritanien, als im Auslande, wegen ſeiner geiſtvollen Gedichte ſo hoch gefeiert worden iſt, kam aus ſeinem Vaterlande Schottland, in ſehr dürftigen Umſtänden, nach London. Seine erſten dichteriſchen Verſuche verſchafften ihm nur ein kärgliches Auskommen, und er ſah ſich genöthigt, Schulden zu machen. Endlich erſchien ſein berühmtes Gedicht: „Die Jahreszeiten,“ und machte großes Aufſehen. Jetzt beſtürmten ihn ſeine Gläubiger, ſeine Schulden abzutragen, und Einer davon, der nicht gleich befriedigt werden konnte, war ſo hartherzig, ihn deshalb verhaften zu laſſen. Quin hatte Thomſon's „Jahreszeiten“ mit großem Intereſſe geleſen, und als er von des Dichters hartem Schickſal Kunde erhielt, ging er ſogleich in das Gefängniß deſſelben und verlangte, ihn zu ſprechen. Dieſe Bitte wurde ihm gewährt. Beim Eintritt in das Stübchen, in welchem Thomſon ſaß, ſagte er zu ihm: „Mein Herr! Ich

heiße Quin! Mein Name iſt Ihnen vielleicht bekannter, als mein Talent. — Ich wünſche, die Ehre zu haben, mit Ihnen ein Abendbrod verzehren zu dürfen, und ich hoffe von Ihrer Güte, daß Sie es mir verzeihen werden, wenn ich bei dem Wirth Ihrer jetzigen Wohnung die Mahlzeit ſchon etwas voreilig beſtellt habe."

Thomſon war nicht wenig verlegen; aber der Wunſch, einen ſo berühmten Schauſpieler näher kennen zu lernen, und die zarte und gutmüthige Weiſe, womit dieſer ſich bei ihm einzuführen geſucht, unterdrückten die erſte Aufwallung eines gekränkten Ehrgefühls. Er bewilligte die Bitte.

Nach Verlauf einiger Stunden, wo man in einem geiſtreichen Geſpräche über manche intereſſante Gegenſtände ſich wechſelſeitig angenehm unterhalten hatte, ſagte Thomſon endlich zu Quin: „Erlauben Sie mir eine Frage! Wie ſind Sie dazu gekommen, mich, einen jungen ſchottiſchen Schriftſteller, der in London Keinem dem Namen nach bekannt ſein kann, hier aufzuſuchen? Wenn der Fall umgekehrt wäre, würde mich dies nicht befremden. Wer ſollte nicht wünſchen, die perſönliche Bekanntſchaft eines ſo berühmten und allgemein beliebten Künſtlers machen zu wollen." „O, Sie wiſſen nicht, was ich Ihnen für Dank ſchuldig bin, verſetzte Quin, „ich lag ſehr krank darnieder, war faſt dem Tode nahe, da bekam ich Ihr Gedicht, die „Jahreszeiten," in die Hände, und ich hab' es mit ſo vielem Vergnügen geleſen, daß es die wohlthätigſte Wirkung auf meine Geneſung gehabt hat. — Da ich täglich mein Ende erwartete, ſo kam ich auf den Gedanken, Ihnen für die Erheiterung der letzten Stunden meines Lebens, als einen geringen Beweis meiner Erkenntlichkeit, in meinem Teſtamente hundert Pfund Sterling zu übermachen. Die bin ich Ihnen daher geſetzmäßig ſchuldig. Ebenſo viel hab' ich bereits, mit weniger Grund, meinem Arzte gezahlt. Nach reiflicher Erwägung, beſonders in Ihrer jetzigen Lage, ſcheint es mir am Beſten, nicht erſt mit der Abtragung meiner Schuld bis zu meinem Ableben zu warten. Ich bezahle meine Schulden gar zu gern je eher je lieber, und ich hoffe, Sie werden nichts dawider haben." Ehe Thomſon noch antworten konnte, umarmte ihn Quin und bat dann, ihm zu erlauben, daß er ſich den folgenden Mittag wieder bei ihm als Gaſt einfinden dürfe. Der beſtürzte Dichter wollte ſeinem gepreßten Herzen Luft machen, aber Quin war bereits aus dem Zimmer. Den folgenden Mittag fand ſich Quin zur beſtimmten Zeit bei dem Gefangenen ein. Er erwähnte mit keiner Silbe ſeines geſtrigen Anerbietens. Man unterhielt ſich bei der Mahlzeit, die Quin ebenfalls beſtellt und bezahlt hatte, ſehr heiter über manche Gegenſtände auf

dem Gebiete der Literatur und der schönen Künste. Quin entfernte sich nachdem man abgespeist, unter dem Vorwande, ein dringendes Geschäft erlaube ihm nicht, länger in einer so angenehmen Gesellschaft zu bleiben, und indem er den gefangenen Dichter herzlich umarmte und ihn bat, ihm seine Freundschaft für immer zu schenken, ging er davon.

Unter dem Gedeck der Tafel fand Thomson eine Banknote von hundert Pfund Sterling. Ein Theatercoup, der noch mehr dem Herzen, als den Talenten des berühmten Schauspielers zur Ehre gereichte.

— Quin. Garrick kam einmal auf den Einfall, den „Othello" in Mohrentracht zu spielen, wodurch seine Figur noch kleiner sich ausnahm, als sie wirklich war. Als gleich nach der Vorstellung ein Freund dem Quin hiervon erzählte, sagte er: „Sie müssen sich geirrt haben, lieber Freund, der kleine Mann kann mit dem „Othello" gar keine Aehnlichkeit haben; er muß ausgesehen haben, wie „Desdemona's" kleiner Mohr, der ihr den Theekessel besorgt.

— Quin. Mecklin hatte ein Lustspiel gemacht und zeigte es seinem Freunde Quin. Als dieser es gelesen hatte, gab er es mit der Aeußerung zurück, es könne wohl bei der Aufführung einiges Glück machen, aber er rathe doch, noch einige Zeit zu warten, ehe er es auf die Bühne brächte. — Mecklin befolgte diesen Rath, brachte aber nach Verlauf von einigen Monaten die Sache auf's Neue zur Sprache; er erhielt die nämliche Erklärung. — Als sich Mecklin mehrmals mit diesem Rathe abgefertigt sah, ward er endlich verdrießlich und fragte trotzig: „Wie lange soll ich denn mit meinem Stücke warten?" — „Bis zum jüngsten Gericht! versetzte Quin, „dann mag Dein Lustspiel mit Dir zugleich verdammt werden."

— Quin wünschte lange, einmal Plymouth zu sehen. Endlich reiste er auf die wiederholten Einladungen seiner Freunde dorthin, es gefiel ihm aber gar nicht. Als man ihn bei seiner Rückkehr in London fragte, ob er sich in Plymouth vergnügt habe, antwortete er: „Nicht im geringsten, denn, mit Ausnahme des Weinessigs, war dort Alles sauer."

— Quin speiste einst bei einem reichen, aber sehr geizigen Lord auf dem Lande. Der Wirth setzte seinen Gästen bloß rothen, sehr schlechten Wein vor, und bat sie, ihn zu entschuldigen, daß er sie nicht mit bessern Sorten bewirthe, weil er das Unglück gehabt habe, den Kellerschlüssel zu verlegen. — Nach dem sehr einfachen Mittagsmahle führte der Lord seine Gäste in den Garten, um ihnen dessen Schönheiten zu zeigen. Unter andern wies er ihnen auch ein Vogelhaus, in dem sich viele ausländische Vögel befanden, worunter auch ein Strauß war. „Dieser Strauß," sagte der Lord, „hat ganz sonderbare Eigenschaften

sollten Sie wohl glauben, meine Herren, daß er ganze Stücke Eisen verschlucken und verdauen kann?"

„Gott verdamm' mich!" rief Quin aus; „ich glaube, er hat, Mylord! auch Ihren Kellerschlüssel verschlungen; ich möchte Ihnen daher rathen, sich je eher, je lieber einen andern machen zu lassen.

Quadagni glänzte als Sänger in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und entzückte ganz Italien durch den Zauber seiner Stimme. Die Natur schien dieses Opfer der zu jener Zeit in jenem Lande herrschenden schändlichen Verstümmelungen dadurch entschädigt zu haben, daß sie diesem herrlichen Sänger nicht nur die reinsten Töne, sondern auch ein vortheilhaftes Aeußere, ein seltenes Gedächtniß, und dabei in Allem, was er unternahm, eine bewunderungswürdige Fertigkeit zugetheilt hatte. Das gesammte kunstliebende Europa strebte nach dem seltenen Genuß, diesen damals hochberühmten Sänger zu hören, wie bedeutend auch seine Forderungen waren, wenn es darauf ankam, sich hören zu lassen. Wenige Künstler vereinigten in so hoher Vollkommenheit so verschiedenartige Talente; denn Quadagni war Sänger, Schauspieler und Deklamator. Seinetwegen, oder vielmehr um seiner Stimme willen, komponirte Gluck seinen Orpheus; und oft soll dieser große Komponist geäußert haben, Quadagni mache durch seinen himmlischen Gesang die Musik zur Stümperin, da er solche Täuschung hervorzubringen wisse, daß man kaum unterscheiden könne, ob Orpheus in der That, oder ein Mensch diese wirklich himmlischen Töne hören lasse. Er sprach mehrere Sprachen mit seltener Fertigkeit; er hatte sich eine geraume Zeit zu London aufgehalten, und war daselbst der englischen Sprache dermaßen mächtig geworden, daß nach seiner Rückkehr in Italien, Engländer, die ihn nicht kannten, den Italiener als ihren Landsmann begrüßten. — Dies waren Quadagni's Eigenschaften. Er hatte aber auch seine Untugenden, die ihm so manche Ungelegenheiten zugezogen haben, ohne welche er höchst wahrscheinlich ein ebenso wohlhabender Mann geworden wäre, als er unstreitig ein ausgezeichneter, ja der erste Kunstsänger seiner Zeit gewesen. Quadagni besaß einen unerträglichen Hochmuth, eine unbegränzte und leckerhafte Eßbegierde und eine Prachtliebe, die nur einem regierenden Fürsten zukam.

Quinault. Zu Voltaires Theaterstück, l'Enfant prodigue gab ein besondrer Umstand Veranlassung. Demoiselle Quinault, die in Paris lange Zeit mit allgemeinem Beifall die Rollen der Soubretten spielte, kam im Sommer des Jahres 1736 zufällig auf dem Markt Saint Ger-

main. Hier ſah ſie eine ſchlechte Farce unter dem Titel: l'Enfant prodigue ſpielen, die indeß doch nicht ohne alles Intereſſe, in Anſehung der Verwickelung und Löſung des Knotens, war. Die Sache ſelbſt war ihr ſo wichtig, daß ſie hernach davon mit vielen Bekannten ſprach und hinzufügte: daß ſie den Plan dem Dichter Destouches erzählen wolle, um daraus etwas für die Bühne zu machen. Voltaire war zugegen als Demoiſelle Quinault dieß äußerte, er ſchien zwar wenig darauf zu achten, aber er entfernte ſich gleich darauf. Den folgenden Tag beſuchte er Demoiſelle Quinault des Morgens ſchon ganz früh und fragte ſie: Haben Sie ſchon mit Destouches wegen des Theaterſtücks l'Enfant prodigue, geſprochen? „Ich hab' ihn noch nicht geſehn," erhielt er zur Antwort. In dieſem Fall bitt' ich, ihm nichts davon zu ſagen, ich werd' Ihnen das Stück bringen. Bei dieſen Worten zog er die Skizze von dem Stück aus der Taſche und er hätte ſogar ſchon einige Scenen ausgearbeitet. Demoiſelle Quinault war ſehr erſtaunt darüber. Voltaire las ihr den Plan und die fertige Scenen vor, ſie hörte ſehr aufmerkſam zu und machte einige Bemerkungen, die Voltaire auch, ſehr gelehrig, billigte und zu benutzen verſprach. Nach noch nicht zwei vollen Monaten war das Stück fertig. Demoiſelle Quinault gab es bei den Schauſpielern und Schauſpielerinnen für die Arbeit eines Schriftſtellers aus, der gern ungenannt bleiben wollte, es wurde angenommen und einſtudirt. Einige von Voltaire's Stücken hatten damals ſo viel Beifall gefunden, daß er bei der Aufführung eines neuen Kabalen fürchtete, und Demoiſelle Quinault ſuchte alſo dieſen auf eine gute Art vorzubeugen. Sie ließ auf dem Anſchlagzettel ein bekanntes Trauerſpiel ankündigen. Als der Vorhang aufgezogen werden ſollte, kündigte ein Schauſpieler dem Publikum aber an, daß es unmöglich ſei, dieß Trauerſpiel zu geben, weil plötzlich einer der Mitſpieler krank geworden ſei. Der Schauſpieler fügte ſogleich hinzu: daß er indeß den Auftrag habe, dem Publikum ein ganz neues Stück anzubieten, welches eigentlich nur erſt in einigen Tagen hätte gegeben werden ſollen, weshalb er um die Nachſicht der Zuſchauer bitten müſſe, wenn etwa der eine oder der andere die Rolle noch nicht hinlänglich im Gedächtniß haben ſollte. Die Ankündigung eines neuen Stücks iſt immer willkommen, man nahm ſie mit Freuden an, und dieſe günſtige Stimmung des Publikums, das ganz von dem Einfluß aller Kabalen frei war, verſchaffte dieſem kleinen Voltaireſchen Stück, da es überdem intereſſirte, den größten Beifall. Durch dieſe Liſt verſchaffte Demoiſelle Quinault dem berühmten Voltaire einen Sieg über ſeine Antagoniſten, der ihm

ſonſt ſehr erſchwert worden wäre, wenn ſie die ganze Sache nicht ſo geſchickt und verſchwiegen behandelt hätte. Nach der Zeit ſtand das Stück faſt immer auf dem Repertoire, und nur erſt nach vielen Jahren iſt es nicht mehr auf der Bühne dargeſtellt worden.

Roſambeau, früher eine Zierde des franzöſiſchen Theaters, iſt hochbejahrt geſtorben, und die Pariſer Blätter erinnerten nun an die zahlloſen Anecdoten, welche von dieſem originellen Schauſpieler erzählt werden. Früher war er einmal in Marſeille engagirt, und das dortige Publicum mißhandelte ihn regelmäßig ſo ſehr, daß er faſt nie eine Rolle zu Ende ſpielen konnte. Er benutzte dies bald, und memorirte von ſeinen neuen Rollen immer nur die erſte Hälfte, weil er wußte daß man ihn doch nicht weiter ſpielen laſſe. Eines Abends wurde er jedoch ganz gegen die Gewohnheit nicht nur nicht ausgepfiffen, ſondern ſogar beklatſcht. „Was iſt das?“ ſagte da Roſambeau; „die Leute irren ſich gewiß.“ Das Publicum klatſchte fortwährend. „Was wirſt Du nun anfangen,“ fragten ihn ſeine Kameraden, die recht wohl wußten, daß er ſeine diesmalige Rolle ebenfalls nur zur Hälfte memorirt hatte. Roſambeau kam aber nicht aus der Faſſung; ſobald er an die Stelle gelangte, über die hinaus er nichts auswendig gelernt hatte, trat er ganz dicht an die Lampen vor, verbeugte ſich dreimal vor dem Publikum und ſetzte demſelben offen ſeine Lage auseinander. „Wenn Sie mir auch in der Zukunft ihre Gunſt ſchenken wollen,“ ſchloß er ſeine Rede, „ſo werde ich meine Rollen von Anfang bis zu Ende memoriren. Heute erlauben Sie mir, die zweite Hälfte aus dem Buche abzuleſen.“ Man klatſchte wieder, und von dieſem Augenblicke an war er der Liebling des Publicums. — Roſambeau iſt übrigens derjenige, welcher zuerſt die von Pappe nachgemachten Speiſen von der Bühne zu entfernen wußte. Setzte man ihm ein Huhn von Pappe vor, ſo rief er ohne Umſtände mit großem Pathos aus: „Nichts iſt ſchön als das Wahre, und das Wahre allein iſt liebenswürdig!“ „Ich will das Publicum nicht täuſchen laſſen,“ erklärte er dem Regiſſeur, „und ich ſpiele die Rolle nicht, wenn man mir nicht ein wahres Huhn von Fleiſch und Bein vorſetzt.“ Eben ſo

machte er es mit dem Wein; er ſpielte nicht, wenn er nicht wahren Wein trinken konnte.

— Roſambeau war ein genialer Schauſpieler, aber ein liederliches Genie. Roſambeau hatte mit dem größten Glücke in der Opera comique angefangen, und zuletzt in den kleinen Folies dramatiques aufgehört; als ihn auch dieſes Theater nicht mehr behielt, zog er, wie Diogenes, in den Straſſen von Paris herum, und führte ein künſtleriſches Nomadenleben. Alle Schauſpieler von Paris unterſtützten dieſes zu Grunde gegangene Talent, aber vergebens; ſeine Taſchen waren durchlöchert, das Geld blieb nicht darin. Beſonders die Mars gab ihm viel: als er jedoch alle Tage und in immer verwildertem Anzuge kam, gab ſie ihm ein Abonnementsbillet zu einer Badeanſtalt mit den Worten: „Das iſt das Einzige, was ich noch für Sie habe.“ Roſambeau ging in die Badeanſtalt. „Ein Bad!“ rief er, indem er ſeine Karte hinreichte. Während es bereitet wurde, las er den aufgehängten Tarif: „Ein Bad ein Francs, ein Frühſtück ein Francs, —„Garçon,“ rief er, „kann ich ſtatt des Bades ein Frühſtück für mein Billet haben?“ „O ja!“ — „Dann her damit, das iſt nahrhafter.“ Er ſtarb im größten Elend, und die Schauſpieler von Paris ließen ihn anſtändig beerdigen.

Raimund, Ferdinand. Vielleicht gab es nie ein Gemüth, welches weicher, zarter, poetiſch tiefer geweſen wäre, als das des genialen Raimund, des unglücklichen Dichters. Seine Seele war eine Aeolsharfe, vom leiſeſten Lufthauche bewegt und oft milde, melodiſche Klänge ausſtrömend, aber eben ſo oft in ſchrille Schmerzenstöne ausbrechend, wenn der Sturm die Saiten ſchüttelte. Wir haben dieſes hier vorangeſchickt, damit unſern Leſern die nachſtehende Anecdote nicht als eine müſſige Erfindung erſcheinen möge, ſie beruhet auf buchſtäbliche Wahrheit. — In der Nähe Wiens, auf ſeinem Landgute Guttenſtein, verbrachte Raimund einen Theil des Jahres. Das harmloſe, kindliche Dichterherz glaubte hier in einer idylliſchen Welt zu leben, in einer Welt, wohin die Sittenverderbniß und Entartung der großen Stadt noch nicht gedrungen war. In den ſchlichten Bauern, mit denen er verkehrte, ſah er moraliſch fleckenloſe Geſchöpfe, das goldene Zeitalter glaubte er hier zurückgekehrt, und allen Freunden, deren Beſuch ihm ward, verkündete er, hier ſei die Sage von jenem glücklichen Thal, welche uns das Märchen berichtet, Wirklichkeit geworden. — Raimund hatte eben einen werthen Beſuch aus Wien, machte mit dieſem einen Gang ins Freie und rühmte, wie gewöhnlich, ſeine Nachbaren, die Bauern von Guttenſtein, in begeiſterter Weiſe, malte in blendenden Farben den Ge-

genſatz, welchen ſie zur Moralität der Städter bildeten. In demſelben Momente kommt den Luſtwandelnden taumelnd und fluchend ein trunkener Bauer entgegen. Der Dichter wird blaß und ruft faſt entſetzt: „Was der Tauſend, Hanſel, biſt denn wirklich betrunken?“ — Der Mann, welcher ſich kaum auf den Füßen erhalten kann, ſteht nichtsdeſtoweniger reſpectvoll Rede, und erzählt unter grimmigen Flüchen, wie ſein Vater ihn bei der Theilung eines Ackerfeldes zu übervortheilen gedenke und nun wolle er, der Sohn, zum Gericht, um den alten Halunken von Haus und Hof jagen zu laſſen. Und nach dieſem Berichte taumelt der Bauer ſeines Weges weiter. — Raimund aber ſtößt einen Schmerzensſchrei aus und ſtürzt, den nachrufenden Freund ohne Antwort laſſend, nach Hauſe. Hier ſchließt ſich Raimund in ſeinem Zimmer ein, wirft ſich ſchluchzend zur Erde und bleibt den ganzen Tag, die Nacht, bis ſpät am folgenden Morgen einſam, in der finſterſten Melancholie. — Sein ſchöner Traum, ſeine ächt dichteriſche Phantaſie von der patriarchaliſchen Sittenreinheit ſeiner Guttenſteiner Bauern war ihm zerſtört und der arme Poet weinte händeringend ſeinen vernichteten Illuſionen nach.

— Raimund. „Ich ging,“ ſo erzählt der Dichter L. A. Frankl, „am 28. Dezember 1830 mit einem Freunde durch die Jägerzeile (in Wien.) Es war ein naſſer, grauer Wintertag. Ein Leichenwagen, der zur Stadt fuhr, kam uns entgegen, mehrere Wagen, die ihm das Geleite gaben, folgten; auch ein Mann zu Fuße, in einen dunkelblauen Carbonarimantel eingehüllt. Mein Freund grüßte ihn und wollte ein Geſpräch anknüpfen. „Mir geht's ſchlecht,“ ſagte der Mann in kläglichem Tone. „Sehen's, da fahren's meine Jugend. Jetzt i's todt!“ Die Thränen traten ihm in die Augen und er ging ohne zu grüßen weiter. „Das iſt Ferdinand Raimund,“ ſagte mir mein Freund. „Die Leiche, welcher er die letzte Ehre erweiſet, iſt die der Thereſe Krones, der erſten Darſtellerin der „Jugend“ im „Bauer als Millionär.“

— Raimund. Bei Caroline Pichler war Abendgeſellſchaft, ſie beſtand aus einem feingebildeten, ariſtokratiſchen Kreiſe von Herren und Damen. Auch Raimund war zugegen. Das Geſpräch lenkte ſich auf ein Ereignis, das, durch die Eiferſucht einer Frau herbeigeführt, die Runde durch alle Salons der Reſidenz machte. Wenn auch durch die Thatſache deutlich genug die Worte durchſchimmerten, ſo waren dieſe aus Rückſicht für die anweſenden jungen Damen, doch nur in feinſter Weiſe andeutend. Man denke ſich aber den Schreck der Frau vom Hauſe, welche noch die Salon-Etiquette des vorigen Jahrhunderts bewahrte und die erblaſſende Verlegenheit der Geſellſchaft, als Raimund

der ſich bisher ſchweigend verhalten hatte, ſich gegen einen zunächſt ſitzenden Herrn der Geſellſchaft mit den Worten wandte: „Eiferſüchtig hat meine Madame auch ſein können; da, mein Arm hat's geſpürt: ſie hat mich aus Eiferſucht n'ein biſſen. Da iſt meine Geliebte, die Toni, ganz anders.“ Und gegen Alle gewendet fuhr Raimund fort: „Und was war Schuld an meinem Unglück? Der Mondſchein! und 's grüne Paperl. — Ein allgemeines, verlegenes Verſtummen der Geſellſchaft entſtand, welches der Erzähler für erwartungsvolle Neugierde zu nehmen ſchien, treuherzig erklärte er ſeine Rede: „Ich bin öfter wirklich melancholiſch, und in einer ſolchen Stimmung bin ich allein im Prater ſpazieren gegangen. Es iſt mir dann mancherlei eingefallen, was ſpäter 'n Leuten gefallen hat. Ich gehe zurück, habe Durſt und trete im Wurſt'lprater in's Gaſthaus „Zum Paperl“; da ſitzt die Luis mit ihrem Vater, der auch Localſtück' geſchrieben hat; der Mondſchein hat ſie ſo ſchön beſcheint, daß ſie mir auf einmal intereſſant vorkommen iſt. Ich hab' oft mit ihr Comödie geſpielt, ſie war mir immer gleichgültig, aber heut' hat der Mondſchein ſie ganz verklärt; plötzlich bin ich verliebt in ſie geworden und hab' ſie bald darauf geheirathet. No, das iſt ja bekannt, wie ſie mich ausgepfiffen haben beim erſten Auftreten nach der Hochzeit, weil ich, mein nachmaliges Unglück einſehend, am Tage der Trauung Braut und Hochzeitsgäſte habe ſitzen laſſen.“ Als Raimund ſo treuherzig geſchloſſen, da ſchien es, als ob ein ungenirter, ganz natürlicher Wolf zwiſchen eine wohlgeſittete Heerde gerathen wäre. Man denke ſich die Verlegenheit der Damen. Ein General, der Graf Rothkirch-Panthen, der zugegen war, gab dem Geſpräche eine militäriſch raſche Schwenkung.

— Raimund. Frankl ſaß im Parterre des Hofburgtheaters, um Grillparzer's dramatiſches Märchen: „der Traum ein Leben“ zu ſehen und traf Raimund. „Sie kommen ſehr oft in's Burgtheater,“ ſagte Frankl zu ihm. „Ich kann vom Edlen nicht laſſen; da muß ich mich erholen!“ erhielt Frankl zur Antwort. — Raimund ſah und hörte dem Stück unverwandt zu, war fortgeſetzt unruhig, ohne ein Wort zu ſprechen. Am Schluſſe der Vorſtellung ſagte er zu Frankl wehmüthig: „Sehen Sie, das habe ich immer wollen, und eigentlich iſt mein „Bauer als Millionär“ derſelbe Gedanke. Hier träumt der Held, bei mir iſt Hexerei im Spiele; hier wird er reich und mächtig, bei mir auch, nur muß er Golläpfel aufbeißen, in denen die Ducaten ſtecken, was ſagen will, daß es bitter und ſchwer iſt, reich und mächtig zu werden. Hier ſieht der Held die Liebe, bei mir ſieht die Jugend den Helden, und ſo geht es Scene für Scene fort. Nur die vielen ſchönen Worte habe ich

nicht, die möchtens in meiner Vorſtadt draußen a nit verſtehn. Es iſt ewig ſchad' um mich!"

— Raimund ſaß im Gaſthofe zu Pernitz bei Guttenſtein. Es regnete, als wenn der Himmel die Berge hätte erweichen wollen. Er wartete auf einen Wagen, um nach Guttenſtein zu fahren. Dem Fuhrmann war es um die Pferde leid, er wollte das Unwetter vorüber gehen laſſen. Raimund war in Verzweiflung; er wollte noch vor Nacht nach Hauſe. Aus Langweile ſah er den Bauern in der Schenke zu. Sie ſpielten. Der eine, aus Pottendorf, ſpielte und wettete, gab Wein zum Beſten, ließ Brathühner bringen, und lachte wie ein Beſeſſener, wenn er ganze Hände voll Zwanziger an die Andern verlor. Raimund ärgerte ſich über dieſen Tollen und fragte den Wirth: „Was iſt denn das für ein dummer Kerl, der das Geld hirnlos hinauswirft! Wüßte ich nicht, daß die Bauern dieſer Gegend ehrliche Leute ſind, ich müßte ihn für einen Dieb halten."

„Ei, er ſtiehlt ſich's nur ſelbſt," antwortete der Wirth. „Er hat eine fette Erbſchaft gemacht. Die ganze, reiche Wirthſchaft in Sellern hat ihm ſein Vetter vermacht, und noch viele, viele Tauſend Gulden baares Geld dazu. Nun glaubt er, ſein Geldſack habe gar keinen Boden. Wenn ich nur die Summen hätte, die er Tag für Tag dem zudringlichen Bettler aus dem Raßwald ſchenkt; der Lump iſt noch recht grob mit ihm und gibt ihm ſogar Lehren; ich hätte in zwanzig Jahren ſo viel, daß ich ihn, wenn er ſechzig Jahre alt wird, und nichts mehr arbeiten kann, verſorgen könnte! Nur ein Jahr ſoll er mir ſein überflüſſiges Geld ſchenken," fügte der Wirth hinzu, „nur ein Jahr von ihm ſoll er mir geben, und ich werde ſo viel haben, ihn einſt im Alter verſorgen zu können." In dieſem Augenblicke trat ein Bettler ein und ſagte: „Spielt der Herr ſchon wieder? Er hat mir doch verſprochen, es nicht mehr zu thun!" — Der reiche Bauer erwiderte: „Laß mich! Da haſt du deine Zwanziger, und ſchweig." Der Bauer ſchenkte eine Handvoll an den Armen. Indeſſen kam Raimund's Wagen; er fuhr nach Guttenſtein und in einigen Tagen faßte er den Plan zu ſeinem „Verſchwender."

— Raimund. Auffallend war ſeine äußerliche Aehnlichkeit mit Grillparzer, wenn auch jener blond war und dieſer ſchwarz. Grillparzer begegnete Raimund einſt in der Nähe von Guttenſtein im Walde; Letzterer trug eine Blouſe, die da und dort von Harz triefte, hinter jedem Ohr ſteckte eine Feder, aus der Taſche guckte Papier, ein Dintenfaß trug er in der Hand. Auf die lächelnd geſtellte Frage: „Aber Raimund, wie ſehen Sie aus?" gab er im faſt ärgerlichen Tone die Ant-

wort: „No, wie kann ich anders ausschauen, wenn ich auf die Bamer (Bäume) sitz' und dicht'!"

— Raimund schrieb Folgendes in ein Stammbuch:

Gelehrsamkeit allein, ersinnet kein
Gedicht! denn Wissen ist ein goldner Schatz,
Der tief auf Marmorgrunde ruht; doch in
Das Reich der holden Lieder, schwingt sich nur
Der buntgeschmückte Phönix Phantasie.

Ferdinand Raimund.

— Raimund. Am 8. September 1836 fand Raimund's Leichenbegängniß statt. Um zwölf Uhr Mittags wurde der Hingeschiedene in der Kirche zu Pottenstein feierlich eingesegnet. Hierauf bewegte sich der Trauerwagen mit vier Pferden bespannt, und mit einem bedeutenden Gefolge zu Wagen, mit theilnehmenden Freunden und Kunstgenossen begleitet, über den ziemlich steilen Berg: Hals genannt, auf jenen Gipfel, der eine so erhabene Fernsicht über eine Kette von grauen Bergesspitzen bietet, daß sie nach Raimund's eigener Mittheilung in ihm die Idee zu dem romantischen Stücke „der Alpenkönig" erweckte, nach Pernitz; wo sein Leichnam bei der dortigen Pfarrkirche angelangt, von der Geistlichkeit empfangen und eingesegnet wurde. Von da ging der Zug durch das arkadische Thal nach Guttenstein; hier wurde der Sarg bei der Capelle vom Wagen gehoben; die ehrwürdigen Väter aus dem Orden der Servitten, ihr achtzigjähriger Prior an der Spitze, vom Mariahilfer-Berge herabkommend, verfügten sich zum Leichenbegängnisse, an das sich die sämmtlichen Schauspieler des k. k. priv. Theaters in der Leopoldstadt mit ihrem Director, Herrn Franz Edlen von Marinelli, dann mehrere Künstler der übrigen Theater in Wien und des Theaters in Baden, sodann eine große Anzahl von Freunden und Verehrern des geliebten Todten, endlich eine unabsehbare Menge von Landleuten anschlossen, welchen letzteren der Hingeschiedene oft als ein Freund in der Noth erschien, da viele aus ihnen von ihm reichliche Wohlthaten empfangen hatten.

Es ist nicht möglich, daß irgend ein Trauergeleite einen rührenderen, ergreifenderen Eindruck zu machen im Stande ist; die Ruhe des Feiertags, die Stille der Landschaft, der von Wolken umflorte Himmel, die feierlichen Anzüge der Leidtragenden, der Sonntagsstaat der Thalbewohner, die Wehmuth in allen Mienen, der einfache Trauer-Gesang der Bauernmädchen von sanfter Musik begleitet, das fahle Licht von hundert flackernden Kerzen durch die Bergeswindungen, der dumpfe Klang der Kirchenglocken; es hätte ein Herz von Stein dazu gehört, hier nicht

tief bewegt zu werden. Rührung und Schmerz zeigten sich auch allenthalben; ganz fremde Menschen, die herbeiströmenden Neugierigen, selbst die Kinder, die sich hier versammelt hatten, Alles schien in Thränen aufgelöst. Der Zug wallte zur Kirche. Hier wurde das Todtenamt feierlich abgehalten. Von da bewegte sich das Leichenbegängniß zu dem auf einen ziemlich hohen Bergabsprung liegenden Friedhof, in welchem das ausgemauerte Grab den Tiefbeweinten erwartete. Der k. k. Hofschauspieler, Herr Löwe, der ausgezeichnete Mime, wollte, als der Sarg in die Erde gesenkt wurde, dem Andenken seines Freundes eine Rede der Liebe und der Verehrung widmen, allein, selbst so ergriffen, daß er vor Schluchzen nicht sprechen konnte, vermochte er nur ungefähr zu sagen: „Ferdinand Raimund, den wir Alle so innig geliebt, der als Künstler und Mensch, im In- wie im Auslande, die höchste Achtung genossen, Du, der Du nach dem Kranze der Anerkennung im Leben so oft gestrebt, empfange ihn hier im Tode, „einen Kranz auf seinen Sarg legend. In diesem Augenblick stimmte der Sänger- Chor des k. k. priv. Theaters in der Leopoldstadt eine vom Herrn Theaterdirector von Marinelli in Musik gesetzte Hymne an, und die von Thränen befeuchtete Erde rollte in die Grube.

Die Leopoldstädter-Theaterdirection hat eine Todtenfeier Raimunds auf ihrer Bühne veranstaltet. Der rühmlich bekannte vaterländische Dichter Weidmann, der langjährige Freund des Hingeschiedenen, hat hierzu auf eine höchst sinnige Weise eine Allegorie geschrieben, in welche die interessantesten Charaktere aus Raimunds beliebtesten Werken, der Harfenist aus der „gefesselten Fantasie," Rappelkopf aus dem „Alpenkönig," Florian aus dem „Diamant des Geisterkönigs," der Aschenmann u. s. w. verwebt sind; dem Genius der Kunst, Thalien und dem Dämon der Vergänglichkeit sind die Hauptparte zugewiesen. Wir schließen hier mit einer von Raimund selbst gedichtete, bisher nicht allgemein bekannte Strophe, welche er bei der Repetition des „Tischlerliedes," auf dem deutschen Theater in Prag gesungen; indem wir die Abfassung so voll Beziehungen aus Raimunds Leben und seinen Tod finden:

Ein' Tischler der sein' Werkstatt schließt,
Dem wird es auch zur Pflicht,
Daß er die Kunden freundlich grüßt,
Und seinen Dank entricht't:
Nun ist auch die Verschwendung aus
Durch Laune des Geschicks,
Den Hobel nehm ich mit nach Haus,
Als Sinnbild meines Glücks.

An Ferdinand Raimund.

(Nach ſeiner Darſtellung des Fortunatus Wurzel im „Bauer als Millionär.“)

Als ich Dein Aſchenlied vernahm,
Ward mir erſt deutlich klar,
Warum mich oft ſo ſtiller Gram
Ergriffen wunderbar.

Es kam, weil Sinn für wahre Kunſt
Als Ahnung in mir ſchlief,
Die mir Dein Spiel, aus trübem Dunſt
Hervor in's Daſein rief.

Wohl jetzt erſt weiß ich, was es heißt:
Ein ächter Künſtler ſein,
Und, einend Herz, Gemüth und Geiſt,
Belehrend zu erfreu'n.

Denn wenn ob Deiner Scherze leicht
Das Herz im Leibe lacht;
Haſt Du zugleich das Auge feucht
Durch ſanften Ernſt gemacht.

D'rum gebe der, der geben kann
Mehr als ein Menſch vermag,
Dir lieber, braver Aſchenmann,
Noch manchen Freudentag!

Und wenn das Alter bringt die Zeit,
Die Jugend mir entflieht;
Dann eil' ich zur Zufriedenheit
Und ſing' Dein Aſchenlied.

Einſt ſuch' ich dort in licht'ren Höh'n
Nach ſchwer vollbrachtem Lauf,
Zu einem ew'gen Wiederſeh'n
Dich wack'ren Künſtler auf!

Täuſcht auch das Leben trüb und oft,
Bleibt nur das Herz ſtets rein,
Wird doch, was es vom Jenſeits hofft,
Gewiß kein Aſchen ſein!

Hamburg im September 1832. Auguſta Jacobi. *)
(Zur Zeit als Raimund daſelbſt gaſtirte.)

---

*) Siehe: Originalien von G. Lotz. 16. Jahrgang. Nr. 111. 1832.

Worte des Abſchieds an Ferdinand Raimund.

Du haſt, ein Genius im Reich des Schönen,
So manche ſüße Stunde uns geſchenkt,
Es hat Dein Spiel in ernſten, heitern Scenen
So manches Leid aus mancher Bruſt gedrängt,
Hat mit der Freude, mit der Rührung Thränen
Das durſt'ge Aug' erquickend uns getränkt;
Du haſt mit Deinen reichen Künſtlergaben
Erinnerung tief in unſre Bruſt gegraben.

Wo ſonſt, die Menge nur zu unterhalten,
In wilden Schwänken Momus ſich gefiel,
Schufſt Du erhebend edlere Geſtalten,
Ein mahnend Wort ward uns Dein heit'res Spiel;
Dein Scherz, er ſtrebt die Wahrheit zu entfalten,
Mit muntern Witzen ſprichſt Du zum Gefühl;
Die feindlichen vereineſt Du zum Bunde,
Es lacht der Ernſt, es weint der Scherz in Deinem Munde.

Doch nicht der Wirklichkeit beengte Schranken,
Nicht dieſes arme Erdenleben nur,
Um das wie Epheu ſich die Qualen ranken,
Nein, eine ſchön're, reichere Natur
Erſchufſt Du frei im Reiche der Gedanken,
Wo Gold die Wolken, demantlicht die Flur.
Hinüber zu der Geiſter reinerem Glücke
Schlugſt Du die gold'ne Phantaſienbrücke.

Und Götter wandeln wieder auf der Erde
Wie zu der Griechen liederreichen Zeit:
Ein Fiſcher hat vom armen Fiſcherherde
Ein Mädchen aus der Feenwelt gefreit,
Auf daß ein Menſchenfeind gebeſſert werde
Hat Alpenkönig ſeine Macht geweiht,
Und mit der erſten Liebe ſüßem Wahne
Liebt einen edlen Jüngling Cheriſtane.

Zwei Kränze haſt Du ſo Dir kühn gewunden,
Den Kranz des Mimen und des Dichters Kranz,
Das Weh der Erde haſt Du tief empfunden,
Doch ſanft verklärt es mit des Frohſinns Glanz,
In ſtummen Thränen liegt der Schmerz gebunden
Umgaukelt von der Sylfen leichtem Tanz:
So haſt Du es in Wort und Spiel gegeben
Humor, nicht Witz nur konnt' es ſo durchleben.

Und wenn des Einen Kranzes Blätter fallen,
Wenn, was des Mimen Loos, auch Dich ereilt.

Wenn Asche einst, die jetzt auf Erden wallen,
Die gern bei Deinem heitern Spiel geweilt,
Das Lied, das Du gesungen, wird noch hallen,
Das Werk hat nicht des Dichters Loos getheilt.
Laß eilen nur die Zeit, die ewig rasche,
Dein grüner Sängerkranz — ist keine Asche. L—a.

— Raimund. Eine der interessantesten und in künstlerischer wie scenischer Hinsicht gleich ausgezeichnete Darstellung des „Verschwender" war jene, welche am 18. Januar 1863 in Wien stattgefunden. Daß eine solche seltene Aufführung allen Jenen, welche beizuwohnen Gelegenheit hatten, unvergeßlich bleiben muß, ist gewiß, ja wir sind der vollen Ueberzeugung, daß diese Vorstellung in den Annalen der allgemeinen deutschen Theatergeschichte registrirt zu werden verdient, wozu wir durch die vollständige Mittheilung der Theater-Affiche ein Schärflein dazu beitragen dürften, nebstdem aber auch denken, daß es für den größten Theil der verehrlichen Leser unseres „Hausschatzes" von nicht geringem Interesse sein wird.

K. k. priv.

Carl-Theater

unter der Direction des **Moritz Lehmann.**

Heute Sonntag den 18. Jänner

Wohlthätigkeits-Vorstellung zum Vortheile der Wittwe des Komikers Tomaselli, veranstaltet von den Mitgliedern der beiden k. k. Hoftheater.

Der Verschwender.

Original-Zaubermärchen in drei Aufzügen

von Ferdinand Raimund. Musik von Kreutzer.

Aufgeführt von den Mitgliedern der beiden k. k. Hoftheater.
Der musikalische Theil unter Leitung des Herrn Hofcapellmeisters Dessoff.
Im 2. Act Concert-Vorträge der Frau Dustmann, der Herren Auber und Walter.

Tänze im 1. und 2. Act arrangirt von Herrn Hoftheaterballetmeiſter Telle, ausgeführt von den Damen Conqui, Millerſchek, Caſſani und Herrn Calori.

Decorations- und Maſchinenweſen unter Leitung des M. Lehmann.

Die hohe oberſte Hoftheater-Direction hat in Berückſichtigung des wohlthätigen Zweckes gnädigſt die Erlaubniß zur Mitwirkung der Mitglieder der beiden Hofbühnen ertheilt.

Beſetzung.

Perſonen des 1. Aufzuges.

Fee Cheriſtane		Frl. Wolter.
Azur, ihr dienſtbarer Geiſt		Herr Mayerhofer.
Julius v. Flottwell, ein reicher Edelmann		Herr Sonnenthal.
Wolff, ſein Kammerdiener		Herr Lewinsky.
Valentin, ſein Bedienter		Herr Beckmann.
Roſa, Kammermädchen		Frl. Wildauer.
Chevalier Dumont		Herr Meixner.
Herr von Pralling, Herr von Helm, Herr von Walter	Flottwell's Freunde	Herr Fricke, Herr F. Kierſchner, Herr Bayer.
Gründling, Sockel	Baumeiſter	Herr Förſter, Herr Schmidt.
Fritz, Johann	Bediente	Herr Buel, Herr Berſtl.

Mehrere Freunde. Flottwell's Dienerſchaft. Jäger. Sylphiden. Genieen.

Perſonen des 2. Aufzuges.

ſpielt um 8 Jahre ſpäter

Flottwell	Herr Sonnenthal.
Chevalier Dumont	Herr Meixner.
Präſident von Klugheim	Herr Franz.
Amalie, ſeine Tochter	Frl. Baudius.
Baron Flitterſtein	Herr E. Kierſchner.
Wolf, Kammerdiener	Herr Lewinsky.
Valentin	Herr Beckmann.
Roſa	Frl. Wildauer.
Ein Juwelier	Herr Nolte.
Betti, Kammermädchen	Frl. Primas.

Ein Diener		Herr Barko.
Ein Bettler		Herr Mayerhofer.
Ein altes Weib		Fr. Haizinger.
Ein Kellermeister		Herr Paulmann.
Max, Thomas	Schiffer	Herr Gabillon, Herr Baumeister.

Tänzer. Tänzerinnen. Künstler. Gäste. Dienerschaft.

Personen des 3. Aufzuges.

spielt um 20 Jahre später

Fee Cheristane		Frl. Wolter.
Azur		Herr Mayerhofer.
Flottwell		Herr Sonnenthal.
Herr von Walf		Herr Lewinsky.
Valentin Holzwurm, ein Tischlermeister		Herr Beckmann.
Rosa, sein Weib		Frl. Wildauer.
Lise, Michel, Hansel, Hiesel, Pepi	seine Kinder	Frl. Kratz, Anna Leier, Stefan Niclas, Mar. Austerlitz, Fanny Wagner.
Ein Gärtner		Herr Arnsburg.
Ein Bedienter		Herr Ferrari.

Dienerschaft. Nachbarsleute. Bauern. Senner. Sennerinnen.

Vorkommende Concert-Vorträge im 2. Act beim Feste Flottwell's:

1. **Ach wenn es doch immer so bliebe**, von Rubinstein, gesungen von Herrn Walter.

Ungeduld, von Schubert, gesungen von Herrn Walter.

2. **Du wundersüßes Kind**, von Th. Kirchner, gesungen von Frau Dustmann.

3. **Erinnerung**, von Esser, **Wanderlied**, von Schumann, } gesungen von Herrn Ander.

Vorkommende Tänze:

Im 1. Act: **Gruppen-Tableaux**, ausgeführt von dem weiblichen Balletcorps des k. k. Hofoperntheaters.

Im 2. Act: **Pas de quatre**, componirt von Calori, ausgeführt von Demſelben und den Frl. Couqui, Millerſchek und Caſſani.

Eintritts-Preiſe:

1 Loge im Parterre	30	fl.
1 Loge im 1. Rang	30	fl.
1 Loge der 2. Gallerie	20	fl.
1 Sitz in der Fremdenloge	10	fl.
1 Balkonſitz	10	fl.
1 Fauteuilſitz im Parterre und 1. Gallerie	5	fl.
1 Fauteuilſitz 2. Gallerie 1. und 2. Reihe	3	fl.
1 Fauteuilſitz 2. Gallerie 3. und 4. Reihe	2	fl.
1 Sperrſitz 2. Gallerie 5. Reihe	1	fl.
1 Sperrſitz 3. Gallerie 1. Reihe	1 fl.	50 kr.
1 Sperrſitz 3. Gallerie 2. und 3. Reihe	1 fl.	— kr.
Eintritt in's Parterre	1 fl.	20 kr.
Eintritt in die 1. Gallerie	1 fl.	20 kr.
detto 2. detto	1 fl.	— kr.
detto 3. detto	— fl.	80 kr.
detto 4. detto	— fl.	50 kr.

Logen, Sperrſitze und Fauteuils ſind bereits vergriffen.

Die Billets zum Eintritt in's Parterre und in die Gallerie werden von heute bereits jetzt im Caſſalocale des Carltheaters ausgegeben.

Am Sonntag, dem Tage der Vorſtellung, findet gar kein Caſſenverkauf ſtatt.

Das Theater wird bereits an dieſem Tage Morgens um 10 Uhr geöffnet.

Anfang präcise halb 1 Uhr. Ende gegen 4 Uhr.

Rott, Moritz, kam nach Prag, und gab dort Gastrollen. Bei dieser Bühne befand sich der trinklustige Schauspieler Reitzenberg. — Rott trat in der Tragödie: „Wilhelm Tell" als Tell auf, und Reitzenberg spielte die Rolle des Landvogts Geßler ziemlich berauscht. — Nach der Vorstellung stammelte Reitzenberg, sich an Rott wendend: „Sie haben Ihre Sache noch recht gut gemacht, nur mit Ihrem Costüm war ich nicht zufrieden." — „Wie so? — In Wien erscheint Tell in solchem Costüm?" — „Das will Nichts sagen!" polterte Reitzenberg, „es ist und bleibt falsch!" — „Nun ich will mit Ihnen darüber nicht lange streiten," erwiderte Rott, „aber Sie haben doch auch einen großen Costümfehler gemacht!" — „Wie das? Sapperment!" — „Sie haben ja den Geßler mit einem Haarbeutel gespielt!"

Rubini. Vor dreißig Jahren war in Bergamo das Sängerpersonal des Theaters merkwürdig schlecht, während sich das Chor ganz besonders auszeichnete. Die meisten der Choristen aus jener Zeit sind sogar später berühmte Sänger, große Componisten, und ausgezeichnete Musiker geworden. Donizetti, Crivelli, Leodoro, Bianchi, Mari, Dolbi sangen sämmtlich zuerst im Chor zu Bergamo. In demselben befand sich damals auch ein sehr armer, bescheidener junger Mann, den alle seine Kameraden vorzugsweise liebten. In Italien werden die Mitglieder des Orchesters und des Chors noch schlechter bezahlt, als bei uns, wenn das überhaupt möglich ist. Man kommt vielleicht zu einem Schuhmacher, der Meister spielt die erste Violine, während die Gesellen und Lehrjungen Abends, um ihre Tagesarbeit zu vergessen, im Theater die Clarinette oder Oboe blasen oder die Pauken schlagen. Unser junger Mann nun war, um seine arme Mutter besser unterstützen zu können, gleichzeitig Schneidergeselle und Chorist. Als er eines Tages Nazari Pantalons anprobirt hatte, sah ihn der berühmte Sänger unverwandt an, und sagte zu ihm:

„Es ist mir, als hätte ich Dich schon irgendwo gesehen." — „Wohl möglich; Sie werden mich auf der Bühne gesehen haben, weil ich da im Chor mitsinge." — „Hast Du eine gute Stimme?" — „Sie ist nicht besonders; ich bringe mit Mühe das g heraus." — „Laß hören," sagte Nazari, indem er an das Piano trat. „Fang' an." Der Chorist begann und brachte richtig das g mit Mühe heraus. „Nun das a." „Herr, das geht nicht." — „Gieb das a an, Unglücklicher." Mit großer Anstrengung gelang es dem Choristen. „Nun das h." — „Das bin ich nicht im Stande." — „Das h sage ich Dir, oder bei meiner Seele ich. . ." — „Erzürnen Sie sich nicht, ich will's versuchen, a h, a h." — „Siehst Du," rief Nazari triumphirend aus, „und nun sage

ich Dir ein Wort, mein Sohn, wenn Du Dich fleißig üben willſt, wirſt Du der erſte Tenoriſt Italiens werden.

Nozart hatte ſich nicht geirrt. Der arme Choriſt, welcher um ſein Leben zu friſten, ſchneiderte und alte Kleidungsſtücke ausbeſſerte, beſaß ſpäter ein Vermögen von zwei Millionen Francs und heißt Rubini.

— Rubini. Der Sänger Ruggiero hatte in Paris ein Concert veranſtaltet, worin der große Sänger Rubini ihm nicht nur ſeine Mitwirkung zuſagte, ſondern auch noch die der Dlle. E. Griſi und anderer beliebter Künſtler bewirkte. Einige Minuten vor dem Concerte trat Rubini in den Concertſaal, und ſah die Hälfte der Stühle für die Zuhörer leer. Auf das Beklagen des Concertgebers ſagte Rubini: „Wohlan! ſo nehme ich die übrigen," und dabei fing er an, eine Menge Zettel mit dem Worte „Loué" (gemiethet) zu bezeichnen, welche ein Billeteur an den erübrigten Plätzen einzeln befeſtigen mußte. Dlle Griſi endigte eben eine große Arie unter dem Beifall der Zuhörer, als zwei ernſt ausſehende Engländer, jeder ein Doppel-Perſpectiv feſt unter dem Stirnbein, eintraten und ſich überall nach einem geſperrten Sitz umſehend, nichts als überall „Loué," darauf erblickten. Als Rauggier in dieſem Augenblick durch den Saal ging, wurde er von einem der Engländer um zwei Sitze angeredet. „Ich will Sie zu dem reichen und berühmten Herrn führen, der ſie alle beſtellt hat," antwortete der Concertgeber, und führte ſie zu Rubini. „Meine Herren," ſprach Rubini zu denſelben, „ich habe um 1000 Franken Sitze gekauft, um dem Benefizianten zu Hülfe zu kommen; wollen Sie die zwei Plätze um 1000 Frcs. haben, ſo ſtehen ſolche zu Dienſten." Der etwas lächelnde Ton pikirte die ehrgeizigen Engländer, der Eine zog demnach ruhig ein Bon über dieſen Betrag aus der Briefta ſche, und nachdem er ihn dem Künſtler übergeben, nahm er mit ſeinem Begleiter auf den erſten Sitzen im Salon Platz. Sie kannten Rubini nicht; als er aber auftrat und in der Arie Cimaroſa's „Pria che spunti" Alles zur Begeiſterung hinriß, ſtimmten auch die zwei Fremden jubelnd ein, und erklärten, daß ſie das Vergnügen, Rubini gehört zu haben, keineswegs zu theuer erkauft hätten.

— Rubini. Wenn eine Vorſtellung in Paris etwas länger dauerte, ſo lief Rubini verſtimmt und unwillig zwiſchen den Couliſſen herum, brummte, fluchte; ein von dem Publicum verlangtes da Capo konnte ihn in dieſer Stimmung verzweifeln machen. Schlug es eilf Uhr, ſo wurde er unausſtehlich. „Welcher Unſinn," ſchrie er, „die Vorſtellung ſo lange dauern zu laſſen; — ich werde keinen Omnibus mehr finden." Die Omnibus à 6 Sous fahren nur bis 11 Uhr, und ein

Fiaker um 25 Sous ſchien dem ökonomiſchen Tenor ein wahrer unnöthiger Luxus.

— Rubini. Unbekannt iſt es vielleicht noch, daß Rubini Marquis war, und zwar Marquis von Mazzano, daß er folglich einen Titel hatte, und was noch mehr werth iſt, ein herrliches Marquiſat in der Provinz Bergamo. Man wußte alſo nicht, daß Rubini ein Edelmann wäre, wußte aber wohl, daß er ein geiſtreicher Mann iſt. Man ſuchte dieſe Eigenſchaften bei einem Virtuoſen nicht, da er ihrer entbehren kann. Che scellerata parte di donna Anna! ſagte eine junge und ſchöne Italienerin bei der Wiederholung des Don Giovanni. Verdient dieſe altväteriſche Muſik, daß wir ſie alle Tage ſpielen? „Semiramide, Anna Bolena übertreffen die Werke Mozart's bei Weitem hinſichtlich der Melodie und des Effectes.“ Rubini, welcher dieſe ſonderbare Apoſtrophe hörte, antwortete mit einem boßhaften Lächeln:

„Giulia, ti prego, non parlar politica, sta chieta, mia cara alle donne questo non conviene.“ Julie, ich bitte Dich, ſprich nicht von Politik; ſchweige, meine Theure, jenes paßt für die Damen nicht.

— Rubini hatte durch ein Wortſpiel einen engliſchen Marine-Officier beleidigt. Dieſer forderte ihn. Als Rubini auf dem Kampfplatze erſchien, wandte er ſich an ſeinen Secundanten und bat ihn, dem Officier zu ſagen: Daß er, Rubini, Alles thun werde, was in ſeinen Kräften ſtehe, um den Gegner vollſtändig zufrieden zu ſtellen. Er begann jetzt ſeine große Arie aus ‚Tell.“ Nie vielleicht hatte Rubini dieſelbe beſſer geſungen. — „Sind ſie zufrieden?“ fragte der Sänger — Die Secundanten und der Officier klatſchten Beifall — und das Duell fand nicht ſtatt.

— Rubini. Bergamo hielt alljährlich eine Meſſe. Um die im Jahre 1836 ſtattfindende zu verherrlichen, hatten die Autoritäten der Stadt den damals noch lebenden ehrwürdigen Vater des berühmten Sängers erſucht, dieſen aufzufordern, dort zu ſingen. Zugleich aber ſchickten ſie ihm ſelbſt eine höfliche Einladung zu. Folgendes iſt die Antwort Rubini's:

„Mein ſehr geliebter Vater!

Ich habe kein ähnliches Glück noch gefühlt, als in dem Augenblick, da ich Ihnen erwidere, daß ich es annehme, während der nächſten Meſſe in Bergamo zu ſingen. Es wäre mir ſchwer geworden, der Ehre zu widerſtreben, die der Herr Podeſta und ſeine Collegen, die Deputirten, mir durch ihre Einladung erweiſen. Es wäre mir vollends unmöglich geweſen, den Bitten meiner Familie zu widerſtehen, und beſonders den Ihrigen, mein geliebter Vater! Ich werde alſo nach mei-

nem Vaterlande reiſen, ich werde en famille ſingen; die Ermunterungen, die Ehre, die ich in fremdem Lande empfangen, werden durch den Beifall, den ich von meinen Mitbürgern zu erhalten hoffe, verſtärkt werden, und auch Sie werden Ihren Theil daran haben. Stellen Sie ſich dem Herrn Podeſta und den Herren Deputirten vor; grüßen Sie in meinem Namen und ſagen Sie ihnen, daß Sie einen ehrfurchtsvollen und ergebenen Sohn haben, der es nie vergeſſen hat, daß er in Romano, in der Provinz Bergamo, geboren wurde. Das Einzige, was mir nicht zuſagt, iſt, daß ich nicht mehr als zehn bis zwölf Vorſtellungen werde geben können, da ich bis zum Ende des nächſten Juli in London eintreffen muß. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich dieſe Vorſtellungen ohne irgend eine Bezahlung noch Bedingung geben werde, und daß ich mich reichlich entſchädigt halte, durch das Vergnügen, welches ich empfinde, für Sie und für dieſe Herren einen Schritt thun zu können, der, wie Sie mir ſagen, Ihnen angenehm iſt. Ich umarme Sie von ganzem Herzen u. ſ. w.

Johann Baptiſt Rubini."

Rachel. Ein eifriger Verehrer der Rachel ſagte eines Tages zu ihr, daß er nur für zwei Perſonen der neueren Zeit wahrhaft begeiſtert ſei, nämlich für Napoleon und Rachel. Die geiſtreiche Schauſpielerin nahm dieſes überſchwengliche Compliment ſcherzhaft auf und erwiderte, daß ſie allerdings eine Aehnlichkeit mit Napoleon habe, indem ſie ſich aus einer vielbeſchränkten Lage zum vielbeneideten Glück einer Theaterprinzeſſin aufgeſchwungen habe. Hierauf aber ward ſie ernſt und zeichnete mit wenigen Strichen ihr ganzes Leben. Die einzelnen Umſtände ſind zwar ſchon bekannt genug, aber ſie dürften doch einiges Intereſſe haben, inſofern dieſelben unmittelbar aus ihrem eigenen Munde herrühren. „Ich erinnere mich," ſagte ſie, „daß ich als kleines Kind aus allen Flicken und Läppchen Puppen machte, um mit ihnen Comödie zu ſpielen. Kaum zwölf Jahre alt, mußte ich die Wirthſchaft meiner Eltern führen. Wir wohnten im ſechsten Stock eines ſchmutzigen Hauſes in einer engen Gaſſe. Wenn meine Mutter, die den Tag über in der Stadt und der Umgegend Handel trieb, nach Hauſe kam und die Küche nicht gemacht fand oder übler Laune war, ſo mußte ich es büßen. Die dicken Holzſchuhe, die ich trug, drückten meine Füße wund, aber dabei mußte ich mehrere Male täglich an die Seine laufen und Waſſer die ſechs Stiegen hinaufſchleppen. Als ich fünfzehn Jahre alt war, ward ich endlich, nachdem ich manche ſchlafloſe Nacht zugebracht hatte, auf der Bühne des Gymnase dramatique zugelaſſen — und ausgepfiffen. Ich wollte im Luſtſpiel auftreten und war ſelbſt eine Trauergeſtalt, bleich, hager

und von Hunger abgezehrt. Während ich spielte, stand mein Vater hinter den Coulissen und empfing mich mit Schlägen, wenn ich statt Beifallklatschen nur Zischen erregte. Endlich hatte ich das Glück, den trefflichen Samson kennen zu lernen. Derselbe nahm sich meiner an, gab mir förmlichen Unterricht, eröffnete mir, als er mich reif glaubte das théatre francais et voilá comment je suis parvenue.

— Rachel studirte ihre Rollen wirklich ernst, sehr ernstlich, wie es alle große Künstler gethan haben. Als sie noch Unterricht bei Samson erhielt, spielte sie keine Rolle, ohne sie vor dem Lehrer mehrmals durchprobirt zu haben. Selbst später, als sie schon Künstlerin von Ruf war, schrieb sie selbst sich jede Rolle ab, suchte und notirte die Effecte der Situation, ermittelte die Character-Aeußerungen und dann componirte und nuancirte sie die Rolle im Ganzen. Selbst nachdem noch ging sie zu Samson, welcher die Rolle mit ihr durchnahm, sie auf Effecte aufmerksam machte, die sie übersehen, auf Nuancen, die sie versäumt, und auf Anderes, das ihr entgangen. Sie ließ sich von ihm die Rolle vollständig erläutern, er gab ihr den Ton und die Farbe für dieselbe an. Aber ihr scharfer Verstand begriff auch sofort alle Andeutungen des Lehrers und Meisters.

— Rachel. Endlich, nach vielen Hindernissen, Enttäuschungen und Kämpfen, gelang es der Rachel es dahin zu bringen, am théatre francais zu debutiren. Bedal, der Director desselben, bestimmte den 12. Juni (1838), aber Samson, ihr derzeitiger Lehrer will nicht, daß sie in einer Saison auftrete, in der die höchste Blüthe des Adels, die Repräsentanten des Reichthums, die urtheilbestimmende Intelligenz, kurz die Elite der Gesellschaft, fern sind. Er fürchtete Rachel könne unbeachtet bleiben. — Aber mächtiger als alle Widersprüche und Gründe ihres Meisters ist in Rachel das Verlangen, endlich den heiß ersehnten, ihr so heiligen Boden betreten zu können. Es beunruhigte sie nicht, daß das Publicum nicht durch die Presse auf ihr Erscheinen aufmerksam gemacht worden ist. Sie theilte weder Samson's Besorgniß, noch die Furcht ihrer Eltern und Geschwister, die bei dem Gedanken zitterten daß sie, ohne zu mißfallen, doch keinen entschiedenen Erfolg haben könnte. Mit fieberhafter Aufregung sahen alle Betheiligten dem verhängnißvollen Augenblicke entgegen, nur Rachel — war ruhig.

Sie hatte zu ihrem Debüt „Hermione" gewählt, die sie zuerst in die Schönheit und Größe der dramatischen Kunst einweihte, und, ganz in ihre Rolle versenkt, Sarah die Sorge für ihre Toilette übertragen.

Der entscheidende Abend kam. Rachel läßt sich mehr geduldig als theilnehmend von Sarah schmücken. Mit zitternder Hand umgür-

tete Sarah Rachel's ſchmale Füße mit Sandalen und umhüllte ihre ſchlanke, edle Geſtalt mit dem weißen Gewande der Antike. Das glänzende dunkle Haar hatte ſie einfach nach griechiſcher Art in einen Knoten vereint, und eben wollte ſie einen Diadem hindurchſchlingen, als die Schweſter es aus ihren Händen nahm und ſtolz, als wollte ſie ſich ſelbſt damit krönen, auf ihre hohe, mächtige Stirn drückte, die heute von einer geiſtigen Hoheit überſtrahlt iſt. — Aus ihren dunklen Augen zuckten die Blitze des Genie's, aber werden ſie denn wirklich ihre electriſchen Funken bis in die Herzen der Zuſchauer ſenden und ſie entzünden, oder ſie ſelbſt verzehren? — Rachel mußte wohl das erſtere glauben, denn um ihren ſchönen Mund ſpielte ein ſiegesgewiſſes Lächeln, das oft mit einem leichten Zuge des Stolzes wechſelte. — Noch einmal wiederholte ſie die ſchönen Verſe der „Hermione," die einſt ſo mächtig auf ſie gewirkt, und die ſie heute in ihrer Liebe und Eiferſucht, in ihrem verletzten Stolz und in ihrer dämoniſchen Kraft darſtellen ſollte. Sie wirft den Hermelin um ihre Schultern und geht in ihrer Garderobe wie eine Herrſcherin in ihrem Palaſte umher. Verlieh das königliche Gewand ihr den majeſtätiſchen Anſtand, den ſie in ihrem Gange, in ihrer Haltung und in ihren Bewegungen zeigte? Während ihre Schweſter, fürchtend und zagend, wie zum Gebete die Hände gefaltet hielt, ſtreckte ſie bei einer Stelle ihrer Rolle den Arm ſo ſtolz hervor, als könne ſie damit einer Welt gebieten! Nicht Beifall, ſondern Unterwerfung ſchien ſie zu fordern, und es durchleuchtete ſie dabei eine ſo unbeſiegbare Gewalt des Willens, daß man fühlte, man könne ihn eher brechen als beugen. — Sie war ganz „Hermione" und horchte nicht einmal hin, wenn der zweite Act in dem ſie erſcheinen mußte, beginnen wird.

Vater Felix kommt ſie zu rufen. Er will Rachel umarmen, aber unwillkürlich tritt der Vater vor ſeinem eigenen Kinde, vor dem ſiebzehnjährigen, in ehrfurchtsvoller Scheu zurück.

Er wußte nicht, hatte ihr Coſtüm ſie ſo verändert; Rachel ſtrahlt in ihrer Schönheit, wie er ſie nie zuvor an ihr wahrgenommen hatte. Aber ſie neigt ihr Haupt vor ihm, wie ſie es immer gewohnt war, am Sabath und an Feiertagen zu thun, um ſeinen Segen zu erhalten. Er legte leicht die Hand auf ihr Haupt und küßte flüchtig ihre leuchtende Stirne, dann zog er ſie mit ſich fort, aber ſchon nach einigen Schritten machte ſich Rachel von ihm los und geht leicht und ſtolz der Bühne zu.

Die Eltern und Sarah lauſchten hinter den Couliſſen. Sie hörten nur Hermionen's Stimme und die ihrer Vertrauten, aber bald vernahmen ſie auch ein leiſes Gemurmel und einzelne Ausrufungen, die ſie nicht zu deuten wußten. Ruft die Mißbilligung oder der Beifall ſie hervor? Da

trat Rachel zurück, und — ein langanhaltender donnernder Beifallsruf folgte ihr. Die Ihrigen empfingen sie mit Freudenthränen, sie aber drückte ihnen nur schweigend die Hand, athmete erleichtert auf und über ihre kaum geöffneten Lippen hört man leise das Wort: „Endlich!— endlich! gleiten.

— Rachel. Während die Kenner die Bewunderung, welche die junge Künstlerin ihnen einflößte, durch gegenseitige Mittheilungen bestätigten und erhöhten, ermüdete das Publicum nicht, während ihres ersten Debuts sie immer aufs Neue in die Scene zu rufen. Einige Enthusiasten sind im Zwischenacte hinausgegangen, um die Vorräthe der Blumenverkäuferinnen zu plündern und als Rachel beim Schluß erscheint, wird sie fast mit Blumen überschüttet. Sie sammelte sie, nachdem der Vorhang gefallen war, in ihre griechische Tunica, und ihre Blicke überflogen dabei die Reihen der umstehenden Künstler und Kunstfreude, die sich nach und nach eingestellt hatten, um sich ihr durch den Director Bedal oder den Professor Samson vorstellen zu lassen, und ihr Glück zu wünschen und Huldigungen darzubringen. Die Rachel empfing sie mit einem Anstand und einer Sicherheit, als hätte sie immer nur in den vornehmsten und gebildetsten Kreisen sich bewegt, doch scheint sie unter den Umstehenden nach einem zu spähen, den sie seit Beginn des Stückes bemerkt hatte. — Endlich findet sie ihn. Es ist Herr Proveſt, Mitglied des théatre français, der ihr einst statt seines Unterrichts einen so verletzenden Refus gegeben hatte. Proveſt stand an einer Coulisse gelehnt und hatte fast den ganzen Abend seine Stelle nicht verlassen; das Interesse, das Rachel ihm eingeflößt, ja vielleicht die Bewunderung für sie, fesselte ihn. Sie näherte sich ihm und warf sich mit einer bezaubernden Anmuth vor ihm, auf die Kniee. Indem sie ihm verschiedene Blumenbouquets überreichte, sagte sie mit einer graziösen Koketterie: „Ich habe Ihren Rath befolgt, mein Herr, ich verkaufe Blumen, wollen Sie einige haben.

— Rachel. Frau von Récamier, die ohne die Reize der Jugend und einer glänzenden Umgebung in einer ihr eigenen anziehenden und einfachen Weise stets die bedeutendsten Persönlichkeiten um sich zu vereinen wußte, versammelte in einem unscheinbaren Zimmer des Couvents ihre berühmte Freunde und die Elite der Gesellschaft oft zu literarischen Festen. Bei den Matinées, die dort stattfanden, lasen die ausgezeichneten Dichter ihre Arbeiten vor. Es war eine ehrende Auszeichnung, in diesen Kreis eingeführt zu werden. Rachel wurde sie zu Theil. Sie durfte nie bei diesen Matinées fehlen, und durch ihr liebenswürdiges und bescheidenes Wesen nahm sie Alle ein, ja sie vermochte auch an der Seite einer so distinguirten Frau, wie Madame Récamier, die sie noch

besonders durch ihre Freundschaft ehrte, zu entzücken. — Nicht der Genuß der geschmeichelten Eitelkeit, ein edler wars, den Rachel hier fand und mußte sie ihn sich versagen, so bedauerte sie es wahrhaft. Zur selben Zeit war es einige Mal der Fall gewesen, aber als sie eines Tages von Frau von Récamier ein ebenso schmeichelhaftes als liebenswürdiges Billet erhielt, worin sie es ihr zur Pflicht machte, noch am Vormittag sie aufzusuchen, warf sie eine neue Rolle, die sie einzustudiren hatte, von sich, ordnete nur flüchtig ihre Toilette und fuhr nach der Abbaye-aux-Bois. — Sie wurde mit der lebhaftesten Theilnahme empfangen. Die Damen erhoben sich bei ihrem Eintritt, Frau von Récamier umarmte sie, und die Herren bildeten einen Kreis um sie. Auch Chateaubriand, der zugegen war, näherte sich ihr, Rachel erhob sich schnell, er aber nöthigte sie, sich wieder zu setzen, indem er neben ihr Platz nahm und sich lebhaft mit ihr unterhielt. Chateaubriand war von ihren bescheidenen und geistvollen Antworten so entzückt, daß er ihr sagte:

„Welches Unglück ist es, einen Stern in dem Augenblick aufgehen zu sehen, in dem man sterben muß!" „Herr Graf!" erwiderte Rachel, sich lebhaft an ihn wendend, „es gibt Menschen, die niemals sterben!"

— Rachel. In eben dieser Gesellschaft war es auch, wo sich Frau von Récamier bittend an die Rachel wendete: „Könnten Sie, meine theure Rachel, sich wohl entschließen, Herrn von Chateaubriand etwas aus der Rolle der Pauline zu recitiren? Er hatte noch nicht Gelegenheit, Sie darin zu bewundern und ich wünschte wohl, daß er dieses hohen Genusses theilhaftig würden." „Sie ehren mich durch diesen Wunsch, Madame!" erwiderte Rachel, sich schnell erhebend und mit Bereitwilligkeit sich zum Vortrag hinstellend. — Die Anwesenden ordneten sich in einem Halbkreis um sie und hörten sie mit andächtiger und begeisterter Bewunderung einige Scenen aus der Pauline recitiren. Bei der Stelle:

Mon époux, en mourant, m'a laissé ses lumières
Son sang, dont tes bourreaux viennent de me couvrir
M'a dessillé les yeux et me les vient d'ouvrir:
Je vois, je sais, je crois!

wurde die Scene durch einen unerwarteten (?) Besuch unterbrochen. Man kündigte den Erzbischof von . . an. „Monseigneur," sagte Madame Récamier, ihn ein wenig verlegen empfangend, „ich erlaube mir, Ihnen Mademoiselle Rachel vorzustellen, die eben so gütig war, uns einige Scenen der Pauline aus Polyeucte*) vorzutragen."

*) Polyeucte ist eine Comödie, welche die wahre Verherrlichung des Christenthums zeigt. Die Rachel, welche selbst von dem Fou-

„Ich wäre troſtlos," antwortete der Erzbiſchof, ſich mehr zu Rachel als zu Frau von Récamier wendend, wenn ich die ſchönen Verſe des Corneille unterbrochen hätte!"

Alle, die ſie gehört, auch der Erzbiſchof, glaubten wahrſcheinlich, daß Rachel damit fortfahren würde, aber durch zarte Gewiſſensſcrupel beunruhigt, zögerte ſie vor dem Kirchenfürſten die Rolle der Pauline fortzuſetzen. Sie wollte nicht wie eine bekehrte Chriſtin rufen: „Ich ſehe, ich weiß, ich glaube!" und ſo vor dem Auserwählten der katholiſchen Kirche — heucheln.

Alle Anweſenden ſahen mit geſpannter Erwartung auf die junge Künſtlerin, vielleicht ſahen einige unter ihnen in dem Zufall, der in dem Augenblicke, wo Rachel jene bedeutungsvollen Worte ſprach, der Erzbiſchof hereinführte, einen Wink des Geſchicks, dem Rachel folgen würde, aber ſie ſagte, indem ſie eine anmuthige und ehrfurchtsvolle Verbeugung machte: „Wenn Monſeigneur es mir erlaubt, möchte ich lieber die Verſe der Eſther recitiren, und Dank ſei es Racine, der dieſes Werk für die Fräulein von Saint-Cyr geſchrieben, ſie konnten in dieſer Rolle der Religion ihrer Väter treu bleiben.

Die Anweſenden waren zu hoch gebildet, um ihre enttäuſchte Erwartung zu verrathen. Als Rachel geendet hatte, näherte ſich ihr der Biſchof und machte ihr die ſchmeichelhafteſten Lobeserhebungen. „Wir Prieſter des Herrn," fügte er hinzu, „haben nur ſelten das Vergnügen, große Künſtler zu bewundern. Ich hatte nur zweimal in meinem Leben dieſes Glück. In Florenz hörte ich in einem Salon Madame Malibran, und heute verdanke ich es Madame Récamier, Mademoiſelle Rachel gehört zu haben. Aber um ſo ausgezeichnet die ſchönen Verſe declami-

---

bourg Saint-Germain zum Ideal erhoben wurde, hatte in dieſem Kreiſe ſo wahre und religiöſe Freunde, daß ſie ihr die Seligkeit des chriſtlichen Glaubens zu erſchließen wünſchten. Rachel aber, die ſtets ſeinen Vertretern die tiefſte Ehrfurcht bewies, ſchien dennoch jede leiſe oder directe Hinweiſung auf die verheißene Glückſeligkeit deſſelben nicht erfaſſen zu können. Man wollte ſie davon überzeugen, ohne ſie belehren zu wollen, denn man hegte die Hoffnung, daß mit dem Verſtändniß auch das Verlangen darnach in ihr erwachen werde. Daher fand man nichts geeigneter, ihr ein klares und tiefes Erkennen von der Herrlichkeit und Allmacht des Chriſtenthums zu verſchaffen, als das Studium der Pauline in Polyeucte. Man beredete ſie, dieſe Rolle zu übernehmen, und gern war ſie dazu bereit. Sie ſtudirte ſie mit großem Eifer, aber nicht die Jüdin zog den erwünſchten Erfolg, ſondern die Künſtlerin den höchſten Gewinn daraus.

ren zu können, muß man auch die Empfindung theilen, welche sie ausdrücken."

— Rachel schlug die Augen nieder, und indem sie sich verneigte, sagte sie mit Ueberzeugung:

„Monseigneur, ich glaube!"

— Rachel. Die Gestalt, die Kunst und Darstellungsweise der Künstlerin sind überall zu bekannt, um hier noch einer besondern Hervorhebung zu bedürfen. Weniger bekannt sind die Summen ihrer Einnahmen, über die Veron — ihr Biograph — sehr genaue Details besaß. — In den ersten beiden Jahren ihres Auftretens brachte sie die runde Summe von 452,000 Franken ein. Ihre Gesammteinnahme von 1838 bis 1852 betrug nahe an 4 Millionen Franken. Es ist allbekannt, mit welcher Schwierigkeit die Erhaltung der Popularität in Paris verbunden ist. Der Rachel gelang dieses aber bis zu ihrem letzten Augenblick. Sie verfolgte dabei ihre Zwecke mit unerbittlicher Consequenz und mit einer Energie, von welcher folgendes Schreiben an Veron ein Zeugniß gibt:

„Es thut mir sehr leid, nicht von Ihnen Abschied nehmen zu können, eine Repetition der Iphigenie ruft mich in's Theater. Folgendes ist meine Reiseroute: Orleans, Tours (folgen 35 Städte, in denen sie spielen will) — Welche Reise! Welche Strapazen!! Aber welche Einnahme!!! — Adieu, lieber Freund, vergessen Sie mich nicht in diesen drei Monaten. Ich bin Ihr treuester Freund. Rachel.

— Rachel war in vornehmer Gesellschaft hochgeehrt und reich beschenkt, bei alledem aber schätzte sie doch über Alles die Freiheit in ihrer Familie. So kam sie einst von Windsor, wo sie vor der Königin von England und einem sehr nobeln Kreise gespielt hat, ganz erschöpft in ihre Wohnung, wirft sich in einem Fauteuil und ruft aus: Que j'ai besoin de m'encänailler!

— Rachel war sehr lebhaft und nicht daran gewöhnt, daß man ihrem Willen sich widersetzte. Einst gerieth sie mit Veron in einen starken Wortwechsel; er hört, wie sie das Wort „Canaille" zwischen den Zähnen murmelt. Bald darauf versöhnt er sich mit ihr. „Alles wäre gut und schön," äußerte Veron, „aber Sie haben mir eine Beleidigung gesagt, die sich noch Niemand mir gegenüber erlaubte; Sie haben mich Canaille genannt!" — „Darüber beklagen Sie sich?" antwortete Rachel lachend, „seitdem gehören Sie gerade erst zur Familie!"

— Rachel erhielt einst ein Diadem von feinem Golde, mit sechs Edelsteinen geschmückt. Die Edelsteine waren so geordnet, daß ihre Anfangsbuchstaben sowohl den Namen der Künstlerin bildeten, als auch

ihre vorzüglichſten Rollen andeuteten. Sie folgten nämlich in folgender Reihe aufeinander:

Rubin,	Roxane,
Amethyſt,	Aménaïde,
Cornalin,	Camille,
Hematit,	Hermione
Emeraude (Smaragd,)	Emilie,
Lapis-Lazuli.	Laodice.

— Rachel. Dr. W. Schleſinger erzählte über ein Geſpräch zwiſchen ihm und der Rachel: Eine berühmte deutſche Schauſpielerin, die ſich aber oft in gekünſtelter Detailmalerei gefiel, hatte mich gebeten die Rachel auszuforſchen, ob es wahr ſei, daß dieſe oft Irrenhäuſer und Spitäler beſucht, um daſelbſt Wahnſinns- und Sterbeſcenen zu ſtudiren? Im bejahenden Falle wolle ſie unter meiner Begleitung ähnliche Studien machen! Die unbeſchreiblich ergreifende Sterbeſcene der Rachel in „Adrienne“ ließ die Zeitungen dazumal dergleichen kolportiren. In der That, ich habe die größten Künſtler und Künſtlerinen der Gegenwart und jüngſten Vergangenheit, ich habe Devrient, Modena, die Schröder und die Riſtori auf der Bühne ſterben geſehen, bei Keinem und Keiner durchrieſelten mich die Schauer des Todes ſo athemlos furchtbar und erſchreckend, wie bei der Rachel. Wenn ſie als „Adrienne“, das hippokratiſche Geſicht von Glorienſchein umſtrahlt, Linie um Linie, Atom um Atom ſtarb; wenn man das Geſicht erblaſſen, die Pulſe ſtocken, die Sinne ſchwinden, den Athem immer kürzer nnd beklemmender werden ſah, wenn man das Weiße des Auges brechen, erſtarren, erſterben ſah und nur noch das unheimliche Glitzern, Flimmern und Zucken der Pupille, dann wurde man von bewunderndem Entſetzen ſelber athemlos. — — Die Rachel lächelte über dieſe Spitalsbeſuche, und mit ihrem ſo einnehmenden und intelligenten Weſen bemerkte ſie mir: „Ihr großer Dichter ſagt ſo wahr: „Der Tod, meine Herren, iſt ſo äſthetiſch doch nicht!“ Wie unäſthetiſch würde das Sterben, wollte man es nach dem Leben ſtudiren, darſtellen! Der Maler, der Dichter, der Schauſpieler muß das Unſchöne nicht ängſtlich kopiren, er muß es läutern, veredeln, die Gränze des Schönen iſt die Gränze der Kunſt. Man könnte mit eben ſolchem Rechte annehmen, ich hätte die Tugend in ihren höchſten Idealen, das Laſter in ſeiner tiefſten Verworfenheit belauſcht, ich hätte Maria, Medea, Johanna und Phaedra kämpfen, leiden und ſterben geſehen. Die Lebensgeiſter ſollen unter der Wucht der Materie zuſammenbrechen, aber der Geiſt darf dabei nicht erſtickt werden. Man muß eben ein Bißchen Talent, Fantaſie und—Herz (sentiment) haben!“

— Rachel ſendete einem Dichter, den prächtig eingebundenen Band ſeiner Gedichte, den er ihr geliehen zurück und ſchrieb folgende Zeilen dazu:

„Theuerer Herr! ich ſchicke Ihnen Ihr Buch zurück, und behalte nur das Vergnügen, welches es mir verurſacht hat.“ Rachel.

— Rachel ſchickte einem Journaliſten ihre Photographie und ſchrieb darunter: „für getreue Copie das Original Rachel.

— Rachel ſchrieb in ein Stammbuch, das bei ihrem Portier, ſie wußte nicht von wem niedergelegt war:

„Ich möchte gerne wiſſen, ob Sonntag ſchön Wetter ſein wird, damit ich mit meinen beiden Söhnen nach Montmorency gehen kann.

Rachel.

— Rachel. In einem ähnlichen Falle ſchrieb ſie an eine hochgeſtellte Dame:

„Frau Gräfin,

„Sie erzeigen mir die Ehre, einige Zeilen von meiner Hand für Ihr Album zu verlangen, und geben als Grund an, daß Sie mir oft mit den Ihrigen beiden Beifall klatſchen. Ich weiß nicht, ob Sie auch Ihrer eigenen Idee Beifall bezeugen werden, wenn man in Ihrer prachtvollen Sammlung dies Gekritzel einer Frau findet, die beſſer anderer Leute Verſe zu declamiren, als ihre eigene Proſa zu ſchreiben verſteht. Rachel.“

— Rachel ſtrebte mit fieberhafter Haſt Alles zu erfahren. Sie ſtürzte ſich in den Strudel der Geſelligkeit, als wollte ſie Etwas ſuchen, das ihre Seele ganz erfüllen, ihren Geiſt dauernd beſchäftigen könne; doch was ſie ergriff, ließ ſie wieder fahren, als ob ſie ermüdete oder als ob es nicht lohne, es zu erhalten. Sie wurde ſelbſt dem ſchärfſten Beobachter zum Problem. Stand ſie wirklich durch ihren Charakter, durch ihr Fühlen und Denken außerhalb ihres Geſchlechtes, wie eigentlich durch ihre Nationalität außerhalb der Geſellſchaft? — Aber ſie wurde ja in dieſelbe mit hohen Ehren aufgenommen; doch vielleicht fühlte ſie ſich dadurch mehr enttäuſcht als geehrt und zu raſch von eitlen Gunſtbezeigungen überſättigt. — Möglich auch, daß ihr früheres Elend und der plötzliche Ueberfluß ihr die ruhige Freudigkeit des Genießens raubte und ſie zu keinem harmoniſchen Abſchluß mit ſich kommen ließ; denn die freudig erfüllten und glücklichen Stunden wechſelten nur zu oft mit denen der Nichtbefriedigung und Abſpannung. Nur als Künſtlerin empfand ſie die vollkommenſte Genüge. Wenn ſie auch verſtimmt und leidend auf die Bühne kam, fühlte ſie ſich doch plötzlich von neuem Leben und neuer Kraft durchdrungen. Ein göttliches Feuer

ſenkte ſich in ihre Seele und leuchtete aus ihren Blicken. Ihr Herz ſchlug energiſch in ihrer ſchwachen Bruſt, wenn gleich oft fieberhaft, und ihre Perſon, von einer geiſtigen Schönheit durchleuchtet, entlockte bei ihrem bloßen Erſcheinen ſchon einen Ausruf der Bewunderung.

Sie war dann eben ſo groß und eben ſo ſchön, wie jene Statuen, die der Stolz der Muſeen ſind. Ihre Stellung war die einer Königin und ihre Geſtalt war die einer Göttin. Sie hatte den Arm der Melpomene, und ob ſie ſprach oder zuhörte, immer war es ihre Seele, die das Drama belebte, denn ſie war mit den Meiſterwerken verwachſen; ſie gehörte mit ihrem Herzen, mit ihrem Geiſte, mit ihren Blicken mit ihren Sinnen zu ihnen. *)

Oft aber, wenn ihr Genie in Aller Herzen Vergnügen und Begeiſterung, Erhebung, Troſt und Freude geſenkt hat, pochte ihr Herz in leiſern Schlägen, und wenn in dieſem Augenblick das Publicum ſie rief, wenn es ſie wieder ſehen wollte, um ihr ſeinen Tribut zu weiſen, ſo drang der Applaus der Menge nicht in ihr Ohr, ihre Lobſprüche nicht zu ihrem Herzen, denn ſie fand keinen Zuſammenhang mit ihr. — Aber dennoch war jede neue Rolle eine Erhebung für ſie. Wenn ſie in Studien verſenkt war, vergaß ſie Alles, was ſie ſonſt noch erſtreben wollte, ja auch das, was ihre Sinne und ihr Herz zu umſtricken ſuchte! — — Sie hatte, hinter ihrem kleinen Salon, der an ihr Schlafzimmer ſtößt, ſich ein Boudoir einrichten laſſen, das Niemand als die Mitglieder ihrer Familie betreten durfte und in das ſie ſich zurückzog, wenn ſie ſtudiren wollte. —

Eines Tages ſuchte ihr Vater ſie dort auf. „Ich habe," ſagte er zu ihr, „wie Du es wünſchteſt, den Grafen . . . wieder abgewieſen, aber er ſcheint troſtlos, daß er auch heute Dich nicht ſehen kann!"

„Ich bedarf," erwiederte Rachel, indem eine flüchtige Röthe ihre Wangen überflog, „einige Tage der Zurückgezogenheit, ehe ich wieder bei mir empfangen und mich in den geſelligen Strudel hineinwagen kann!"

„Thue, was Du willſt, mein theures Kind," ſagte Vater Felix, „Du weißt es, ich achte Deine perſönliche Freiheit, wie ich immer Deinen Willen geachtet habe, denn ich vertraue Dir!"

„O Vater!" rief ſie erregt, indem ſie mit leidenſchaftlicher Heftigkeit ſeine Hand ergriff, „aber ich vertraue mir oft nicht mehr. Es gibt Stunden, in denen ich mich mit einer wahren Herzensangſt

*) Jules Janin, ein geiſtreicher Schriftſteller ſpricht ſich, von Bewunderung hingeriſſen, ſo über die Rachel aus.

frage: ob ich den Lorbeerkranz, der jetzt meine jugendlichen Stirne ziert, immer mit Würde tragen werde; ob der Reichthum, mit dem ich jetzt Euch und so Viele beglücken möchte, nicht einst mein Herz verhärten kann, ob der Umgang mit den liebenswürdigen und geistvollen Männern, in dem ich einen so hohen geistigen Genuß finde, nicht auch meine Sinne bethören wird!"

„Rachel, mein theures Kind!" rief der Vater ängstlich, „was ist Dir denn? Woher kommt dieser unglückselige Zweifel?"

„O Vater!" sagte Rachel schmerzlich, „die Huldigungen der Gesellschaft und die Macht der falschen Götter, welche sie verehrt, üben eine entnervende, verderbende Wirkung, die in uns nach und nach die moralischen Stützen untergräbt und uns die Gesetze der Sittlichkeit wie einen thörichten Wahn erscheinen läßt. — Nur der Egoismus scheint berechtigt, und Klugheit — die Schwäche der Andern zu benutzen! — Aus den Verlockungen, welche sich oft der Armuth und dem Elend nähern, bin ich rein hervorgegangen, werde ich auch denen widerstehen können, mit welchen der Glanz und das neue Leben mich umgiebt?"

„Gewiß, mein Kind, wenn Du es willst!"

„Aber werde ich es stets wollen?"

„Wie!" rief Vater Felix erschrocken, „Du wirst doch nicht den Antrag des Grafen ... annehmen und, um einer glänzenden Stellung willen, Deinen Glauben verlassen?"

„Das ist es nicht, Vater, was Du zu fürchten brauchst, denn selbst um eine Krone möchte ich nie meiner Freiheit und meiner Kunst entsagen! — Ich habe ja darum," flüsterte sie leise — „Dich, o Leo, aufgegeben! — Aber lassen wir jede weitere Erörterung," — fügte sie laut hinzu, „ich kann Dir doch nicht klar machen, was in mir vorgeht!" und ihre Hand aus der des Vaters ziehend, richtete sie sich stolz auf, indem sie mit einem Ton, aus dem eine unbeugsame Entschlossenheit klang, sagte: „Von dem Wege, den ich von nun an wandle, werde ich nur Gott und mir Rechenschaft geben."

„Aber eins mußt Du mir schwören," bat Felix dringend, „daß Du den Glauben unserer Väter nicht verlassen wirst!"

„Ich schwöre es, in demselben zu sterben!" erwiederte Rachel feierlich. — — — — — —

— — — — — —

— — — — — —

— — — — — —

Rachel hat ihren Schwur gehalten. Treu ihrem Glauben ist sie am 4. Januar 1858 zu Cannes gestorben.

— Rachel. Leo, ein Jugendfreund von ihr, war unermüdet, dem innigen Wunsche seiner Herzensfreunde in Allem zu genügen. Rachel's heißester Wunsch aber war, einen Lehrer zu finden. Leo verwendete alle seine freien Stunden darauf, einen Lehrer der Dramaturgie zu suchen, der bei seinen Schülern weniger auf das Honorar, das er von ihnen erhält, als auf ihr Talent achtet. Endlich glaubte er ihn in einen Herrn Prevoſt gefunden zu haben, der ein Mitglied des théatre français, eben ſo geachtet durch ſeine Kunſt, als den vorzüglichen Unterricht war, den er darin ertheilte. Rachel brannte vor Begierde, ihm vorgeſtellt zu werden; und der erſehnte Tag kam, wo ihr Vater ſie zu dem Profeſſor führen mußte. Prevoſt war beſchäftigt, doch ließ er ſie erſuchen, zu warten. Es dauerte lange, ehe ſie zu ihm beſchieden wurden, und Felix (der Vater) mußte noch vor Mittag zwei Lectionen geben. „Komm mein Kind," ſagte er, „ich kann nicht länger warten. Wir werden ein ander Mal den Herrn Profeſſor aufſuchen." — Doch Rachel, der jeder Tag, welcher ſie der Kunſt nicht näher brachte, eine Ewigkeit dünkte, bat den Vater, ſie allein zurück zu laſſen. Er that es ungern, aber mußte ihr nachgeben. Bald darauf führte ein Diener ſie in das Zimmer des Herrn Prevoſt, der mit dem Studium neuer Rollen beſchäftigt war. — Rachel, eine Aufforderung näher zu treten erwartend, bleibt an der Thür ſtehen. Ihre Blicke ruhen auf dem Profeſſor, aber da er noch immer nicht zu ihr ſpricht, wagte ſie es, ſich ihm mit leiſen und beflügelten Schritten zu nähern, und als er aufſchaut, trägt ſie ihm erſt ſchüchterner, aber bald mit ſicherer Stimme und glühenden Worten ihre Bitte vor. Prevoſt, davon angezogen, erhob ſich, und da er ein wenig kurzſichtig war, trat er näher zu ihr hin. Kaum hatte er die ſchwächliche Geſtalt, die dürftigen Kleider und das braune, bleiche Geſicht des 14jährigen Mädchens erblickt, als er ganz verwundert fragte: „Du willſt Schauſpielerin werden? Ich rathe Dir, mein Kind, gehe lieber Blumen verkaufen!" *)

Rachel war vernichtet; ihre Augen füllten ſich mit Thränen, aber ihr Stolz unterdrückte ſie. Sie verbeugte ſich ſchweigend und verließ raſch das Zimmer. Auf der Treppe mußte ſie Athem ſchöpfen. Die Enttäuſchung und der Schmerz drohte ſie zu erſticken. Sie nimmt ihre ganze Kraft zuſammen und als ſie auf die Straße tritt und dort ihren Freund Leo, ihrer harrend, fand, vermochte ſie ſchon mit klarer, ruhiger Stimme ihm Alles mitzutheilen. Ein bitteres, ironiſches Lächeln umſpielte ihre ſchmalen Lippen, als ſie hinzufügte: „Der Profeſſor hat

*) Prevoſt's eigene Worte.

nicht meine Fähigkeiten, nicht meine Aussprache, mein Organ, mein Talent geprüft, — o nein! er hat nur meine unbedeutende Gestalt betrachtet und mein Gesicht zu häßlich für eine Schauspielerin gefunden. Ich begreife es nicht, fuhr Rachel sinnend fort, daß die Gestalt die Künstlerin machen soll. Was schadet es, wie die Züge geformt, wenn sie nur nicht unedel sind; das Feuer der Begeisterung muß sie verklären und ihnen eine siegende Schönheit verleihen. Nie habe ich daran gedacht, wenn ich die göttlichen Verse Racine's gelesen, wie Hermione aussehen muß, aber ich weiß, daß, wenn sie ihren Vertrauten ihre Liebe, ihren Schmerz und ihre Eifersucht malt, diese mächtigen Empfindungen auf ihrem Antlitze zu lesen sein müssen; daß ihr Auge wie ihr Mund, ihre Lippen wie ihre Stimme sprechen, und daß, wenn sie später dämonischen Gewalten verfällt, die finstern Gedanken einen dunkeln Schatten auf ihre klare Stirn werfen müssen!" Rachel sprach diese Worte mit einer solchen Begeisterung, daß, hätte Prevost sie in diesem Augenblick gesehen, er sie nicht zurückgewiesen haben. Als ihr Freund Leo sie aber fragte: „Was wirst Du nun beginnen?" antwortete sie entschlossen und kräftig:

„Ich werde den Weg, den eine innere Stimme mich verfolgen heißt, nicht aufgeben!"

— Rachel wurde von der Kriegs-Erklärung Frankreich gegen Rußland in St. Petersburg überrascht. Vor ihrer Abreise beschlossen mehrere der russischen Garde-Officiere, ihr ein Abschiedsmahl zu geben, und als bei dieser Gelegenheit ihr Wohl getrunken ward, vereinigte man damit den Wunsch und die Hoffnung, diese Gesundheit bald in Paris wiederholen zu können. „Das wird nicht so leicht möglich werden," bemerkte sie auf der Stelle, „denn Frankreich ist nicht reich genug, um seine Kriegsgefangenen mit Champagner zu traktiren."

— Rachel hatte zwei Söhne geboren; den ersteren hat der Graf Walewski als Vicomte anerkannt. Bei der Inauguration dieser beiden Söhne, im Succursale des Collegiums St. Barbe, die den Titel: „Sainte Barbe des Champs" führt, hielt der Erzbischof von Paris eine Rede. Als er geendet hatte, trat er zur Rachel mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen Glück, Madame, daß Sie ihre Söhne im katholischen Glauben erziehen lassen." — „Allerdings, mein Herr!" war die sarcastische Antwort, „das ist der Glaube ihrer Väter!"

— Rachel. Unter den Personen der englischen Aristokratie, von denen Mlle. Rachel während ihres Aufenthaltes in London im Jahre 1841 eingeladen wurde, war auch der verstorbene Herzog Wellington. Der alte englische Achilles hatte es noch immer gern, wenn die Leute

von ihm redeten; er gab gern den Ton an, und protegirte die Künste. Er lud deshalb eines Tages Mlle. Rachel ein, bei ihm in Gegenwart einiger Personen aus der Elite der hohen Gesellschaft etwas zu declamiren. Die junge Künstlerin ließ sich nicht lange bitten und erschien zur bestimmten Zeit in dem Salon des edlen Herzogs, begleitet von ihrem Vater und dem Grafen D., der ihren Ehrencavalier spielte. „Seltsam," sagte der Graf, nachdem er die Gesellschaft gemustert hatte, „von allen anwesenden Personen versteht keine einzige französisch, den Herrn vom Hause ausgenommen." — Diese Bemerkung mußte der Mlle. Rachel natürlich sehr verdrießlich sein; sie declamirte einige Tiraden, welche unmäßig beklatscht wurden, die Künstlerin schlug jedoch diesen Beifall nach dem wahren Werthe an. Als sie geendigt hatte, trat der Herzog von Wellington zu ihr. „Da ist doch wenigstens Einer, der mich beurtheilen konnte," dachte Mlle. Rachel, „sein Beifall ist von Gewicht." — „Sie haben den tiefsten Eindruck hervorgebracht, Mademoiselle," sagte der Herzog zu ihr, „die größte Sensation gemacht, die leider nur ich nicht theilen konnte, da ich seit längerer Zeit fast ganz taub bin."

Stockfisch, Hans. Johann Sigismund, Churfürst von Brandenburg, gab einem gewissen Hans Stockfisch, gewöhnlich der englische Junker genannt, den Auftrag, eine Compagnie Comödianten nach Berlin zu schaffen, wofür ihm ein jährlicher Gehalt von 200 Thalern nebst freier Station und zwei Essen als Deputat angewiesen wurde.

Aus einer vorhandenen Probe läßt sich urtheilen, von welcher Art die dramatischen Stücke waren, mit denen Hans Stockfisch sein Publikum belustigte. Es erschien nämlich im Jahre 1618 zu Cöln an der Spree ein lustiges Spiel mit folgendem Titel: „Amantes amantes, d. i. ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe oder wie man's deutsch nennt, von der Löffelei. Alles nach Art und Weise der jetzigen getroffenen Venus-Soldaten, auf gut Sächsisch gereimt, vorher schon viermal durchgesehen und agirt. Mit einer ausbundigen schönen Tagereise von Pyramo und Thisbe von dem Poeten Ovidio. Zuerst zu

haben, Magdeburg 1610, jetzt aber neu durchgesehen und mit Reimen zum Singen vermehrt aufgelegt.

Die Personen sind: Simon der Vater, Betula die Mutter, Lucretia die Tochter, Aleke ihre Magd, Eurialus der Stutzer, Lena die Kupplerin, Gratianus der Dr. juris, Prologus und Epilogus in Einer Person.

Der Prologus erzählt den Inhalt des Stückes also:

Günstige Herrn und gute Freund',
Die Ihr uns zu hören erscheint,
Ich muß Euch sagen und berichten
Was wir wollen spielen und dichten:
Ein Kaufmann wohnt in diesem Haus
Ein wunderlicher alter Graus.
Der hat ein' Tochter, jung und schön,
Darnach viel junger Buhler geh'n.
Sie will sich aber an keinen kehren,
Ob sie gleich ihrer in Ehren begehren.
Eurialus ist einer genannt,
Der ist noch nicht mit ihr bekannt,
Sie hat ihn aber wohl gesehen,
Da wird sie mit zu Bette geh'n.
Ein Doctor Juris hochgelahrt
Ist gegen sie verliebet hart.
Aber wie ich wohl hab' vernommen
Hat er vorlängst den Korb bekommen.
Deßgleichen hat ein Bau'rcompan
Sich viel zu spät gegeben an.
Damit daß Ihr was habt zu lachen,
Wird Derselb' sich auch an sie machen.
Seid still, und habt fein fleißig acht
Es wird gehn, wie ich hab' gesagt.

Dieses Stück wurde nur deshalb gedruckt, weil es bei der Darstellung der Gesellschaft des Hans Stockfisch großen Beifall gefunden hatte.

Schröder, Ludwig, war nicht nur Lehrer, er war der Freund der Schauspieler seiner Gesellschaft und Bröckelmann wurde vorzüglich von ihm geliebt, ungeachtet dessen Hang zur Satyre, die keine Schonung kannte, ihm manche Unannehmlichkeit zuzog. Einst schenkte Schröder ihm ein Messer mit der witzigen Anspielung auf seinen Spottgeist, und dieser erwiderte den Witz mit einem so derben Epigramm, daß Schröder aufgebracht wurde und Bröckelmann den Abschied gab, mit dem Zusatze, sich nimmer vor ihm sehen zu lassen. Bröckelmann, der selten für den andern Morgen gesorgt hatte, kam dadurch in so große Verlegenheit, und sann auf Mittel, sich mit seinem Freunde auszusöhnen. Er schickte ihm das Messer zurück und schrieb:

„Du, der von mir so tief gekränkt sich glaubt,
Befiehlst mir, Deinen Anblick zu vermeiden;
Mein Herz, das nichts sich gegen Dich erlaubt,
Muß für die Fehler meiner Zunge leiden.
Gerechte Strafe beugt mein schuldig Haupt.
Doch kann ich nur im Tode von Dir scheiden,
D'rum nimm dies Messer, das mein Brod mir raubt,
Ich habe keines mehr zu schneiden."

Schröder verzieh, und ihre Freundschaft blieb dauernd ungetrübt.

— Schröder äußerte zu einem jungen Schauspieler: „Wenn Sie eine Rolle gut spielen wollen, dürfen Sie das nicht nur für so ein Spielwerk halten! Seine Rolle bis auf's „Und" können ist Schuldigkeit, muß sich, besonders bei einem Anfänger, von selbst verstehen; aber bedenken Sie wohl, daß, um einen Charakter tadellos darzustellen, man nicht nur seine Rolle, sondern auch den Charakter des darzustellenden Menschen genau studirt haben muß." *)

— Schröder erhielt einst einen Besuch von Holbein, dem dramatischen Schriftsteller und einstmaligen Director des Wiener Hofburgtheaters. Schröder empfing denselben sehr freundlich und schien wie immer, auch dieses Mal im Laufe des Gespräches großes Interesse an den Wiener Theater-Angelegenheiten zu nehmen. Holbein merkte mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort, das aus Schröders Mund kam; allein das Gespräch wurde unaufhörlich von einem großen, schmutzigen Newfoundländer-Hund unterbrochen, dessen schmeichelnde Zudringlichkeit Schröder mit einer beispiellosen Geduld ertrug, während Holbein Mühe hatte, seinen Unwillen darüber zu verbergen. Als Holbein endlich merkte, daß des Thieres wegen an ein zusammenhängendes Gespräch nicht zu denken sei, empfahl er sich und Schröder bat ihn auf eine gezwungene höfliche Weise, ihn bald wieder zu besuchen, „aber damit wir recht ruhig kosen können," setzte er hinzu, „ohne den Hund." Nun erst zeigte sich, daß er den Hund, der, Niemand wußte wie, in's Zimmer kam, für den seinigen hielt und sich aus Artigkeit für Holbein

*) Leider ist der obige Wahrheitsspruch des großen Mimen den allermeisten unserer modernen Jünger Thaliens eine Terra incognita; sie „ochsen" nur ihre Rollen, wie mancher Studiosus sein Pensum ein, um es später ohne Gefühl und ohne alles Eingehen in den Geist der Sache herunter zu declamiren, und staffiren es höchstens mit einigen „Laggi's" aus. Wir haben in neuester Zeit nur einen jungen Schauspieler kennen gelernt, der eine seltene Ausnahme von den „Schablonen-Schauspielern" macht, und dieser ist Hr. Kühns vom deutschen Theater in Prag, welchem jungen Manne wir in künstlerischer Beziehung eine Seydelmann'sche Zukunft prognosticiren.

beschmutzen und begeifern ließ. Als sich der Irrthum aufklärte, machte sich sein lange verhaltener Unwille Luft. Er öffnete die Thür, ergriff einen Stock und jagte den ungebetenen Gast grimmig zur Thür hinaus. Nachdem sie sich gegenseitig eine humoristische Ehrenerklärung geleistet und Jeder versichert hatte, daß er nur dem Anderen zu lieb das Thier protegirt und geduldet hatte, meinte Schröder: „Wir können aus diesem Vorfalle ersehen, wie leicht auch Theater-Directoren in den Fall kommen, aus Rücksichten oft protegiren zu müssen, was sie lieber, wie wir den Newfoundländer, davon jagen möchten.

— Schröder. In einer Gesellschaft behauptete einst Schröder: „Geben Sie mir den größten Minister von der Welt, ich wette, daß ihm eine Bande Schauspieler mehr zu schaffen machen wird, als ein ganzes Königreich." *)

— Schröder. „Waren Sie so gütig, mein jüngstes Kind einer Durchsicht zu würdigen?" fragte Miß Thurn, eine enragirte Romanschreiberin, einst den großen Schröder, bei ihrer Durchreise in Hamburg. „Ja wohl, Miß," entgegnete Schröder. — „Nun, was halten Sie davon?" — „Lassen Sie den Roman für Geld sehen, aber nicht lesen; es ist eine Mißgeburt."

Auszüge aus dem Stammbuche F. L. Schröder's. **)

Opitz.

Neid ist ein schlimmes Ding; dies Lob bleibt ihm indessen:
Er pflegt dem Neider Herz und Augen abzufressen.

Seinem Freunde, dem Schauspieler,
bei dessen Durchreise durch Berlin
von
den 30. März 1780. K. W. Rammler.

Nein! ihr gutherzigen Männer O und R ***), Ihr kennt den Feind Eurer Verdienste nicht recht, und beschreibet ihn Eurem Freunde S.

---

*) Auch ein Herzog von Parma, dem es einst gelungen war, seine zwistige Hofschauspielergesellschaft unter einander zu versöhnen, rief aus: „Ich werde mich so lange für den größten Staatsmann in Europa halten, bis irgend ein Fürst mir beweist, daß er unter einer Schauspielergesellschaft Frieden zu erhalten versteht."

**) Wir theilen diese Inscriptionen in chronologischer Reihenfolge, und wieder nur von den berühmtesten und bekanntesten Persönlichkeiten mit.

***) Auf die Obigen Bezug nehmend.

sehr unphysiognomisch. Der Unhold besucht und belauscht Euch zwar oft; aber allzeit vermummt und verkappt. Nach meinem Berichte hat er vielmehr lange, lange Ohren und gesunde Augen. Scheel siehet er, aber scharf, und hat sich nur die Augenlieder zerfressen. Daher kann er keinen Schlaf gewinnen, und hört und sieht, auch wenn's ihm wehe thut.

Berlin den 30. März 1780. M. Mendelssohn.

Die Götter verkaufen das Glück um die Arbeit —

Zur Empfehlung in das freundschaftliche Andenken des Herrn Besitzers

Berlin den 30. März 1780. J. J. Engel.

Wer frei darf denken, denket wohl!

Berlin den 31. März 1780.

Zur Empfehlung in das freundschaftliche Andenken des Herrn Besitzers, geschrieben von

Fr. Nicolai.

Verächtlich ist; Ruf auf Unterdrückung keimenden Talents gebaut, Größe mit Flitter und Kleinheit erjagt. —

Durch Selbstständigkeit groß wardst Du, Mann der Nation. Sei lange heiter! Gib uns lange den Abdruck eines feurigen, edlen Herzens. Bilde, hebe, stifte so große Gefühle; heiß dankt es Dir die Menschheit.

Was wahr und edel ist, ist klassisch.

Führe Talent auf Deine Bahn; gib dem Stande Sitten, Veredlung, und so schließe spät, mit der Wahrheit, die Deine Thaten predigen.

„Der bessere Mensch ist der bessere Künstler."

Gedenke meiner

Lübeck den 17. Sept. 1785. August Wilh. Iffland.

S.: Die Kunst des Mannes ist groß!

F.: Sprichst Du die Kunst? wo nähmst Du die gewahr?

S.: O, nähm' ich die gewahr, so wäre sie Nicht groß, des Mannes Kunst. —

Dieses kleine Gespräch — aber wozu ein Commentar? Der ihn

verlangt, muß den Mann nicht haben ſpielen ſehen, kann nicht fragen: welchem Schauſpieler gilt das?

Dem unübertroffenen Schröder meine Bewunderung, dem angenehmen Geſellſchafter und rechtſchaffenen Manne meine Freundſchaft.

Wien den 1. Mai 1780. Sonnenfels.

Daß Beifall Dich nicht ſtolz, nicht Tadel furchtſam mache!
Des Künſtlers Schätzung iſt nicht jedes Fühlers Sache!
Denn auch den Blinden brennt das Licht,
Und wer Dich fühlte, Freund, verſtand Dich darum nicht.

Hamburg den 20. October 1780. Gotth. Ephr. Leſſing.

Daß Du die Tempel beſuchteſt, die Melpomene unter den Deutſchen hat, dafür lohnt Dich ihr himmelanſteigender Weihrauch und die Bewunderung Germaniens und die Achtung ſeiner Beherrſcher, wie ſie vor Dir noch Keinem ward. Aber daß Dich Lorbeerbedeckter das Vergißmeinnicht am Bache noch reizt — o, wie kann Dir mein Herz das danken?

Gotha den 14. Auguſt 1780. Gotter.

Marte Venereque.

Hamburg den 14. Sept. 1780. Fried. Max. Klinger.

Zu Erinnerung eines Morgenſpazierganges zeichnete ſich ein

Weimar den 15. Auguſt 1780. Göthe.

Viele ſah'n Dich mit Wonne, Dich wünſchen ſo Viele zu ſehen;
Reiſe glücklich! Du bringſt überall Freunde mit hin.

Weimar den 25. April 1791. Göthe. *)

Mirabeau, Lettres à Mauvillon.

Il ne faut jamais trop estimer, ni trop admirer; ce qu'il faut encore moins, c'est désespérer ou hair. Je ne désespérerai jamais, dans une carriére parsemée d'épines, quand je serai toujours appuyé par des hommes comme vous. Leurs égards m'encourageront,

---

*) Unaufgefordert ſchrieb Göthe dieſe letzten Zeilen bei dem wiederholten Beſuche Schröder's in Weimar auf einem anderen Blatte ein.

leur approbation sera une plus chère récompense. Conservez Monsieur, le souvenir du 14 Octobre 1794! je ne la perdrai jamais.
à Hambourg 15 Octobre 1794. F. C. *)

Hamburg den 14. Merz 1781.

Sonſt ſagte ich es, wen Jemand war, mit dem ich ſon Inen reden mochte, hinter dem Rükken: jezt aber, da Si mir die Freude machen, ein Andencken ſon mir haben zu wollen, mus ich es Inen ſelber ſagen

Schröder
ſpielte keine Rolle gut;
denn är war immer
der Mann ſelbſt. Klopſtock.

Zur Erinnerung an den 23. Juni 1800, an dem wir nach mehr als zwanzig für Sie, theuerſter und verehrter Schröder, ſo ruhmvollen Jahren, uns zum erſten Male wieder ſahen und es innigſt fühlten, daß Zeit und Entfernung die Freundſchaft nicht ſchwäche.
Braunſchweig — Leiſewitz.

SHAKESPEARE.
We shall not look upon HIS like again!

Mit innigem Dankgefühl für die mir nach ſo langer Trennung erhaltenen freundſchaftlichen Geſinnungen, und Vertrauen auf deren Fortdauer Joh. Joach. Eſchenburg.
Braunſchweig den 24, Juni 1800.

Mein in ſo vielen andern Stücken gütiges Schickſal hat mir das Glück nicht zu Theil werden laſſen, theurer Schröder, deſſen ſich beinahe alle in dieſes Denkbuch eingezeichneten Perſonen zu erfreuen hatten, und das Einzige, was mich wegen dieſer Entbehrung tröſten muß, iſt der traurigſte Troſt, daß ich auch den Vaticaniſchen Apollo, das Pantheon und das ſchöne Neapel nicht geſehen habe. Aber auch nur die einzige Scene aus Hamlet und König Lear, die ich Sie immer von den Muſen geliebte Fürſtin vorleſen hörte, war mehr als hinlänglich, mich die Größe und den Umfang des Talentes, welches ganz Germanien an Ihnen bewundert, ahnen zu laſſen, und mir den Abend des 21. Aprils 1791 unvergeßlich zu machen. **) Nehmen Sie dieſe Zeilen, als ein

*) Friedrich Chriſtian Herzog von Auguſtenburg.
**) Bei dieſer Vollendung war auch Schiller zugegen und ſprach mit Enthuſiasmus von ihr: „So viel, mit ſolcher Vollendung, mit ſo geringem Aufwande! das mußte ich erſt erleben, um daran zu glauben!“

weit unter der Wahrheit meines Gefühls zurückbleibendes Zeichen der Empfindung an, welche Sie mir in den wenigen Stunden unseres Beisammenseins eingeflößt haben, und erinnern sich, wenn Sie an Weimar denken, auch Ihres warmen Verehrers und Freundes Wieland.

Liebling der hohen Kunst, die tausend Seelen auf einmal
mit der Bestrebungen Kampf bis zu Vollendung erfüllt,
Sanft zu führen und schön zu erfreuen mitleidende Herzen,
und zu beschämen weiß, welchen sonst Keiner beschämt;
Freue des Kranzes Dich, den zwo Göttinnen Dir winden,
Eine, die denkende, Eine, die thätige Kunst.

Zum freundschaftlichen Andenken schrieb's
Weimar den 22. April 1791. J. G. Herder.

Wie? Weniger bleibend wäre das Werk des mimischen Künstlers als das des Dichters und Bildners? Nein, es ist ewiger: es bildet den Geist seiner Nation, Männern, wie Schröder strahlt die Wirkung ihrer Kunst zugleich aus allen Punkten des Vaterlandes zurück. —

Ich kam nach Hamburg, den unsterblichen Künstler zu bewundern; der Wunsch schlug fehl, nur der wohlthätige Menschenfeind wirkte noch. Ich wollte diesem meine Verehrung bezeugen, und lernte den edlen Mann lieben.

Kellingen den 23. December 1798. G. Merkel.

„Ehe wir aus dieser Welt scheiden," sagten Sie.

Möchte ich eben so spät aus Ihrem Gedächtnisse scheiden, als Ihr Name von dieser Welt scheiden wird.

Hamburg am Abend eines schönen Tages 1791. Kotzebue.

Is it not monstrous, that this player here
But in a fiction, in a dream of passion
Could force his soul so to his whole conceit,
That from her working, all his visage warm'd:
Tears in his eyes, distraction in his aspect,
A broken voice, and his whole function suiting
With forms, to his conceit?

(Shakespeares Hamlet.)

Freilich ist es erstaunlich, und doch sind Sie der Mann, der dies kann.

Vergeſſen Sie Alles, lieber Schröder, was je Sie mißvergnügt über mich machen konnte, und erinnern Sie ſich meiner nur als Ihres wärmſten Freundes Brockmann.

Hamburg den 6. März 1785.

— Schröder verſchied am 3. September 1816. Am 9. September Morgens ward Schröder's Leiche von Rellingen nach Hamburg geführt. Unter Weges erhielt ſie ehrenvolle Trauerbezeugungen. Etwa einhundert „Brüder“ und Freunde des Verſtorbenen empfingen ſie im ſchwarz umflorten Saale des Freimaurerhauſes. Seine Melodie des Matthiſon'ſchen Liedes: „Die Vollendung“, „Wenn ich einſt das Ziel errungen habe ꝛc.“ ertönte und ſein Nachfolger, „Bruder von Beſeler“, ſprach einige tief empfundene Worte. Von dort ward der Sarg nach der dem Kirchſpiel Jacobi angewieſenen Begräbnißſtätte vor dem Dammthore gefahren. Dem unabſehbaren Zuge ſeiner ihn zu Fuß begleitenden Freunde folgten mehr als 60 Equipagen. Wohl zeigte es ſich, daß das Verdienſt des Künſtlers, des Kunſtführers, des Schriftſtellers, des Vorſtehers einer hoch zu verehrenden Verbindung wie die Freimaurerei, deren Hauptwerk iſt: Aufklärung des Geiſtes und Förderung der Humanität, welche die Geſetze und Bedingungen eines ſolchen Berufes kennen, und es iſt nicht zu verwundern, daß vornehme, gebildete und gelehrte Leute Schröder hochhielten. Daß er aber, wo er ſich auch befand, die Herzen niederer Stände gewann, daß Bürger und Bauern, Söldlinge und Handwerker ſich durch kein Vorurtheil abhalten ließen, ihn gerne zu haben, daß beſonders der ehrſame Stand der Handwerker, den Niemand auf der Bühne würdiger dargeſtellt, als er, ihn wieder durch Wort und That geehrt, laut für ihn gezeugt, ihm nicht nur im Leben, ſondern auch bis in den Tod befreundet war, documentirte ſich auf das eklatanteſte durch ſeine ungemein zahlreiche Vertretung bei dem Leichenzuge. Alle Straßen, welche der Zug paſſirte, waren von Menſchen vollgedrängt denen man es aber anſah, daß es nicht Neugierde iſt, welche ſie herbeigezogen, ſondern der edle Sinn, dieſem Hochehrwürdigen die letzte Ehre zu erweiſen; man ſah viele thränende Augen und wo dies nicht der Fall, las man die ernſte, ſtille Trauer vom Geſichte ab. Seine vieljährigen Freunde, der Senator Dr. Bartels und der präſidirende Domherr des Hamburgiſchen Domſtiftes, Dr. Mayer, ſprachen an ſeiner Gruft. „Bruder“ von Beſeler ſenkte einen Blumenkranz auf ihn herab und rief ihm einen Abſchied nach, den das Chor: „Heilig iſt unſer Gott!“ beſchloß.

— Schröder. Sein Logenbund beging am 26. September seine Todtenfeier nach den Gebräuchen der hochehrwürdigen Brüderschaft. Was Alle empfanden, fassen folgende wenige Zeilen zusammen:

„Des Todes Hammer brach den Erdenhaft,
Der ihn umgab, den seltnen Diamant;
Daß er, in Aetherfassung, freier glänze:
Den Seinigen ein leitendes Gestirn."

— Schröder. Am 28. September ward im Schauspielhause Schröder's Gedächtniß gefeiert. Seines Neffen Wittwe, Fleck's Tochter, Frau Directorin Unzer sprachen einen von der Frau Senatorin Westphalen verfaßten Prolog. Dem folgte ein Chor. Darauf sprachen die Directoren Herzfeld und Schmidt und abermals ward ein Chor angestimmt, bei dessen Schluß Frau Doctorin Unzer, während sich ein Tableaux, die Verklärung darstellend, entwickelte, einen Kranz auf den Sarkophag des Abgeschiedenen hängte. Die Musik war vom Musikdirector Eule. Das machte die Vorstellung des Vetters von Lissabon.

— Schröder. Ueber dieses hochverdienten Mannes Grab erhebt sich ein längliches Viereck von Sandstein, das zwei Trauerweiden beschatten. Drei Seiten tragen Sinnbilder seiner Wirksamkeit und Kunst, die vierte die Inschrift:

Dem Freunde der Wahrheit und des Rechts,
dem Förderer menschlichen Glücks,
dem unerreichten Künstler,
dem liebevollen Gatten
die trauernde Gattin.

Schikaneder, Emanuel. Als 1783 „Agnes Bernauer" in Salzburg aufgeführt wurde, faßte das Publicum einen solchen Haß gegen den Vicedom, daß der Schauspieler, der diese Rolle spielte, auf der Straße nicht mehr sicher war, und in einem Wirthshause auch wirklich angefallen wurde. — Schikaneder, der damalige Principal des Theaters in Salzburg, wußte dies trefflich zu benutzen. Er ließ mit großen Buchstaben auf dem Anschlagzettel drucken: „Heut' wird der Vicedom von der Brücke in's Wasser gestürzt." Die ganze Stadt lief nun hinzu. Der Hinabsturz des Vicedoms geschah unter allgemeinem Jauchzen und Händeklatschen, und Schikaneder's Casse befand sich, wenn die „Agnes Bernauer" aufgeführt wurde, sehr wohl dabei.

— Schikaneder. Die fortwährend ungeminderte Gunst, die das deutsche Publicum Mozart's herrlicher „Zauberflöte" spendet, machte mir, als ich im Jahre 1808, auf einer Reise nach Wien begriffen, Brünn passirte, die Bekanntschaft des dort lebenden Dichters dieser

Oper wünschenswerth, und ich besuchte ihn, zum Theil auch in der Absicht, von ihm etwas Näheres über die Entstehung dieser klassischen Tondichtung zu erfahren. Kurz vor meinem Besuche war Schikaneder nach Hause gekommen, und hatte sich ein kleines Räuschchen mitgebracht, dem ich es vielleicht zu verdanken hatte, daß der gesprächige Dichter mir mehr sagte, als ich eigentlich wissen wollte. Nach den gewöhnlichen Eingangs-Complimenten von beiden Seiten rückte ich mit meinem Anliegen hervor, und mir wurde Folgendes zu Theil:

„Schaun's" — begann der Erzenger des weisen Sarastro — „ich hab's Buch g'schrieben und den Mozart, g'fragt, ob er's componiren will." — „Gern, — aber ich muß 100 Ducaten haben." — „No, die sollst haben; aber bis die Oper fertig ist." — „Topp!" sagt Mozart — „morgen komm ich." „Nun schaun's" — fuhr der redselige Schöpfer des Papageno fort — „den andern Tag hat er ang'fangen. Das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen" hat er viermal anders componirt und immer sagt' ich: das ist Alles zu gelehrt! so will ich's haben — und hab's so vorg'sungen, wie's g'blieben ist. Das Duett ist von mir. — Wie er nun fertig war, kriegt ich die Partitur halb Ellen dick. Nun hab' ich die Halbscheid wegg'strichen." — „Würden Sie wohl die Güte haben" — unterbrach ich den Verbesserer Mozart's — „mir das Weggestrichene zu zeigen?" — „Das kann ich nicht, die Wittib hat die Orginal-Partituren. Kurz und gut", — fuhr Schikaneder fort, — „die Oper ist in die Scene kommen; der erste Act war g'spielt, und noch hat sich keine Hand g'rührt. Mozart kommt zu mir auf's Theater, kratzt' sich hinter die Ohre und sagte: „Die Oper geht verloren!" Aber ich hab' die Wiener besser gekannt. „Die Oper geht nicht verloren!" und schaun's, nach'm siebenten Mal haben's den Mozart erst rausg'rufen; und ich hab' die Oper hundertmal nach einander gegeben. Das muß ich Ihnen aber doch sagen, Mozart hat viel zu schwer g'schrieben. Paisiello's „schöne Müllerin" gefällt allen Leuten."

Da ich nicht die geringste Lust verspürte, mich mit dem berühmten Dichter in einen Kunststreit einzulassen, brach ich die Unterhaltung ab und empfahl mich. *)

Siddons, Aetti Alix. Mrs. Siddons spielte einmal in Leeds, Es war ungemein warm, und die große Künstlerin wurde so von Durst gequält, daß sie gern das einzige Linderungsmittel annahm, das ihr für den Augenblick geboten werden konnte. Es wurde deshalb ein

*) So erzählt ein deutscher Sänger, Namens Julius Miller.

Junge ſchnell abgeſchickt, um einen Krug Bier für Mrs. Siddons zu holen. Das Stück ging unterdeſſen weiter, und als der Knabe mit dem ſchaumbedeckten Kruge zurückkam, ſah er ſich nach der Perſon um, die ihn geſchickt hatte, bemerkte dieſelbe nicht, und fragte: „Wo iſt Mrs. Siddons?“ Der Mann, welchen er fragte, zeigte auf die Bühne, wo ſie eben die Schlafſcene als Lady Macbeth ſpielte, und ſagte: „dort iſt ſie.“ Zum Schrecken Aller ging der Junge ohne Zögern gerade auf die Bühne zu der Künſtlerin und hielt ihr, ohne zu wiſſen, daß er etwas Unſchickliches begehe, den Bierkrug hin. Man kann ſich das Entſetzen der Schauſpielerin denken; ſie winkte den Knaben mehrmals, aber vergeblich, fort, der erſt nach ziemlich langer Zeit durch das halblaute Rufen der Leute hinter den Couliſſen mit dem Biere zurückgebracht werden konnte, das er unterwegs halb verſchüttete, während das Publicum in ein endloſes Gelächter ausbrach.

— Die Siddons war bekanntlich die erſte Perſon, welche die Geiſtesverwirrung Georgs III. König von England, erkannte. Man erzählt von ihr Folgendes: Der König hatte ſie ſchon immer ſehr lieb gehabt, wegen ihres großen Talents, das von ſtrenger Sittlichkeit begleitet war. Später lud er ſie ſogar zu kleinen Cirkeln ein und gab ihr jedesmahl Beweiſe ſeiner Zuneigung, dieſe ſtieg indeſſen immer mehr, und eines Tages überreichte der König ihr ein Blatt Papier, worauf nur am untern Ende ſeine Namensunterſchrift ſich befand. Der Beſitzerin dieſes Blattes blieb die Ausfüllung überlaſſen; ſie konnte darauf jeden ihr beliebigen Wunſch ausſprechen, und er ward als Befehl vollzogen. Mrs. Siddons machte aber nicht den erwarteten Gebrauch von dieſem Zauberblatte, ſondern übergab es der Königin, deren größte Hochachtung ſie dadurch erwarb, und von ihr nach allen Kräften belohnt wurde.

Heidelmann. Als der rühmlichſt bekannte, noch jetzt in Hamburg lebende dramatiſche Schriftſteller Dr. Töpfer noch in Breslau weilte, beſchäftigte derſelbe längere Zeit einen jungen Mann, der ſeiner ſchönen und correkten Handſchrift wegen in entſprechender Weiſe zu verwenden war. Mit Hilfe ſeiner thätigen jungen Frau, welche als Wäſcherin unter Anderm auch die Wäſche für die Familie des Dr. Töpfer zu beſorgen hatte, friſtete derſelbe ſeine ziemlich beſchränkte Exiſtenz. Das gelehrige und beſcheidene Weſen des jungen Copiſten gefiel und war nur zu wohl geeignet, ein günſtiges Vorurtheil für ihn zu erwecken. Im Hauſe Töpfer's fand er Wohlwollen und Theilnahme und da Töpfer ſeine tiefwurzelnde Neigung für die Schauſpielkunſt kannte, ſo kam er endlich ſeinem Verlangen entgegen und verſchaffte ihm bei einer kleinen

Bühne ein Engagement für winzige Nebenrollen. Töpfer ſowohl wie das Publikum ſollten bald mit Freuden gewahren, daß das Darſtellungs-Talent des jungen Mannes zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Töpfer verließ ſpäter Breslau, während ſein Schützling die betretene Bahn mit Eifer, Fleiß und Ausdauer verfolgte. Eine geraume Zeit ließ er nichts von ſich hören, ſo daß ſein Gönner und väterlicher Freund anfing, über ſein Schickſal beſorgt zu werden. Nach einer Reihe von Jahren machte Töpfer einen Ausflug nach Prag. Er beſuchte das dortige Theater und hatte Gelegenheit, das ausgezeichnete Spiel eines Mannes zu bewundern, deſſen Name ihm jedoch unbekannt war. Einer eingeholten Erkundigung zufolge erkannte er gar bald in dem trefflichen Darſteller ſeinen ehemaligen Copiſten — den unvergeßlichen Seidelmann.

— Seidelmann hat in ſeinem ganzen Leben keine Rolle geſpielt, die er ſich nicht ſelbſt aus dem Buche des betreffenden Stückes ausgeſchrieben hätte. Es gibt nichts Sauberes, Eleganteres und correkter Geſchriebenes, als dieſe von Seidelmann herrührenden Rollen und es wäre ihm nicht möglich geweſen, eine ſchlecht geſchriebene Rolle einzuſtudiren. Als er ſchon bedeutend kränkelte, beſuchte ihn ein Schriftſteller, der von Dresden nach Berlin gekommen war und traf ihn eben beſchäftigt, eine ungemein ſtarke Rolle aus einem Raupach'ſchen Stücke auszuſchreiben. Der Beſucher machte ihm Vorwürfe darüber, daß er bei ſeiner Kränklichkeit ſich einer ſo anſtrengenden, mühſamen Arbeit unterzöge, worauf Seidelmann lächelnd entgegnete: „Sie wiſſen nicht, wie viele Mühe und Anſtrengung mir das ſaubere Abſchreiben einer Rolle erſpart! — Erſtens das rein mechaniſche, mir in den Tod zuwidere Auswendiglernen; ſodann die Mühe des wiederholten Durchgehens um ſie zu verſtehen. Jeder Schauſpieler ſollte von Rechtswegen ſich ſeine Rolle ſelbſt möglichſt ſauber abſchreiben, gewiß würde er dann weniger häufig eine Rolle vorgreifen.“

— Seidelmann ſagte: „Der größere Theil der heutigen Schauſpieler, obwohl mit der brennendſten Luſt um den Namen Künſtler buhlend, hat doch nur deswegen zu Thalien's Fahne geſchworen, weil ihm der reelle Geſchäftsfleiß abging oder weil ihn ein Unglück verfolgte, oder weil ihm nicht die Harfentöne der Kunſt, ſondern blos ihre Schellen lieblich klingelten.“ — Wir ſind begierig, wenn wir in gegenwärtiger Zeit einen „weiblichen Seidelmann“ hätten, wie eine ſolche Künſtlerin ſich über „den größeren Theil der heutigen Schauſpielerinnen ausſprechen würde? —

Schröder-Devrient, Wilhelmine. Der Violinist Marchese Prospero Monaca aus Parma, der durch seine Kunstreisen überhaupt keine Schätze gesammelt hat, hatte bei seinem ersten Concert in Königsberg, trotz der Mitwirkung der Schröder-Devrient, eine Einnahme, die sehr wenig über die Kosten betrug, oder diese kaum einbrachte. Frau Schröder-Devrient forderte ihn deshalb auf, sich bei der Wiederholung „der Schweizerfamilie" noch einmal im Theater hören zu lassen, und trat ihm von ihrem Antheil fünfzig Thaler ab. — Gewiß ein eben so edler als zarter Zug dieser ruhmgekrönten Künstlerin!

— Schröder-Devrient. Die Locomotive pfeift und der Zug geht ab. Wir befinden uns inmitten einer gebildet bekleideten Gesellschaft von Herren und Frauen — zweiter Klasse. Man unterhält sich. Wenn man sich sonst unterhielt in Deutschland, von was sprach man da? Vom Theater. Natürlich. Und wenn man von Dresden fortfuhr, von welcher Person des Theaters sprach man? — Von Madame Schröder-Devrient. Ganz richtig. So war's auch im Jahre 1849, als einige Damen, die Dresden besucht hatten, und den Abend vor ihrer Abreise die Darstellung der „Euryante" beiwohnten. Man moquirt sich; besonders äußerte sich eine der Damen über die Schröder Devrient in so herben Ausdrücken, als dies in einer gebildet angezogenen Gesellschaft zweiter Klasse nur immer geschehen kann. „Sie ist viel zu alt für die Rolle, für die Bühne überhaupt, sie hätte derselben schon längst Lebewohl sagen müssen, früher mag sie bedeutend gewesen sein, aber jetzt — sie hat ja keine Stimme mehr, ist unförmlich dick geworden — ich habe nicht die ganze Oper aushalten können. — — — „Nun, und Sie mein Herr," — wendete sich die kritisirende Dame an einen ihr zur Seite sitzenden, ihr völlig fremden Herren. „Sie lächeln und sagen gar nichts, habe ich nicht Recht? Die Schröder ist doch vorbei." — „Wollen Sie das nicht der Madame Schröder-Devrient selbst sagen? Sie sitzt Ihnen gegenüber!" entgegnete mit graciöser Handbewegung der Gefragte. — Alles erschrickt. Es treten für das ganze Coupé einige höchst ziemliche, stumme Augenblicke ein. Man sieht sich gegenseitig verblüfft an. Es kommen jetzt stückweise aus dem Munde der Dame alle möglichen, unter so mißlichen Umständen nur etwa denkbare Entschuldigungen. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung. — Mein gestriges Unwohlsein mag wohl den größten Theil der Schuld tragen, daß ihr Auftreten nicht den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartet hatte — und dann habe ich leider nur einen kleinen Theil Ihrer Rolle gehört. — Gott! man ist so voreilig! Ach, und dann bin ich auch schon von vornherein gegen sie eingenommen gewesen, ich fand Sie stets in der „Abendzeitung" so sehr getadelt, verzeihen

Sie mir, ich bitte inständigst verehrte Frau!... Aber dieser Schmieder, der Recensent, der in der Abendzeitung schreibt, er muß ein abscheulicher Mensch sein?" — „Wollen Sie ihm das nicht selbst sagen?„ — entgegnete die Schröder-Devrient, welche bisher schweigend zugehört hatte, auf den Herrn zeigend, — „er sitzt neben Ihnen!"

— Schröder-Devrient. Emmy La Grua wandte sich einmal an Wilhelmine Schröder-Devrient um Rath und Belehrung über die Partie des Rossini'schen Romeo. Sie erhielt folgendes Schreiben: „Die größte Schwierigkeit für die Darstellung dieser Rolle liegt darin, daß sie für eine Frau geschrieben wurde. Die Künstlerin hat daher die ungeheuere Aufgabe, ihr Geschlecht vergessen zu machen und in Haltung, Bewegung, Stellung einen feurigen, von der ersten Liebesglut durchdrungenen Jüngling darzustellen. Nichts darf ihr Geschlecht verrathen, soll die ganze Situation nicht lächerlich werden. Sie muß gehen, stehen, hinknien wie ein Mann; sie muß den Degen ziehen und sich zum Kampfe anstellen wie ein geübter Fechter, und vor allen Dingen muß alles Weibische aus ihrem Costüm verbannt sein. Keine zierlichen Locken, kein eingezwängter Fuß, keine schöne Taille; das Hutaufsetzen und abnehmen, das Handschuh aus- und anziehen ist nicht minder wichtig." Goldene Worte jenen Darstellerinen männlicher Rollen gegenüber, welche die Beinkleider blos anziehen, um mit ihrer Weiblichkeit zu kokettiren.

— Schröder-Devrient. Unter den poetischen Gaben, welche der unvergeßlichen „Wilhelmine" in Masse gespendet wurden, war ihr Liebling ein längeres Gedicht von Heinrich Laube, so schlecht auch dessen Verse waren. Sie hatte dasselbe nach einem Gastspiel in Leipzig erhalten, wo sie als Fidelio, Romeo und Desdemona aufgetreten war. Es schließt also:

William Shakespeare war ihr Vater,
William Shakespeare sandte sie —
Auf den Lippen, auf den Wimpern
Trug sie seine Poesie.

Als sie ging, war Alles stille,
Jedes Herz sprach leis: ade!
Poesie ist stetes Scheiden,
Wie ihr Glück ist groß ihr Weh.

Und sie ging — die Menschen aber
Schlossen's in ihr Herz hinein:
Ist der Himmel noch so ferne,
Schickt er doch die Boten heim.

Dieſes Weib, des Dichters Tochter,
Sang uns ihre Seel' in's Herz.
Geht ſie auch — es bleibt uns ewig
Ihres Tones Himmelsſchmerz.

Sontag, Henriette, feierte im Jahre 1829 auch in Moskau Triumphe und zwang durch ihren melodiöſen Scepter wie mit einem Zauberſtabe, trotz der drückenden Schwüle, Bürger und Hofleute, in die geſchloſſenen Räume des Theaters zu ſtrömen, ſo daß die Einnahme, wenn ſie ſang, täglich gegen 12,000 Rubel betrug. Trotzdem gab der Director Durnzewsky an den andern Tagen ſeinen Mitgliedern Benefice, die wie ſelbſtverſtändlich wenig Ertrag lieferten. Daſelbſt war ein armer polniſcher Maſchiniſt, Vater von zahlreicher Nachkommenſchaft, deſſen karger Gehalt kaum ausreichte, jene kümmerlich zu ernähren, und dieſer ſah mit Bangigkeit ſein Benefiz herannahen, von welchem er mehrere Gläubiger bezahlen ſollte, und — auch wollte. So betrübt und ſorgenvoll der Alte auch war, hörte er doch mit einer Art von krampfhafter Freude in der Couliſſe das wunderbare „Steh nur auf ꝛc.“ der Künſtlerin und es ſchien, als habe das Schickſal ihn zum Schutz derſelben hingeſtellt, denn als ſie unter dem ſtürmiſchen Beifallsjubel des Publikums abging, gerieth ſie in Gefahr, in eine ſchlecht verſchloſſene Oeffnung des Podiums zu fallen und großen Schaden zu erleiden, vielleicht lebensgefährlich verwundet zu werden. Der Maſchiniſt ſprang ſchnell herbei, um ſie aufrecht zu halten, ſtürzte aber dabei ſelbſt in die Oeffnung und brach einen Arm. Alles drängte ſich um ihn, dem armen Teufel Hilfe zu bieten, und nicht die Letzte war die Sontag, welche ihm ihre Dankbarkeit nicht wirkſamer bezeigen zu können glaubte, als daß ſie auf die Nachricht, morgen ſei der Tag ſeiner freien Einnahme, ausrief: „Wohlan, wir wiederholen die heutige Vorſtellung!“ — „Ach, das iſt zu viel!“ rief der Verwundete, „um das zu verdienen, müßte ich mir den andern auch noch brechen.“ Der folgende Abend war ein wahres Jubelfeſt für den Maſchiniſten, dem die Gläubiger mit abgezogenen Hüten aufs Neue ihre Dienſte anboten, und er brummte bei der Arbeit und wo er ging und ſtand, immer das glückliche: „Steh nur auf!“ — Der Kaiſer von Rußland wohnte dieſer Vorſtellung bei und ſandte der Sontag einen köſtlichen Schmuck, den ſie aber gleichfalls dem Beneficianten zuwies. Nach der Vorſtellung erſchien ein kaiſerlicher Adjutant auf der Bühne, um im Namen des Czars die Künſtlerin zu bitten, im Palaſte zu Abend zu ſpeiſen; ſie nahm die Einladung an, indem ſie ſagte: „Die Einladung des Kaiſers iſt mir Befehl!“

— Sontag. Als die Sontag in Paris war, kam ein Schneidermeister zu ihr. Man kannte diesen Mann unter dem Namen des altmodischen Schneiders, und in der That war er mit der Garderobe solcher Damen beschäftigt, welche sich durchaus nicht nach der Mode kleiden wollten. Ein Paar muthwillige junge Leute hatten den armen Tailleur veranlaßt, angeblich für reisende Engländerinnen drei Kleider à la Pompadour zu verfertigen, und hatten etwas Angeld gegeben und den Schneider zu sehr bedeutenden Auslagen verleitet, ohne sich, als die Kleider fertig waren, wieder beim Schneider blicken zu lassen. Der Mann war in Verzweiflung, seine Rechnung betrug 1800 Francs, und mehr noch als dies Geld schmerzte ihn die Verunglimpfung seiner Collegen, welche nicht ermangelten, neuerdings seine Vorliebe für das Altmodische zu perfifliren. Da kommt der Mann auf die Idee, zur Dem. Sontag zu gehen und ihr seinen Kummer mitzutheilen. Sontag hilft ihm sogleich aus der Noth. Sie kauft eines von den Kleidern für 650 Francs, zieht es als Rosine im „Barbier von Sevilla" an, und nennt es selbst robe de Séville, bien faite par Monsieur Niclot, rue St. Honoré Nr. 71. Des andern Tages um 7 Uhr Morgens ist der Mann bestürmt wegen ähnlicher Anzüge. 16 solche Kleider werden an demselben Tage bestellt. Es geht so dringend um die altmodische Tracht her, da keine Dame auf der Promenade erscheinen will ohne robe de Séville. Die weiten und altfranzösischen Aermel, der lange Leib, die Püffen, die zusammengezogene Schleppe sind „einzig". So helfen Schönheit, Kunst, Liebenswürdigkeit oft einer abscheulichen Tracht auf die Beine und einem altmodischen Schneider zu Verdienst.

— Sontag. In dem Contract, welchen Fräulein Sontag mit dem Director des Opernhauses in London geschlossen hatte, befand sich eine Clausel, daß die Strafe von 10,000 fl., welche auf den Bruch des Contractes gesetzt wurde, nicht verfallen wäre, wenn die schöne Sängerin zufällig veranlaßt werden sollte, einen souveränen Fürsten während der Dauer desselben zu heirathen. — Das englische Blatt „London Weekly Review" 1829, welches dieses merkwürdige Beispiel weiblicher Eitelkeit mittheilte, setzte die etwas zu sarcastische Bemerkung hinzu: Ohne Zweifel hatte die Sängerin Recht. Wenn ein solcher Zufall sich träfe, so würde er, aller Wahrscheinlichkeit nach, selbst seine Strafe mit sich führen, und es wäre daher unbillig, diese noch durch eine andere zu vermehren.

— Die Sontag befand sich in Frankfurt in einer Gesellschaft, die größtentheils aus hochadeligen Damen und Herren bestand. Bei

einer Gelegenheit, als von der Verheirathung eines englischen Geistlichen mit einer ehemaligen Sängerin die Rede war, vergaß sich der Graf M. und sagte: „Wie kann der Mann die Würde eines Geistlichen so weit vergessen, um eine" — Da begegnete er den Blicken der Gräfin Rossi und schwieg betroffen. „Um eine Sängerin zu heirathen," vervollständigte sie; „mein Gott, geniren Sie sich doch nicht, Herr Graf." Alle lachten und die liebenswürdige Frau triumphirte über die Verlegenheit des Diplomaten.

— Sontag. Die Gräfin Rossi-Sontag, welche durch den Zauber ihres Gesanges die alte Sonntagszeit aus Deutschland nach England übertragen hat, „der wandernde Triumph" wie sie die britischen Enthusiasten nennen, wurde bei ihrer letzten Kunstreise 1850—54, in Berlin erwartet, und die Kunstschwärmer schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß die deutsche Nachtigall vielleicht auch im lieben Vaterlande noch einmal schmettern werde. Was übrigens den beispiellosen Erfolg der Künstlerin in England betrifft, so erscheint derselbe nicht so erstaunlich wenn man sich erinnert, was Börne bei Gelegenheit des Gastspiels des Fräulein Sontag in Frankfurt erzählt: „Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für sich allein miethen und zeigte sich, als man ihm bemerkte, daß dieses schicklicher Weise nicht auszuführen sei, sehr erstaunt über die wunderliche Continental-Prüderie." — Und sogar Deutsche waren damals großmüthig wie die Engländer. Ein Wirth des Gasthauses, in welchem Fräulein Sontag vierzehn Tage gewohnt, schlug bei ihrer Abreise jede Bezahlung aus und veredelte und verjüngte dadurch den alten „römischen Kaiser" zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutsche im Namen des Vaterlandes bewirthet werden.

O goldne Zeit, in der wir fröhlich lebten,
Beim Klang der Sontag deutsche Einheit webten!

— Sontag. Scribe hat dem Grafen Rossi, dem Manne der Mad. Sontag, wegen der vollendeten Darstellung der Miranda in der Scribe-Halevischen Oper: „Der Sturm," folgendes Calembourg zugesandt:

C'est toi seul qui pouvais enchainer dans son vol
Ce Rossignol divin, qui nous charme á l'entendre
Car de tout temp Rossi, chacun doi le comprendre
Fut la moitié de Rossignol.

— Die Sontag hatte in ihren Soireen die Sitte eingeführt, lebende Bilder darzustellen. Man bat mich, erzählt ein Franzose, einige dergleichen zu entwerfen, bei denen mit Vortheil einige Kinder von vor-

züglicher Schönheit erſcheinen könnten. Ich wählte die Geſchichte von Ruth und Naemi, die Fabel von dem Milchtopfe, die Werkſtatt Pygmalions, in welchen alle dieſe hübſchen kleinen Mädchen als Statuen verſchiedener Art ſtanden, und endlich den Parnaß, auf welchem ich neun kleine Muſen aufgeſtellt hatte, die wirklich einen reizenden Anblick gewährten. Auf den Gipfel des Berges hatte ich in reicher Tracht als Apollo den kleinen Roſſi geſtellt, den ein hinter den Feſſeln verſteckter Bedienter feſt an den Füßen hielt, und dem die Gräfin, ſeine Mutter einen Kranz und eine Lyra gegeben hatte. Aber nun kommt die pikante Seite der Sache. Ehe ich den Vorhang aufziehen ließ, bemerkte ich, daß ich das Roth vergeſſen hatte, und daß die hübſchen niedlichen Geſichter meiner Heldinnen und Helden ohne dieſes nothwendige Erforderniß in dem blendenden Lichte erſcheinen mußten. Ich theilte meine Verlegenheit der Gräfin Roſſi mit und fragte: „Wo könnten wir wohl Schminke finden? Alle Läden ſind geſchloſſen. Glauben Sie, daß man eine der Damen darum bitten könnte, und daß ſie nach Hauſe ſchicken würde, um Schminke holen zu laſſen?“ Die Gräfin ſah mich verwundert an. „Schminke von dieſen Damen?“ rief ſie: „Tränmen Sie? Keine von dieſen Damen legt jemals Roth auf (man brauchte nur einen Blick in den Saal zu werfen, um die ganze Stärke dieſer Ironie zu fühlen.) Darum bitten können wir jedoch immer.“ Wir erſuchten wirklich im Vertrauen einige der Damen, ob ſie uns nicht Schminke verſchaffen könnten. Keine beſaß dergleichen, ſo daß die ſchöne blühende Gräfin, die Einzige vielleicht, die ſich nicht ſchminkte, ganz laut zu mir ſagte: „warten Sie; wahrhaftig ich glaube ſelbſt Roth zu haben.“ Wir ſchickten fort, und man brachte uns wirklich Schminke aus dem Hauſe der Geſellſchaft, in welchem ſie am wenigſten nöthig war.

— Sontag. Keine Geſanglehrerin hat in Petersburg größeres Glück gemacht, als ihrer Zeit Madame Ezecca, deren Schülerin die Sontag war. Die Dankbarkeit der einſt ſo gefeierten Sängerin hatte die nicht minder gefeierte Gräfin veranlaßt, ihrer Schutzbefohlenen dieſe Aufnahme zu bereiten. Sie that noch mehr; ihren Rang verleugnend, gab ſie zum Vortheile ihrer früheren Lehrerin ein Concert, und ließ ſich noch einmal als Sängerin öffentlich hören. Das war nichts für die Sontag; für die Gräfin Roſſi in Mitten der hohen ruſſiſchen Ariſtokratie und ihrer noch höheren Vorurtheile war es viel. Das Concert war das brillanteſte der Saiſon, und warf den reinen Ertrag von 14,000 Rubel Silber ab. Madame Ezecca zeigte ihr des andern Tages den Kaſſen. „Rapport und ſagte mit tiefer Rührung: „Ach! Henriette, was haſt Du für mich gethan?“ — „Für Sie?“ rief die Gräfin und

warf ſich laut ſchluchzend ihr in die Arme, „für Sie? nein, für mich ſelbſt! ach! nach Jahren wieder einmal eine Stunde des reinſten, des ungetrübteſten Glücks; was hat die Vorſehung nicht Alles für mich gethan; Rang, Reichthum, Anſehen, geliebt von einem Manne, den ich anbete, im Beſitz hoffnungsvoller, reizender Kinder! und doch liebe Ezecca! wie ſoll ich es ausſprechen? Sie werden mich ahnend errathen, mir fehlt das Element meines Seins. Der Anblick eines Theaters macht mich traurig, der Triumph einer Sängerin demüthigt mich, der Ton der Orgel, welcher Andere zur Andacht ruft, jagt mich aus dem Heiligthum. Ich bin die entweihte Prieſterin, die ihr Gelübde gebrochen; die Kunſt verſtößt mich, die ich verrathen, und ihr zürnender Genius verfolgt mich wie ein Rachegeſpenſt.“ In Thränen gebadet, ſank ſie auf das Canapee. — „Aber Jettchen,“ tröſtete ſie Madame Ezecca „Du gehörſt der Kunſt ja an wie früher, wirſt ihr ſtets angehören Du übſt ſie ja noch, und iſt es ſelbſt auch nur ein kleiner Kreis, der dir begierig lauſcht, ſo iſt es dafür ein um ſo auserleſener; ein fürſtlicher Salon ſollte Dir doch wohl die Bühne erſetzen?“— „Nein! nein! nein!“ rief ſie, und ſprang lebhaft auf, „des Künſtlers Beruf kann ihm nichts erſetzen, nichts, nichts auf der ganzen weiten Welt! man lobt mich, man ſchmeichelt, man huldigt mir! was will das heißen? Sollen, können ſie mich tadeln? Es ſind lauter Freunde und Bekannte meines Mannes, unſer täglicher Umgang; ich bin noch jung, nicht häßlich, freundlich gegen Jedermann; man iſt dankbar, daß ich einen Augenblick der Langeweile tödte, vielleicht will man auch der Sängerin vergüten, was man hier und da der Gräfin entzieht; aber ſehen Sie Ezecca, die Bühne mit ihrer Illuſion, der heilige Ernſt, der uns durchſchauert, wenn der Vorhang emporrollt, dieſe ſehnſüchtige Angſt, die uns hinaustreibt und zagend zurückhält, das wonnige Fieber, das uns durchſchauert, das alle unſere Adern durchbebt! So muß dem Helden zu Muthe ſein, der ſich kampfbegierig in's Schlachtgewühl ſtürzt, ſeines Sieges gewiß und doch voll banger Erwartung. Und nun das Publikum! dieſes Publikum, über deſſen jeden einzelnen Theil unſer Künſtlerbewußtſein uns erhebt, und das vereint den ehrwürdigen Areopag bildet, deſſen Ausſpruch wir zitternd erwarten. Sie wiſſen es Freundin! wie oft wir ſeine Launen bitter tadeln, wie oft wir ſeine ſchiefen Urtheile unter uns verlachen, und doch — doch iſt es dieſes Publikum, dieſer Verein von Bildung und Unwiſſenheit, von Kunſtkenntniß und Unverſtand, von Geſchmack und Rohheit, dieſe bunte Maße, die für Gold, ſage für ein Stück Geld, das Recht erkauft hat, von uns unten halten zu werden, die den Willen und die Macht hat, eine getäuſchte;

Erwartung an unserer Ehre zu strafen, — diese wilde Gewalt zu zügeln, hinzureißen, ohne Unterschied des Standes und der Bildung in ein Gefühl des Entzückens zu vereinen, nach unserem Willen weinen oder lachen zu machen, den Götterfunken der Begeisterung aus unserer Brust in die tobende Menge zu schleudern, und durch den Feuerbrand seines Jubels, in trunkener Wechselwirkung die erschöpften Kräfte auf's Neue wieder belebt zu fühlen, diese Empfindung des künstlerischen Beglückens, und Beglücktwerdens, diese Captivirung des Volkes durch innere Kraft, durch die Gewalt der Töne, durch die Allmacht der Kunst, das ist erhaben, das ist göttlich, das trägt über Erde und Dasein hinaus; o Ezecca! noch einmal laß mich Bartolo bethören, noch einmal unter Rossini's göttlichen Tönen dem Dolche Othellos erliegen — und keine Klage soll mir mehr entschlüpfen, dann bin ich befriedigt und — habe gelebt." — Laut schluchzend warf sie sich auf den Divan; da trat ein Bedienter herein, einen Fremden meldend, der dringend die Frau Gräfin zu sprechen wünschte. Eine abschlägige Antwort hatte keinen andern Erfolg, als eine um so dringendere Wiederholung derselben Bitte. „Unmöglich!" sagte die Gräfin, „wie sehe ich aus, in dieser Anfregung mit rothgeweinten Augen!" — „Ach geh!" entgegnete Madame Ezecca, „Du bist immer schön genug, und vielleicht kannst Du einem Unglücklichen helfen!" — Der letzte Grund siegte; die Freundin verließ das Zimmer, und der Fremde trat ein. Es war eine hohe Gestalt in armenischer Tracht, der graue Bart wallte bis zum Gürtel herab, aber ein wärmendes Feuer leuchtete noch aus den mächtig funkelnden Augen. Er blieb einige Augenblicke im Anschauen der Gräfin versunken und erst auf ihre wiederholte Frage, was er wünsche, schien er sich zu sammeln und brachte ziemlich unzusammenhängend sein Gesuch vor. „Ich bin ein Kaufmann aus Jarkow," sagte, „der Jahr aus, Jahr ein, seinem Geschäft, seiner Familie lebt. Außerdem kenne ich nur eine Leidenschaft, die für Gesang und Musik. Der große Ruf, den die Frau Gräfin früher in der Kunstwelt genoß, ist bis zu uns gedrungen, und der sehnlichste meiner Wünsche war stets, Sie nur einmal bewundern zu können. Ihr Rücktritt von der Kunst schien ihn für immer zu vereiteln, als die Nachricht zu uns gelangte, daß Sie sich entschlossen, von Dankgefühl für Ihre einstige Lehrerin erfüllt, noch einmal öffentlich in deren Concert zu singen. Ich konnte der Begier, Sie zu hören, nicht widerstehen, ich ließ Geschäft, Weib und Kinder im Stich und kam hier an. Kaum abgestiegen, schickte ich gestern nach Billetten, umsonst, für keinen Preis eines zu haben. Frau Gräfin, ich kann nicht zurückkehren, ohne Sie gehört zu haben. Sie sind so gut, Sie haben

gestern einer Freundin zu Liebe öffentlich gesungen, machen Sie einen alten Mann glücklich und erfreuen Sie ihn mit sechs Tacten Ihres Gesanges, ich habe Sie dann doch gehört und nicht umsonst die Reise unternommen."

Wie die letzten Thautropfen der Nacht der allmählig wärmende Strahl der Sonne trocknet, so wichen die letzten Spuren der Thränen aus dem holdlächelnden Antlitz der schönen Frau. Mit nur ihr eigenem Liebreiz rückte sie dem Greise einen Fauteuil zum Instrumente, und überließ sich dem sie beherrschenden Genius. Die Rosenfinger fuhren über die Tasten, die ersten Töne erschollten in dem geräumigen Salon, die Gräfin war verschwunden, Henriette Sontag war wieder sie selbst, oder vielmehr sie selbst war die verkörperte Desdemona. Die Romanze war beendet, die aus sich selbst in höhere Regionen versetzte Künstlerin kehrte allmählig zur Erde, zum Selbstbewußtsein zurück. Sie blickte zur Seite nach ihrem Publikum. Der Greis war von dem Lehnsessel herabgesunken, lag neben ihr auf den Knieen und drückte sein Gesicht in die Falten ihres Gewandes. Nach der Pause, die dem Gesange gefolgt, erhob auch er das Antlitz; es war wie verklärt, aber von einem unnennbaren Zuge von Wehmuth überflossen. Er wollte sich erheben, wollte sprechen, aber — vermochte es nicht. Das reizende Händchen der Sängerin kam ihm zur Hilfe, er preßte es krampfhaft an seine Lippen, erhob sich und ließ pfeilschnell einen kostbaren Diamantring von seinem Finger an den ihren gleiten. So wankte er der Thüre zu, daselbst angelangt, kehrte er sich um, maß die Sängerin mit einem langen, tiefforschenden Blicke und mit einem Ton der tiefsten Wehmuth, den eine heftige Anstrengung ihm erpreßte, lispelte er: „O Schade! Schade!" und war verschwunden. Henriette Sontag trat wieder zum Clavier Sie wollte fortfahren zu singen; der Gräfin versagte der Ton, tief erschüttert stützte sie den Kopf auf das Notenpult und mit einem Ton der tiefsten Wehmuth lispelte sie: „Ja, Schade! O! Schade!"

— Sontag. Nicht die Kleidung allein, läßt oft auf die Charact erstärke einer Person schließen, sondern auch, die Einrichtung seines Aufenthaltortes, gibt uns häufig hinreichend Stoff, die Eigenthümlichkeiten und Liebhabereien der Person kennen zu lernen, woraus sich sehr leicht Schlüsse über den Character derselben machen lassen; wir theilen daher die Beschreibung der Wohnung der Madame Sontag, hier mit, wie sie der Redacteur des „Figaro," eines zur Zeit, als die Sontag in ihrer ersten Blüthenzeit stand, in Paris beliebten Blattes, nach eigener Anschauung machte: — Demoiselle Sontag bewohnte in dem bekannten Hotel de l' Europe, die aus 14 Zimmern bestehende Bel-

Etage. Eine, mit grünem Damaſt überlegte, und zu beiden Seiten mit künſtlichen Orangebäumen verzierte Treppe, führt zu einer Gitterthür, durch die man in einen großen Vorſaal gelangt, wo ein en escarpin gekleideter Kammerdiener die Gäſte empfängt, die, während er ſie bei dem Fräulein anmeldet, auf ſchönen Sopha's Platz nehmen können. Von hier kommt man in das Garderobe-Zimmer, wo Hüte, Stöcke Mäntel und Ueberröcke abgelegt und mit Nummern verſehen, in ein Fach gelegt werden, damit keine Verwechſelung ſtatt finde, welches bei den vielen Viſiten leicht geſchehen kann. Man tritt aus dieſem Gemach in ein Zimmer, wo eine kleine Toilette ſich befindet, damit die Damen ihre vom Wind in Unordnung gebrachten Locken wieder rangiren, die Herren im Spiegel vom Kopf zum Fuß noch einmal ihren Anzug muſtern, ihre Haare ordnen, an den Halskragen zupfen u. dgl. In dem anſtoßenden Zimmer befindet ſich nichts als ein Sopha, ein Klavier und eine Spiel-Uhr. Von da gelangt man in das Paradezimmer, welches einem Saale gleicht. Es hat neun Fenſter in einer graden Linie, welche eine ſchöne Ausſicht auf die Straſſe darbieten, und von denen das Mittelſte zugleich der Eingang zum Balcon iſt. Die Wände ſind mit einem Carmoiſin-Seidenzeug tapezirt, werden jedoch durch die Spiegel faſt ganz verdeckt. Ich (der Redacteur des Figaro) zählte darin nicht weniger als 16 Trümeaux und 6 prachtvolle Wand-Uhren. Man findet in dieſem Saale nur ein Gemälde, ihr Portrait; im theatraliſchen Koſtüme iſt ſie als Donna del Lago abgebildet und zum ſprechen getroffen. Der Plafond, ein Meiſterwerk der Malerei, trägt drei große herrliche Lüſtres. An jeder Ecke befindet ſich ein äußerſt geſchmackvoller Wandleuchter mit Lichterkränzen. Die Gardinen ſind von lichtblauer Seide mit Silberquaſten und Roſen; über den Fußboden breiten ſich zwei große mit Gold geſtickte Teppiche. Von den drei Ausgängen, die in dieſem Zimmer ſich befinden, führt der eine in ein ähnlich großes Zimmer, das zum Speiſeſaal beſtimmt iſt, der andere in einen Vorſaal, der dritte zurück in das Zimmer, von dem man hieher gelangt; von dieſem geht man in das ſogenannte Probezimmer, wo ſie mit ihrem Singmeiſter, manchmal auch mit Roſini, die neuen Geſangſtücke einſtudirte, an dieſes gränzt ihr Garderobezimmer, wo ihre Theaterkoſtüms in großen Kleiderſchränken aufbewahrt ſind; von da gelangt man in ihr Schlafzimmer, deſſen Fenſter in den Hof gehen, wo ſich ihr Garten mit einer Kegelbahn, mehrere Billards (ein Spiel, welches ſie bis zur Leidenſchaft liebt) ein kleines Karouſel und einige Schaukeln, zum Vergnügen ihrer Gäſte befinden. Die Wände ſchmücken drei Kniſtücke, die ſie als Ninette (gazza ladra), Emmeline (Schweizerfamilie)

und Rosine (Barbier von Sevilla) darstellen und außerdem wenigstens 80 Miniatur-Portraits, die sie zum Geschenk erhalten hat, und die ihr eine kindische Freude machen. Statt des Namens des Malers steht auf einem kleinen Zettel der Name dessen, der es ihr verehrt hat. Ueber ihrem Portrait als Emmaline hängt das eines jungen Mannes (ebenfalls ein Kniestück) und wie die anderen in Goldrahmen gefaßt, von dem wir jedoch nur wissen, daß er nicht eben schön ist. Es wäre ein Verstoß gegen die Artigkeit gewesen, darnach zu fragen, obwohl das Wort uns auf der Zunge schwebte. Neben ihrem sehr einfachen Bette steht eine aus Ebenholz sehr schön gearbeitete und mit Silber verzierte Schatulle, worin sich Ringe, Juwelen, Bracelets, Diademe, Perlschnüre und dergleichen befinden.

Aus dem Schlafzimmer kommt man in ihr Ankleidezimmer, wo, außer den zur Toilette nothwendigen Gegenständen, sich nichts als ein Repositorium mit vielen Fächern befindet, in welchen die Zeitungen geordnet liegen. Auf ihre eigene Anforderung nahm ich mehrere heraus, und, während ich fast alle Fächer durchsuchte, gestand sie mir mit großer Unbefangenheit, daß sie die Blätter, worin ihrer, gleichviel ob lobend oder tadelnd, Erwähnung geschieht, wie ein Heiligthum bewahre. „Manche," setzte sie hinzu, „haben mich in den Himmel erhoben, manche mich so in den Staub hinabgezogen, daß ich gestehe, oft stundenlang darüber geweint zu haben." —

Es folgen die ebenfalls sehr geschmackvoll eingerichteten Zimmer ihrer Kammerfrauen. Die Dienerschaft wohnt parterre, und bestehend aus drei Gehülfinnen, zwei Kammerdienern und einem Kutscher. Demoiselle Sontag hatte nämlich einen Staats- und drei andere Wagen, wie auch sechs Pferde, worunter zwei Schimmel, die sie bei ihrer Rückkehr aus London von einem reichen, hiesigen Banquier erhalten hat.

— Sontag. Bei dem letzten Aufenthalt der Dem. Sontag in St. Petersburg erzählte ein Kunsthändler in Gegenwart der Gefeierten, daß er soeben einen Freund besucht, der über die Ankunft der berühmten Künstlerin ungemein betrübt sei. — „Wie so, mein Herr, was kann ich dem mir unbekannten Herrn Unangenehmes erzeigt haben?" fragte die Sontag. — „Doch! Sie sollen wissen, daß er einst in sehr brillanten Umständen gewesen, daß sein Haus eine Freistätte aller Künstler war, daß er oft viele Meilen weit gereist, um berühmte Sänger zu hören, daß er in Paris und London Soirées gegeben, die ihm Tausende kosteten, um Heroen der Tonkunst zu ehren, und daß er jetzt so herabgekommen, daß er diejenige, welche ihm als Königin des Gesanges mit Recht geschildert wird, nicht einmal singen hören kann!" — „Mein

Herr, ich bitte Sie, ihm so viele Karten zu senden, als Ihnen beliebt — einem solchen Kunstfreund gefällig zu sein, halte ich für eine Pflicht.“ — „Ach, wenn es nur das wäre!“ erwiderte der Kunsthändler. „Die Entrée-Billete sollten seinen Freunden keine Sorge machen, allein der Aermste sitzt Schulden halber im Gefängnisse, und der Betrag ist für seine Freunde zu hoch, um ihn auszulösen.“ — „Das ist freilich sehr traurig,“ meinte die Sontag, „allein wenn er mich hören will, so werde ich auf ein Mittel sinnen, ihm auf eine anständige Art 1 oder 2 Arien vorzutragen.“

Die Gesellschaft konnte sich des Lächelns nicht enthalten. Wie wird sie das anfangen? fragte man sich. Dem. Sontag wird doch nicht den Saal des Schuldengefängnisses wählen, um ein Concert zu geben. Jedermann hielt die Antwort der Sängerin für einen Scherz und man sprach nicht weiter davon. — Nach einigen Tagen stürzt der wegen Schulden Verhaftete in die Wohnung des Kunsthändlers. „Ich bin frei,“ spricht er, „frei — Ihre Frau hat für mich bezahlt, ich erhalte eine Einladung zu Ihnen — ach! wozu die Einladung, ich wäre ja ohnehin hierher geeilt, um Ihnen meinen Dank auszusprechen.“

„Meine Frau?“ sagte der Kunsthändler, „erlauben Sie, das ist unmöglich — unsere Umstände sind nicht so.“

In diesem Augenblicke hörte man im Nebenzimmer ein Clavier und gleich darauf die Silberstimme der Künstlerin. Nun erklärte sich der Kunsthändler Alles und unterrichtete seinen Freund davon. Der Kunsthändler irrte sich nicht! Demoiselle Sontag hatte mit seiner Gattin den ganzen Coup verabredet; sie ließ durch diese den Schuldenbetrag auszahlen, und nachdem der Kunstfreund seine Freiheit erlangt, ihn in des Kunsthändlers Haus bestellen.

Wer beschreibt das Entzücken des Ueberraschten, wer schildert seine Empfindung, seinen Dank! Er stürzt der Liebenswürdigen entgegen. Dem. Sontag läßt sich nicht irre machen und singt ihre Arie mit aller Anmuth, die ihr zu Gebote steht, zu Ende. Nachdem sie geschlossen, wendet sie sich an den im freudigen Erstaunen Ueberglücklichen. „Mein Herr,“ bemerkt sie, „machen Sie kein Aufhebens über einen Act der Dankbarkeit, den ich an Ihnen geübt. Ich habe den Ertrag meines gestrigen Concerts zu Ihrer Befreiung verwendet, das ist nichts als eine Kleinigkeit und kostet mir nichts als ein Paar Gesangstücke. Möchten alle Virtuosen, denen Sie Ihr Vermögen aus Kunstliebe gewidmet, ebenso handeln, und Sie würden gewiß einen bedeutenden Theil desjenigen wieder erhalten, was Sie so großmüthig unserm ganzen Stande widmeten.“

— Sontag. Während ihres Aufenthaltes in Amerika 1852—53 feierte sie wie leicht verständlich große Triumphe; man bemerkte jedoch, daß die Sontag in den ersten Momenten ihres Auftretens sehr kühl im Gesange war. Man befragte sie um die Ursache und erhielt die Antwort: „Ich habe das amerikanische Publikum kennen gelernt und glaube mich nicht zu täuschen. Wie in Deutschland und besonders hier erscheint mir das Publikum stets wie ein Korb ausgelöschter Kerzen. Fährt man gleich mit einem tüchtigen Brande darüber hin, zerfließen alle, zündet man sie nach und nach an, so gibt es allmälig eine prächtige Beleuchtung."

— Sontag. St. Georges, der Verfasser des Libretto zu der Oper „Marie die Tochter des Regiments" hat in das Album der Gräfin Rossi, um sein Entzücken über die Darstellung der „Marie" durch die Sontag auszudrücken, folgende Zeilen geschrieben:

Talent adorable et charmant
Oeuil d'azur, ou la bonté brille,
Voix de rossignol, pied d'enfant,
Jeu divin, ou l'esprit scintille!
Comme dans l'or le diamant!
Voilà le portrait de ma fille . . .
. . . de ma fille . . . du régiment.

Paris, 17 September 1850. H. de St. Georges.

— Sontag, die weit von der Heimat, in Mexico, gestorben, wurde am 4. Mai 1855 in der Kreuzcapelle des Klosters Marienthal in Sachsen zur Gruft bestattet. Sie hatte dort ihre letzte Ruhestätte zu finden gewünscht, weil ihre Schwester Nina Sontag den 4. Mai 1846 in jenes Kloster als Nonne eintrat. Am 17. Juni d. J. kam Graf Rossi, der Gemahl der Verewigten, mit seinen Kindern und der hochbejahrten Mutter Henriettens von Dresden nach dem Kloster und ließ den einfachen Sarg, der die Ueberreste der Künstlerin umschließt, in einen zinnernen Sarkophag einsetzen. An der Fußseite desselben steht der Spruch: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, wäre ich ein tönend Erz. Die Liebe höret nimmer auf. 1. Cor. 13, 1—3." Auf dem Deckel des Sarkophages liest man folgende Worte: „Hier ruhet in Gott Henriette Sontag, vermählte Gräfin Rossi, geboren in Coblenz, den 3. Januar 1806, gestorben in Mexico, den 17. Juni 1854.

Dir war das reinste Erdenglück beschieden,
Kunst, Anmuth, Liebe wanden Dir den Kranz;
Nun ruhest Du in Gottes heil'gem Frieden,
Umstrahlet von des Paradieses Glanz.

Für Deine Lieben haſt Du Dich dem Tod geweiht,
Des Lebens Kron' iſt Dein, Dein ew'ge Seligkeit.

Zwiſchen dieſer Schrift und dem ſie überragenden Crucifix befindet ſich ein goldener Lorbeerkranz, auf deſſen Blätter die Worte eingegraben: „Der beſten Gattin und Mutter, der treueſten Freundin, der ſchönſten und liebenswürdigſten Frau, der größten Sängerin geweiht von Georg, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, den 17. Juni 1856.“

Staudigl. Ein ſehr geachteter Sänger der Drurylane-Truppe hatte mit Herrn Macready ein Benefiz für ſich angeordnet und ſich an Miß Clara Novello, ſeine Landsmännin, die er ſeit Jahren kannte, mit der Bitte gewendet, ihn bei dieſer Gelegenheit zu unterſtützen. Aber die Novello weigerte ſich zu ſingen, es ſei denn, ſie bekomme 25 Guineen dafür. Der Benefiziant wendete ſich an Staudigl, den er nur oberflächlich kannte, und fragte nach ſeinen Bedingungen. Staudigl aber antwortete augenblicklich: „Sie ſind mein Kamerad, für Sie ſinge ich umſonſt!“

Talma, Franz Joſeph. Es war im Jahre 1787; ſeit zwei Jahren hatte der junge Talma London verlaſſen und war in ſeine Vaterſtadt Paris zurückgekehrt. Sein Vater wohnte um dieſe Zeit in der Straße Coquillière, gegenüber dem Hauſe, wo J. J. Rouſſeau geboren wurde. Ein beſcheidenes Schild an ſeiner Hausthür trug die Worte: „Talma, Zahnarzt.“ Hier mußte der junge Talma ſeinem Vater in Ausübung ſeines Geſchäfts behilflich ſein. Er that es mit Widerwillen, denn ſein einziger Gedanke war das Theater. Was er machte, machte er ſchlecht und Vater Talma beklagte ſich alle Tage über die Ungeſchicklichkeit ſeines Sohnes. — „Er iſt nicht zu gebrauchen,“ pflegte er zu ſagen, „nicht einmal zum Zahnausreißen.“ Und diesmal hatte er recht. Sein Sohn war ungeſchickt in Allem, was ſein Geſchäft betraf; er verdarb Alles, was er anrührte. Wehe dem armen Leidenden, der ſich ihm anvertraut hatte. Während er ſich mit ſeiner Feile beſchäftigte, dachte er an ganz andere Dinge; ſeine Gedanken waren ſtets bei den

größten Gefallen der Nation. Wenn sein Vater einmal ausging, holte er gleich aus seiner Tasche einen seiner Lieblingsdichter, die er mit dem größten Eifer auswendig lernte; und wenn der Vater zurückkehrte und das Werk nicht gefördert fand, zankte er oft sehr heftig mit seinem Sohne. — Des Sonntags besuchte der junge Talma einige Schauspieler, mit denen er befreundet war, namentlich Molé, durch dessen Fürsprache er im Jahre 1786 in den Declamations-Cursus der Fleury und Lahiße aufgenommen wurde. Unter dem Vorwande, Singen zu lernen, erhielt er von seinem Vater Erlaubniß, alle zwei Tage eine Stunde in den Sing-Unterricht zu gehen, welche Zeit er im Declamations-Cursus zubrachte; wenn er nach Hause zurückkehrte, erzählte er dennoch von neuen Liedern, die er gelernt hatte. Als er einst heiser wurde, wollte ihm sein Vater den Sing-Unterricht nicht mehr gestatten, weil er ihn als die Ursache seiner Heiserkeit betrachtete. Eines Tages saß der junge Talma bei seiner Arbeit; ein Fremder trat in's Zimmer und fragte nach Herrn Talma. — „Ist ausgegangen," sagte der junge Mann und rückte einen Stuhl zurecht. „Ich werde warten," antwortete der Fremde und setzte sich. Die Unterbrechung dauerte nicht lange. Der junge Talma nahm sein Buch, das er eben weggelegt hatte, wieder zur Hand und las weiter, Anfangs leise, dann lauter und immer lauter, bis er zuletzt ganz laut und mit aller Kraft declamirte. Es war der Mahomed, den er einübte. Gerade am Schluß einer Scene war es, da schlug ihm der Fremde auf die Schulter; „Bravo, junger Mann!" sagte er, „das ist herrlich." — „Was, mein Herr," sagte Talma erschreckt, „Sie waren noch da? Ich bitte recht sehr um Verzeihung!" — „Ich muß Ihnen zuvörderst mein Compliment machen! Sie sind also kein Zahnarzt?" — „Doch, mein Herr; aber ich möchte es nicht mehr sein; ein Debut auf dem théâtre français ist jetzt meine einzige Hoffnung." — „Sie sollen es haben, ich verspreche es Ihnen." — Der Fremde war Lemierre, dessen „Veuve de Malabar" damals viel Aufsehen machte. Er hielt Wort. Einige Tage darauf, am 21. November 1787, stand auf dem Zettel „Mahomed" angekündigt, mit dem Bemerken: „Ein junger Mann, der noch nie aufgetreten, wird in der Rolle Séide debutiren." — Das war — Talma!

— Als Talma zum ersten Male nach Paris kam, machte er die Bekanntschaft dreier Rechtsgelehrten: Bellart, Bonnet und Lezidor, welche, um sich im öffentlichen Vortrag zu üben, an langen Winterabenden sich versammelten und die Werke Corneille's, Racine's, Moliere's und Voltaire's laut vorlasen. Talma nahm Anfangs keinen Theil daran, da ihn der Widerwille gegen seinen damals noch eingenommenen Stand als

Zahnarzt immer ſehr verſtimmte. Allmälig aber fand er Geſchmack an den Dramatikern, las mit, ſpielte auf Liebhaber-Theatern und betrat endlich, von allen Seiten aufgemuntert, das théâtre francais.

— Talma. Bekanntlich legte man ihm revolutionäre Geſinnungen bei und wirklich gehörte er in der Société de la comédie francaise zur revolutionären Partei, die der royaliſtiſchen gegenüber ſtand. Aber Talma ſah die ganze Revolution als ein großes Drama an, aus dem er ſelbſt die herrlichſten Studien für ſeine Kunſt ſchöpfte. Talma erzählte ſelbſt:

„Die Revolution brach aus, die lebendige Tragödie! Welch' ein offenes Buch vor meinen Augen! In dieſer merkwürdigen Zeit ſah ich eine Regierung die andere ſtürzen, alle Leidenſchaften ſich entflammen, handeln, ſich bekämpfen; heftige Redner donnerten von der Tribüne; der ſtolze Hochmuth, die wahre Größe traten aus dem Schooße des Stromes hervor. Ich kannte faſt alle jene Männer, ich ſah in ihnen jene Vergangenheit, die die Convulſionen des Reiches empfunden hatte, die ich ſelber vorſtellen mußte. Die tobenden Leidenſchaften der Einen, meine Bekanntſchaft mit der Andern dienten mir zum Studium des menſchlichen Herzens. Ich lernte von ihnen den Eindruck der Leidenſchaften und zog großen Nutzen daraus.“

— Talma. Eine junge Schauſpielerin, welche auf dem Theater der Republik angenommen worden war, hatte dem großen Tragöden eine ernſtliche Leidenſchaft eingeflößt. Die junge Dame war nicht unempfindlich dagegen. Wie hätte ſie dem Zauber eines ſo ſchönen Talents und beſonders dem Ausbruch eines Gefühls widerſtehen ſollen, welches Talma auf eine ſo ergreifende Weiſe darzuſtellen wußte?

Robespierre kam faſt täglich ins Theater; die junge Schauſpielerin brauchte nicht lange Zeit, um zu bemerken, daß ſie der Gegenſtand dieſes fleißigen Theaterbeſuchs ſei, ſie ſchauderte; und da ſie die Aeußerungen einer ſo unglückſeligen Neigung fürchtete, ſo ſuchte ſie Mittel, um wenigſtens eine Erklärung zu verzögern. Sie meldete ſich daher krank und entzog ſich dadurch dem Erſcheinen auf der Bühne. Aber wie groß war ihr Schrecken, als Talma ihr erzählte, was ihm in Bezug auf ſie unterdeſſen begegnet war. Talma hatte einen Schneider von großem Ruf; dies war der einzige, welcher kleine kurze polniſche Ueberröcke, mit Brandenbourgs verziert, vollkommen nach Anweiſung des Künſtlers arbeitete. Dieſe Kleidung in gutem Geſchmack, das Gilet ſhawlartig, enge Pantalons, offner Hals, den Hut mit einer Feder zurückgehalten, das war in dieſer Epoche das Coſtüm Talma's welches auch von mehreren jungen Leuten getragen wurde. Robespierre

läßt den beſagten Schneider rufen und ſagt ihm mit wenig Worten, er ſolle ihm einen Anzug machen. Letzterer, um ſeinen Ruf als Modeſchneider dadurch geltend zu machen, fragte indem er das Maß nahm: Ob der Bürger einen kleinen Ueberrock à la Talma befehle? Bei dieſem Namen ergriff Robespierre eine Nervenzuckung, die ſich in dem Maße verrieth, daß der zitternde Schneider einen Tiger vor ſich zu ſehen glaubte, der bereit ſei, ihn zu faſſen. Talma! Talma! wiederholte Robespierre.

Ich habe nichts geſagt, Bürger, rief der arme Schneider ſich zurückziehend, und ohne ſein Geſchäft beendigt zu haben, ergriff er die Thür und lief, was er nur konnte, bis zur Straße de la Victoire, um Talma von der eben vorgefallenen Scene zu benachrichtigen.

Man kann den Schrecken der jungen Schauſpielerin leicht ermeſſen; denn ſie glaubte die wahre Urſache einer ſolchen Wuth zu durchſchauen und bat Talma, aus Klugheit ſeine Beſuche zu unterlaſſen. Sie dachte nun an nichts mehr, als ſich Perſonen zu ihrem Schutze zu ſuchen, die von der Gegenpartei Robespierre's waren. Sie erneuerte daher die Bekanntſchaft mit ihrer alten Cameradin Mad. Cheftel, Schauſpielerin am Théâtre français, die unter den Namen Mlle. Fleury bekannter iſt. Ihr Mann, ein Gegner Robespierre's, war öfter von Danton und Tallien begleitet.

Die junge Schauſpielerin, welche an einem Geſellſchaftstage dort zum Diner eingeladen wurde, ſuchte ſich angenehm zu machen. Es gelang ihr auch ſo wohl, daß Tallien beim Deſſert ſeine Stimme erhob und im Tone der Galanterie und Höflichkeit, die das Gepräge der Zeit waren, die Worte an ſie richtete: Weißt Du, hübſche Bürgerin, daß gegen Dich eine Anklage beim Comité des öffentlichen Wohls Statt findet? — Ach, Bürger, was ſagſt Du? — Nichts gewiſſer; aber Du ſollſt es erfahren; dieſer Böſewicht, Robespierre, iſt in Dich verliebt! — Ich wußte es nicht, Bürger; wenn dem aber ſo iſt, ſo würde ich Euern Beiſtand anrufen, um mich dieſem ſchrecklichen Unglück zu entziehen. — Wahrhaftig? — Bedenkſt Du, was Du ſagſt? Aber gewiß, ſetzte Danton mit ſeiner Donnerſtimme hinzu, das hübſche Frauenzimmer kann nichts mit dieſem Thier, mit dieſem Auswurf der Natur wollen! Arme Kleine! ſie iſt ganz erröthet; doch erſchreckt Euch nicht, fügte er hinzu, Ihr habt nichts zu fürchten, meine Reizende. Wir ſind jetzt Eure Freunde. Wenn man Euch quält, ſo werde ich Euch unter meinen Schutz nehmen, dann kommt zu Danton. Während des Diners hatte ein Umſtand, der in jedem andern Moment unbedeutend geweſen ſein würde, die hübſche Schauſpielerin mit Furcht

erfüllt. Man trug einen ſchönen Fiſch auf, deſſen Kopf Danton gerade gegenüber geſtellt wurde. Indem man ihn auf die Tafel ſetzte, fiel der Kopf ab und auf den Teller Danton's. Das iſt eine ſchlechte Vorbedeutung! rief Tallien. — O nein, erwiederte Danton, Du ſiehſt ja, daß dieſer Kopf vor mir niederfällt! Wenn aber Robespierre's Kopf ſeinen Fall nicht verzögern konnte, ſo war der Danton's noch früher gefallen. Talma indeſſen, lebhaft für die junge Schauſpielerin eingenommen, wollte ſich von allen Hinderniſſen befreien, welche ſich ihrer Vereinigung entgegenſetzten. Er mußte daher ſeine Ehe durch Scheidung aufheben, wogegen ſich die junge Schauſpielerin mit einer unbeſiegbaren Entſchiedenheit erklärte. Talma, wenig aufgelegt, Vernunftgründe anzunehmen, wollte nichts hören; ſeine Leidenſchaft war, nach ſeiner Meinung, eine Antwort auf jeden Beweisgrund. Endlich erhielt der Gegenſtand ſeiner Liebe, um ſich die Ruhe zu ſichern, einen Urlaub, war einige Monate abweſend, und jede Verbindung mit Talma war aufgehoben. Sie kam zurück ohne ihren Entſchluß geändert zu haben, und jede Annäherung ſchien unmöglich zu ſein, als eine außerordentliche Begebenheit zwei Weſen vereinigte, deren Geſchick nicht mehr getrennt ſein konnte.

In einem Stück von Callot-Herbois, in welchem die Heldin entführt werden ſoll, that der Schauſpieler mit ſeiner Bürde beladen einen falſchen Schritt, fiel ſeitwärts in die Couliſſen und quetſchte nicht allein die arme Schauſpielerin, ſondern verurſachte auch dadurch, daß eine große Nadel bis zum Kopf in die Bruſt derjenigen drang, welche er mit ſeiner Laſt beſchwerte. Der Zufall war ſchrecklich; man brachte die Unglückliche in ihre Loge.

Die Aerzte und Chirurgen beeilten ſich ihr beizuſtehen, das ganze Theater gerieth in Aufruhr, weil die junge Künſtlerin von ihren Cameraden geliebt war. Nach der Meinung der Aerzte blutete die Wunde zu wenig. „Man muß die Wunde ausſaugen,“ ſagte einer von ihnen, „es iſt das einzige Mittel, die Gefahr abzuwenden! Geſchwind, keine Bögerung .... Talma Ihr werdet Euch nicht entziehen, denk ich; man muß ſie retten.“

Talma trat erröthend hervor, wurde ihr Retter und erwarb ſich auf dieſe Weiſe unverjährbare Rechte auf Herz und Hand derjenigen, welche er liebte.

— Talma. Es iſt bekannt, daß der junge Artillerie-General einigen Umgang mit Talma pflegte, der durch die Rolle Charles IX. ſeinen Ruhm zu begründen angefangen hatte. Es iſt auch bekannt, daß General Bonaparte oft zu der ſchmalen Börſe des Comödianten ſeine

Zuflucht nahm, daß er ſich an ſeinem Tiſche ſatt aß und daß der ſpätere Kaiſer nicht ſelten in die Garderobe ſchlich, um ſich bei ſeinem Freunde Talma — ein Freibillet zu holen. Aber Napoleon der Kaiſer hat das Alles reichlich belohnt und die Erinnerung daran ausgelöſcht. „Ich habe“ — erzählt Talma ſelbſt — „Napoleon als Officier, als General, Conſul und Kaiſer gekannt, immer hat er mich auf gleiche Weiſe durch ſein Wohlwollen geehrt.“ — Talma iſt Napoleon zweimal nach Deutſchland gefolgt, er war bei ihm auf dem Erfurter Congreß und in Dresden, im Monat Juli 1813 Napoleon's Geſpräche, ſeine geiſtreichen Bemerkungen und vorzüglich ſein Urtheil über große Männer in der Geſchichte, die im franzöſiſchen Drama auftraten, ſind Talma von unberechenbaren Nutzen geweſen. Napoleon war oft ſein Modell. Talma beobachtete ihn in wichtigen Augenblicken, und aus ſeinen Blicken, ſeinem Mienenſpiel und ſeinem ganzen Weſen hat er manche Lehre gezogen. In der Revolution und in dem Kaiſer ſah Talma eine Wahrheit, die man glaubte in der Geſchichte nicht auffinden zu können. „Nachdem ſo viel Ereigniſſe“ — ſpricht Talma — ſo außerordentliche Charactere an mir vorübergegangen, nachdem ich dieſen 25jährigen Drama in der Nähe beigewohnt, war mir klar: „daß das Drama des Theaters keineswegs ſo ſehr entfernt von der Wahrheit ſtand, als man behauptete, und es ſchien mir, daß in dieſem Irrthum weniger unſere Meiſterſtücke, als die Art, ſie zu ſpielen Schuld war!

— Talma Der dramatiſche Dichter gibt oft dem Schauſpieler Veranlaſſung, im Doppelſpiel ſein Talent zu entwickeln und dadurch das Publikum höchlich zu ergötzen. Aber auch abgeſehen davon, wird oft der Meiſter, während er den Kreis der begeiſterten Zuſchauer auf die Höhe ſeiner Kunſt führt, unbeſchadet dieſer Wirkungen, als ein Zweiter hinter den Couliſſen in ungeſehener Parallele die Angelegenheiten ſeines häuslichen Lebens verfolgen. Daß eben bei dieſem Treiben die Ganzheit jenes Gemäldes nicht im mindeſten Abbruch leidet, darin thut ſich die wahrhafte mimiſche Energie kund. Zu dieſer Bemerkung leitet eine Anekdote, welche von dem berühmten Nachfolger Lekain's Talma aufbewahrt iſt. Dieſer tief denkende Künſtler Talma war ein leidenſchaftlicher Freund der Stille des Landlebens, um hier ſeinen dem Räthſel der Menſchennatur, wie es in den geiſtreichen Schöpfungen der Dramatiker entwickelt wird, gewidmeten Betrachtungen nachzuhängen und ſich ſüßen Ahnungen und Gefühlen ſeines edlen Selbſt hinzugeben. Darum gefiel er ſich auf ſeinem anmuthigen Beſitzungen, namentlich Brunoy, hier in Schwärmereien ſich verlierend, die ſein Hang zur Schwermuth begün-

ſtigte. Er hatte einen treuen Aufſeher und Arbeiter in einem Gärtner gewonnen, und ſobald er ſein Tagwerk vollbracht, eilte er ein paar Tage in ſeinem Parke zuzubringen, muſterte mit ſcharfem Blicke die abgängigen Bäume und Gewächſe, und berieth ſich mit Louetten, — ſo hieß der Gärtner, — wie die entſtandenen Lücken auszufüllen ſeien. Es war im December 1817, als er in das ſüdliche Frankreich reiſte, um dort Vorſtellungen zu geben. Obgleich er nun faſt täglich dort ſpielte, ließ er kaum einen Tag vergehen, wo er nicht an ihn ſchrieb und ihm Arbeiten aufgab, nach dem Erfolge anderer fragte und ſich nach dem Gedeihen etwaiger neuer Anlagen erkundigte. Am 6. Januar 1818 kehrte er von jener Kunſtreiſe nach Brunoy zurück und das Erſte war, daß er nach den Rechnungen verlangte. Da er wieder abreiſte, bat ihn der Gärtner ein paar Tage ſpäter auch nach Paris gehen zu dürfen. „Und warum nicht gleich?„ entgegnete Talma mit ſeiner gutmüthigen Lebhaftigkeit. In wenig Augenblicken ſaßen Beide ſchon im Wagen, hatten die neueſten Bedürfniſſe des Gartens durchgeſprochen, und es fand ſich bald, daß nichts ſo erforderlich ſei, als eine Anzahl Fuder Sand, um die vordern Baumgänge in tüchtigen Stand und dem wucheruden Unkraut in den labyrinthiſchen Verſchlingungen eines Theils des Parks ein Ziel zu ſetzen. Louette erhielt in dieſer Angelegenheit einen Brief an den Aufſeher der Waldung zu Senart, unweit des boulogner Luſtgehölzes. „Auf alle Fälle bringſt du mir heute Abend die Antwort in die Theaterloge, denn ich ſpiele heute Abend,“ fügt Talma hinzu, während ſie ſich trennen. Der Gärtner beſorgt beſtens ſeinen Auftrag und eilt nicht ohne manche Zurechtweiſung, da er nie zuvor im Theater geweſen war, in die bewußte Loge. Talma ſpielt eben auf der Bühne den Britanicus, im lebhaften Geſpräch mit Nero ſeinem gefährlichen Nebenbuhler, begriffen. Louette ſperrt weit die Augen auf und iſt, da er ſeinen Herrn nie im Coſtum geſehen, nicht im Stande, ihn herauszufinden, weiß aber ſich von ſeinem Staunen nicht zu erholen, als plötzlich ſich die Logenthür öffnet und im fürſtlichen Prunk — Britanicus eintritt und auf ihn, welcher zurückweicht, mit den Worten zugeht: „Nun, Louette, bekommen wir Sand?“ Dieſer vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, gewann jedoch Zeit; ſich zu erholen, während Talma wieder auf die Bühne mußte, in der rührenden Abſchiedsſcene mit Junia, welche ſeiner Vergiftung vorhergeht — der letzten ſeines Erſcheinens. Nun erkannte er ihn, als er immer noch im Coſtum wieder in der Loge erſchien und mit den Worten: „Warum haſt du nicht geantwortet, Louette?“ ihn wieder anredete. „Herr ich kannte Sie nicht,“ antwortete er. „Sie haben mir rechte Angſt gemacht; aber Sie werden den Sand erhalten!“

TAYLOR INST. OXFORD

— Talma. Wie die meiſten Künſtler, war Talma mit allerlei Einbildungen geplagt. Zuweilen glaubte er zu erblinden, zuweilen meinte er, der Schlag habe ihn gerührt u. ſ. w. Wenn Talma vom Hauſe ging, kehrte er oft wieder zurück, um ſeine Papiere zu ordnen, ſo als würde er nie wieder zurückkommen. Nur wenn er mit einer großen Rolle beſchäftigt war und ſich dazu vorbereitete, nur dann war er freien Geiſtes und — glücklich! —

— Talma hatte ganz den ſanguiniſchen Künſtlercharakter. Er war reizbar, empfänglich für alles Schöne und Geſchmackvolle, hypochondriſch, prachtliebend, verſchwenderiſch, ungeregelt in ſeinem Hausweſen, voll Schulden, trotz einer ſehr reichen Frau. Sein Haus war ein Stelldichein von unzähligen Freunden, und immer offene Tafel. Sein Leben iſt reich an Abenteuern, die die Franzoſen inconsequences tituliren, und die wir grobe Deutſche geradezu „dumme Streiche“ nennen. Eine düſtre Melancholie verfolgte ihn überall. Die Ruhe des Gemüthes mußte wohl dem Manne fehlen, dem ſein eigner Vater ſchon in der früheſten Jugend allen Troſt, alle Hoffnung eines beſſern Jenſeits geraubt hatte, indem er ihn planmäßig in der Lehre des Atheismus erzog. Wenn ich in's Theater gehe, ſagte er einſt zu ſeiner Frau und ſehe die geputzten und fröhlichen Leute verſammelt, ſo dringt ſich mir immer der Gedanke auf: in wenig Jahren liegen ſie alle im Sarge und — für die Ewigkeit! — — Sollteſt du glauben! ſagte er ein anderes Mal zu ihr, ſo oft ich ein weibliches Geſchöpf erblicke, ihre Formen ſeien noch ſo anmuthig, ihre Züge noch ſo bezaubernd,, ich durchbohre mit einem Blicke das Fleiſch und ſehe nur das Gerippe. Dies iſt meinem Geiſte und meinem Auge ſchon zur Gewohnheit geworden. Wie ſehr ich mich auch ſträubte, ich ſehe das Gerippe.“ —

— Talma. Der Kaiſer Napoleon hatte einſt im Tuilerien-Theater Einrichtungen treffen laſſen, um dort auch Ballete und große Opern aufführen zu können. Die Verwandlungen und Verſenkungen, Flugwerke u. ſ. w. hatten in einem beſchränkten Raume ſchwer anzubringende Maſchinen erfordert, aber Alles hatte ſich in ſeinen eiſernen Willen gefügt. Die große Oper „Armida's Zauberſtab,“ die er dort aufführen ließ, rief weniger Wunder hervor, als ſein mächtiges „Werde!“ — „Ich will Ihnen Alles zeigen,“ ſagte Napoleon zu Talma, und dieſen unter dem Arm nehmend, führte er ihn ſelbſt durch die Corridors. Auf kleinen Treppen ſtiegen Beide bis unter dem Fußboden des Theaters. Sie waren allein: da ſchlug plötzlich der Kaiſer den Schauſpieler Talma mit den Worte auf die Schulter: „Wiſſen Sie wohl, daß die

Engländer Ihren Platz sehr theuer bezahlen würden, wenn Sie einen ihrer Agenten auf denselben schlüpfen lassen könnten? Die Gelegenheit zu einer blutigen Tragödie wäre schön!" — „O, Sire!" rief Talma, „Sie machen mich beben; wenn Einer versteckt —" „Beruhigen Sie sich, Talma!" fuhr der Kaiser fort, „die Geschichte hat zu viel Achtung für sich, als daß sie mich in einem Fall-Loche, wie einen Opernhelden, sollte umkommen lassen."

— Talma. Eines Abends nach einer Vorstellung von „Iphigenian in Aulis" — in welcher dem George, obwohl noch sehr jung, wahrhaft bewundernswerth die Clytemnestra, und Lafond, nach seiner Gewohnheit ein wenig „cascogutrend," den Achilles gespielt hatten, nach Hause zurückkehrend, empfing ein Freund Talmas durch einen Bedienten des Letztern ein Billet, worin Talma sehr dringend bat, ihr doch am nächsten Morgen und zwar um 6 Uhr früh zu besuchen. Der Freund stellte sich pünktlich und fand Talma, der sich im Schlafrock, wie ein alter Römer in seine Toga gehüllt hatte, mit ungestümen Schritten im Zimmer auf und abgehend und in ersichtlicher Heftigkeit eine Nummer des „Journal de l' lempire" zwischen den Händen zerknittern. — „Da sehen Sie nur," redete Talma den eintretenden Freund an, ohne weiter der sonst gebräuchlichen Höflichkeitsphrasen vorher gehen zu lassen, so groß war seine Aufregung. — „Da sehen Sie nur, wie dieser Schuft von Geoffroy wieder neue Schändlichkeiten zu Tage fördert. Lesen Sie einmal diese Infamie!" — Talma reichte dem Freund das Journal hin, derselbe las das Feuilleton mit großer Aufmerksamkeit. — Talma und Lafond hatten die Rolle des „Achilles" mit einander abwechselnd gespielt, und der Kritiker hatte, zwischen beiden eine Paralelle ziehend, dem Letztern den Vorzug eingeräumt, wobei er dem Erstern noch eine Menge Rathschläge ertheilte, von denen zwar einige ebenso gerecht als nützlich, aber dabei wie die übrigen in eine so spöttische und verletzende Form gekleidet waren, daß aus jeder Zeile deutlich die böse Absicht und die offenbarste Parteilichkeit hervorleuchteten. — „Das ist aber nicht Alles," — fuhr Talma fort. „Können Sie sich denken, daß auf dem letzten Balle des Grafen von Lacepede dieser Schandkerl von Lafond (der Zorn läßt oft wunderliche Dinge sprechen) die volle Frechheit haben konnte, dieses nichtswürdige Pamphlet verschiedenen Personen vorzulesen und die unverschämtesten Bemerkungen dazu zu machen?" — „Sind sie dessen gewiß? — „Ich weiß es ganz bestimmt. Saint Prix, welcher die Redlichkeit selbst ist und die Duchesnois, welche dieser Schmierer von Geoffroy auch mit eben so wenig Rücksicht als Gerechtigkeit behandelt, haben es mir gesagt." —

„Aber finden Sie nicht Ihre glänzendste Vertheidigung und Rechtfertigung im Beifall des Publikums, das sie ja vergöttert? Sie thun Unrecht, der Stimme eines Einzelnen so viel Gewicht beizulegen.“ — „Ich muß dem Dinge ein für allemal ein Ende machen! . Ich glaube auf Ihre Ergebenheit für mich zählen zu können.“ — „Stellen Sie sie auf die Probe.“ — „So begeben Sie sich in meinem Namen zu Lafond. Sagen Sie ihm, daß sein Benehmen im Hause des Großkanzlers der Ehrenlegion weder das eines rechtschaffenen Kameraden, noch das eines anständigen Mannes gewesen, und daß ich deshalb Genugthuung von ihm fordere.“ — „Woran denken Sie Talma; in Ihren Verhältnissen?“ — „Mein Entschluß ist unwiderruflich!“ — „Aber bedenken Sie doch“ — „Ich habe Alles bedacht!“ — Aber..“ — „Kein Wort mehr! Wenn Sie mir diesen Dienst verweigern, werde ich wohl einen andern mir ergebenern Freund zu finden wissen.“ — Der Freund bestand nicht weiter darauf, den Erzürnten von seinem Vorhaben abzubringen, und begab sich zu Lafond, den er antraf, als er grade im Begriff stand, eine Ausfahrt zu machen. „Daß Dich der Henker!“ sagte Lafond, in ziemlich alberner Weise die langen Spitzen seiner feinen Mußelinkravatte in die Höhe ziehend. „Der kriegerische Achill nimmt seine Rolle ernsthaft. Da sehen Sie nur selbst, wer hier der Possenreißer ist.“ — „Sie willigen also ein?“ — „Ohne Weiteres! Zum Kukuk? Ich bin Mann genug, es mit dem Kecken aufzunehmen. . — Der Tag?“ — „Morgen.“ — „die Stunde?“ — „Sechs Uhr früh.“ — „Der Ort?“ — „Das Vincennes-Gehölz.“ — „Bis Morgen denn, mit Sonnenaufgang!“ sagte Lafond, sich in die Stellung des Cid in der berühmten Scene der Herausforderung werfend. Am anderm Morgen — es war Ende Mai, das Wetter war herrlich — trafen sich vier Personen am Gitterthor des Vincennes-Gehölzes, nach der Seite von Saint-Mendon. Talma hatte seinen Freund zum Secundanten gewählt; Lafond war von St. Georges begleitet. Nach steifer Begrüßung mit einigen Worten kalter Höflichkeit, gingen sie in den Wald hinein. An einer lichten Stelle angelangt, deren Boden eben und mit weichem Moose bedeckt war, während ein Gebüsch von Hagedorn und Stechpalme eine dichte Umzäunung bildete, stand Talma still. „Dieser einsame Platz,“ sagte er, den Hut abnehmend, „ist ganz geeignet die Sache zu beenden, welche uns hier zusammenführt.“ — St. Georges versuchte einige Worte der Versöhnung, der Freund Talmas unterstützte ihn; aber alles umsonst. Talmas Eigenliebe war zu tief verwundet und Lafond, ebenso stolz im Leben, wie der Held, den er auf der Bühne darstellte, verharrte ebenfalls in verächtlichem Schweigen. In weniger

als eine Minute hatten die beiden Gegner ihre Kleider zur Erde geworfen und die Degen gezogen. Der Angriff Talma's war lebhaft und beherzt. Lafond parirte und hieb ſchnell nach; aber nach einem geſchickten Ausweichen verſetzte ihm ſein Gegner mit Blitzesſchnelle einem Prymhieb, der ihn leicht an der Schulter verwundete. Als die beiden Secundanten Blut fließen ſahen, ſprangen ſie ſchnell hinzu, um die Fortſetzung des Kampfes zu verhindern. Die Streiter, Talma beſonders waren nicht der Meinung; aber nachdem ſie der Stimme der Ehre gefolgt waren, nöthigten die Secundanten ſie, nun auch der Stimme der Vernunft Gehör zu geben. Bevor alle auseinander ſchieden, gelobten ſie ſich gegenſeitig, über den ganzen Vorfall das tiefſte Schweigen zu beobachten, und jeder hielt redlich das geleiſtete Verſprechen. Aber Fouché's Polizei hatte Ohr und Auge überall; der Kaiſer erfuhr das Abenteuer mit den genaueſten Einzelnheiten. Eines Tages ſagte er in Talma's Gegenwart zum Herzog von Abrantes, ſeine dunklen Augenbraunen ebenſo furchtbar zuſammenziehend wie der olympiſche Jupiter: „Das Leben der großen Künſtler, wie das der Großwürdenträger meiner Krone gehören Frankreich. Ich liebe keine Duellanten!“ — Der Achill der Bühne ſchlug die Augen zu Boden. Das Mittel hatte gewirkt.

— Talma erzählte oft und gern den nachſtehenden Vorfall. „Ich befand mich 1800 in Marſeille, ſpielte da den „Tancred“ und ſtellte beſonders den Tod des Helden ſo treu als möglich dar. Mitten unter dem Jubel der Menge, hörte ich einen gellenden Schrei, den Schrei einer Dame, die ohne Zweifel in demſelben Augenblick in Ohnmacht fiel, da meine Darſtellung des Todes einen zu tiefen Eindruck auf ſie gemacht. Ich bildete mir darauf nicht wenig ein, bis nach langen Jahren einſt eine Dame, die noch immer für ſchön gelten konnte, mich einmal in ihr Haus einlud. Ich folgte der Einladung, und ſie begann die Unterhaltung mit jenem Vorfalle in Marſeille. Sie erzählte, ſie ſtamme aus einer angeſehenen, aber armen Familie und ſei von ihrem Vetter, Amadlé v. T. geliebt worden, den ſie auch wieder geliebt habe. Ihr Oheim dagegen habe von einer Verbindung des jungen Paares Nichts wiſſen wollen, und dem Liebhaber gerathen, ſich erſt Vermögen zu erwerben, und nach fünf Jahren wieder um die Hand des jungen Mädchens anzuhalten. Der junge Mann ſei nach Martinique gegangen und habe Nichts von ſich hören laſſen; es wären acht Jahre verfloſſen, und man habe den jungen Mann für todt gehalten; da ſei ihr Oheim in ſie gedrungen, ihre Hand dem reichen Kaufmann Tadder Eelkſi zu geben, der um ſie angehalten. Sie habe ſich nicht weigern können, und

ſei mit dem ungeliebten Mann verbunden worden. Nach nicht langer Zeit darauf ſei Amadlé reich aus Martinique zurückgekommen, und ihr von ihrem Manne ſelbſt vorgeſtellt worden, ob er gleich ſehr eiferſüchtig geweſen. „Als Sie denn „Tancred“ 1800 in Marſeille ſpielten, befand ich mich mit meinem Manne und Amadlé in einer Loge des Theaters. Im dritten Acte verließ mein Mann die Loge, und Amadlé benutzte dieſe Gelegenheit, mir wiederholt ſeine Liebe zu betheuern. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß ich die Gattin eines Andern ſei, und bat ihn, meine Ruhe nicht zu ſtören. Er aber kannte meine Liebe zu ihm nur zu wohl; er kannte auch die Eiferſucht meines Mannes. Er ergriff meine Hand, die ich ihm nicht entzog; er drückte ſie, und ich ließ es geſchehen. Was auf dem Theater vorging, bemerkten wir nicht. „Kommen Sie,“ ſagte endlich Amadlé, „folgen Sie mir nach Amerika. Sie lieben mich, ich weiß es.“ — „Ja,“ erwiderte ich bebend, „aber —.“ Kurz vorher war mein Mann wieder in die Loge getreten, ohne daß wir es bemerkt hatten, und hatte unſer Geſpräch mit angehört. Ein Dolchſtoß unterbrach meine Liebesbetheuerung; ich ſtieß einen lauten, ſchmerzlichen Schrei aus, eben als Sie auf der Bühne ſtarben.“ „So galt alſo,“ fuhr Talma fort, jener theilnehmende Ruf, der mein Stolz ſo lange geweſen iſt, nicht mir; er rührte von einer Perſon her, die mich gar nicht geſehen und gehört hatte.“ Die Dame wurde halbtodt aus dem Theater gebracht, und man zweifelte mehrere Tage lang an ihrem Leben. Tadder Celſi verließ die Stadt und begab ſich nach Genua, wo er bald darauf ſtarb. Seine Gattin verheirathete ſich hernach mit Amadlé von T., und hat mich eigentlich erſt hier in Paris zum erſten Male ſpielen ſehen.

— Talma unternahm einmal eine Kunſtreiſe nach dem ſüdlichen Frankreich, kaum hatte er ſich in den Poſtwagen geſetzt, als ein ſehr anſtändig gekleideter Mann neben ihm Platz nahm. Sie waren nicht weit gefahren, ſo begann der Unbekannte ohne weitere Vorrede: „Herr Talma ich bin einer Ihrer eifrigſten Bewunderer und verſäume keine Vorſtellung, wenn Sie auftreten. Durch die Zeitungen habe ich erfahren, daß Sie zwei Monate lang in Paris nicht ſpielen werden, und ich begleite Sie.„ Talma antwortete als ein Mann, der an Complimente gewöhnt iſt, die Unterhaltung wurde indeſſen bald vertraulich und der Künſtler freute ſich, einen ſo artigen und unterrichteten Reiſegeſellſchafter gefunden zu haben. In Bordeaux ſtiegen beide in einem und demſelben Gaſthauſe ab, und ſie kamen überein, einander ſtets an der Wirtstafel zu treffen. So machten ſie die ganze Reiſe mit einander, und der Begleiter des Künſtlers verfehlte keine Vorſtellung, in welcher Talma auftrat. Sie wa-

ren Freunde geworden, und bei der Wiederankunft in Paris lud Talma ſeinen eifrigen Bewunderer zu einem glänzenden Diner ein. „Vielleicht," antwortete der Kunſtfreund, „kann ich Ihrer Einladung nicht Folge leiſten, wie ich es wünſche, in jedem Falle aber werden Sie von mir hören." Talma empfing wirklich kurz vor dem Diner ein Packet, in welchem ſich eine prachtvolle Uhr, eine goldene Doſe von der ſchönſten Arbeit und eine Nadel vom größten Werthe befanden. Auf einem beiliegenden Briefchen ſtanden die Worte: „Ich bin weder König noch Prinz, glaube Ihnen aber dieſes kleine Geſchenk als ſchwaches Zeichen meiner Dankbarkeit anbieten zu dürfen. Ich verdanke Ihnen weit mehr, als Sie von mir erhalten." Talma behielt dieſe Pretioſen, da er ſie nicht zurückſchicken konnte, denn ſein Freund hatte ihm gegen ſein Verſprechen ſeine Wohnung nicht angegeben. Etwa einen Monat ſpäter erhielt Talma einen Brief, der von der Polizeipräfectur datirt war. Ein Gefangener erſuchte ihn um einen kurzen Beſuch, da er allein im Stande ſei, die Polizei über eine höchſt unangenehme Verwechſelung aufzuklären. Talma eilte ſogleich an Ort und Stelle, und wunderte ſich nicht wenig ſeinen enthuſiaſtiſchen Reiſegefährten und Kunſtfreund hinter Schloß und Riegel zu finden. „Ich war genöthigt", ſagte dieſer, „gleich nach unſerer Rückkehr eine andere Reiſe anzutreten, und bin erſt vor wenigen Tagen zurückgekommen, Sie ſpielten geſtern, und ich eilte, wie gewöhnlich, in das Theater. Da hatten ſich denn auch wahrſcheinlich Taſchendiebe eingefunden, und man hat mich ſeltſamer Weiſe für einen ſolchen gehalten und verhaftet. Sie können mir das beſte Sittenzeugniß geben, da wir ſo lange in Geſellſchaft gereiſt ſind." Talma bewog einen berühmten Advokaten, die Sache ſeines Reiſegefährten zu führen, der aber dennoch verurtheilt wurde. Aus den Verhandlungen ging hervor, daß der Angeklagte allerdings ein berüchtiger Taſchendieb war, der ſeine Induſtrie vorzugsweiſe in den dichtgefüllten Schauſpielhäuſern übte, und daß er die Reiſe mit Talma unter der Firma eines enthuſiaſtiſchen Verehrers des großen Künſtlers nur gemacht hatte, um ſein Gewerbe in den Provinzialſtädten zu treiben, in denen die Anweſenheit Talma's die Theater außerordentlich füllte, und demnach eine reiche Ernte für den geſchickten Taſchendieb zu machen war. Von dieſer Ernte rührte denn auch die goldene Uhr, die goldene Doſe und die Nadel her, welche der „Kunſtfreund" an Talma als Zeichen ſeiner „Dankbarkeit" geſchenkt hatte.

— (Talma als Sylla.) Als ich Talma auf die Bühne treten ſah — erzählt Dumas in ſeinen Memoiren — ſtieß ich einen Schrei der Ueberraſchung aus. Das war in der That die düſtere Maske des Mannes, den ich in ſeinem Wagen, das Haupt auf die Bruſt geneigt,

acht Tage vor Ligny und am Morgen nach Waterloo gesehen hatte. Gar Viele haben es seitdem versucht, mit Hilfe der grünen Uniform, des grauen Ueberrockes und des kleinen Hutes diese antike, halb griechische, halb römische Gestalt wiederzugeben.

Wer Talma nicht gesehen hat, kann sich unmöglich vorstellen, was Talma war; es war die Vereinigung der drei höchsten Eigenschaften, welche ich seitdem nicht wieder bei einem und demselben Menschen angetroffen habe; der Einfachheit, Stärke und Poesie. Es ist unmöglich, in einem höheren Grade die Schönheit des Darstellers zu besitzen, jene Schönheit nämlich, die nicht an der Persönlichkeit des Menschen klebt, sondern mit dem Helden wechselt, den der Schauspieler darzustellen hat, als dies bei Talma der Fall war. Melancholisch als Oreste, schrecklich als Nero, abschreckend als Gloceſter, hatte er für jede Rolle eine andere Stimme, einen andern Blick, andere Geberden.

Die Schauspieler beklagen sich, daß ihre Leistungen sie nicht überleben. Ich war fast ein Knabe noch, als ich Talma das erste Mal sah, aber jede Bewegung, jeder Ton liegt mir heute noch in der frischesten, lebendigsten Erinnerung. Es wäre eine preiswürdige Aufgabe, Talma in beiden Richtungen hin, was die ganze Gestaltung der Rolle des Sylla überhaupt und die Einzelheiten derselben betrifft, folgen zu können. Nachdem er Scene für Scene sein Genie leuchten läßt, ist er im wahren Sinne des Wortes erhaben in der Scene der Abdankung. Diese Abdankung des Sylla erinnerte allerdings lebhaft an jene von Fontainebleau und es ist begreiflich, daß diese Aehnlichkeit zwischen dem Dictator der Neuzeit und jenem des Alterthums auf das große Publicum einen ungeheuren Eindruck machte. Das war auch die Meinung der Censur, als sie im Jahre 1821 jene Verse strich, in denen man ebenso den ersten Consul Bonaparte als den Kaiser Napoleon wieder erkennen mußte.

Die Ersteren lauteten:

Satt war ich der Lorbeern des Krieges und verlangte nach einem selteneren und kostbareren Ruhme. Ram, den Leidenschaften der triumphirenden Parteien zur Beute und sterbend unter den Streichen, die ihm die eigenen Kinder versetzten, rief meinen Arm und mein Genie zu Hilfe; ich machte mich zum Dictator und rettete das Vaterland!

Und die Letzteren:

Ich regierte die Welt, die meinen Befehlen gehorchte, und legte allen meinen Feinden Stillschweigen auf. Ihr Haß kann mein Andenken nicht antasten, denn zwischen mir und ihnen liegt der Abgrund meines Ruhmes.

Der Vorhang fiel unter ſtürmiſchem Beifallsjauchzen; ich war betäubt, geblendet, überwältigt. Ein Freund ſchlug mir vor, Talma in ſeiner Garderobe unſern Dank abzuſtatten. Ich folgte meinem Freunde in das Labyrinth von Corridors, welches das Innere des Theater français durchzieht und ich glaube kaum, daß irgend einem Clienten des wahren Sylla das Herz, wenn er vor deſſen Thüre ſtand, heftiger und ängſtlicher geſchlagen hatte, als dies mir vor der Thüre Deſſen geſchah, der ihn blos vorſtellte.

De Leuven öffnete die Thüre. Das Garderobezimmer des Künſtlers war voll von Leuten, die ich nicht kannte, die aber alle bekannte Namen trugen. Da war Caſimir Delavigne, der eben die letzten Scenen ſeiner „Schule der Alten“ vollendet hatte; Lucien Arnault, deſſen „Regulus“ kurz vorher gegeben wurde, Soumet, noch ſtolz und freudig erregt von dem Doppelerfolge ſeines Saul und ſeiner Klytemneſtra; Nepomuk Lemercier, deſſen Talent ebenſo krüppelhaft war wie ſein Körper, und der in ſeinen geſunden Augenblicken den „Agamemnon,“ „Pinto,“ „Fredegunde,“ in kranken Tagen aber „Chriſtoph Columb“ und „Cohin Caha“ ſchrieb; da war unter Andern auch Delrieu, der ſeit 1809 daran arbeitete, den Artaxerxes wieder zur Aufführung zu bringen, Viennet, der mit ſeinen Tragödien fünfzehn bis zwanzig Jahre Lärm machte, bis ſie endlich gegeben, in einer Woche hinſtarben, endlich als der Held des Abends de Jouy mit ſeiner hohen Geſtalt, ſeinem ſchönen weißen Kopfe und ſeinem wohlwollenden und geiſtreichen Auge, in der Mitte Aller aber Talma in der einfachen weißen Toga, von der er ſoeben die Purpurſtreifen ablöſte, mit ſeinem ausdrucksvollen Kopfe, von dem er die Krone abnahm, und den weißen zierlichen Händen, die noch den Stab des Dictators hielten.

Ich blieb an der Thüre ſtehen, beſcheiden, faſt erröthend.

„Talma,“ ſagte Adolph, „wir kommen, Ihnen zu danken.“

Talma blickte auf und als er mich an der Thüre ſtehen ſah, ſagte er in der verbindlichſten Weiſe: „Ich bitte doch näher zu kommen.“

Ich trat etliche Schritte näher.

„Nun denn, Herr Poet, waren Sie zufrieden?“

„Mehr als das, mein Herr, ich bin entzückt.“

„Sie müſſen wiederkommen, mich zu ſehen.“

„Ich bin untröſtlich, daß ich Paris morgen oder längſtens übermorgen verlaſſen muß.“

„Das iſt ſchade! Sie würden mich im Regulus geſehen haben.“ „Sie wiſſen Lucien — fuhr er zu Arnault ſich wendend fort — daß ich für übermorgen den Regulus auf das Repertoire geſetzt habe.“

„Allerdings, und nehmen Sie meinen Dank dafür," entgegnete dieſer.

„Und wie," ſagte er weiter zu mir, „Sie können nicht bis übermorgen Abends hier bleiben?"

„Unmöglich, ich muß in die Provinz zurück."

„Was machen Sie in der Provinz?"

„Ich wage es kaum zu ſagen. Ich bin Clerc bei einem Notar."— Und ich ſeufzte tief bei dieſen Worten.

„Bah," machte Talma, „man muß deshalb nicht verzweifeln. Corneille war auch Clerc bei einem Procurator. Meine Herren, ich ſtelle Ihnen hier einen künftigen Corneille vor.

Ich erröthete bis in's Auge.

„Berühren Sie meine Stirne," ſagte ich zu Talma, „das wird mir Glück bringen."

Talma legte mir die Hand auf das Haupt. „Gut denn, es ſei," ſprach er feierlich. — „Alexander Dumas, ich taufe dich als Dichter im Namen Shakeſpeare's, Corneille's und Schiller's. Kehre zurück in die Provinz, zu deinem Geſchäfte; wenn du wirklich Beruf beſitzeſt, ſo wird dich die Muſe der Dichtkunſt finden, wo du auch verweilen magſt, dich bei den Haaren wie den Propheten Habakuk entführen und dorthin bringen, wo Dein Platz iſt."

Ich ergriff Talma's Hand und wollte ſie küſſen.

„Ei, ei," ſagte er lächelnd, „der Junge hat Enthuſiasmus, daraus muß etwas werden."

Und er ſchüttelte mir herzlich die Hand.

Ich hatte hier nichts weiter mehr zu thun. Ein längerer Aufenthalt in dieſem Zimmer, in dem ſich ſo viele Berühmtheiten befanden, wäre lächerlich geweſen, ich gab Adolf einen Wink und wir empfahlen uns.

„Sei ruhig, Freund," bemerkte ich draußen gegen ihn, „ich werde nach Paris kommen, dafür ſtehe ich dir!

— Talma ſuchte auf der Bühne ängſtlich Alles zu vermeiden, was die geringſte Veranlaſſung zum Lachen geben konnte. In einer Provinzialſtadt nun ſpielte er einmal Jaques Molay" in den „Templern„. In dem pathetiſchſten Augenblicke, als die Templer ſich anſchickten, in den Tod zu gehen, und der Großmeiſter ausruft: „Es iſt keine Strafe, es iſt . . . der Ruhm der Märtyrer. Laßt uns dem Himmel danken, der ihn gibt„ bemerkte Talma neben ſich einen Templer mit dem häßlichſten Geſichte, das man ſich vorſtellen kann, und fürchtete, durch dasſelbe den ganzen Eindruck geſtört zu ſehen. Talma ſtand da mit emporgehobenen Armen und ruhigem Blick rief aber trotzdem leiſe und

zornig den Direktor Bernard, der als Templer mit vorn gekreuzten Armen neben ihm stand. Er fuhr fort:

„Ich bin bereit, seid ihr es meine Brüder? — Wer ist denn dieser Esel in Menschentracht hier zu meiner Rechten? Warum haben Sie ein solches Gesicht neben mich gestellt?“

Bernard: „Es thut mir leid. Herr Talma.“

Talma: „O Gott, ich preise Dich, Du giebst uns Muth; noch größer als das Unglück das uns trifft.“

Bernard (mit Thränen in den Augen gerührt): „Es ist wahr, er ist sehr häßlich, Er ist ein Färber aus der Stadt Flamant, der aus Künstlerliebe spielt. Die Figuranten sind selten bei uns.

Talma: „Ein hohes Beispiel geben wir der Welt ꝛc. — Sagen Sie, er solle sich entfernen.“

Bernard (leise zu dem Färber, ohne ihn anzusehen): „Treten Sie zurück!“ Alle Templer entfernten sich, statt sich um den Großmeister zu schaaren. Talma wendet sich in Begeisterung zu den Rittern: „O werthe Ritter! — Wo sind die dummen Menschen?“

Bernard (zu den Figuranten): „Kommen Sie doch her!“ Sie kommen wieder heran und das häßliche Gesicht wieder voran.

Talma: „Das Leben weicht doch einmal von uns Allen. — Hol' ihn der Teufel! Herr Färber, treten Sie zurück! Verbergen Sie sich hinter den Andern!“

Der Färber: „Das kann ich nicht, sehen Sie ich bin am besten angezogen.

Talma: „Geh' zum Teufel, Esel! — Ihr lieben Freunde ꝛc.

Der Färber: Ich schlage dem großen Schauspieler den Kopf entzwei.

Talma (umarmt ihn): Ich werde Dich hinauswerfen lassen! — . . . ruhmreicher Tod! Vom Blutgerüste steigen wir zum Himmel!“

Während dieser Scene zerschmolz das Publicum in Thränen.

— Talma. „Es ist ein trübseliges Ding um eine verblühte Blume aus der keine Frucht sich entwickelt, und eine noch betrübtere Sache um ein verfehltes Künstlerdasein, wenn es am Bettelstab längs des Randes des offenen Grabes dahinwankt.“ Diese Betrachtung fiel sogar dem lustigen alten Pisance schwer aufs Herz; mit ungewohnter Ernsthaftigkeit trat er das Pflaster von Paris und dachte eben seiner schönsten Tage als er plötzlich an einen Herrn rannte, in welchem er, den Blick erhebend alsbald den berühmten Talma erkannte. „Wie rief Talma, Du bist es, altes Haus? Wie geht's? mein guter Plaisance? Du bist's doch selber?“

„Mit Haut und Haar. Herr Talma.“

„Nun und wie geht's? Was machst Du?"

„Leider Nichts, ich bin alt und schwach."

Eine Thräne trat in Talma's Auge, und in seiner bezaubernd anmuthigen Weise erinnerte er an die Dienste, welche der alte Kunstgenosse ihm früher geleistet. „Du warst überall bei der Hand," sprach er, „und wenn es mein Benefiz galt, nahmst Du mit der undankbarsten Rolle vorlieb, mit der des abscheulichen Bösewichts, den die Gallerie auszischt. Doch ist es der Himmel selbst, der Dich mir sendet. Ich bedarf Deiner schon wieder einmal. Komm morgen früh zu mir."

Mit diesen Worten reichte Talma dem Greis seine Karte, die er zusammengefaltet und mit einem Goldstück beschwert hatte. Plaisance erröthete, aber er nahm die Gabe und verhieß zu kommen. Talma empfing ihn auf's Beste, führte ihn in seine Bibliothek, zeigte auf einige Schränke voll unaufgeschnittener Bücher und sagte: „Das ist mein Augiasstall, lieber Alter. Du mußt mir alle diese Bücher aufschneiden; doch ich bin nicht reich, und kann Dir dafür nicht mehr geben, als täglich fünf Franken, was für das langweilige Geschäft eine spottschlechte Bezahlung ist, wie ich recht wohl fühle. Eile Dich aber nicht damit, sondern geh' fein bedachtsam zu Werke, damit Du kein Buch beschädigst. Jetzt aber wollen wir erst frühstücken." Das Frühstück war vortrefflich, und Plaisance ließ sich bei der Arbeit gehörig Zeit, las dann und wann wohl auch ein Paar Seiten, und war mit dem Aufschneiden noch nicht fertig als Talma schon eine angemessene Versorgung für ihn ermittelt hatte.

Auch im Geben also war der große Tragöde ein Künstler.

— Talma. „Der Gelehrte, der Maler, der Bildhauer leben alle durch ihre Werke in der Nachkommenschaft fort; der Schauspieler lebt nur in dem Andenken derjenigen, die ihn gesehen haben: er stirbt ganz mit den letzten, ohne eine Spur seines Vorübergehens auf Erden zu hinterlassen, sein Ruhm ist ein Geschenk ohne Zukunft." — Dieses war der bitterste Kummer des genialen Talma, dessen Verlust man noch jetzt beweinen muß; oft sagte Talma, mitten in seinem höchsten Triumphe, mit schwermüthigem Tone, daß dieser ganze Ruhm wie eine leichte Wolke, daß er vergänglich sei, und daß Alles, was er an Studien, Bildung und Erudition sich so mühsam erworben hatte, um seine damalige Höhe zu erklimmen, eines Tages verloren gehen würde, und daß Talma weit weniger dauern würde, als sein ältester römischer Mantel. Dann füllten sich seine Augen mit Thränen, und er weinte gleich einem Kinde! —

— Talma. Einige Monate vor dem Tode Talma's ſagte dieſem der Mann, welcher ſeine Angelegenheiten beſorgte, von den zehn Wechſeln, die er ausgegeben, und die an der Caſſe des franzöſiſchen Theaters bezahlt werden ſollten, wären ſechs nicht eingereicht worden. Dies erregte die Aufmerkſamkeit des Künſtler; er ſah in ſeinen Büchern nach und fand, daß ein Lieferant mit jenen Wechſeln bezahlt worden ſei. Um die Sache aufzuklären, ging eines Tages Talma ſelbſt zu dem Lieferanten, und machte ihn darauf aufmerkſam, daß er die Wechſel ſich nicht habe bezahlen laſſen. Der Lieferant entgegnete, er habe dieſelben verkauft, und die Inhaber würden ſich ſchon melden. Talma aber glaubte in der Sprache des Gläubigers zu erkennen, daß er nicht die Wahrheit ſpreche. Er ließ einige Tage darauf ſeine Aufforderung wiederholen, und der Lieferant geſtand dem Geſchäftsführer des Künſtlers, daß er die Wechſel von Talma allerdings noch beſitze. „So laſſen Sie ſich dieſelben doch bezahlen!“ — „Das liegt nicht in meinem Plane. Ich will eben Wechſel haben, die nicht bezahlt worden ſind. Sehen Sie,“ ſetzte er mit einem betrübten Geſichte hinzu, in dem aber die innere Freude ſich doch ausſprach, „in Kurzem werden wir den großen Künſtler verlieren; es geht mit ſeiner Geſundheit immer ſchlimmer. Wenn er nicht mehr ſein wird, wird Alles, was ihm gehörte, einen zweifachen, einen dreifachen Werth erhalten. Bezahlte er mir einen Wechſel von 100 Frcs., ſo erhielt ich Nichts als dies; behalte ich ſie aber, ſo bekomme ich nach ſeinem Tode zwei- und dreihundert Francs für das Stück.“ Der ſeltſame Capitaliſt ließ ſich von ſeinem Syſtem durch kein Einreden abbringen. Man erzählte Talma die Anecdote, verſchwieg ihm jedoch, daß der Lieferant ſeinen Tod ſobald erwarte, er drohte lächelnd, ſeinen Gläubiger zwingen zu laſſen, die Bezahlung anzunehmen; konnte aber die Rückgabe der Wechſel nicht eher erlangen, bis er ſechs Mal an den Gläubiger geſchrieben hatte; dieſe eigenhändigen Briefe entſchädigten den Speculanten, der wirklich nach dem Tode Talma's die ſechs Briefe an Lord Clarke für achthundert Francs verkaufte.

— Talma. Einige Zeit vor Talma's Tod las ihm ein junger Schriftſteller ein Luſtſpiel in drei Aufzügen vor. Talma hörte ihm ſehr ernſt zu, und verzog keine Miene. Am Ende des zweiten Aufzuges ſagte der Vorleſer: „Hier lacht der Baron.“ — „Er kann von Glück ſagen!“ rief Talma aus.

— Talma. Delavigne ſchrieb ſeinen „Ludwig XI.“; Talma ſollte die Titelrolle ſpielen. Sie gefiel ihm ungemein und er beſuchte

Delavigne oft, um über Auffassung und Durchführung mit ihm zu sprechen. Im genannten Stücke ist eine schöne Scene, in welcher, während Ludwig XI. auf seinem Paradebette ruht, der junge Dauphin versucht, wie ihm die Krone Frankreichs steht. Talma, der gerne im Voraus alle seine Glanzeffecte berechnete, legte sich eines Tages im Zimmer Delavigne's auf ein Sopha. Er hatte die Lage angenommen, in welcher sich der König befinden sollte. Nun erwachte er allmälig und erhob sich mühsam aus seinen Kissen, wie ein Mann, der aus einem Starrschlafe zu sich kommt. Er bemerkt die Krone auf dem Haupte des Dauphin und sein Blick wird stier, sein aschbleiches Gesicht noch farbloser. Er läßt sich zur Erde gleiten, dann, mit gekrümmtem Körper, brechender Stimme, seine gekrampften Finger auf einen naheſtehenden Tisch stützend, schleppt er sich wie ein Geist zu Delavigne, legt die Hand auf seine Schulter und starrt ihn mit einem Blick an, der Delavigne zittern machte vor der Gestalt, die er selbst in's Leben gerufen. — „Sehen Sie!" rief Talma dann, „so will ich diese Scene spielen und man wird nichts von dem hören, was der Dauphin sagt, man wird nicht auf ihn achten, man wird nur auf mich und mein Mienenspiel sehen. Ich will sie Alle in Schrecken setzen." — Das Schicksal aber tödtete die Hoffnungen des modernen Roscius — Talma starb und Ludwig XI. schlummerte noch mehrere Jahre im Pulte Delavigne's.

— Talma. Ein großer Mann und auch ein guter Mensch zu sein ist selten: beide Eigenschaften begegnen sich nicht oft in demselben Individuum. Der Mann, von dem wir hier sprechen besaß sie und viele andere noch. Vor Allem war er ein vortrefflicher Familienvater; seit 15 Monaten ungefähr genoß der große Mann die Seligkeit, Vater zu sein; seit 6 Monaten wurde der Sohn des großen Mannes nicht mehr gesäugt, und Katharina, die Amme, eine junge, frische und heitere Bäuerin, verlangte, daß man ihr erlaube, in ihr Dorf zurückzukehren, weil der Kleine ihrer nicht mehr nöthig habe, und wie ein ganz großer Mensch bereits Suppe essen könnte. Der große Mann wollte die Amme aber nicht wegreisen lassen, denn der gute Mensch hatte darüber so seine eigenen Gedanken. Er dachte, daß wenn eine Amme dem Sohn des Hauses ihre Milch gegeben habe, sie auch zur Familie gehörte. So oft also Katharina bat, thut der große Mann, als hörte er nicht, und die arme Amme vergoß Thränen. Katharina war 22 Jahre alt und verheirathet. Ihr Mann war ein guter dicker Hercules von ein vierzig Jährchen, Maurer seinem Stande nach und Bauer von Geburt. Als Katharina ihr Dorf verließ, hatte ihr Meister Peter gesagt: „Vor allen

Dingen bleib' mir nicht länger als ein Jahr dort unten, ſonſt komm' ich, Dich zu holen, Du magſt wollen oder nicht." Nun war ſchon mehr als ein Jahr vorüber, und da kommt an einem ſchönen Junimorgen Meiſter Peter nach Paris. „Ei, da biſt Du ja, Peter," ſagte der große Mann, „was willſt Du?" — „Ich will meine Frau!" — „Schon recht, aber wir brauchen ſie nöthig." — „Und ich etwa nicht? Glaubt Ihr, daß man ſich verheirathet, um vier Stunden von einander entfernt zu leben. Was da? Ich muß meine Frau haben." — „Weißt Du was, bleib' Du auch hier, und man wird Dir Beſchäftigung geben." — „He!" — „Du ſollſt mein Kammerdiener werden. Katharina wird nicht unſer Kind verlaſſen, und Du wirſt Katharina nicht verlaſſen." — „Ich, ein Kammerdiener! Was verſteh' ich davon?" — „Man wird es Dich lehren. Kleider ausklopfen, Stiefel wichſen, das iſt nicht ſchwer!" — „Für Euch, das glaub' ich wohl! Ich aber bin ein armer Maurer, das iſt wieder was anders." — „Genug, man wird Dich unterrichten!" — „Wer?" — „Ich!" — „Ihr, ſo ein großer Herr, Ihr würdet mich Stiefeln wichſen lehren? Ach, laßt mich in Ruh' mit Euren Narrenspoſſen!" — „Ich treibe keine Narrenspoſſen. Morgen früh wecke mich auf, ehe die Andern aufgeſtanden ſind; ich werde Dir die erſte Lection geben."

Am andern Tage um fünf Uhr war der große Mann, der ſonſt nicht vor Mittag aufzuſtehen pflegte, ſchon angekleidet. Er hatte eine weiße Schürze vorgebunden, in der linken Hand einen Stiefel, in der rechten eine Bürſte, und bürſtete, was es Zeug hielt, während Peter auch mit einem Stiefel bewaffnet, ſehr aufmerkſam mit den Augen ſeinem wohlwollenden Lehrer folgte, der ihn, ſo gut es gehen wollte, in die Kunſt des Stiefelwichſens einweihte.

„Siehſt Du wohl, Peter, wenn Du die Wichſe aufgetragen haſt, dann nimmſt Du eine weiche Bürſte, wie es dir die Aufſchrift der Bonteile verkündet, und dann reibſt Du, wie ich es eben jetzt thue, bis das Leder recht glänzend iſt. — „Ja, Herr!" — „Siehſt Du, wie prächtig das geht! Wie findeſt Du dieſen Stiefel? — Herrlich!" — „Auch ich finde ihn ſo; nun befleißige Dich, den andern eben ſo zu machen. Morgen zeige ich Dir, wie man Kleider ausklopft. Heute habe ich keine Zeit mehr, denn ich muß eine Rolle durchgehen; aber morgen, Peter, morgen! Und nun biſt Du Kammerdiener, und wir behalten Deine Frau. Mein Junge wird recht zufrieden ſein. Wie liebt er ſeine Amme!" Und er ging mit Freudenthränen in den Augen fort, der große Mann. Es war Talma!

Zwölf Jahre später war das Haus des großen Mannes schwarz ausgeschlagen, und neben einer Leiche beteten leise weinend eine Frau und ein Greis. Die Frau war Katharina, der Greis Meister Peter.

Tamburini, Antonio. Ein großes Banquierhaus in Paris, Caccia, sah sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Man sagt, es habe sich in sehr bedeutende Actienspeculationen eingelassen. Die beiden Hauptopfer dieses Unfalls waren der Papst und der Sänger Tamburini. Der Letztere war kurz nach dem obigen Falle aus Rußland zurückgekommen, und zwar außerordentlich heiter, denn er brachte eine gefüllte Kasse und eine große Menge reicher Geschenke zurück. Seine Freude aber dauerte nicht lange, denn der Bankerott des Hauses Caccia konnte ihm nicht verschwiegen bleiben. Als er Kenntniß davon erhielt, geberdete er sich wie ein Wahnsinniger, er jammerte ununterbrochen: „Ich bin ein ruinirter Mann! "und wendete dabei die Augen verzweifelnd gen Himmel. Es dauerte lange ehe seine Freunde erfahren konnten, wie viel er eigentlich bei dem Bankerott verliere. „Zweihundertundfünfzigtausend Francs!" rief er endlich aus; „Ihr seht, daß ich ein ruinirter Mann und an den Bettelstab gebracht bin." — „Nun," entgegnete Einer tröstend; „Etwas bleibt Ihnen doch immer noch; das Haus, in dem Sie wohnen, ist ja Ihr Eigenthum." — „Ja" antwortete Tamburini kleinlaut. „Sie besitzen auch noch ein anderes Haus nicht weit von hier." — „Das wohl, aber ich bin ein ruinirter Mann! Ach! hätt' ich doch all' mein Geld in Häusern angelegt, so wäre ich nicht ruinirt! Ach, die Banquiers, die Banquiers! Ich habe auch gleich diesen Morgen Alles zurückgezogen, was ich bei Rothschild stehen hatte." — „Sie hatten auch bei Rothschild Etwas?" — „Ja, aber ich bin ein ruinirter Mann!„ — „Eine Kleinigkeit?" — „Já, eine Kleinigkeit! ich ruinirter Mann! Nur 800,000 Francs. „ Man sieht, der Sänger brauchte wegen seiner Zukunft nicht besorgt zu sein; trotzdem blieb er dabei, daß er ruinirt sei. Er hatte damals die Absicht, ganz vom Theater zurückzutreten; da er aber glaubte, er könne mit dem Wenigen, was er besitzt, nicht auskommen, so ging er vom Neuen nach Petersburg, weil dort das meiste Geld zu verdienen sei.

Vierig. Der bekannte große Baſſiſt Vierig, welcher im Anfange des 18. Jahrhunderts in der Dresdner Capelle als Kammerſänger angeſtellt war, mußte allemal Auguſt dem Erſten nach Warſchau folgen, um dort ſowohl bei der Tafel, als in der Oper und Kirche ſich hören zu laſſen, und ſtand ſeiner trefflichen Stimme wegen bei den polniſchen Magnaten in großer Gunſt. Deſto weniger konnten ihn die Damen leiden, theils weil er, wie ſie meinten, ihre Nerven in Grund und Boden orgele, theils weil er ein nichts weniger als angenehmes Aeußere hatte. Denn von Natur war er ſo dick als klein, übrigens begabt mit einem ungeheuer großen Munde und mit Beinen, ſo ziemlich von der Form eines polniſchen Säbels. Daher erklärte denn auch eine der ſchönſten Staroſtinnen, die Gräfin Boninska, welche zum erſtenmal den Reichstag und Hof beſuchte, und mit welcher der König viel von Vierig's Virtuoſität als Baſſiſt geſprochen hatte, daß ſie den Mann weder hören noch ſehen möge; ſchon an der Beſchreibung von ihm habe ſie genug, und finde es unerklärbar, wie man ſo einen Schreihals gern haben könne, ihre Nerven wenigſtens hielten ſolch Gebrüll nicht aus.

Das verdroß den König, der Vierig ſo gern hörte und ihn auch ſonſt gern hatte. Daher beſchloß er augenblicks an der Verächterin ſeines Lieblingsſängers eine kleine Rache zu nehmen, welches denn bei dem nächſten Kammerſpiel alſo geſchah.

Die nervenſchwache Staroſtin erhielt, wie es aber nur ſo ſchien, durch Zufall ihren Sitz in der Nähe des Königs, welcher ihr denn mit vieler Artigkeit verſicherte, daß er nur aus Rückſichten für ſie Vierig heute nicht ſingen laſſe, dafür aber werde ein neuer Sopraniſt, Caſtrat Cignani auftreten, der kürzlich aus Ferrara gekommen ſei und ein wahres Nachtigallſtimmchen habe. Vierig aber mußte ſich hinter Noten alſo verſchanzen, daß er nicht geſehen werden konnte, und war geſtimmt, bei der erſten Arie alle ſeine Kräfte anzuſpornen, um zu zeigen, was er leiſten könne; welches denn auch der Sänger deſto lieber zuſagte, da ihm der Staroſtin Urtheil über ſeine Figur wie über ſeine Stimme zu Ohren gekommen war. Für eine Favoritarie galt damals: Cara, cara Solimence, aus welcher Oper iſt mir nicht bekannt. Auf jene Arie nun machte der König die Boninska ganz beſonders aufmerkſam. Jetzt ſollte ſie ertönen. Das Vorſpiel begann. Der König neigte ſein rechtes Ohr,

die Staroſkin, um den gnädigen Monarchen im Geſicht zu behalten, ihr linkes dem Sänger zu, und Cara, cara! ertönt's aus Vierig's Tonkeller, daß die Fenſter klirrten und der Fußboden zitterte.

Da ſprang die Boninsky, beide Ohren ſich zuhaltend, auf wie ein geſcheuchtes Reh und wollte fort, fort aus der Tonhölle, ſo weit ſie ihre Füße trügen. Der König aber faßte ſie, vor Lachen rein außer ſich, bei der Hand und ließ ſie nicht eher los, als bis Vierig ſein Cara, cara bis auf die letzte Note gehörig ausgebrüllt hatte; denn ſolch ein Geſang war, wie er nachher ſelbſt erklärte, nicht Geſang, ſondern Gebrüll.

Bei der nächſten Arie aber: Quali accenti fiel er in ſeinen natürlichen Ton und trug dieſe mit einer Zartheit vor, daß die Boninska davon bezaubert, mit dem krummbeinigen Schreihals ſich förmlich ausſöhnte und nachher keine Oper, kein Concert hören wollte, wenn Vierig nicht ſang.

Veſtris, Gaetano Apolline. Der Vater war ſo eitel und aufgeblaſen, daß er ſich den Gott der Tanzkunſt nannte. Er hatte mit der Operntänzerin Allard außer der Ehe einen Sohn erzeugt, der lange den Namen Veſtrallard führte. Der Vater ließ ihn ſehr ſorgfältig in der Kunſt unterrichten, wodurch er und mehrere ſeiner Familie ſich berühmt gemacht hatten, und der junge Veſtrallard erlangte in einem Alter von 18 Jahren ſchon einen ſo hohen Grad von Geſchicklichkeit, daß man vermuthete, er würde ſeine Vorfahren noch übertreffen. Der Vater, im Gefühl ſeiner eignen Größe, beſchloß daher das Talent ſeines natürlichen Sohnes dadurch noch mehr anzufeuern und zu belohnen, daß er ihn am Neujahrstage durch eine feierliche Adoption überraſchte. Von dieſer Zeit an führte der junge Tänzer den Namen Veſtris. Sein Vater war ſo entzückt von der Kunſt dieſes adoptirten Sohnes, daß er einſt ausrief, als er ihn tanzen ſah: „Wenn er nicht noch höher ſpringt, ſo geſchieht es bloß aus Schonung für ſeine Mittänzer, denn wenn er ſo hoch ſpringen wollte, als er es kann, ſo würde er, aus Mangel an Geſellſchaft, in der „Luft vor lange Weile umkommen.“

— Véſtris der jüngere, trat zum erſten Male 1772 auf. Sein Vater, in reicher Hoftracht und den Degen an der Seite, führte ihn bis an die Rampenlichter der Bühne, hielt eine Rede über die Erhabenheit ſeiner Kunſt, wendete ſich dann an ſeinen Sohn und ſagte: „ſo zeige Dein Talent, mein Sohn; Dein Vater ſieht auf Dich.“

— Veſtris. Als der Veſtris, der Sohn, als ganz junger Menſch, eines Abends vortrefflich getanzt hatte, machte Jemand ſeinem Vater ein Kompliment darüber, jedoch mit dem Zuſatz: im Menuett wird Ihr Sohn Sie nie erreichen. „Pah,“ antwortete der Tänzer mit Stolz,

„es werden wohl noch zehn Jahre vergehen, ehe der Knabe seinen Hut abnehmen lernt.

— Vestris. Jemand, der zu Vestris, dem Vater, sagte, der Sohn würde ihn vielleicht einst übertreffen, erhielt die Antwort von ihm: „Das glaube ich wohl, denn ich habe nicht, wie er, einen Vestris zum Lehrer gehabt."

— Vestris der Jüngere errang in seinen spätern Debüts einen außerordentlichen Erfolg. Nach diesen einst faßte sein Vater, der große Vestris, das Bein des jungen Tänzers in beide Hände, führte es zu seinen Lippen und sagte: „Laß mich dieses Bein küssen, es ist das Bein eines Gottes." Von diesem Momente an gestand er ein, daß sein Sohn es viel weiter bringen werde, als er selbst, mit dem Zusatze jedoch, daß man sich dieses Phänomen nur dadurch zu erklären im Stande sein wird, daß ihm das Glück zu Theil wurde, seinen Vater zum Tanzmeister zu haben. Uebrigens wollte er dem Sohne nicht gestatten, eher den großen Namen Vestris zu führen, bevor er sich dessen nicht ganz würdig gemacht haben werde, daher denn dieser Sohn lange Zeit unter den Namen Auguste bekannt war. Später erlaubte er ihm, die fünf ersten Buchstaben seines Namens mit jenem seiner Mutter zu verbinden — und sich Vestrallard zu nennen, und erst nachdem er in einem neuen Ballete einen stürmischen Enthusiasmus erweckt hatte, trat sein Vater zu ihm hin, und sagte: „Mein Sohn, Dein Talent verdient eine glänzende Belohnung; ich erlaube Dir von heute an, den Namen Vestris zu führen."

— Vestris. „Es gibt nur drei große Männer in Europa," pflegte Vestris der Vater oft zu sagen: „der König von Preußen, Voltaire und ich." Einst äußerte Jemand zu ihm: daß es ihm doch viele Freude machen müßte, von dem Publicum so allgemein bewundert zu werden. „Ach!" versetzte er: „glauben Sie mir, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Auf meine Ehre, es gibt Augenblicke, wo ich sogar selbst mit einem Cavalleriecapitain tauschen möchte." Zu Vestris Zeit hielten es aber Personen vom höchsten Adel für eine Auszeichnung, wenn sie eine Compagnie bei der Cavallerie erhalten konnten.

— Vestris. Der geliebte Sohn machte dem Vater doch manchen Kummer. Einst weigerte er sich vor der Königin zu tanzen, und es wurde Befehl gegeben, ihn in das Gefängniß zu bringen. Diese Nachricht verbreitete Bestürzung in der ganzen Familie und der Vater Vestris, „der Gott des Tanzes," rief in seinem Schmerze pathetisch aus: „Es ist das erste Mal, daß unser Haus sich mit der Familie Bourbon brouillirt."

— Vestris, der sich selbst den Beinamen der Große, gegeben hatte, war von einer langen und gefährlichen Krankheit glücklich geheilt worden. Bei seinem ersten Ausgange begegnete er seinem Arzt, dessen Eifer und Geschicklichkeit er Leben und völlige Genesung zu danken hatte. „Hier, meine Herren!“ sagte Vestris zu einigen Bekannten, die mit ihm zugegen waren: „Hier erblicken Sie meinen Retter, meinen Schutzengel! Ohne diesen berühmten Mann, ohne diesen zweiten Aeskulap, ohne dieses große Genie, wäre ich sicher ein Raub des Todes geworden; auch wird meine Dankbarkeit ohne Gränzen sein! Ha! warum besitze ich nicht alles Gold Perus, alle Diamanten von Golkonda! Mit Entzücken würde ich sie unserm Hypokrates zum Opfer darbringen. Auch begreife ich nicht, wie der König unserm Musik-Director den Orden des heiligen Michaels verleihen konnte, während dieser weise, grundgelehrte, unvergleichliche Mann. — Sagen Sie mir, lieber Doctor, wann trifft man Sie zu Hause? Ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin, und brenne vor Begierde, meine Schuld abzutragen, denn der Gedanke martert mich, Ihnen meine Erkenntlichkeit noch nicht bewiesen zu haben.“ Der Arzt bestimmte auf den folgenden Tag eine Stunde, und verließ seinen Rekonvaleszenten in der festen Ueberzeugung, daß sein Besuch von einer vollen Börse oder sonst einem Geschenke von Werth begleitet sein würde. Vestris blieb nicht aus. „Wie ich schon gestern sagte, mein unvergleichlicher Freund!“ rief er aus, als er zum Doctor ins Zimmer trat: Sie sind der geschickteste Arzt, den Frankreich je hatte, je haben wird; und ich eile, meine große Schuld bei Ihnen abzutragen. Heilig ist mir diese Schuld, „denn ich verdanke Ihnen mein Leben.“ Hier streckte der Arzt schon die Hand aus, Vestris ergriff und drückte sie mit Feuer, indem er fortfuhr: Sie sind ein berühmter Mann, haben überall Zutritt, bei Fürsten und Grafen, bei Herzoginnen und Marquisinnen, und das macht diesen mehr Ehre, als Ihnen. Warum? Darum, weil ein Gelehrter Ihrer Art mit einem Künstler meiner Art auf gleicher Linie steht, und wenn man der Erste in seinem Fache ist, verdient man auch überall Zutritt zu haben.“ Aber, mein Herr, unterbrach ihn der Doctor: hier ist ja nicht die Rede von Fürsten und Grafen, sondern — von meiner Schuld? Nicht wahr? Die werd ich sogleich ausgleichen. Nur gestatten Sie mir vorher noch eine kleine Bemerkung. Ich habe mit einigem Gram wahrgenommen, daß Ihnen ein kleiner Fehler eigen ist, der Ihren ausgezeichneten Talenten ungemein schadet. Ist es möglich! ruft man allenthalben aus: dieser geschickte, gelehrte Mann, dieser Phönix unter den Aerzten, auf den ganz Frankreich, ja ganz Europa stolz ist, der alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Krankheiten heilt, weiß nicht

einmal — ein „Kompliment zu machen?“ Ich danke Ihnen für die Bemerkung; wünſchte jedoch, Sie kämen einmal zum eigentlichen Zweck Ihres Beſuchs. Meine Bemühungen, wo ich nicht irre, verdienen — Sie ſind unſchätzbar, Freundchen! unſchätzbar! und um Ihnen ſolche zu vergelten, darf ich Ihnen nicht weniger geben — ja, nicht weniger, „als zwölf Tanzſtunden.“ Was? — Tanzſtunden? Mir? Sie bedürfen ihrer mein Schatz! Ihr Gang und Ihre Haltung ſind ſchlecht. Vorſtehende Schultern, gebogenen Hals, ſchlotternde Arme! Keine Würde, kein Adel, keine Hoheit, keine Majeſtät mit Anmuth verknüpft! Sie ſind mager wie ein Todtengerippe; Sie haben eine erbärmliche Figur; aber durch Grazie, Doktor, durch Grazie läßt ſich alles verbeſſern. Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, daß nach zwölf Stunden Unterricht die Hofdamen Sie nicht mehr kennen, und ausrufen ſollen: es iſt ein Gott! Er präſentirt „ſich wie ein Beſtris!“ Ich glaube wahrhaftig, Sie wollen mich zum Beſten haben? Ei, behüte. Wenn Sie wollen, fangen wir gleich an. Geben Sie mir Ihre beiden Hände und heben Sie das linke — Ich, — laſſen Sie mich in Ruh! ich habe keine Zeit, um — Sie ſind beſchäftigt? Warum ſagten Sie mir dies nicht früher? Ich will Sie nicht abhalten. Aber ich komme wieder, und ſtets unverdroſſen, um Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweiſen. „Inzwiſchen leben Sie wohl!“

Wagner, Johanna. Unter den mannichfaltigen Huldigungen, welche der unübertrefflichen Darſtellerin der „Fides“ zu Theil wurde, gehört nachſtehende zu den intereſſanteſten, welche je einer Künſtlerin widerfuhr, daher wir dieſelbe auch für mittheilenswerth halten. Die Wagner gaſtirte in Frankfurt a. d. O., und während ihres ganzen Aufenthaltes daſelbſt, erhielt ſie täglich ein höchſt koſtbares Blumenbouquet, nebſt Gedichten, wovon jedes Bezug auf eine ihrer vorzüglichſten Rollen hatte, welches von einem ſchlichten Mädchen jeden Morgen in die Wohnung der gefeierten Künſtlerin gebracht wurde. Alles Nachfragen von wem? — war fruchtlos; nun wäre dieſes an und für ſich nichts ſo Sonderbares, allein als die Wagner nach Berlin kam, begann die tägliche „Blumen-Morgenſpende“ aufs Neue, ſo wie in Frank-

furt, und die Ueberbringerin war daſſelbe Mädchen, die auch in Frankfurt die vermeintliche „geheime Agentin“ war. — Alle Fragen waren wieder umſonſt, Nachforſchungen aller Art führten nicht zum Reſultat, die Neugierde der Künſtlerin zu befriedigen. So dauerte dieſe Blumenſpende, allüberall — von derſelben weiblichen Perſon, bis in die letzte Zeit, ohne daß man die Spenderin — oder vielmehr den eigentlichen Spender in Erfahrung gebracht hat.

— Wagner. Vor noch nicht langer Zeit ließ ſich ein junger Mann bei Fräulein Wagner anmelden, mit der Äußerung, er habe ſelbige dringend zu ſprechen. Da der Name des in Rede ſtehenden Mannes Allen unbekannt war, wurde ihm bedeutet, das Fräulein in dem Augenblicke nicht zu ſprechen ſei, jedoch der Vater derſelben, mit Vergnügen ihn empfangen und das „Dringende“ dann ſeiner Tochter ſogleich mittheilen wolle. „Nein“, ſagte der etwas in Aufregung gerathene Mann, „ich muß Fräulein Wagner allein ſprechen, es iſt zu wichtig.“ Man wurde begierig — und die Wagner entſchloß ſich, dieſen ihr ſonderbar ſcheinenden Menſchen zu ſprechen, empfing ihn — ließ jedoch den Herrn Papa im Nebenzimmer, bei angelehnter Thür, abwarten, was da kommen ſollte. — Der junge Mann trat ein! „ — Sie wünſchen?“ fragte die Künſtlerin — „Fräulein! ich liebe Sie!“ — war die Antwort des Mannes. — Man kann ſich leicht das Staunen der Künſtlerin vorſtellen, welche mit ihrer bekannten liebenswürdigen Naivetät ſagte: „Mein Herr, Ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen — —“ „Ich bin Thierarzt„, unterbrach der beſondere Verehrer, „und ernähre mich ſehr gut, Fräulein, ich muß Sie heirathen!“ — Nun wurde die Geſchichte doch etwas zu ernſthaft — man bedauerte den jungen Mann, der, wie es ſich leicht denken läßt, nicht zu den Vernünftigſten ſeines Geſchlechtes gehörte — und verwies ihn höflicher Weiſe mit dem Beſcheid auf einige Zeit hinaus, da doch einige „wichtige Sache“ der Überlegung bedarf. — Er war damit zufrieden und ging. — Zwar kam derſelbe noch einige Male, um die Antwort einzuholen — jedoch die Leſer können ſich leicht denken daß weder Fräulein Wagner noch Einer ihrer Familie je für dieſen Mann zu Hauſe waren.

Inhalts-Verzeichniß

nebst

historischen Notizen.

Theater.

Seite

Aesopus, tragischer Schauspieler zu Cicero's Zeiten, wie Roscius dessen Freund und gleich wie dieser in seinen Schriften oft und ehrenvoll genannt. 115

Abel (John), ein ausgezeichneter Tonkünstler, Altsänger und Lautenspieler aus dem 17. Jahrhundert, war in der Capelle des Königs Carl II. von England angestellt und später in Cassel — 1698 und 1699 — woselbst man ihn zu der damals noch neuen Würde eines Intendanten der Musik erhob. Er starb in hohem Alter 115

Ackermann (Conrad), geb. 1710 in Schwerin, begann 1740 bei der Schönemann'schen Gesellschaft seine theatralische Laufbahn. 1753 wurde er selbst Director und zog mit getheiltem Glück durch halb Deutschland, bis er endlich 1765 nach Hamburg kam, wo er auf seine Kosten ein Theater baute, welches er jedoch 1767 nebst Garderobe und Zubehör an eine Gesellschaft von Kaufleuten abtrat, unter deren Direction er sich selbst engagirte. In seinen guten Tagen war er ein guter Schauspieler, aber ein noch besserer Director. † 1771 116

Abt (Felicitas), geb. 1746 zu Biberach, gest. 1782 zu Göttingen. 116

Arnould (Sophie), geb. den 14. Febr. 1747 zu Paris, Tochter eines Gastwirthes. Als sie einst in der Kirche Val de grace auf dem Chor sang, wurde sie von der Prinzessin von Modena bemerkt und Frau von Pompadour empfohlen. Diese brachte

Seite

es dahin, daß sie in der großen Oper auftrat, deren Zierde sie von 1757—1778 war. Ihr Herz war aber ebenso groß und empfänglich, als ihre Stimme biegsam, daher die galanten Abenteuer, die sie bestand. Ihr treffender Witz wurde zum Sprichwort. † 1802, im nämlichen Zimmer, in dem der Admiral Coligny ermordet wurde 116

Ackermann (Charlotte), geb. 1758, gest. 1775 119

Arnal gehörte um 1820 unter die besten französischen Schauspieler im humoristischen Fache 125

Burbage 126

Baron (Michel), eigentlich Boyron, geb. zu Issaudun 1633, † zu Paris 1655 126

Baron (Michel), Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1668, † 1729 126

Beudeler (Salomo), Contrebassist bei der Hofcapelle und der Kammermusik des Herzogs von Braunschweig, wurde zu Quedlinburg 1683 geboren. Sein Vater, durch die Anlage des Sohnes zur Musik und besonders durch seine ebenso starke und durchdringende Stimme veranlaßt, ertheilte ihm selbst Unterricht, freute sich seiner glücklichen Fortschritte und sandte ihn nach London, wo sein Gesang alle Instrumente, selbst die Orgel übertönte. Man bot ihm Dienste an; er sollte die Bedingungen festsetzen, aber der stolz-ernste brittische Trotz behagte ihm nicht; er nahm lieber eine Stelle in Hamburg an, wo er wie zu Braunschweig und Leipzig, allgemeinen Beifall fand. † zu Braunschweig 1724 132

Bönicke, ein guter Schauspieler im Fache der Komik, der Stranitzky'schen Gesellschaft in Wien 1708 132

Brockmann (Joh. Franz), geb. 1745 zu Graz, berühmter Schauspieler, kam 1771 nach Hamburg unter Schröder, wurde 1778 nach Wien berufen, wo er bis zu seinem 1812 erfolgten Tode ein Liebling des Publikums war. Neben Schröder und Fleck wird er als der erste Heldenliebhaber und Charakterspieler Deutschlands bezeichnet 132

Bröckelmann, Schauspieler zur Zeit Schröder's 133

Banti (Brigida Georgi), geb. 1757 zu Venedig, berühmte Sängerin, gest. zu Bologna 1806 135

Bourguin (Therese), geb. 1785 zu Paris, betrat als siebenjähriges Kind die Bühne mit dem glücklichsten Erfolg und bildete sich dann unter der speciellen Leitung des bereits 82jährigen Dumesnil vollkommen aus. In Paris war sie lange Zeit die Zierde des Théatre français, und selbst die unvergleichliche Mars konnte ihren Stern nicht verdunkeln 136

Baptiste (Aîné), Mitglied des Théatre française am Ende des vorigen und den ersten Decennien dieses Jahrhunderts . . . 136

Seit

Beckmann (Friedrich), geb. zu Breslau 1803, ein sehr beliebter Darsteller im Fache des Lustspiels und der Posse, jetzt Mitglied des k. k. Hoftheaters in Wien 137

Cooke (sprich: Kuk; Alexander), englischer Schauspieler, der um 1588 besonders glänzte. Da zu jener Zeit selten Frauen sich der Schauspielkunst widmeten, so war es auch Cooke, der abwechselnd mit Kynaston alle Heldinnen und Liebhaberinnen in Shakespeare'schen Stücken spielte. Cooke war sehr schön, fast unmännlich schön, und Julia, Porzia und Desdemona waren seine gelungensten Rollen. Er starb in London 1620. 139

Cafarelli (Gaetano, eigentlich Majorano), berühmter Sänger, dessen Anmaßung ebenso groß war, als seine Virtuosität, wurde geboren 1703, in der Provinz Bari (Königreich Neapel), gest. 1783 140

Carlin (Carlo Antoino Bertinazzi), der berühmteste Arlequin des frühern italienischen Theaters in Paris, wurde 1713 in Turin geboren, † 1782 142

Clairon (Hippolyte-Caire de la Tude), geb. zu Condé, 1723, während des Carnevals; als Siebenmonatskind fürchtete man für ihr Leben und ihre Großmutter eilte mit ihr, um wenigstens ihr Seelenheil zu retten, zur Kirche, die sie jedoch verschlossen fand. Im Pfarrhause wurde ihr die Nachricht, daß sich sowohl der Pfarrer, als Vicar bei einem der Notablen zur Maskenfeier befänden. Man eilte dorthin und bei der Dringlichkeit der Sache entschlossen sich die Diener des Herrn, als Arlequin und Gilles (eine Art Pierrot) gekleidet, die heilige Handlung vorzunehmen. Die Violinen mußten pausiren, eine silberne Schüssel u. s. w. wurden herbeigeholt und zwischen zwei Contretänzen wurde die nachmalige Königin von Carthago getauft. *) Sie starb zu Paris, 1803, in Dürftigkeit . . . 142

Cuzzoni, eine Zeitgenossin Hogarth's 145

Chapelle versah die Stelle eines Schreibers bei einem Gerichtshofe, ehe er im Jahre 1792 Mitstifter des Boudeville-Theaters ward, an welchem die Cassandre-Rolle, d. i. die eines höchst einfältigen Tropfen, ihm von Anfang bis zu Ende seiner theatralischen Laufbahn vorzugsweise zu Theil wurde, indem er ihr wirklich auch große Ehre machte. Bei seinem Abschiede von der Bühne, im Mai 1818, bewilligte ihm die Direction ein Benefice, welches ihm 2700 Franken eintrug und nebenbei Veranlassung zum Bekanntwerden einiger Anekdoten gab, die den Namen dieses in seiner Sphäre beliebten Künstlers in den Annalen des Theaters erhalten dürften und die auch wir im Inhalte dieses Werkes mittheilen 147

*) Siehe: „Hippolyte Clairon, Betrachtungen über sich selbst und über die dramatische Kunst." (Aus der französischen Handschrift übersetzt.) Zwei Bände. Zürich, bei Orell, Füßli & Comp. 1798.

Seit

Candeille (Julie Emilie), geb. zu Paris 1762. Sie war Mitglied des Richelieu-Theaters, das sich später mit der Comédie française vereinigte und gehörte zu den besten Schauspielerinnen dieses Theaters 148

Catalani (Angelica), geb. 1784, zu Sinigaglia, † zu Paris, am 13. Juni 1849 149

Cornet (Julius), einer der berühmtesten Tenoristen seiner Zeit, später Director des Stadttheaters in Hamburg und Director des k. k. Hof-Operntheaters in Wien, wurde geb. 1794, zu St. Candido in Tyrol, † am 2. October 1860, in Berlin . . . 152

Dominique (le Pierre), Harlekin des italienischen Theaters, geb. 1640 zu Bologna, ward 1660 vom Cardinal Mazarin nach Paris berufen, wo er den Harlekin mit dem größten Beifalle bis zu seinem Tode, 1688, spielte 153

Duclos (Marie Anna de Chateauneuf), geb. 1670 zu Paris, war die erste Schauspielerin, die eine Pension vom Könige erhielt und zwar 1000 Livres, eine damals sehr bedeutende Summe. Ihre Biographen schildern sie als ebenso berühmt in galanten Abenteuern, wie als Künstlerin. Sie starb 1748, nachdem sie 43 Jahre der Liebling des Publikums gewesen. Viele und unter diesen werthvolle Kupferstiche haben sie auf die Nachwelt gebracht 154

Dumesnil (Maria Françoise), geb. 1713, † zu Paris, 1803. . 154

Döbbelin (Carl Theophilus), geboren zu Königsberg 1727, war früher Student, trat aber 1750 zur Neuber'schen Schauspieltruppe, schweifte lange Jahre herum, kam 1766 nach Berlin zum Director Schuch, dem er bei Abschaffung der extemporirten Comödien sehr zur Seite stand. Später trennte er sich von diesem und errichtete selbst 1775 ein Theater, das von dieser Zeit erst stehend wurde. † 1793. Als Schauspieler war er zu bombastisch, als Director verdienstvoll 155

Dorvigny, geb. 1734, Komiker und französischer Lustspieldichter. Er soll ein natürlicher Sohn Louis XV. gewesen sein, † 1812 zu Paris 155

David (Giacomo), geb. 1750 zu Persezze bei Bergamo, war einer der berühmtesten Tenoristen. Er starb 1830 zu Bergamo . . 156

Dugazon (Jean Baptist Henry Gourgaud), geb. 1754 zu Paris. Er debutirte 1771 mit glücklichem Erfolge. Selten war wohl ein Schauspieler zu gleicher Zeit so ausgezeichnet in einigen und so mittelmäßig in anderen Rollen desselben Faches wie Dugazon. Er war auch ein vortrefflicher Tänzer und Fechter, was ihm zu seiner Zeit in vielen Rollen nicht allein gut zu Statten kam, sondern ein gewisses Fach ausschließlich für ihn bildete. † zu Paris 1809 156

Devrient (Ludwig), geb. zu Berlin am 15. December 1784, † in seiner Geburtsstadt am 30. December 1832 157

Seite

Dejazet (Virginie), eine der berühmtesten Schauspielerinnen der Franzosen, ist, was man in der Coulissensprache ein „Comödiantenkind" (enfant de la balle) nennt, die unter irgend welchen Namen in's Geburtstagsregister eingetragen ward . . . 160

Devienne 171

Duprez (spr. Düpreh, Gilber Louis), geb. den 6. December 1806 zu Paris, ein berühmter Tenorist, welcher vom Jahre 1837 bis 1849 die größten Triumphe feierte 172

Eckhof (Conrad), der Vater deutscher Bühnenkunst, ward geboren zu Hamburg 1720, † am 16. Juni 1778 zu Gotha. . . . 173

Elsler (Fanny), geboren zu Wien 1811 176

Farinelli, eigentlich **Carlo Broschi** (sprich: Broski), wurde am 24. Januar 1705 zu Adria geboren. Er gehört zu den Künstlern, die den Culminationspunkt ihrer Kunst erreichten, daher Farinelli als der größte Sänger Europa's galt und allgemein bewundert ward, wegen seiner bezaubernden Talente und der guten Eigenschaften seiner Seele. † 1772. 179

Favart (Marie Justine Benedicte, geb. Cabaret de Roucroy), geb. 1727 zu Avignon, betrat zuerst 1744 das Theater der komischen Oper in Paris und wurde vom ersten Augenblicke ihres Erscheinens der erklärte Liebling des Publikums. Sie hatte von der Natur ein ausgezeichnetes Talent erhalten und trat oft an einem Abend in vier verschiedenen Rollen auf, in denen sie gleich vortrefflich war. Sie war auch die erste Schauspielerin, die es wagte, als Bäuerin den Reifrock und die Atlasschuhe zu vermeiden und in einem richtigen, dem Charakter der Rolle entsprechenden Costüme zu erscheinen. † 1772. . . . 184

Foote (sprich: Fuhte; Samuel), geb. 1720 in Cornwallis, widmete sich Anfangs dem tragischen Fache, aber nur mit mäßigem Erfolg, daher er denn bald den Weg zu heitern Rollen einschlug und auch dadurch eine Berühmtheit erlangte, besonders durch das Copiren und Lächerlichmachen der zu seiner Zeit bekannten Persönlichkeiten; seine 22 Stücke, meist Lustspiele und Possen, zeichnen sich weder durch Erfindung des Stoffes, noch durch elegante Ausführung aus, sprühen aber von Witz und Lebhaftigkeit. Er starb 1777 zu Dover . . . 185

Fleck (Joh. Fried. Ferd.) der unübertreffliche darsteller Shakespear'scher Charaktere, Grillent in Helden und Väterrollen, wurde geb. zu Breslau 12. Jan. 1757. Der Leidenschaften Flamme, des Hochsinns Adel, der Tugend Göttergestalt, prägte er mit des Genius Schwunge staunenden Hörern ins Herz, und das Laster bebte. Dem hartsinnigen Alter, dem spottenden Sonderling, dem höfischen Schmeichlervolke hielt er treu den Spiegel vor und die Thoren errötheten. Wahr, edel, groß auf der Bühne und im Leben, biederherziger Freund, zärtlicher Gatte und Vater, ging er nach droben Großes zu schauen, was er hienieden ahnend empfand, am 20. Dez. 1801 zu Berlin, wo

Seite

auch auf dem Gottesacker vor dem sallischen Thore seine sterbliche Hülle ruht 191

Frodsheim 192

Florida 192

Gaussin (Jeanne Chaterine), geb. 1711 zu Paris, war die Tochter eines Logenschließers und der Köchin des Schauspielers Baron, und zeigte schon in früher Jugend ein glänzendes Talent. 1731 debutirte sie als Junie im „Britannicus", Aricia in der „Phädra" und Zaire im „Mahomed" mit solchem Erfolge, daß ihr sofort die ersten Rollen der Trauerspiele wie der Comödie zugetheilt wurden und alle Dichter, selbst Voltaire, ihr herrliches Talent besangen. Mit ihrer hohen Kunst verband sie einen liebenswürdigen Charakter und eine seltene Körperschönheit, so daß sie nicht allein noch im 55. Jahre die jugendlichsten Rollen spielte, sondern auch die leidenschaftlichsten Verehrer fand. 1767 verließ sie das Theater aus übelverstandener Religiösität, und da sie auf alle Vortheile ihrer früheren Stellung verzichtete, starb sie bald nachher verlassen und fast in — Dürftigkeit 193

Garrick (sprich: Gärrick; David), geb. 1716, war einer der größten Schauspieler, die je gelebt; ohne von der Natur besonders begünstigt zu sein, wirkte er durch sein Genie unwiderstehlich auf das Publicum, † am 20. Jan. 1779. 194

Gabriele (Caterina) geb. 1730 zu Rom, gest. daselbst 1796 eine ausgezeichnete Gesangskünstlerin, die namentlich in London, Mailand, Wien und Petersburg sehr gefeiert wurde. In der ersten Zeit ihrer künstlerischen Laufbahn, die sie sehr früh betrat, nannte man sie „le Cuochini" weil ihr Vater der Koch eines Cardinals war 205

Großmann (Gustav Friedrich Wilh.) geb. 1774 zu Berlin, gehört zu den berühmtesten Schauspielern seiner Zeit. Er spielte Juden, Zigeuner, und franzöf. Bedienten vortrefflich doch noch vorzüglicher waren seine Rollen: Lord Trinket, Riceaut de la Marliniere, so wie überhaupt Chevallierrollen mit der solchem Charakter eigenen Etourderie. Sein Marinelli aber war der höchste Glanzpunkt in seinen Repertoir, und dürfte bis auf heute im nicht gleich vollendet nachgespielt worden sein. Auch als Theaterdichter erwarb er sich ein schönes Renomé; seine: „Eheſtandskandidaten", Nicht mehr als sechs Schlüsseln" haben sich noch bis heute auf dem Repertoir erhalten. Auch kann ihm nicht abgesprochen worden daß er sich um Hebung des deutschen Bühnenwesens kein geringes Verdienst erworben hat. Gest. 20. Mai 1796 zu Hanover 206

Garat (Pierre Jean) geb. zu Uftaritz, einer kleinen Stadt im Departement des Basses-Pyrénées, am 25. April 1764 gest. zu Paris 1. März 1823. Er war nicht nur einer der vortrefflichsten, mit der schönsten Stimme begabter Sänger, sondern

Seite

auch ein nicht wenig berühmter Componist. An der Gesangslehre, welche am Conservatoire in Paris eingeführt, hat er einen großen Theil, so wie seine Romanzen ein schönes Talent bekunden und auch in Deutschland, wie seine Schule bekannt sind. 209

Georges (Margarethe St. Georges-Weymar) geb. zu Bayeux 1788. Ihre Schönheit, ihre Kunst und ihre glänzende Geistesgaben fesselten Napoleon, der in einem engen Verhältniß längere Zeit mit ihr lebte. Sie war namentlich im romant. Drama unvergleichlich; ihre Maria Tudor, Lucretia Borgio, Johanna von Neapel u. s. w. wußte durch großartige Auffassung zur Erscheinung zu bringen. 1840 zog sie sich ins Privatleben zurück 210

La Grange, (Anna) 212

Heidegger (Johanna Jacob.) Oberaufseher der öffentlichen Vergnügungen zu London unter der Regierung George II., war der Sohn eines Geistlichen und um das J. 1660 zu Zürich geboren. Die Geschichte verschweigt seine früheren Schicksale, nur ist so viel bekannt, daß er nach Jahrelangen Herrumirren in der Welt, seinen Geschmack für alle Gegenstände des feinen Lebensgenusses heranbildete und im Alter von 40 bis 50 Jahren nach England kam, wo ihm seine Gewandheit und Jovialität bald in der großen Welt Freunde erwarben. Er erfreuete sich auch des großes Rufes, eines guten Kunstrichters und sein Ausspruch war Orakel . . gest. 1749. 216

Hahn-Neuhaus. In der bunten vielgestaltigen Bühnenwelt sind orriginelle und extravagante Persönlichkeiten durchaus nicht Seltenes! doch als einzig in seiner Art muß der durch seine leidenschaftliche Theaterliebe bekannte, am 18. Mai 1782 auf dem Schloße Remplin (in Mecklenburg) geborene Graf Karl von Hahn-Neuhaus, genannt werden. Jedenfalls verdient es der edle und liebenswürdige Mann, in der Erinnerung aller der Bühne Angehörigen, so wie aller Kunst- und Theaterfreunde fort zu leben. Denn Keiner wohl hat der Kunst solche unerhörte Opfer gebracht und ist ihr so treu bis zum letzten Augenblicke seines Lebens geblieben. Fortuna legte den kleinen Weltbürger in den Schoos des Reichthums; die Volkssage berichtet: Der alte Graf Hahn, habe in den Mecklenburger Landen sowie in Holstein nicht weniger denn 99 der schönsten Rittergüter besessen, daß 100ste habe er nicht erwerben dürfen, weil er dann mehr gehabt haben würde als der König. Wie dem auch sei, gewiß ist es, daß der Graf Hahn einer der reichsten Grundbesitzer des nördlichen Deutschlands war. Er hinterließ zwei Kinder, den Herrn Grafen Hahn Erbherr auf Neuhaus und Ida Gräfin Hahn-Hahn, welche sich durch ihren Uebertritt zum Katholicismus und Eintritt als Nonne in einem Kloster zu Mainz, einen verbreiteteren Ruf, als durch ihre Schriftstellerei gemacht hat 217

Iffland (August Wilhelm), geb. am 19. April zu Hanover, † zu Berlin, am 22. September 1814. 225

Seite

Kaiser 229

Kemble (Philipp), geb. 1757 zu Preston, war ein viel und mit Recht gefeierter Schauspieler, der alle Mittel besaß, das Publicum zu entzücken, zu erschüttern und hinzureißen; alle seine tragischen Darstellungen waren groß und tief. In seiner Jugend war Hamlet seine Hauptrolle, und nie gab es einen trefflicheren Darsteller dafür. Er starb 1823 in Lausanne 230

Kean (Edmund), wurde, von jüdischen Eltern abstammend, am 4. November 1787 zu London geboren und war nächst Garrick und Kemble der ausgezeichnetste Schauspieler England's. Obwohl klein und verwachsen, ward er, nachdem er viel umhergewandert, seit 1814, durch seine Darstellung des Shylock, der gefeierte Liebling des Londoner Publicums. Seine Glanzpartien waren außerdem: Richard III., Othello, Macbeth und Jago. Als Beweis für seine Vielseitigkeit, aber nicht für seinen ästhetischen Sinn, gilt das Factum, daß er an einem und demselben Abend den Richard III. und einen „Affen" in ein Localstück spielte. Er starb, dem Trunke verfallen, am 15. Mai 1833 zu Richmond 235

Kynaston 242

Krüger, (Georg, Wilh.) geb. 1794 zu Berlin, gest. 1841, einer der hervorragendsten Künstler seiner Zeit, der selbst, als er in Weimar gastirte, von Göthe besonders ausgezeichnet wurde . 242

Lekain (Henri Louis), geb. 1728 zu Paris, war ursprünglich Goldarbeiter, besuchte aber das College de Mazarin, wo seine Liebe zum Theater durch die aufgeführten Schulcomödien erwachte; er spielte nun eine Zeitlang auf Liebhabertheatern, wo ihn Voltaire sah, ihn auf seinem Haustheater ausbildete und dann an den Hof zog, wo er vor Ludwig XV. spielte und in Folge des königlichen Beifalls am théatre français angestellt wurde; die Theaterkunst hat ihm den größten Theil der Beseitigung der hohlen, eintönigen und klappernden Declamation zu danken; im Uebrigen entwickelte er in tragischen Parthien eben so viel Kraft, als Gewalt der Leidenschaft, die Alles hinriß. † 8. Febr. 1778. 244

Larrivée (J. Manduit, de), geb. zu La Rochelle, † 1822 zu Paris 246

Leo 248

Lablache (Louis), geboren 17. December 1794, † zu Neapel, 23. Januar 1858. 250

Lacombe (Rose) 255

Löwe, (Ludwig) eine unserer hervorragendsten, noch jetzt lebenden Schauspielgrößen, wurde geb. zu Rinteln 1795. Betrat zuerst 1808 in Magdeburg die Bühne, nach zwei Jahren gastirte er bereits am Burgtheater mit Beifall, war 1811—1819 Mitglied der Prager Bühne, wo er sich Bayer zum Vorbild nahm, jedoch durch seine Intellegenz es wohl verstand nur die Vor-

Seite

züge dieses immerhin verdienstvollen Schauspieler anzunehmen und dessen Schwächen zu übergehen. Sodann wurde er 1821 in Kassel engagirt, wo er die vollste Anerkennung fand und auch während dieses seines Engagements unter großen Enthusiasmus gastirte in: Dresden, Leipzig, Mannheim, Hamburg, Braunschweig, Berlin, Breslau und zweimal am Hoftheater in Wien; wo er auch in letzgenannter Residenz v. 1826 ein lebenslängliches Engagement antrat, und noch heute ein Liebling des Publikums und eine Zierde der deutschen Schauspielkunst ist. Seine vorzüglichsten Rollen sind: Corregio, Romeo, Hamlet, Perzival (in Griseldis) Rustan (im Traum ein Leben u. n. v. A. Deinhardstein hat es unserm Löwe allein zu verdanken daß sein „Garrik in Brystol" die Runde über alle Bühnen Deutschlands machte, denn Löwes Darstellung des Garricks war eine so meisterhaft durchdachte Leistung, daß sie Gelegenheit gab, Löwe das Prädicat „deutscher Garrik" zu geben. Er versuchte sich auch als Dichter und seine lyrischen Arbeiten haben viel praktischen Werth 255

Lind (Jenny), geboren zu Stockholm, am 6. October 1821 . . 256

Mézétin 262

Mara (Gertrud Elisabeth), geb. 1749 in Kassel, eine der berühmtesten deutschen Sängerinnen; ihre Stimme war die umfangreichste, die sich denken läßt, dabei klang sie rein, kräftig in allen Lagen; ihr Ausdruck, ihr tiefgefühlter, seelenvoller Vortrag war wahrhaft bezaubernd. † 1833 264

Matthews (Charles), einer der berühmtesten englischen Komiker der letzten Zeit, geb. am 28. Juni 1776 zu London, † an seinem Geburtstage 1835 zu Plymouth 270

Mars (Hippolyte Boudet), geb. am 9. Februar 1778 zu Versailles, † zu Paris, am 20. März 1847 270

Marr (Heinrich) ein noch lebender sehr verdienstvoller Schauspieler, der sich zwar als Künstler sehr viele Verehrer mit vollem Rechte erworben, dagegen durch sein brüskes Benehmen und Unverträglichkeit besonders seinen Collegen und Colleginnen gegenüber keine Beliebheit erwarb. Letzteres dürfte auch der Hauptgrund sein, daß er an keiner Bühne festen Fuß fassen konnte; ja selbst an Hofbühnen, wie das k. k. Hofburgtheater in Wien, und das großherz. Hoftheater zu Weimar, woselbst er lebenslänglich verbleiben konnte, hat er sich durch sein oft einen Künstler unwürdigen Gebahren Entlassungen zugezogen. Auch in Leipzig und Hamburg konnte er sich aus dieser Ursache nicht allzulange behaupten; jetzt jedoch wo er bereits an Jahren bedeutend vorgerückt, doch noch immer in gewissen Rollen seinen künstlerischen Rang zu behaupten befähigt ist, verweilt er wieder in Hamburg, und wenn wir nicht irren am Thaliatheater unter der Direction des um das deutsche Bühnenwesen, und besonders um die Cultivirung des deutschen Lustspiels hochverdienten Charles Maurice 272

Seite

Macready (William), geb. den 3. März 1793 in London, ein Zeitgenosse und College Kemble's, Kean's und York's, verstand es, sich neben diesen Heroen der englischen dramatischen Kunst zu behaupten, so daß er, nachdem die Obengenannten theils durch freiwilliges Zurücktreten, theils durch den Tod ihrer Wirksamkeit entzogen waren, als der anerkannteste Tragiker Englands bezeichnet wurde. Seine Verehrer legten ihm das glänzende Prädicat: „König der englischen Scene" bei. Im Jahre 1851 zog er sich in's Privatleben zurück 273

Malibran (Maria Felicitas), geb. zu Paris 1808, † im September 1836, in Manchester 273

Noel (Jean) 284

Neuber (Johann), Gatte der berühmten Friederike Caroline Neuber, geb. Weißenberg, welche als die Begründerin der regelmäßigen deutschen Bühne betrachtet wird 284

Nicolini 285

Nestroy (Johann), geb. den 7. December 1802, † 31. Mai 1862 286

Odry, ein Komiker in Paris, von dessen Lebens-Umständen uns nichts weiter bekannt ist, als daß er sonst Schuhmacher war, nebenbei Statistendienste verrichtete und sich dadurch zum Schauspieler praktisch bildete und durch Fleiß und Ausdauer eine glänzende Stellung in der Theaterwelt einnahm 294

Odefried (Anna) 296

Opitz 296

Paris 297

Preville, geb. 1720, gest. 1799 297

Pasta (Guidita), geb. zu Como 1799. Trotzdem sie bereits nach dem Tode der Malibran nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre stand, galt sie dennoch als die größte lebende dramatische Sängerin der italienischen Schule. Gegenwärtig lebt sie in hohem Alter zurückgezogen auf ihrer Villa am Commersee 300

Quin (James), geb. 1698 zu London, † zu Bath, 1766 . . . 300

Quadagni, Castrat, lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu Venedig und stand dort als Sänger wie als Acteur in großem Ansehen. 303

Quinault, Demoiselle, Schauspielerin zu Paris zur Zeit Voltaire's, und unsern Lesern gewiß auch bekannt durch die Rolle, welche ihr Drachvogel in seinem rühmlich und allgemein beliebten Trauerspiel „Narciß" zuertheilte 303

Rosamberg 305

Raimund (Ferdinand), geb. 1. Juni 1790 zu Wien, † am 6. September 1836 zu Gutenstein 306

Rott (Moritz), geb. zu Prag 1796 318

Rubini (Giambatista), geb. zu Bergamo, im Mai 1796 . . . 318

Rachel (Felix), geb. zu Paris von jüdischen Eltern 1822, † den 4. Januar 1858 zu Cannes 321

Stockfisch (Hans) 324

Seite

Schröder (Friedrich Ludwig), welcher als mimischer Künstler das für Deutschland war, was Shakespeare als dramatischer Dichter für England, wurde geboren 1744 zu Schwerin und starb 1816 zu Hamburg 335

Schikaneder (Imanuel), geb. 1751 zu Regensburg, † zu Wien 1812 343

Siddons (Betty Alix, geb. Kemble, Schwester des berühmten englischen Schauspielers gleichen Namens), geb. 1760 zu Brecknock, war durch 20 Jahre als Schauspielerin der Liebling des Londoner Publikums, zog sich schon 1802 von der Bühne zurück und lebte bis gegen 1830 auf einer Meierei in Wales 344

Seydelmann (Carl), 24. April 1795 zu Glatz in Schlesien geboren, † den 17. März 1843 zu Berlin 345

Schröder-Devrient (Wilhelmine), geb. den 6. December 1804, war eine Künstlerin, für der es von dem Augenblicke an, wo sie auf der Bühne einen Charakter darzustellen hatte, kein Parterre, keine Loge, ja, fast möchten wir sagen, kein Orchester gab; sie vergaß sich selber, sie schien zu improvisiren, lebte nur in dem sie umgebenden Kreise der Begebenheit, und wenn sie sang, so spiegelte ihr Gesicht jede Note, jedes Wort, das an sie gerichtet war, wieder, denn sie war eine ebenso vollkommene tragische Darstellerin, als declamatorische Sängerin und diese Doppelerscheinung so verschmolzen, daß sie ein unzertrennliches Ganzes bildete, daß man sich das Bestehen der Tragikerin ohne ihren Gesang, ihren Gesang ohne ihr Spiel nicht denken konnte, ist eben das, was die geniale Frau einzig auf ihrer Höhe erscheinen läßt und was überall den entschiedensten Sieg sicherte. † 26. Januar 1860 in Coburg 347

Sontag (Henriette), geb. den 3. Januar 1806 in Coblenz, gest. den 17. Juni 1854 in Mexiko 349

Staudigl (Joseph), geboren 1807 zu Wöllersdorf in Niederösterreich, † am 28. März 1861. 360

Talma (Franz Joseph), geb. 1760 zu Paris, † 1826 360

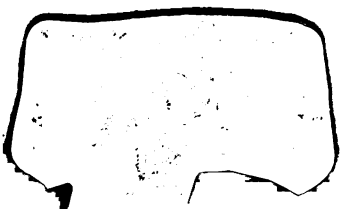
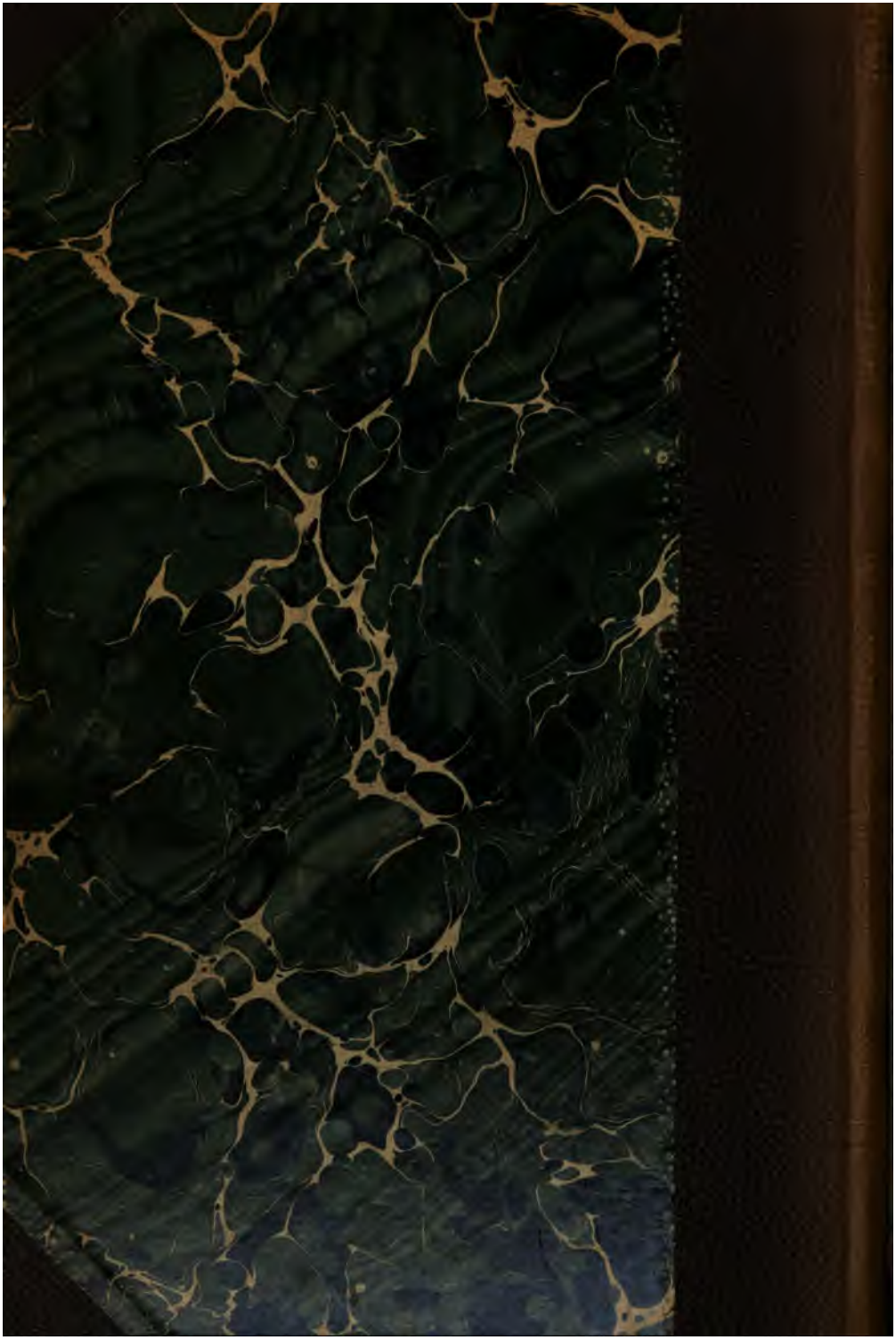
Tamburini (Antonio), geb. zu Faenza 1800 381

Vierig 382

Vestris, eigentlich **Vestri** (Gaetano Apolline), geb. 1729 zu Florenz, kam sehr jung nach Paris, wo er den Unterricht des berühmten Balletmeisters Dupré genoß. Vestris erlangte in seinem Fache einen solchen Ruf als Künstler, daß mehrere Fürstenhöfe Europa's wetteiferten, den Mann zu besitzen, der durch edle Gestalt und Schönheit, durch Talent und Kraft bald seinen Meister verdunkelte. Vestris besaß eine solche unbegrenzte Eitelkeit, daß er sich selbst oft den „Gott der Tanzkunst" nannte und behauptete, sein Jahrhundert habe nur drei große Männer hervorgebracht: ihn, Voltaire und Friedrich II. † 1808. 383

Wagner (Johanna) 386

A.W. Mytze
24.2.88
[FIEDLER]

872383

L. 835
3 L.